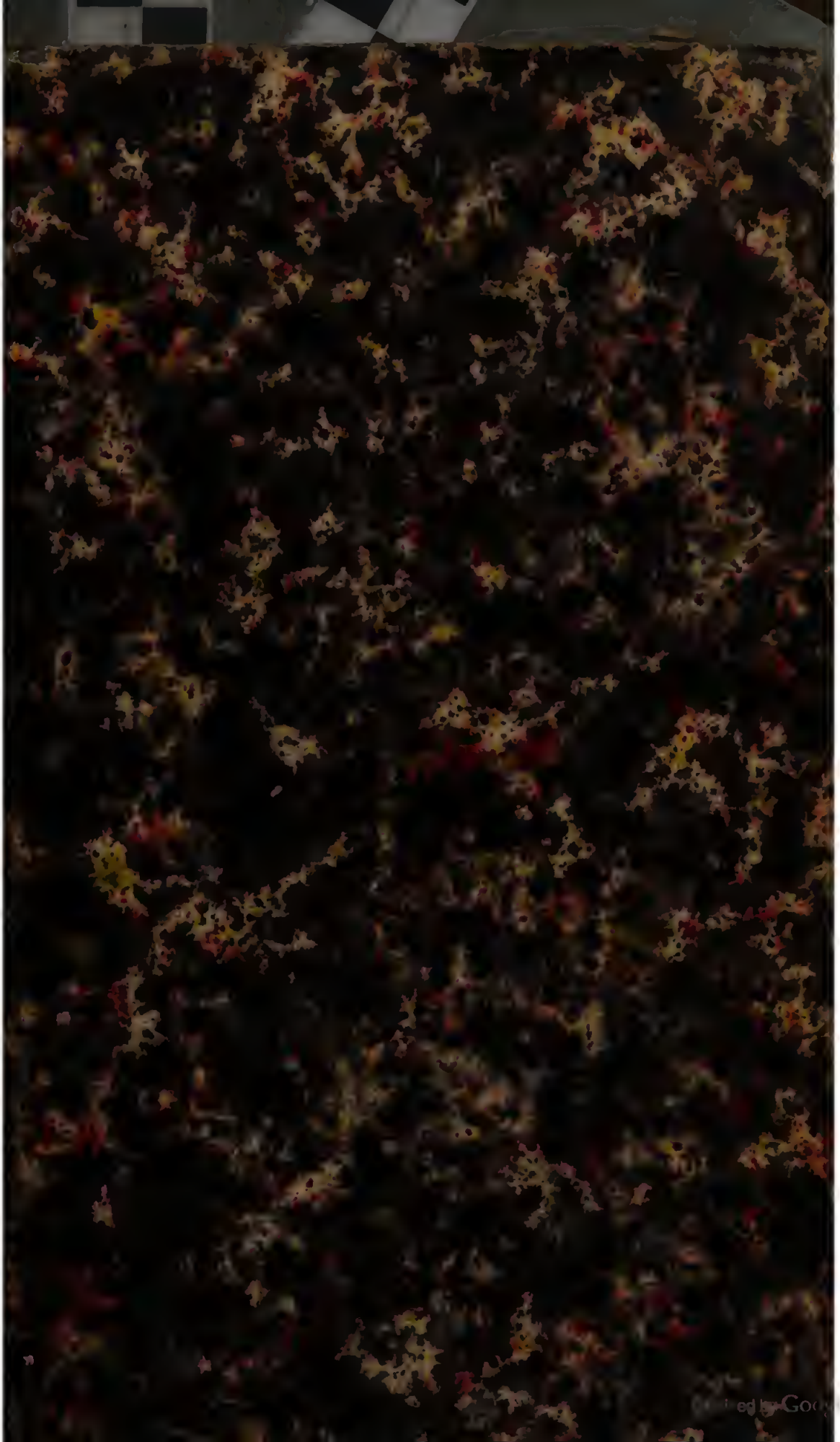


201
61 G
28

Dr. Karl Schmidt's

Geſchichte der Pädagogik

dargeſtellt

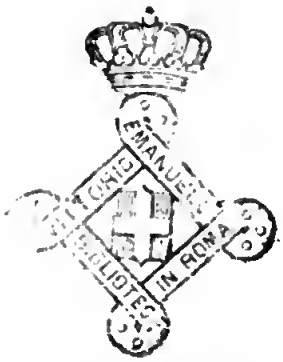
in

weltgeſchichtlicher Entwicklung und im organiſchen Zuſammenhange mit dem Culturleben der Völker.

Zweite, vielfach vermehrte und verbeſſerte Auflage,

beſorgt durch

Dr. Wichard Lange.



Zweiter Band:

Die Geſchichte der Pädagogik von Chriſtus bis zur Reformation.

Cöthen.

Druck und Verlag von Paul Schettler.

1869.

Geſchichte der Pädagogik.

Zweiter Band.

Dr. Karl Schmidt's

Geschichte der Pädagogik

in der

christlichen Zeit.

Neu bearbeitet

von

Dr. **Wichard Lange.**

Zweite Auflage.

Cöthen.
Druck und Verlag von Paul Schettler.
1869.

Inhalt.

II.
Nach Christus.
Die Weltepoche der humanen Erziehung.

A. Von Christus bis zur Reformation.
Die Fundamente des Christenthums und die Periode der verständigen Erziehung.

(Seite 1—496.)

1. Das Wesen des Christenthums und seine Entwickelungsmomente . . . . . 1—4

Die Fundamente des Christenthums und seiner Erziehung.

(Seite 7—70.)

I. Der Grundstein des Christenthums . . . . . 7—12

2. Jesus Christus der Lehrer und Erzieher der Menschheit 7—12

Wesen und Natur Jesu Christi . . . . . 7—8

Jesus Christus als Ideal und Vorbild für die Erziehung und die Erzieher . . . . . 9—10

Christi pädagogische Lehren . . . . . 11—12

II. Das Urchristenthum . . . . . 13—70

3. a. Die Pädagogik des neuen Testaments . . . . 13—19

Der Christus der Synoptiker und des Johannes. Die Weltanschauung des Paulus . . . . . 13—14

Die neutestamentliche Pädagogik . . . . . 15—16

Das Verhältniß der Eltern zu den Kindern und der Kinder zu den Eltern nach dem Neuen Testament . . . . 16—17

Der Erzieher und Lehrer nach dem Neuen Testament . 17—18

Erziehungsideal und Erziehungspraxis der Apostel . . 18—19

4. b. Das Haus im Urchristenthum . . . . . 19—25

Das Leben der ersten Christengemeinden . . . . . 19—21

Das Familienleben im Urchristenthum . . . . . 21—22

Die Familienerziehung im Urchristenthum . . . . . 22—23

Die Mutter und ihr Erziehungswerk im Urchristenthum . 24—25

Seite

c. Die Schule der ersten christlichen Jahrhunderte und die Pädagogik der Kirchenväter . . . 26—70

5. Die erste christliche Volksschule. Johannes Chrysostomus und Basilius der Große . . . . . 26—39

Die älteste Verfassung der christlichen Gemeinde . . . 26—27
Das Katechumenat . . . . . 27—28
Die ersten christlichen Schulen und die apostolischen Constitutionen 28—29
Johannes Chrysostomus . . . . . 29—35
Gottes Erziehung nach Chrysostomus das Vorbild der christlichen Erziehung . . . . . 29—30
Die Zucht der Eltern an den Kindern nach Chrysostomus . 30—31
Chrysostomus: Die Erziehung zum Bilde Gottes . . . . 32—33
Chrysostomus: Mütter und Klöster als die wichtigsten Erzieher des Kindes . . . . . 34—35
Basilius der Große . . . . . 35—39
Die Rede des Basilius an christliche Jünglinge . . . . 35—36
Basilius über Nutzen und Werth der klassischen Studien . 36—37
Die Mönchsregel des Basilius und deren Erziehungsvorschriften 37—38
Der Gesang in der Urkirche und Ambrosius . . . 38—39

6. Die erste christliche Gelehrtenschule. Die Katechetenschule. Clemens von Alexandria und Origines . 40—49

Die Kaiserschulen . . . . . 40—41
Die Katechetenschule zu Alexandria. Stifter der Katechetenschule 41—42
Clemens von Alexandria und seine Erziehung unter dem Gleichnisse göttlicher Offenbarung . . . . . 42—44
Gesetz und Philosophie als Propädeutik des Christenthums, nach Clemens von Alexandria . . . . . 44—45
Origenes und sein Lehrvortrag . . . . . 45—46
Das Ziel der Erziehung nach Origenes . . . . . 47—48
Der Untergang der Schule zu Alexandria. Die Schulen zu Antiochia, Edessa und Nisibis . . . . . 48—49

7. Die erste Constituirung der christlichen Erziehung im bewußten und ausschließenden Gegensatze zum Heidenthume: Tertullian, Cyprian, Hieronymus u. Augustinus 49—70

Tertullian und seine Opposition gegen das Heidenthum . 50—51
Tertullian über heidnische Literatur, über Freiheit und Sünde 51—53
Cyprian 54
Hieronymus . . . . . 55—59
Der Brief des Hieronymus an Läta . . . . . 55—56
Die Erziehung der Paula, ihre Lern und Lebensaufgabe, ihre Lectüre . . . . . 56—59
Augustinus . . . . . 59—67
Augustin's Bekenntnisse und sein Entwicklungsgang . . 59—64
Augustin's Anschauung über das menschliche Wesen und seine Bildungsanstalt für Kleriker . . . . . 65—66
Augustin's Erziehungsschrift . . . . . 66—67
Seminare und Klöster als Bildungsanstalten der Geistlichen . 67—68
Das Ziel der geistlichen Bildung . . . . . 68—69
Untergang der Welt . . . . . 69—70

Vor der Reformation.

Die Periode der transscendenten Erziehung.

(Seite 71—496.)

Seite

8. Charakter der vorreformatorischen Welt und ihrer Erziehung. Synchronistische Uebersicht der vorreformatorischen Bildung und Erziehung . . . . 73—87

1. Die mönchische Erziehung der orientalischen Kirche und die Erziehung des Muhamedanismus.

(Seite 88—126.)

9. Die mönchische Erziehung der orientalischen Kirche . 88—99
- Charakter der Kirche und des Reichs im Orient . . . 88—89
- Wissenschaft und Kunst in der orientalischen Kirche . . 89—90
- Das Mönchsthum im Orient . . . . . 91—92
- Die Entwicklung der orientalischen Kirche, ihrer Wissenschaft und ihrer Schulen unter Justinian, Bardas und den makedonischen Kaisern . . . . . 93—95
- Wissenschaft und Schulen unter Basilius, Leo dem Philosophen und Constantin Prophyrogennetes . . . . . 95—96
- Suidas, die Komnene, Michael Paläologus und Kritik der orientalischen Cultur . . . . . 97—99

10. Die abstract verständige Erziehung der muhamedanischen Völker . . . . . 100—126
- Arabien und die Anlagen des arabischen Geistes . . . 100—101
- Die muhamedanischen Lehren und ihr Werth . . . . 102—103
- Der Culturkreis des Islam . . . . . 103—104
- Die arabische Wissenschaft unter den Omejaden und Abassiden Harun al Raschid und die Akademie zu Bagdad. Persien und Dschelaleddin Rumi Syrien . . . . . 105—106
- Muhamedanische Schulen und der Unterricht in denselben . 106—108
- Bildung und Schulen im muhamedanischen Spanien . . 109—113
- Kritik der arabischen Bildung . . . . . 113—114
- Das Buch des Kabus . . . . . 115—116
- Ebn Tophail und sein Naturmensch . . . . . 116—123

---

2. Die geistlich-scholastische Erziehung der occidentalischen Kirche.

(Seite 127—251.)

I. 11. Das Wesen der occidentalischen Kirche und des germanischen Staates . . . . . 127—142
- Charakter der romanischen Kirche. Das Mönchsthum im Abendlande . . . . . 127—132
- Das Germanenthum, die altgermanische Verfassung, Bildung und Erziehung . . . . . 132—137
- Die Hierarchie und das Feudalsystem . . . . . 137—142

II. Die geistlich-scholastische Erziehung . . . . . 142—184

A. Unterricht . . . . . 142—171

Seite

12. Die Schulanstalten in der geistlich-scholastischen Erziehungszeit . . . . . 142—150
Die Parochialschulen . . . . . 142—143
Die Klosterschulen: Benedictiner-, Dominikaner- und Franziskanerschulen . . . . . 143—148
Die Dom- und Stiftsschulen . . . . . 148—150

13. Lehrer und Schüler in der geistlich-scholastischen Erziehungsperiode . . . . . 150—154
Die Lehrer (der Scholasticus, Rector, Cantor ꝛc.), ihre Stellung, ihre Methode . . . . . 150—152
Die Schulen aus den verschiedenen Ständen. Knaben und Mädchen . . . . . 152—154

14. Unterrichtsgegenstände in der geistlich-scholastischen Erziehungsperiode . . . . . 154—166
Die nichttheologischen Unterrichtsgegenstände: die sieben freien Künste . . . . . 154—156
Grammatik, Rhetorik, Dialektik . . . . . 156—157
Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie . . . 157—161
Geschichte, Jurisprudenz, Physik und Magie, Chemie und Alchemie . . . . . 161—163
Die Religion, die Exegese, das Lesen der Bibel, die Predigt, die Unterrichtsgegenstände in der Religion . . 163—166

15. Schulmaterialien und Lehrbücher beim geistlich-scholastischen Unterricht . . . . . 166—171
Schreibmaterialien, Schreibstoff, Schreibwerkzeuge, Tinte ꝛc. 166—167
Das erste Schulbuch, die lateinischen und griechischen Grammatiker und Schriftsteller . . . . . 167—168
Die Schulbücher von Capella, Boëthius, Cassiodor, Isidor, Beda und Rhabanus Maurus . . . . . 168—170
Das Doctrinale 171

B. Zucht . . . . . 172—184

16. Die Zucht der Schule und des Hauses im geistlich-scholastischen Zeitalter . . . . . 172—184
Die Schulzucht . . . . . 172—173
Ergötzungstage der Schüler . . . . . 173—174
Dramatische Aufführungen . . . . . 175—176
Hrotsvitha und ihre Komödien . . . . . 176—179
Aschbach über die Aechtheit der Schriften Hrothsvitha's . 179—180
Die Mysterien und die Passionsspiele . . . . . 180—183
Die häusliche Zucht der Erziehung . . . . . 183—184

III. Die Entwicklung der geistlich-scholastischen Erziehung 184—251

17. Die Grundlegung der Staaten und der geistlich-scholastischen Erziehung . . . . . 184—215
Die Vandalen, die Westgothen und die Ostgothen: Marcianus Capella, Isidorus, Cassiodor und Boëthius . 184—189
Benedict von Nursia und die Benedictinerschulen . . 189—190
Die Longobarden und Gregor der Große . . . . 190—192
England: Patrick, Augustin, Theodor von Tarsus, Egbert, Beda Venerabilis . . . . . 192—193
Gallien: Martinus von Tours, Chlodvig, Maurus, Chrodegang von Metz . . . . . 194—195

Seite

Belgien: Willibrord, Gregor von Utrecht . . . 195—196
Deutschland: Gallus, Emmeran, Bonifacius, Rhabanus Maurus . . . . . 196—199
Walafried Strabo und seine Schilderung der Erziehung und des Unterrichts im Kloster Reichenau . . . 199—215

18. Karl der Große mit seinen Staaten und Alfred der Große . . . . . 215—231
Die geistige Universalmonarchie Karl's . . . . . 215—217
Die Hebung der Geistlichkeit und Karl's Forderung an dieselbe . . . . . 217—219
Die Volksbildung durch Karl den Großen . . . . 219—221
Die Neubelebung der Kathedral- und Klosterschulen durch Karl 221—222
Alcuin, Karl's Berather bei Einrichtung der Schulen . 222—223
Die Hofschule und die Schulen zu Tours, zu Lyon, zu Osnabrück, zu Paderborn . . . . . 223—224
Bildung und Schulen nach Karl dem Großen . . . 224—226
Karl der Kahle: Mannon, Skotus Erigena und Remigius von Auxerre . . . . . 226—228
Das Sinken der Bildung in Frankreich und Italien . 228—230
England und Alfred der Große . . . . . 230—231

19. Das zehnte und elfte Jahrhundert . . . . 231—251
Frankreich, Italien und Deutschland im zehnten Jahrhundert 231—232
Die Ottonen und Bruno . . . . . 232—235
Rhaterius. Mathildis. Gerbert . . . . . 235—236
Deutschland im elften Jahrhundert 237
Das Papstthum und Gregor VII. . . . . 237—239
Frankreich: Die Troubadours; Guido von Arezzo, die französischen Schulen 240
England, seine Bildung und seine Schulen . . . 240—241
Die niederländischen Schulen im elften Jahrhundert . 241—243
Verfall der Klosterschulen . . . . . 243—244
Verfall der Dom- und Stiftsschulen . . . . 245—246
Verfall der Geistlichkeit . . . . . 246—247
Narren- und Eselsfeste und Volksaberglauben . . . 247—250
Die Abgründe der vorreformatorischen Zeit . . . 250—251

3. Das Laienthum und seine Erziehung.

(Seite 252—496.)

20. Die Kreuzzüge und die Oberherrschaft des germanischen Geistes über die romanische Weltanschauung 252—259
Unterschied zwischen der scholastisch-geistlichen Periode und der Herrschaft des Laienthums . . . . . 252—253
Die Kreuzzüge und die Hierarchie . . . . . 253—254
Die durch die Kreuzzüge hervorgerufene Bildung . . 254—256
Neues Leben in der Wissenschaft und Kunst . . . 256—259

A. Das Ritterthum und seine Erziehung.

(Seite 259—300.)

21. Die Gestaltungen des Ritterthums . . . 259—284
Die Scholastik . . . . . 260—261
Skotus Erigena. Anselm. Abälard. Peter der Lombarde. Thomas Aquino. Duns Skotus. Wilhelm v. Occam . 261—264
Roger Bacon 264
Die Abenteuer der Scholastik. Abälard und Heloise . 265—267

Der Kampf Abälard's mit Wilhelm von Champeaux. Abälard und seine Gegner . . . . . 267—269
Johann von Salisbury . . . . . 269—270
Bernhard von Chartres . . . . . 270—271
Die Schlacht der sieben Künste . . . . . 271—272
Kritik der Scholastik . . . . . 272—274
Das Ritterthum der Kunst . . . . . 275—276
Die gothische Baukunst und ihr Werth für die Erziehung. 276—278
Die ritterliche Poesie: Die Troubadours und Minnesänger. Ihr Werth für die Bildung . . . . . 278—280
Der ritterliche Held und sein Pathos . . . . 280—282
Wesen und Werth des Ritterthums . . . . . 283—284

22. Die Erziehung im Ritterthum . . . . . 284—300
Gegensatz der ritterlichen und geistlich-scholastischen Bildung 284—286
Die Erziehung des Ritterfräuleins . . . . . 286—290
Die Erziehung des Junkerherrlein . . . . . 290—294
Die Erziehung des Knappen . . . . . 294—296
Der Ritter und die ihm gestellte Aufgabe . . . . 297—298
Das Sinken des Ritterthums: Hans von Schweinichen . 298—300

B. Das Bürgerthum und seine Erziehung.
(Seite 300—496.)

23. Das Bürgerthum mit der neu aufwachenden Kunst und Wissenschaft . . . . . 300—312
Das Wesen des Bürgerthums und seine Bethätigung . 301—302
Nationalsprache und Kunst im Bürgerthum . . . 302—306
Die Naturwissenschaften in der Zeit des Bürgerthums . 306—307
Die Philosophie und Religion in der Zeit des Bürgerthums 307—310
Die sittliche Opposition gegen die katholische Unsittlichkeit . 310—311

24. a. Die städtischen Schulanstalten . . 312—352
Die Schriftschulen, lateinischen Schulen und Mädchenschulen . . . . . 312—313
Lehrstoff, Lehrart und Zucht in den Stadtschulen . . 313—314
Das Patronat über die Stadtschulen . . . . . 314—315
Die Verfassung der Stadtschulen und ihre Lehrer . . 315—316
Besoldung und Anstellung der Lehrer . . . . . 316—317
Die Bacchanten und die Selbstbiographie Thomas Platters 318—324
Das Schulwesen in der Schweiz . . . . . 324—327
Die städtischen Schulen in Frankreich und Belgien . . 327—328
Kritik des städtischen Schulwesens . . . . . 328—329
Armenerziehung, Frauenvereine, Mädchenschulen, Privatschulen . . . . . 329—331
Die Brüder des gemeinschaftlichen Lebens . 331—339
Gerhard Groote und der Zweck der Brüder . . . 331—332
Die Unterrichtsgegenstände bei den Brüdern . . . 333—334
Florentius Radewins und die Organisation der Fraterhäuser 334—339
Kinderschriften. Der Seele Trost . . . . . 339—340
Die erste theoretische Pädagogik. Alanus von Lille, Thomas von Cantimpré und Hugo von St. Victor . . 341—342
Vincent von Beauvais . . . . . 342—350
Ludwig IX. an seinen Sohn und an seine Tochter . . 350—352

b. Die Universitäten . . . . . 352—279

25. I. Entstehung der Universitäten . . . . 352—358
Die Universitäten zu Bologna, Salerno und Paris . 353—354
Die Universität zu Prag . . . . . 354—355

Seite

Die im 13., 14. und 15. Jahrhundert gestifteten Universitäten 355—356
Der Wissenskreis der Universitäten . . . . . 356—358

II. Die Privilegien der Universitäten . . . 358—361

Die von den Päpsten ertheilten Privilegien . . . 359—360
Die fürstliche Anerkennung der Universitäten . . . 360—361

III. Die Verfassung der Universitäten . . 361—370

Organisation der Universitäten . . . . . 361—362
Die Nationalitäten auf den Universitäten . . . 363—364
Die Facultäten . . . . . 364—366
Die akademischen Grade und Würden . . . . 366—368
Akademische Vorlesungen und Disputationen. Gehalte der Professoren . . . . . 369—370

IV. Die Disziplin auf den Universitäten . . 371—379

Die Sitten der Magister und Studenten . . . 371—372
Die Collegien auf den Universitäten: Das Collegium der Sarbonne und das Collegium von Navarra . . 373—374
Die Collegien in Italien, in England und in den Niederlanden 374—375
Die Bursen in Deutschland . . . . . 375—376
Kritik der Universitäten und ihre Entwicklung bis zur Reformation . . . . . 376—379

c. Das Wiederaufblühen klassischer Studien. . . . . 379—496

26. Die klassischen Studien in Italien . . . . 379—420

Werth des wiedererwachten klassischen Alterthums . . 379—380
Dante Alighieri . . . . . 381—382
Francesco Petrarca . . . . . 382—388
Giovanni Boccaccio . . . . . 388—389
Die Akademie von San Spirito und Salutato . . 390—391
Johann von Ravenna und Emanuel Chrysoloras . . 391—392
Die Musenrepublik zu Florenz . . . . . 392—393
Cosimo de'Medici, Tommaso Parentucelli, Niccolo de'Niccoli, Lionardo Bruni, Carlo Marsuppini, Ambrogio Traversari und Gianozzo Poliziano . . . . . 393—396
Die platonische Akademie, Lorenzo de'Medici, Marsilius Ficinus, Agnolo Poliziano . . . . . 396—399
Venedig und Neapel mit dem Humanismus . . 399—400
Lorenzo della Valle und Beccadelli . . . . . 400—401
Mailand und Mantua: Vittorino Rambaldoni da Feltere mit seiner Erziehung . . . . . 401—406
Padua: Petro Paulo Vergerio mit seinen Erziehungslehren 406—408
Ferrara: Guarino und Giovanni Aurispa . . . 408—409
Der Humanismus in Rom . . . . . 409—410
Die Erziehungslehren des Mapheus Vegius . . 410—416
Nicolaus V. und die klassischen Studien in Rom unter ihm 416—417
Leo X., Bembo und Petrus Pomponatius . . 417—418
Machiavelli . . . . . 419—420
Kritik des italienischen Humanismus 420

27. Die klassischen Studien in Ungarn, England, Frankreich und Spanien . . . . . 421—440

Der Humanismus in Ungarn . . . . . 421—422
Der Humanismus in England . . . . . 422—429
Eton College . . . . . 423—424
J. Colet . . . . . 425—426
Thomas More mit seiner Utopia . . . . 426—429

	Seite
Der Humanismus in Frankreich: Gerson, N. von Clemangis Robert und Heinrich Stephanus	429—432
Der Humanismus in Spanien	432—440
Raimund von Sabunde	432—433
Ludwig Vives	433—434
Huart und seine Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften	434—440
28. Die klassischen Studien in den Niederlanden und in Deutschland	441—484
Ennea Silvio Piccolomini und Georg Helmburg	441—444
Die rheinische Gesellschaft: Conrad Celtes, Johannes von Dalberg und Pirkhaimer	444—446
Heidelberg und Tübingen als Vorkämpferinnen des Humanismus	446—447
Die Schule zu Schlettstedt: Ludwig Dringenberg und Jacob Wimpheling	447—449
Johann Wessel und die Sechsmänner: Rudolph Lange, Moritz von Spiegelberg, Ludwig Dringenberg, Antonius Liber, Alexander Hegius und Rudolph Agricola	449—457
Agricola über die Studien, über Gedächtniß und über eigenes Erfinden	452—457
Johann Reuchlin	457—459
Reuchlins hebräische Grammatik, sein Kampf mit den Obscuranten und sein persönlicher Werth	458—459
Desiderius Erasmus	459—471
Das Lob der Narrheit und die pädagogischen Schriften des Erasmus	459—461
Erasmus und Luther	461—462
Erasmus über Kindererziehung	462—463
Erasmus über Anfang des Unterrichts, über öffentliche und private Erziehung, über Wesen und Wahl eines Lehrers	463—465
Erasmus über schriftliche Uebungen u. Nachahmung des Cicero	465—467
Erasmus über religiöse Erziehung	467—469
Erasmus über Mädchenerziehung und häusliche Erziehung	469—471
Ulrich von Hutten	471—484
Die Briefe der Dunkelmänner, ihre Form und ihr Inhalt	475—478
Einfluß des wiedererwachten Alterthums auf die Schulwissenschaften, auf Universitäten und Gymnasien, auf Lehrer und Schüler	479—484

Rückblick

29. auf die Geschichte der Pädagogik von Christus bis zur Reformation	485—496

Hülfsmittel.

Abulfedae Annales Muslemici arabice et latine; opera etc. etc. F. Reiskii Hafniae, 1789.

Anhalt. Die Universitäten. Jena, 1846.

Aschbach. Roswitha und Conrad Celtes. Wien, 1867.

Baebler. Die Schule zu Brugg im 16. Jahrhundert. (Neues Schweizerisches Museum. Vierter Jahrgang 2. Heft). 1864.

Baur. Der Apostel Paulus. Stuttgart, 1845.

— Kirchengeschichte der ersten drei Jahrhunderte und des Mittelalters. Tübingen, 1863.

Bernhardi. Grundriß der griechischen Literatur. Halle, 1852.

Böhringer. Die Kirche Christi und ihre Zeugen. 1. Bd. 1842—1845.

Büsching. Ritterzeit und Ritterwesen. Leipzig, 1823.

Conde. Geschichte der Herrschaft der Mauren in Spanien. Uebers. von Rutschmann. Carlsruhe, 1824.

Delprat. Die Brüder des gemeinsamen Lebens. Aus dem Holländischen übersetzt von Mohnike. Leipzig, 1840.

Diez. Buch des Kabus. Berlin, 1811.

Ebn Tophail. Der Naturmensch. Uebers. von Eichhorn. Berlin, 1782.

Erhard. Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung. vornehmlich in Deutschland. Magdeburg, 1827.

Das Erziehungswesen der christlichen Zeit. (Der Schulfreund von Schmitz. 11. Jahrgang.) Trier, 1855.

Falke. Die ritterliche Gesellschaft im Zeitalter des Frauencultus. Berlin, 1862.

Fechter. Thomas Platter's Selbstbiographie. Basel, 1840.

Geschichte des Gelehrtenschulwesens (Schmid's Encyklopädie). 1860.

Gesenius. Arabische Literatur. (Encyklopädie von Ersch und Gruber).

Giesebrecht. Geschichte der deutschen Kaiserzeit. 1860.

Gfrörer. Pabst Gregorius VII. und sein Zeitalter. Schaffhausen, 1859.

Gregorovius. Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Stuttgart, 1859.

Grohmann. Annalen der Universität Wittenberg.

Guerike. De schola, quae Alexandriae floruit, catechetica. 1824.

Hagen. Deutschlands literarisches und religiöses Verhalten im Reformationszeitalter. Erlangen, 1841—44.

Hahn. Geschichte des Unterrichtswesens in Frankreich. Breslau, 1848.

— Das geistliche Schauspiel. Leipzig, 1858.

Hammer. Beobachtung über den Orient.

Hase, K. Kirchengeschichte.

Hautz. Geschichte der Universität Heidelberg. Mannheim, 1851.
Heeren. Geschichte des Studiums der classischen Literatur mit dem Wiederaufleben der Wissenschaften. Göttingen, 1797 und 1801.
Helfenstein. Die Entwickelung des Schulwesens in seiner culturhistorischen Bedeutung. Frankfurt a M., 1857.
Heliot. Ausführliche Geschichte der geistlichen und weltlichen Kloster- und Ritterorden: daraus ein Auszug in der Encyklopädie von Ersch und Gruber.
Huart. Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften. Aus dem Spanischen übersetzt von G. E. Lessing. 2te Aufl. von J. J. Ebert. Wittenberg und Zerbst, 1785.
Huber Die englischen Universitäten. Cassel, 1839 und 1840.
— Die Philosophie der Kirchenväter. München, 1859.
Jahn. De fatis scholarum gentis christianae. 1792.
Jahresbericht des Benedictinerstiftes Maria Einsiedeln von 1856—1857.
Justi. Annalen der deutschen Universitäten.
Keil. Geschichte des jenaischen Studentenwesens. Leipzig, 1858.
Keuffel. Historia originis ac progressus scholarum inter Christianos. 1743.
Kellner. Skizzen und Bilder aus der Erziehungsgeschichte. Essen, 1862.
Klemm. Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit. Leipzig, 1851.
Klüpfel. Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen. Tübingen, 1849.
Kosegarten. Geschichte der Universität Greifswald. Greifswald, 1857.
Krauße. Geschichte der Universität Leipzig.
Kühner. Einladungsschrift zu den öffentlichen Prüfungen der Musterschule zu Frankfurt a M. 1858.
Lange, A. Erasmus (Schmid's Encyklopädie 2ter Band).
Lauckhard. Pädagogisches Skizzenbuch. Breslau, 1864.
Launoji. De scholis celebrioribus seu a Carolo M. seu post eundem Carolum per Occidentem instauratis liber. Par., 1672.
Leo. Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters. Leipzig, 1830.
Löher. Hrotsvitha und ihre Zeit. (Wissenschaftliche Vorträge, 1858 zu München gehalten).
Lorentz. Das Leben Aleucias. Halle, 1829.
Mayerhoff. Johann Reuchlin und seine Zeit. Berlin, 1830.
Meiners. Historische Vergleichung der Sitten 2c. des Mittelalters mit denen unseres Jahrhunderts. Hannover, 1793.
— Lebensbeschreibung berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften. Zürich, 1795.
— Geschichte der Entstehung und Entwickelung der hohen Schulen. Göttingen, 1802—1805.
Morus, Th. De optimo reipublicae statu deque nova insula Utopia. Glasg., 1750.
Müller, A. Leben des Erasmus von Rotterdam. Hamburg, 1828.
Neander. Geschichte der Pflegung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel. Hamburg, 1841.
— Allgem. Geschichte der christlichen Kirche und Religion.
Niemeyer's Werke.
Oeisner. Muhamed. Frankfurt, 1810.
Palmer. Pädagogik der Kirchenväter. (Südd. Schulbote. 18ter Jahrg.). 1854.

Palmer. Die Pädagogik des neuen Teſtaments. (Südd. Schulbote). Stuttgart, 1854.
Raumer, K. v. Geſchichte der Pädagogik. Erſter Theil. Stuttgart, 1843.
— Die Hohenſtaufen. Berlin, 1858.
Ritter, H. Geſchichte der chriſtlichen Philoſophie. Hamburg, 1841.
Röbrich. Die Schule zu Schiettſtadt, eine Vorläuferin der Kirchenverbeſſerung. (Illgers Zeitſchrift für hiſtoriſche Theologie. 4. Band). 1834.
Roſenkranz. Ueber die Weltſtellung des Islam, in deſſen „Studien" I.
Rückert. Lehrbuch der Weltgeſchichte. Leipzig, 1859.
Ruhkopf. Geſchichte des Schul- und Erziehungsweſens in Deutſchland. Bremen, 1794.
Saint Palaye. Mémoires sur l'ancienne chevalerie, überſetzt von Klüber. Nürnberg, 1781—1791.
Savigny. Geſchichte des römiſchen Rechts im Mittelalter. 1834.
Scherr. Deutſche Cultur- und Sittengeſchichte. Leipzig, 1859.
Schloſſer. Vincenz von Beauvais. Frankfurt, 1819.
— Ueber Dante. Heidelberg, 1824.
Schnidler. Geſchichtliche Darſtellung der Entſtehung der Hochſchulen und des deutſchen Univerſitätslebens insbeſondere. (Deutſcher Univerſitäts-Almanach für 1859.)
Schwarz's Werke.
Strauß, D. Ulrich von Hutten. Leipzig, 1858.
Tobler. Caſtiglione und ſein „Hofmann". (Neues Schweizer Muſeum. IV. Jahrg. 1tes, 2tes Heft). 1864.
Die Bücher des Neuen Teſtaments.
Theiner. Geſchichte der geiſtlichen Bildungsanſtalten. Mainz und Wien, 1835.
Ullmann. Reformatoren vor der Reformation. Hamburg, 1842.
Uſtari. Entwickelung des pauliniſchen Lehrbegriffs. Zürich, 1824.
Vegius. De liberorum educatione et claris eorum moribus. Paris, 1511.
Vergerius. De ingenuis moribus ac liberalibus studiis. Ven. 1490.
Viſcher. Geſchichte der Univerſität Baſel. Baſel, 1860.
Vittorino v. Feltre, bearbeitet von K. v. Orelli. Zürich, 1812.
Veeſenmeyer. Adelige Erziehung. (Schmid's Encyklopädie).
Voigt. Die Wiederbelebung des claſſiſchen Alterthums oder das erſte Jahrhundert des Humanismus. Berlin, 1859.
Wachsmuth. Allgemeine Culturgeſchichte. Leipzig, 1861.
— Geſchichte der deutſchen Nationalität. Braunſchweig 1860.
Wagemann. Benedictiner und ihre Verdienſte um das Unterrichtsweſen. (Encyklopädie von Schmid. I. Band). 1859.
Weinhold. Die deutſchen Frauen im Mittelalter. Wien, 1851.
Winter. Bibl. Wörterbuch. Art. „Apoſtel."
Wüſtenfeld. Die Akademien der Araber. Göttingen, 1837.
Zarncke. Die deutſchen Univerſitäten im Mittelalter. Leipzig, 1857.

II.

Nach Christus.

Die Weltepoche der humanen Erziehung.

A.

Von Christus bis zur Reformation.

Die Fundamente des Christenthums
und
die Periode der transscendenten Erziehung.

Nach Christus.
Die Weltepoche der humanen Erziehung.

1.
Das Wesen des Christenthums und seine Entwicklungsmomente.

Mit Christus tritt die Menschheit in ihr Mannesalter ein. Der Organismus der Menschheit, der Makroanthropos, ist auf dem Wege zu seinem Endziele, das die Einkehr in Gott ist, an dem Lebensalter angelangt, in dem er das ewige Evangelium der Humanität mit Bewußtsein zu verwirklichen hat. Es beginnt mit Christus die Weltepoche des freien menschlichen Denkens und der freien menschlichen That, — das Zeitalter, in dem die Erkenntniß in das Bewußtsein tritt, daß Göttliches und Menschliches im Grunde identisch sind, daß sich das Göttliche im Menschen darstelle als die Vernunft, Schönheit und Sittlichkeit und der Mensch das Ebenbild Gottes um desto mehr in sich ausprage, je mehr er sich der Herrschaft dieser idealen Mächte unterwerfe. Mit dem Eintritte des Christenthums wird's offenbar, daß Gott der Urgrund und das Wesen aller Dinge, daß Alles in Gott und Gott in Allem ist. Die Welt erscheint als ein organisches Lebganzes, getragen, bewegt und regiert vom göttlichen Geiste, der Mensch als eine Knospe an dem ewigen und unendlichen Lebensbaume, aus welcher göttliches Sein und Leben hervorbrechen und sich zu immer größerer Blüthe entwickeln soll. Die allmähliche vernünftige und gesetzmäßige Entfaltung dieser Blüthe schildert die Geschichte. Sie zeigt, wie Gott überall gegenwärtig und der Wesensgrund und Kraftquell der Individuen und Völker ist, in deren gegenseitigem Kampfe diese Entwicklung vollbracht

wird, als sie andrerseits durch die Darlegung des allgemeinen Weltplanes mittelst der unabhängig von einander sich gestaltenden und wirkenden Individuen und Völker mit positivster Gewißheit auf eine vorschauende Weisheit hindeutet, so daß, um mit W. v. Humboldt zu reden, die Weltgeschichte nicht ohne eine Weltregierung verständlich wird.

Das Christenthum ist die Religion des menschgewordenen Gottes und des gottgewordenen Menschen — die Religion der Versöhnung der Menschheit mit der Gottheit, des endlichen mit dem unendlichen Geiste. Was in der ganzen antiken Welt Problem geblieben war: das sprach das Christenthum mit der Proclamation von der wesentlichen Einheit des Göttlichen und Menschlichen als Princip aus. Mit Erkenntniß dieser Wahrheit aber war das Wesen Gottes wie das Wesen des Menschen erkannt. Erst wo die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur, die Erscheinung Gottes im Fleisch als Wahrheit gewußt wird, fängt die wahre Welt- und Selbsterkenntniß an. Und erst wo der rechte und wahre Begriff vom Menschen, von seiner Würde und Bestimmung vorhanden ist, kann das Princip der wahren Erziehung erfaßt werden. Im Heidenthum galt der Mensch nur als Mittel für ein Anderes, für die Zwecke des Staates ꝛc., und nur soweit wurde ihm Werth beigelegt, wie weit er für den Staat, für das Vaterland ꝛc. arbeitete. Mit dem Gedanken der Gott-Menschheit wird der Mensch von unendlichem Werthe in sich selbst, indem Gott ihm immanent ist und er, eine gottgesetzte Persönlichkeit und göttlichen Geschlechts, keine andere Aufgabe hat, als sich seiner Lebens- und Wesensgemeinschaft mit Gott bewußt d. i. Gottes Kind zu werden. Eins mit Gott zu werden, wie und weil das Göttliche sein wahres Wesen ist: das ist des Menschen Bestimmung, die der Stifter des Christenthums in seiner Person vorgelebt hat und die er als Forderung für jeden Menschen hinstellt. „Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist." Was Christus in seinem Leben und in seinem Bewußtsein vollbracht hat — die Einigung und Versöhnung mit Gott; das soll jeder Mensch in seinem Bewußtsein und in seinem Leben wiedergestalten: — ein Christus werden.

Mit diesen Fundamentalwahrheiten des Christenthums ist sowohl die unendliche Bedeutung und Berechtigung der Einzelpersönlichkeit anerkannt, als auch damit die wesentliche Gleichheit und Ebenbürtigkeit aller Menschen ausgesprochen ist. Der Mensch wird von nun ab als Mensch geachtet, weil jedes Individuum als ein göttlich Berechtigtes gewußt wird, — die ganze Menschheit als ein sittlicher Organismus betrachtet, dessen Glieder einerseits individuelle Selbstständigkeit und

Digitized by Google

charaktervolle Abgerundetheit, andererseits jenen magnetischen Zug der Liebe und Hingabe, der sie an einander und das Einzelne an das Ganze fesselt, in sich zu entwickeln haben. Die Nationalität erscheint als eine Besonderheit des allgemein Menschlichen, und dieses tritt als das Wesenhafte und Bestimmende in den Vordergrund. Vor Gott dem Vater sind alle Menschen Kinder — alle gleich: damit ist der Gegensatz von Herr und Knecht, Mann und Weib ꝛc. aufgehoben; die natürlichen Unterschiede üben keinen berechtigten Einfluß mehr aus auf die Werthschätzung des Menschen.

Wie das Leben und mit dem Leben wird auch die Erziehung durch das christliche Princip tiefer erfaßt und ihrem wahren Wesen entsprechend umgestaltet. Bei allen vorchristlichen Völkern bestimmte die Nationalität die Aufgabe der Erziehung; die christliche Erziehung ist, wie das Christenthum selbst, eine allgemein menschliche. Das Ziel, das die christliche Pädagogik stellt, — Nachahmung und Nachfolge Christi — ist für alle Nationen, alle Stände, beide Geschlechter dasselbe. Das Christenthum ist das allgemeine Lebensprincip, das in seiner Allgemeinheit unter allen Verhältnissen Anwendung findet und alle wahren geistigen Bestrebungen in Kunst, Wissenschaft ꝛc. in sich aufnimmt; es ist das Christenthum das tiefste Product des Menschengeistes, aus der innersten Natur des Menschen herausgearbeitet, das Kind der höchsten menschlichen Geistesthätigkeiten: die christliche Pädagogik stellt sich zur Aufgabe, das wahre Wesen des Menschen, d. i. das Göttliche in seiner Natur zur Entfaltung und zur Blüthe zu treiben, ihn dadurch sittlich frei und seinem Schöpfer ähnlich zu machen; sie betrachtet den Menschen als ein Glied im Alleben und arbeitet daher auf der einen Seite hin auf eine charaktervolle, seiner Individualität entsprechende Selbständigkeit, auf der andern Seite auf die Entwicklung der Liebe, der Hingabe und Aufopferungsthätigkeit für das Ganze; sie sucht eine harmonische Entwicklung aller Kräfte des Einzelmenschen dadurch zu erreichen, daß sie einerseits alle Bildungsmittel an ihn herantreten läßt, welche Kunst und Wissenschaft, Welt und Leben bieten, und daß sie ihn andererseits nöthigt, der gewonnenen Einsicht gemäß zu erzeugen und darzustellen, so daß er ein schaffendes Wesen und also auch nach dieser Seite hin seinem Schöpfer verwandt wird; sie sucht

ihn einzureihen in die Schaar der Kämpfer für die Herbeiführung des Reiches Gottes, jenes Reiches, in dem Vernunft, Schönheit und Sittlichkeit im innigen Vereine das Scepter führen.

Indem das Christenthum den endlichen Geist in einheitlicher Verwandtschaft mit dem unendlichen Geiste erfaßte, stellte es die Geistigkeit und Innerlichkeit als die Wahrheit und Wesenheit der Natürlichkeit und Aeußerlichkeit auf. Erst mußte jedoch die Welt in ihrer Nichtigkeit erkannt sein, ehe man ihre Wahrheit, Gott in ihr, zu erkennen vermochte; und erst mußte sich der natürliche Mensch in seiner Sündhaftigkeit erfassen, ehe sich der wahre Mensch zu Gott emporheben konnte. Es stellt sich das Christenthum daher zuerst der Welt feindlich gegenüber, um sie in Wahrheit und mit der Wahrheit zu überwinden und zu durchdringen. Darin ruhet das Wesen des **vorreformatorischen Christenthums**, dessen Bekenner die Welt durch Entweltlichung und Askese verneinen, und sich in den von den Gestalten ihrer Phantasie ausgeschmückten Himmel, in's Transscendente, flüchten, um diesen Himmel in Gestalt der Kirche wiederum auf die Erde niederzuziehen und daher trotz der abstracten Innerlichkeit in abstracter Aeußerlichkeit, in einem diesseitigen und jenseitigen Jenseit, nie und nirgends aber bei und in sich selbst zu leben. Der Wesensinhalt tritt im vorreformatorischen Christenthume dem Einzelnen von Außen her entgegen, wird ihm von der Kirche gegeben. Diese Kirche mit ihren Ordnungen und Satzungen umspannt das physische und psychische Leben und bestimmt daher auch Wissenschaft wie Erziehung. Die Wissenschaft kann sich nur, wie die Kirche selbst, in den abstracten Gegensätzen des Verstandes bewegen, — sie ist Scholastik. Auch Unterricht wie Zucht sind in die Formeln des in Gegensätzen lebenden Verstandes und in den Dienst der Kirche gebannt.

Gegen die Aeußerlichkeit empört sich der Geist der Geschichte und setzt an die Stelle der Heiligkeit die Sittlichkeit, an die Stelle der geistlichen Herrschaft die Herrschaft des Geistes. Darin ruht **der Grundgedanke der Reformation**, mit der die Herrschaft der Vernunft beginnt, die sich in allen Sphären des Lebens und der Gesellschaft, der Wissenschaft und Erziehung spiegelt und darstellt. Gott bewegt von nun an die Welt in ihrem Innern, das Universum wird ein großes organisches Alleben, der Einzelmensch lebendiges Glied in diesem Lebensganzen, in dem das Wesen dieses Ganzen zur Erscheinung kommt. Die nachreformatorische Erziehung ist die organische Erziehung.

Die Fundamente des Christenthums und seiner Erziehung.

Die Fundamente des Christenthums und seiner Erziehung.

1. Der Grundstein des Christenthums.

2.

Jesus Christus, der Lehrer und Erzieher der Menschheit.

In Christus ward die allgemeine Vernunft, das in der Welt sich offenbarende göttliche Wort und Wesen, welches in der heidnischen Menschheit in die sich ausschließenden Volksbesonderheiten zerrissen und im jüdischen Volk nur Gegenstand der Hoffnung gewesen war, Fleisch und lebendiges Wesen, Wirklichkeit, Person. Christus ist daher nichts anderes als das wirklich gewordene Bewußtsein des Menschen von der Einheit seines lauteren Wesens mit dem göttlichen Wesen, — und zwar dieses Bewußtsein nicht als Philosophie oder Kunst, auch nicht unter einem Symbole oder Bilde, sondern als ein wirklicher Mensch. Christus ist der Gott, welcher Mensch, und der Mensch, welcher Gott ist. Er ist Gott soweit und soviel, als sich dieser nur immer in einem Menschen offenbaren kann. Er ist Mensch, — der wahre, ächte, seinem Begriffe und seiner Bestimmung entsprechende Mensch, das lebendige, persönliche Ideal des Menschen, der Mensch, der in seiner Person die der Menschheit zu Grunde liegende Göttlichkeit und Gottähnlichkeit realisirte und dadurch die Einigkeit und Einheit des Menschen mit Gott persönlich darstellte.

Die Idee der Gott-Menschheit, die in Christus lebendig war und die er in der Form der den ganzen Menschen erfüllenden Begeisterung aussprach, nahm er jedoch nicht exclusiv für sich allein in Anspruch. Er sah alle Menschen ihrem Wesen und ihrer Aufgabe nach als Gottes Kinder an und nannte seine Jünger d. i. Alle, die mit seinem Sein und

Weſen in Einheit ſtehen und welche die Gottheit ſo in ihren Willen aufnehmen, daß ſie aus ihrem Munde redet, ſeine Brüder.

So war er die abſolute religiöſe Perſönlichkeit, welche die Einheit des Weſens des Menſchen mit dem Weſen Gottes und die Einheit des Menſchen mit dem Menſchen ohne Unterſchied aller Nationalitäten und Particularitäten zur unmittelbaren Gewißheit und Anſchauung brachte, — welche kraft ihrer Göttlichkeit das Himmelreich verkündete, durch ihr Daſein dem Menſchen das Bewußtſein der Gottmenſchlichkeit gab, alſo Eine Menſchheit und Einen Gott als den gemeinſchaftlichen Vater aller Völker und Menſchen für den Glauben hinſtellte, — und welche durch das Princip der Liebe die wahre Sittlichkeit ſchuf: — der Erlöſer, der dadurch, daß er das Urbild der menſchlichen Natur, das göttliche Ebenbild im Menſchen repräſentirt, das Göttliche und Menſchliche verſöhnt, der Reinſte unter den Mächtigen, der Mächtigſte unter den Reinen, wie J. Paul ſagt, der mit ſeiner durchſtochenen Hand Reiche aus der Angel, den Strom der Jahrhunderte aus dem Bette hob und noch fortgebietet der Zeit. Juden- und Heidenthum gegenüber war er Stein des Anſtoßes, Revolutionär und Atheiſt, — als Erſcheinung in der Weltgeſchichte der reinſte Ausdruck des Göttlichen im Menſchlichen, eine Perſönlichkeit, die wir, auch wenn wir keine hiſtoriſche Ueberlieferung hätten, gezwungen von der achtzehn hundertjährigen Geſchichte, an die Spitze dieſer Entwicklung ſtellen müßten. Sein Leben und ſeine Perſönlichkeit waren mit dem Bewußtſein ſeiner Gottheit Eins. Liebe, die Alles aufopfernde, Alles hingebende, die Nichts denkt und fühlt, als was Gott will, die Alle liebt, aus deren Augen das Gottheitsbild ſtrahlt, welche die Grenzen zwiſchen Juden, Griechen und Barbaren, wie den Unterſchied des Standes und Ranges aufhebt und über den verſchiedenen religiöſen Satzungen und Meinungen noch Gotteskinder ſieht: dieſe Liebe hat er darum ſein ganzes Leben hindurch gelebt und ihr ſein endliches Leben zum Opfer gebracht, um dadurch Gott als die Liebe darzuſtellen, in dem der bleibt (wie Gott in ihm), der in der Liebe bleibt, und um ihn zugleich als den Geiſt zu offenbaren, vor dem alle Selbſtſucht, wie alle Particularität nichtig iſt, und der im Geiſt und in der Wahrheit d. i. in Pflege des Ewigen und Unſterblichen in uns durch das Ringen und Streben nach der Wahrheit verehrt ſein will. Aus dieſem Bewußtſein heraus preiſt er in ſeinem Programm, in der Bergpredigt, Die ſelig, die durch demüthige Selbſterkenntniß ſanftmüthig und milde ſind, die nach Gerechtigkeit und vollendeter Heiligkeit Sehnſucht empfinden, die der Noth des Nächſten ſich annehmen, die, reines Herzens, Frieden mit Gott erlangen und darum nach Frieden mit den Menſchen ſtreben,

die bei Verfolgung und Schmähung die Probe von ihrem Leben in der Liebe und in Gott beſtehen. Und dieſes Programm blieb das ſtete Thema ſeiner Reden und ſeiner Thaten. Die Seligkeit, die er ſelbſt in der Gottesliebe empfand, wollte er auf ſo Viele als möglich ausgießen, und das Evangelium, daß Gott ein Geiſt iſt, der Alles in Allem iſt und vollbringt und der zum Menſchen ſpricht: Du biſt Geiſt von meinem Geiſt! — ſo Vielen als möglich verkünden. Damit war er naturgemäß, er, der ſich das Reich Gottes in ſeiner Bruſt ſchuf, ein Verächter des Buchſtabens, ſowie der bloß äußeren und ſcheinheiligen That. Mit dem heiligen Feuereifer eines Propheten kehrte er gegen den Egoismus ſeiner Zeit den Zorn der ſtrafenden Liebe, und mit der gewaltigen Energie und imponirenden Hoheit des Geſetzgebers, in königlicher Zuverſicht und Freiheit, ging er durch die Welt, um mit ſeiner ganzen Macht und mit der vollen Liebe ſeines Geiſtes das Reich der Selbſtſucht zu brechen und der Wahrheit und der Liebe die Herrſchaft zu ſichern.

Durch ſeine Lehre und mit ſeiner That, — in und mit ſeinem ganzen Leben iſt Chriſtus der Lehrer und Erzieher der Menſchheit. Es gibt fortan keine höhere Weisheit, als die von Chriſtus offenbarte, daß Gott ein Geiſt iſt und daß Die, ſo ihn anbeten, im Geiſt und in der Wahrheit anbeten müſſen, — keine größere Wahrheit als die, daß Gott weſenhaft im Menſchen lebt, daß Gott des Menſchen wahres göttliches Sein iſt, — keine göttlichere Aufgabe als die: „Du ſollſt lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüth nnd von allen deinen Kräften: das iſt das vornehmſte und erſte Gebot; das andere aber iſt dem gleich: du ſollſt deinen Nächſten lieben, wie dich ſelbſt.“ Das iſt die abſolute Wahrheit, die Lehre für alle Zeiten, in deren Aneignung und Bethätigung die Aufgabe der Menſchheit liegt, indeß in der Perſon Chriſti ſelbſt das abſolute Beiſpiel gegeben iſt, wohin dieſe Wahrheit führt, was ſie wirkt, wie ſie, Geſtalt annehmend, ausſieht.

Das vollendetſte Ideal für die Erziehung der Menſchheit, wie des Einzelmenſchen, iſt zugleich auch das Ideal für die Entwicklung des werdenden Menſchen, für die Erziehung der Kindheit. Jeſus Chriſtus lebte in ſeiner Perſon die wahre, gottgewollte Entwicklung des Kindes vor. Wer Gott recht ehrt, der ehrt auch die Aeltern recht, denn der hat ſeinen Eigenwillen geopfert und dient dem allgemeinen, ſittlichen Willen: das iſt die große Wahrheit, die ſeine Kindheit darlegt. Schon als Knabe richtete er ſeine Schritte nach dem Heiligthum; ſchon in dem Knaben ward das Bewußt-

sein lebendig, daß das Gottesreich höher noch als die Familie steht: „Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in Dem, was meines Vaters ist?“ Doch unterwarf sich sein freigewordener Geist freiwillig auch dem älterlichen Gebot: er ging mit seinen Aeltern, als sie ihn im Tempel zum Weggehen aufforderten, nachdem er in und mit seinem Verweilen daselbst zugleich die Haupttheile aller Erziehung gezeigt hatte: er ging in den Tempel, — Uebung der Religion; er saß unter den Lehrern, — Verehrung der Wissenschaft; er war seinen Aeltern unterthan, — Liebe der Ordnung und des Gehorsams; er hörte erst, dann fragte er, — der Weg, wie die geistigen und göttlichen Wahrheiten vom Kinde angeeignet werden können und müssen. So „nahm er zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen“: — geistig und leiblich; leibliche und geistige Entwicklung liefen bei ihm parallel. — Zu welcher Höhe der Entwicklung er aber auch gelangen mochte, — er vergaß Derer, an deren Brust er gelegen hatte, nie: mitten in der Hölle des Verlassenseins am Kreuze übergab er das Liebste, seine Mutter, dem Jünger der Liebe.

Das Ideal der Kinderwelt ist auch das Ideal der Lehrerwelt. Jesus Christus ist der Musterlehrer — in Weisheit und Liebe, in Glaube und Lehre, in Rath und That. Die tiefste Weisheit sprach er in verständlichster und dennoch vollendetster Form aus. Anziehend, fesselnd, fassend, verständlich, klar, überzeugend: so sind seine Lehren, weil sie nichts anderes als das Wesen des Menschen darlegen, — seine Beweise, weil er sie aus der Natur, dem Spiegel des Ewigen und der Verwandten des Menschen, schöpfte, — seine Gründe, weil sie den Gesetzen und Forderungen der Menschenvernunft entnommen sind. In Gleichnissen begeistert er die Herzen, und durch die Herzen gewinnt er den Willen. Aus dem Leben heraus nimmt er seine Vorträge; darum greift er mit ihnen in das Leben hinein. Geist und Leben ist sein Wort, das die schlummernden Seelenkräfte aufzuwecken und die sittlich-religiösen Geistesthätigkeiten in deren Mittelpunkt zu stellen strebt. — Aber nur vor den empfänglichen Herzen schließt er sein Herz auf (— den Armen predigt er das Evangelium vom Himmelreich —), und allein da, wo er Demuth und selbstverleugnende Liebe findet, offenbart er die Geheimnisse der Religion. Auch nicht auf gleiche Weise und in gleicher Form bringt er Allen Alles dar: vor dem Volke spricht er in Parabeln, vor dem engeren Kreise seiner Jünger meist in kurzen Sprüchen und Sentenzen. Und selbst diesen Jüngern bietet er nicht auf einmal Alles; — jedesmal nur so Viel, als ihr Geist zu fassen vermag: er hat ihnen selbst bei seinem Weggange noch Vieles zu sagen, aber sie können

es nicht tragen: darum weist er sie hin auf den Geist, der sie in alle Wahrheit leiten soll.

Dieser vollendete Lehrer gab, wie durch sein Thun, so in seinen Lehren die ewigen Fundamente der Pädagogik. — Wie er seine Aufgabe überhaupt nicht im Aufgeben des Gesetzes, sondern in vollkommener Erfüllung desselben fand; so hob er auch das Fundament des sittlichen Lebens und der Erziehung, die Ehe, nicht auf, sondern nur aus ihrer Aeußerlichkeit heraus, um sie auf die Innerlichkeit der Liebe zu basiren: „Ich sage euch, wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe mit ihr im Herzen gebrochen." „Ein Mann wird Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen und werden Zwei Ein Leib sein." — Vor der Kinderwelt fordert er hohe Achtung und Anerkennung ihrer persönlichen Würde. „Wahrlich, ich sage euch, wer das Reich Gottes nicht empfängt, als ein Kind, der wird nicht hineinkommen." „Und er herzte sie, legte die Hände auf sie und segnete sie." Und er sprach: „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf; wer aber ärgert eines dieser Geringsten, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäufet würde im Meere, da es am tiefsten ist." „Sehet zu, daß ihr nicht Jemand von diesen Kleinen verachtet, denn ich sage euch: Ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel." Die Kinder sind ihm in ihrer Demuth und Bescheidenheit, in ihrer anspruchslosen Einfalt und Unschuld, in ihrer Arglosigkeit und Liebe, in ihrer Aufrichtigkeit, Geradheit und Empfänglichkeit für das Göttliche die Bilder der höchsten Vollendung, zu denen sich der Mensch in seinem Bewußtsein emporarbeiten soll, so daß er bewußt wird und ist, was sie unbewußt sind. Darum fordert er seine Jünger auf, daß sie wieder werden sollen, wie die Kinder; deshalb stellt er den in Eitelkeit und Rangsucht streitenden Jüngern das Kind mit der Aufforderung vor, diesem ähnlich zu werden; deshalb gibt er auf die Frage, wer der Größeste im Himmelreich sei, die Antwort: „Wer sich selbst erniedrigt, wie dieses Kind, der ist der Größeste im Himmelreich." — Dabei empfiehlt er die hingebenste erziehende Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder und läßt den Vater selbst den ungerathenen Sohn bei seiner Rückkehr mit Freuden in die Arme schließen, indeß er, gegenüber der falschen Kindesliebe, welche die höchsten Ziele des Menschen vergißt, daran erinnert, daß Der, welcher Sohn oder Tochter mehr liebt, als ihn, sein nicht werth ist. — Er betont die leibliche und die geistige Erziehung

der Kinder; höher jedoch als der Leib und seine Entwicklung steht ihm das Geistesleben und damit die geistige Erziehung. Denn „was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder erlöse?" „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen und da die Diebe nachgraben und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen und da die Diebe nicht nachgraben und stehlen. Denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz." „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles Andere zufallen." — Wie wird dieses Reich erreicht? „Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Freude und Friede im heiligen Geiste." —

„Das ist das lebendige Licht, das jeden Menschen erleuchtet, der in die Welt kommt." Auch für die Erziehung. Jesus Christus hat den ewigen und wahrhaftigen Begriff, sowie das Princip und Ziel der Erziehung aufgestellt. Der menschgewordene Gott, der zu Gott erhobene Mensch: das ist das Bildungsideal der christlichen Erziehung. Erziehung des Menschen ist seine Erhebung aus der Niedrigkeit und Nichtigkeit seines rein natürlichen, vergänglichen Daseins in die Region der Geistigkeit, freien Sittlichkeit und Gottebenbildlichkeit vermittelst des Einflusses der Wahrheit und der Schönheit. Diese Aufgabe der Erziehung, die Christus stellt, ist unter allen Nationen, für beide Geschlechter, für jeden Stand — dieselbe: — ein Princip, das nicht bloß die Spitze aller Theorie ist, weil es mit dem Ringen des menschlichen Geistes nach seiner Freiheit und Wesenheit zusammenfällt, sondern das sich auch in der Praxis bewährt, weil es in seiner Allgemeinheit unter allen Verhältnissen Anwendung findet und keine Bestrebungen des Geistes, weder in Kunst noch in Wissenschaft, von sich ausschließt, feindlich allein Dem, was der sittlichen Freiheit des Geistes gefährlich ist.

2. Das Urchristenthum.

a. Die Pädagogik des Neuen Testamentes.

3.

Nachdem Christus von seinen Jüngern geschieden war, bildete für sie seine verklärte Gestalt den Inhalt ihres Glaubens, der, fern von Gründen und Beweisen, die unmittelbare Gewißheit der Erlösung an dem in ihrem Innern wiedergebornen Christus hatte. Christus, der Mittler zwischen Gott und dem Menschen, war der Mittelpunkt der ursprünglichen Lehre und des ursprünglichen Glaubens. Natürlich mußte die Persönlichkeit Christi, wie sie beim Leben des Herrn in den einzelnen Jüngern, je nach deren verschiedener Individualität, verschieden aufgefaßt wurde und darum verschiedene Gestalt gewann, auch nach seinem Weggange verschieden in ihnen geistig wiedergeboren werden. Und diese verschiedene Gestaltung Christi in den Geistern der einzelnen Jünger und deren Schüler, je nachdem diese mehr rationalistisch oder mystisch angelegt waren, und je nachdem sie aus der Anschauung des Judenthums oder aus der des Heidenthums heraus in die christlichen Anschauungen eintraten, mußte auch verschiedene Bilder von der Lehre und dem Leben Christi in ihren Darstellungen erzeugen. Während demnach die synoptischen Evangelien in Christus wesentlich die ideale sittliche Persönlichkeit betonen und darstellen, sieht das johanneische in ihm von Anfang an den ewigen Logos, den Menschen, in dem Gott persönlich erschienen ist, und stellt diesen Gott, in dem die Herrlichkeit des Vaters voller Gnade und Wahrheit wohnt, als den Weg, die Wahrheit und das Leben dar.

Von diesen Zeichnungen des Bildes Jesu geht das neue Testament weiter in die Geschichte des ersten Christenthums und die Entwicklung der christlichen Anschauung. Die älteste christliche Gemeinde war nur eine neue Secte des Judenthums, die streng am mosaischen Gesetz, auch am Ritualgesetz, festhielt und sich vom orthodoxen Judenthum nur durch den Glauben unterschied, daß Christus der von den Juden erwartete Messias gewesen sei, dessen Wiederkunft in nächster Nähe bevorstehe. Sie war sich noch nicht des Gegensatzes zu ihrem eigenen Ausgangspunkte bewußt. Dieses Bewußtsein ward dem Christenthum erst durch **Paulus** gebracht, den gewaltigen, tiefsinnigen Heidenapostel, der mit scharfer und gewandter pharisäischer Dialektik, durch den Formalismus der griechischen Logik geschult, mit der griechischen Sprache vertraut,

im Beſitz des römiſchen Bürgerrechtes, alſo mit dem Univerſalismus ſeiner bürgerlichen Stellung und ſeiner griechiſchen Bildung den Univerſalismus des Meſſiasglaubens, gegenüber dem jüdiſchen Particularismus, proclamirte, indem er theoretiſch den Gedanken bewies und praktiſch ihn durchſetzte, daß Chriſtus für alle Menſchen geſtorben ſei. Mit dem Gedanken von der allgemeinen Nothwendigkeit des meſſianiſchen Heils, den er aus der allgemeinen Sündhaftigkeit der Juden wie der Heiden begründete, und mit der Forderung der Ungültigkeit des moſaiſchen Geſetzes auf chriſtlichem Standpunkte, riß er das Chriſtenthum vom Judenthum geſchichtlich los, und erhob er das Chriſtenthum zur allgemeinen Weltreligion. Er warf von dieſem Gedanken aus die Frage auf, wie der Menſch zum Gefühl der Verſöhnung gelange, und antwortete darauf: Nur durch Chriſtus. Allein durch den Glauben an ihn, das Ebenbild Gottes, den Erſtgebornen der Schöpfung, das Haupt der Gemeinde und den Anfang der Auferſtehung, kann die Rechtfertigung vor Gott erlangt werden: der Glaube d. i. das Sichhingeben, das Leben, Sterben und Auferſtehen in und mit Chriſtus, iſt die ſubjective Bedingung, durch die der Menſch in das wahrhafte und reine Verhältniß zu Gott eintritt, d. i. die Gerechtigkeit erlangt; — die objective Bedingung der Rechtfertigung iſt die Gnade Gottes, die den Gerechten für uns ſterben ließ, damit wir dem Geſetze getödtet würden mittelſt des Leibes Chriſti, mit ihm aber auch wieder auferſtänden und das göttliche Leben der Liebe lebten, in dem wir wirklich und realiter Eins mit Gott werden. Dieſe Seligkeit der Rechtfertigung genießt jedoch nur der nach dem Rathſchluſſe Gottes dazu Berufene: die Begnadigung liegt nicht an Jemandes Wollen oder Streben, ſondern an Gott, der begnadigt, wen er will, und wen er will, verhärtet, damit er ſeinen Zorn, aber auch ſeine Langmuth und ſeine Liebe zeige, — mit der er am Ende Alle zu ſich emporhebt, ſo daß Berufung und Ausſchließung nur verſchiedene Stufen ſind und werden, auf denen es in's Gnadenreich geht. — Der Menſch iſt im pauliniſchen Lehrſyſtem in den Mittelpunkt der Vorſorge Gottes geſtellt. Nach Gottes Bilde iſt er geſchaffen und als Mikrokosmos an die Spitze der Natur geſetzt. Aus Erde und aus Gottes Geiſte geſtaltet, iſt er eine lebendige Seele: die Seele iſt das Innere des Leibes und der Geiſt das Innere der Seele. Von der Entwicklung des Embryo an iſt der Menſch ein Ineinander von Leib und Geiſt, vermittelt durch die vom Geiſte ausgegangene Seele. Die Seele iſt das Band zwiſchen Geiſt und Materie im Menſchen und das Treibende des Leibes: ſie iſt im Blute, und darum iſt das Blut der Alles umfaſſende Quell des phyſiſchen Lebens, indeß das geiſtig ſeeliſche

Leben ſeine Wurzel im Herzen und ſeinen Gipfel im Haupte hat. Die Gottebenbildlichkeit des Menſchen offenbart ſich weſentlich im Geiſte, der ſich im Denken, Wollen und Fühlen bethätigt. Im Naturleben iſt er aus Gottes Liebe gerückt. In dem durch den Glauben ergriffenen gottmenſchlichen Leben hingegen fühlt er ſich inmitten der Gottheit, erkennt ihre Tiefen, die weſentliche Einheit alles Lebendigen, und lebt die Liebe, die alles Getrennte aneinander kettet und zur Lebenseinigung drängt. Natürlich ſind auch hier noch die Gaben und Gnaden je nach der von Gott geſetzten Individualität verſchieden. Alle ſind Ein Leib in Chriſto, aber Jeder iſt ein beſonderes Glied und unter einander iſt Einer des Anderen Glied. Darum ſoll Keiner ſagen: Ich bin Pauliſch; noch der Andere: Ich bin Apolliſch. „Es ſind mancherlei Gaben, aber es iſt Ein Geiſt; und es ſind mancherlei Aemter, aber es iſt Ein Herr; und es ſind mancherlei Kräfte, aber es iſt Ein Gott, der da wirket Alles in Allem.“ —

Auf dieſe Theologie der Evangeliſten und auf dieſe Sotereologie und Anthropologie des Paulus baut ſich **die neuteſtamentliche Pädagogik.**

Die Ehe wird von den Schriftſtellern des neuen Teſtamentes als das Abbild des Verhältniſſes aufgefaßt, in dem Chriſtus zu ſeiner Gemeinde ſteht. Das Gebot der Monogamie wird geheiligt. Das Weib ſoll ſich nicht ſcheiden laſſen von dem Manne, und der Mann ſoll das Weib nicht verlaſſen. Der Mann ſoll nicht Beherrſcher, ſondern Beſchützer und Verſorger der Seinigen, das Weib nicht mehr Sklavin, ſondern Freundin und Gefährtin des Mannes ſein. „Die Weiber ſeien unterthan ihren Männern als dem Herrn. Wie die Gemeinde Chriſto unterthan iſt, ſo auch das Weib dem Manne in allen Dingen.“ „Ihr Weiber, ſeid unterthan euren Männern in dem Herrn, wie ſich's gebühret.“ „Ihr Männer! Liebet eure Weiber, gleichwie Chriſtus geliebt hat die Gemeinde und hat ſich ſelbſt für ſie gegeben.“

Das Verhältniß der Aeltern zu den Kindern iſt und ſoll ein Abbild des Verhältniſſes Gottes zu den Menſchen ſein. Darum muß Liebe das Band ſein, das ſie einander verbindet. Nur an der Liebe der Aeltern zu den Kindern, die ein Geſchenk Gottes und darum Gottes Eigenthum ſind, kann ſich des Kindes Liebe zu Gott, deſſen ſichtbare Stellvertreter die Aeltern ſind, entzünden. Nur in hingebender Liebe werden die Aeltern ſich hüten, den Kindern Aergerniß zu bereiten; werden ſie vielmehr die Kinder als ihnen von Gott anvertraute Seelen betrachten und mit ihrer geiſtigen Wohlfahrt zugleich für die leibliche ſorgen. Nicht nach Gutdünken werden ſie dieſelben züchtigen: ihr Vorbild iſt die Weisheit Gottes, die nicht heute anders als morgen,

Digitized by Google

nicht heute ſchnell und morgen langſam in ihren Ermahnungen und Strafen iſt. Auch in den Strafen muß das Kind noch an des Vaters Liebe glauben können: darum ſoll die Zucht keine Wahl laſſen, die Ermahnung ſich an des Kindes Herz wenden. Die Zucht hat das Gute einzuüben und als gottgefälliges Handeln einzugewöhnen. Die Ermahnung hat dafür zu ſorgen, daß das Gute nicht eine äußere Gewöhnung werde, ſondern daß es aus dem Schatze eines guten Herzens von ſelbſt hervorwachſe. Zucht und Ermahnung ohne Liebe ſchließen den Zugang zu dem Innern des Kindes für die Aeltern zu; Zucht und Ermahnung in und mit Liebe laſſen den Aeltern die Thür zum Herzen ihrer Kinder offen. „Ihr Väter! reizet eure Kinder nicht zum Zorn, ſondern ziehet ſie auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn.“ „Ihr Väter, erbittert eure Kinder nicht, auf daß ſie nicht ſcheu werden.“ — Das gemeinſame Ziel, zu dem Zucht und Ermahnung hinführen ſollen, iſt dasſelbe Ziel, das jedem Menſchen in und mit ſeinem Leben geſteckt iſt. Das Ziel des Lebens und Strebens iſt, daß Chriſtus im Chriſten Geſtalt gewinne, daß der Chriſt ſich in allem Denken und Thun als Jünger Chriſti beweiſe und daß er, gleich Chriſtus, im Gefühl ſeiner perſönlichen Würde Achtung vor ſeiner Individualität fordere, aber auch mit allen Gaben des Geiſtes, die ihm verliehen ſind, ſelbſt mit Hingabe ſeines Lebens, dem großen Ganzen diene. *Das Kind zu Chriſtus zu führen: das iſt das Ziel der Zucht und Ermahnung.* Zu ihm ſoll durch Worte, beſonders aber durch das Beiſpiel hingeſteuert werden, denn die Werke der Aeltern ſind die Bücher der Kinder, aus denen dieſe lernen, und nur wenn der Stamm heilig iſt, ſind es auch die Aeſte. Die Aeltern müſſen ihren Kindern, wie Chriſten ihren Mitchriſten, in Wort und Wandel, in Liebe, Glaube und Keuſchheit Vorbild ſein. — Matth. 23, 10: „Einer iſt euer Meiſter, Chriſtus!“ — Trotz dieſes einen gemeinſchaftlichen Zieles, dem Alle zuzuführen ſind, will das Chriſtenthum keine Uniformität der Chriſten. Es heißt zwar Gal. 3, 28: „Ihr ſeid allzumal Einer in Chriſto“; — aber dazu 1. Korinth. 12: „Es ſind mancherlei Gaben.“ Alle Menſchen ſind nach dem Ebenbilde Gottes geſchaffen; aber jeder Menſch repräſentirt dennoch eine eigenthümliche Miſchung derjenigen Anlagen, in denen dieſe Aehnlichkeit ſichtbar wird.

Die Kinder ſollen gegen ihre Aeltern voll Gehorſam und Ehrerbietung ſein: dadurch werden ſie dem Herrn gefällig. Die Motive zu ſolchem Leben ſei nicht Furcht vor Strafe, auch nicht Klugheit, ſondern Gottesfurcht, Liebe zum Herrn. „Ihr Kinder, ſeid gehorſam euren Aeltern in dem Herrn, denn das iſt billig. Ehre Vater und

Mutter: das iſt das erſte Gebot, welches Verheißung hat, auf daß es dir wohlgehe und du lange lebeſt auf Erden." „Ihr Kinder, ſeid gehorſam euren Aeltern in allen Stücken, denn das iſt billig." „So aber eine Witwe Kinder oder Enkel hat, ſolche laſſe zuvor lernen, ihre eigenen Häuſer göttlich regieren und den Aeltern Gleiches zu vergelten, denn das iſt wohlgethan und angenehm vor Gott."

Der Erzieher und Lehrer iſt ein vom Herrn Berufener. Auch an ihn geht die Forderung: „Weide meine Lämmer!" und auch zu den Lehrern iſt's geſagt: „Ihr ſeid es nicht, die da reden, ſondern eures Vaters Geiſt iſt es, der durch euch redet." Wer den Lehrer höret, der höret den Herrn; wer ihn verachtet, der verachtet den Herrn. Darum gilt die Aufforderung zum Gehorſam wie für die Lehrer der Gemeinden, ſo auch für die Schulen: „Gehorchet euren Lehrern und folget ihnen, denn ſie wachen über eure Seelen." Doch iſt der Lehrer nur dann ein wahrer Lehrer, wenn er ſich dem wahren Hirten und Biſchof der Seelen unterordnet — dem Herrn wie Johannes der Täufer den Weg bereitet. Vor Allem hat er ſich deshalb ſelbſt zu erziehen und in der Wahrheit und ihrer Zucht zu ſtehen, wenn er ein wahrer Lehrer und Erzieher ſein will. „Ich aber — ſagt Paulus — will nicht Anderen predigen und ſelbſt verwerflich werden." „Du lehreſt Andere und lehreſt Dich ſelber nicht; Du predigeſt, man ſolle nicht ſtehlen und Du ſtiehlſt" ꝛc. In unwandelbarer Treue und Gewiſſenhaftigkeit muß er wirken, ſo lange es Tag iſt, eingedenk des Wortes: „Hat Jemand ein Amt, ſo warte er des Amtes; lehret Jemand, ſo warte er der Lehre." Mit aufopfernder Liebe muß er das Schwache und das Starke ſuchen und pflegen, — mit Weisheit die Geiſter prüfen und jedes Kind nach ſeiner Art und ſeinem Bedürfniß behandeln, — dem Schwachen nur Milch, dem Stärkeren ſtärkere Speiſe reichen, — den Juden ein Jude, den Schwachen ein Schwacher werden, auf daß allenthalben je Etliche ſelig gemacht werden. Was er dann aber auch mit ſeiner Arbeit vollbracht haben mag: „Ich habe mehr gearbeitet, denn ſie Alle, nicht aber ich, ſondern Gottes Gnade, die mit mir iſt" — dieſes Bekenntniß iſt der Schluß ſeiner Wirkſamkeit. — Der Lehrer ſoll Chriſti Diener und ein Haushalter über Gottes Geheimniſſe ſein. 1. Cor. 4, 1. Joh. 10, 7: Ich bin die Thür zu den Schafen. Als Bild des Erziehers erſcheint der treue Hirt, der ſein Leben läſſet für ſeine Schafe. Die erziehliche Thätigkeit wird verglichen mit der eines Säemanns. Dieſer muß eine genaue Kenntniß des Bodens und ſeiner Bearbeitung haben, jene Einſicht in das Weſen der Kindesnatur und die Geſetze ihrer Behandlung und Pflege: Die Herzen der Kinder werden ihm geöffnet durch die Liebe zur Jugend,

welche auch in Jesu lebendig war und seinen Jüngern gebot, den Kindlein nicht zu wehren, sondern sie zu ihm kommen zu lassen. (Marc. 10, 14.) Der Wahlspruch des Lehrers muß nach 2. Cor. 6, 4 sein: „In allen Stücken lasset uns beweisen als die Diener Gottes in großer Geduld." — Die richtige Lehrweise wird Col. 4, 6 also characterisirt: „Eure Rede sei allezeit lieblich und mit Salz gewürzt, daß ihr wisset, wie ihr einem Jeden antworten sollt." Zum Zwecke einer ersprießlichen Wirksamkeit des Lehrers ist kindlicher Sinn erforderlich. Matth. 18, 4: Wer sich nun selbst erniedrigt, wie dieses Kind, der ist der Größte im Himmelreich. Der Lehrer soll nie rasten noch ruhen, sondern stets fortschreiten in seiner Bildung. Philipp. 3, 12: „Ich jage ihm nach, daß ichs ergreifen möchte, nachdem ich von Jesu Christo ergriffen bin." Er muß sich für die Jugend zu heiligen suchen; denn er ist — Matth. 5, 13 — „das Salz der Erde" und von ihm muß ausgehen, wie von dem Salze, eine stärkende, erhaltende, vor Fäulniß bewahrende, würzende, besseren Geschmack wirkende Kraft. Als Zweck der Erziehung wird hingestellt: 2. Timoth. 3, 17: „Daß ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allen guten Werken geschickt." Und Eph. 4, 15: „Wachset in allen Stücken an dem, der das Haupt ist, Christus." — Ein Bild der anschaulichen Lehrweise gibt Christus dadurch, daß er die erhabensten Lehren in Gleichnisse einzukleiden und sie dadurch dem Verständnisse Aller nahe zu bringen weiß. Auch werden uns Fälle geschildert, in denen er sich der Frageform in einer sehr geschickten und eindringlichen Weise zu bedienen weiß. —

Die Apostel suchten das von ihnen aufgestellte Erziehungsideal in der Erziehung der Menschheit zur Christenheit zu verwirklichen, indem sie nach dem von Christus empfangenen Auftrage — „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker" — der heilsbegierigen Menge die götttiche Lehre verkündeten, durch Stadt und Land Samen ausstreuend, damit er Frucht brächte. Nach Art der alten Propheten und nach dem Vorgange Christi sammelten sie zugleich einen engeren Kreis von begabten Jünglingen und Männern als Schüler um sich, um sie zu Lehrern der Gemeinden auszubilden und sie dann an Orten, wo sich größere Gemeinden befanden, als Lehrer einzusetzen, oder sie zur Bekehrung der Juden und Heiden weiter zu senden. Solche Lehrer wurden nicht allein mündlich, sondern auch schriftlich unterrichtet: eine schriftliche Anweisung findet sich im Briefe an den Timotheus, den Schüler des Paulus, welcher diesen durch mündlichen und schriftlichen Unterricht zum Lehrer des Christenthums zu bilden suchte.

Mit der Lehre verbanden die Apostel eine strenge, aber von Liebe getragene Zucht. Von dieser mit väterlichem Ernst gepaarten Liebe zeugt die Sage von Johannes bei Eusebius. „Von Patmos zurückkehrend, gewahrte Johannes bei Ephesus einen Jüngling von schöner Gestalt, aus dessen Auge ein edles Feuer strahlte. Johannes rief ihn zu sich und übergab ihn einem Bischofe, der ihn in sein Haus aufnahm, im Christenthum unterrichtete und taufte. Später jedoch von jenem vernachlässigt, gerieth der Jüngling, einem edlen aber zügellosen Rosse, das seine Bahn verlassen hat, gleichend, in liederliche Gesellschaft und wurde aus Verzweiflung ein Straßenräuber, endlich ein Räuberanführer. Als dies Johannes erfuhr, bestieg er ein Roß, begab sich in das Lager der Räuber, ließ sich gefangen nehmen und zum Anführer bringen. Als dieser den edlen Greis erkannte, der Vaterliebe an ihm gethan, wollte er entfliehen. Johannes aber rief ihm nach: „Du fliehest vor deinem alten Vater? Habe Mitleid mit mir, mein Sohn!“ Da kehrte der Jüngling um und vergoß Thränen. Johannes aber führte den Verirrten zurück.“ —

b. Das Haus im Urchristenthum.

4.

Das Evangelium des Gekreuzigten, sagt Hase, brauste als der Morgengruß einer neuen Zeit über den Erdkreis; und das Wort des Gamaliel — „Ist das Werk aus Gott, so wird es Niemand dämpfen“ — ging in Erfüllung. Am Ende des ersten Jahrhunderts waren schon in den Städten der Westküste Asiens, in Griechenland, Italien, den Inseln des Mittelmeeres und der Nordküste Africa's Bekenner des Christenglaubens; — um das Jahr 200 in allen Provinzen des römischen Reiches zahlreiche Christengemeinden; — um 300 das Christenthum so weit verbreitet, daß sich die Hälfte der Bevölkerung im römischen Reiche und Tausende in den angrenzenden Ländern zu ihm bekannten. Als sich in Griechenland der Mensch über die Natur erhoben hatte, versetzte er die Menschennatur mit ihren Licht- und Schattenseiten in den Himmel hinein. Das Produkt dieser momentanen Versöhnung war die Erscheinung des Schönen, welche einzig in ihrer Art dasteht. Der Weltsinn und die physische Thatkraft der Römer zerstörte die errungene Harmonie. Die Welt trat wieder in den Vordergrund in ihrer nackten

Realität. Rom eroberte die Welt, und als es dieses riesige Werk vollendet hatte, wurde Rom erobert von der Welt. Sinnentaumel und Sinnengenuß machte schließlich den Inhalt des menschlichen Lebens aus, und „da Staub nicht der Seele Hunger stillen kann", so erzeugten sie in der Menschenbrust Ueberdruß und Ekel, und ein Sehnen nach Erlösung ging durch die ganze civilisirte Welt. Da wurde im Christenthum die Innenwelt entdeckt und das Leben in ihr als das eigentliche menschliche Leben erfaßt. Der Geist erschien als der Ausfluß des göttlichen Geistes. Die Herrlichkeit dieser Erden verschwand gegen den Glanz der unsichtbaren Welt, in der man Bürger wird durch den Glauben an ihn, der die Einheit des Göttlichen und Reinmenschlichen erkannte und sie durch sein Leben darzustellen wußte. Nachdem man das Diesseits nach allen Seiten hin ausgekostet hatte, fing man an im Jenseits zu leben und ließ sich durch den Herrn, der der Geist ist, in alle Wahrheit leiten. Der christliche Glaube wurde der Sieg, der die Welt überwand. Das Blut der Bekenner bewährte den Glauben, der die Welt überwindet; und die Gemeinde sammelte sich in dem Bekenntniß: Ich glaube an den einigen wahren Gott, allmächtigen Vater; und an seinen eingebornen Sohn, Jesus Christus, unsern Herrn und Heiland; und an den heiligen Geist, der da Leben gibt. Vor diesem Bekenntniß, vor dem Geiste der Wahrheit mußte Alles untergehen, was sich ihm widersetzte: — die jüdische Hierarchie und das römische Gewaltreich mußten im Kampfe gegen das Christenthum nothwendig unterliegen, weil sie — wie Lasaulx sagt — einem höheren weltgeschichtlichen Recht nur das römische Staatsrecht entgegenzusetzen, eine innere geistige Macht nur mit äußeren materiellen Waffen zu bekämpfen vermochten.

Es war aber auch ein wunderbares Leben, das sich in den ersten Christengemeinden erhob. Auf friedlichem Wege setzte sich in und bei ihnen eine sociale Revolution durch, indem „der völlig unreflectirte Versuch gemacht ward, das Gebot der allgemeinen Menschenliebe oder der brüderlichen Gleichheit aller Menschen überall practisch durchzuführen." Fehlte es auch nicht an Hochmuth über das erworbene Bürgerrecht im Reiche Gottes, nicht an Mißgunst und Parteisucht; so ward doch dieser Egoismus von der glühenden Begeisterung überstrahlt, mit der Männer und Frauen durch Wort und That für die ewigen Wahrheiten des Christenthums eintraten. Die Neubekehrten blieben beständig in der Apostel Lehre und in der Gemeinschaft, im Brodbrechen und im Gebet. Sie waren Ein Herz und Eine Seele; auch Keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war

ihnen Alles gemein; und obschon sie größtentheils der ärmsten Volksklasse angehörten, so war doch Keiner unter ihnen, der Mangel hatte, denn die Wohlhabenden verkauften ihre Häuser und Aecker und bildeten aus ihren Geldmitteln eine gemeinschaftliche Kasse, aus welcher die Nothleidenden unterstützt wurden. Das Princip der Solidarität trat hier zum ersten Male in der Weltgeschichte groß und consequent auf und suchte sich Bahn zu brechen: an die Stelle des Grundsatzes der Trennung ward der der harmonischen Vereinigung gesetzt. Der Gedanke: Alle für Einen und Einer für Alle! ward im Kreise der Gläubigen (— denn auf diesen Kreis beschränkte und bezog sich das Gebot der allgemeinen Menschenliebe zuerst und zunächst —) praktisch durchgeführt: Jeder sollte sich in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen für das Wohlergehen Aller solidarisch verpflichtet halten, sowie Jeder den Anderen sittlich und geistig fördern, ja die Verantwortung für die Seelen aller Anderen auf sich nehmen mußte. Von den beiden entgegengesetzten Strebungen des menschlichen Gemüths, dem egoistischen Triebe und der Liebe, zeigte sich die Letztere in ihrem vollen Glanze; das Hervorbrechen dieses neuen Lebens führte sogar zu einer auf die Dauer unhaltbaren Einseitigkeit, insofern das Recht der freien Persönlichkeit auf Eigenthum und Besitz geradezu verneint wurde. Die Namen „Bruder" und „Schwester", womit sich die ersten Christen gegenseitig benannten, waren nicht wesenlose Worte, und der Bruderkuß, den der in die christliche Gemeinde Aufgenommene empfing und womit jeder Christ den anderen, auch wenn er ihn zum ersten Male sah, begrüßte, waren nicht leere Form. Es war der Ausdruck des innersten Gefühles, die Darstellung des Verhältnisses, in dem sich die Christen unter einander, als Glieder des Einen Hauptes, betrachteten. Hier gab es keinen Unterschied des Vermögens, der bürgerlichen Stellung, der Nationalitäten, keinen Conflict der Interessen, sondern nur ein Volk von Brüdern, in dem Jeder Jedem und zwar aus reinem Herzensdrange half, wo es ihm fehlte. Geld, Leib und Geist gehörten jedem Bruder, und die Armen und Unterdrückten waren an Ehren den Reichsten und Vornehmsten der Gemeinde gleich. Knechte und Herren fühlten sich als Brüder in Christo, als Glieder Eines Leibes, getränkt mit Einem Geiste, Erben derselben himmlischen Güter: die Leibeigenschaft löste sich von Innen heraus auf, denn wenn auch die Sclaven in der gewöhnlichen Welt nur dieselbe Stellung einnahmen, die sie früher gehabt hatten, so hatten sie doch in der christlichen Gemeinde gleichen Antheil an Allem, was allen Brüdern gehörte und wurden sie hier doch inwendig frei, wodurch nothwendig auch die äußeren Ketten fielen, ohne daß sie das Christenthum durch äußerliche

BIBLIOTECA NAZ. ROMA VITTORIO EMANUELE

Umwälzungen zu löſen brauchte. Juſtin der Märtyrer faßte dieſen Gegenſatz im Leben der neuen und der alten Menſchheit zuſammen, wenn er ſagt: „Wir, die wir einſt der Wolluſt dienten, haben jetzt nur an Sittenreinheit unſere Freude; wir, die wir einſt Zauberkünſte trieben, wir haben uns dem ewigen guten Gott geweiht; die wir einſt Geldgewinn über Alles liebten, wir geben jetzt was wir haben zum allgemeinen Gebrauche her und wir theilen jedem Dürftigen mit; wir, die wir einſt einander gegenſeitig haßten und mordeten, die wir mit den Fremden, wegen der Verſchiedenheit der Sitten, keinen gemeinſchaftlichen Heerd haben wollten, wir leben jetzt, nach der Erſcheinung Chriſti, mit ihnen zuſammen; wir beten für unſere Feinde, wir ſuchen Diejenigen zu überzeugen, welche uns mit Unrecht haſſen, auf daß ſie nach den herrlichen Lehren Chriſti ihr Leben einrichten und die freudige Hoffnung erhalten möchten, dieſelben Güter mit uns von dem Gott, der über Alles Herr iſt, zu empfangen.“

Beſonders imponirend offenbarte ſich die Herrlichkeit des Chriſtenthums in der Familie. Das häusliche Leben ward zu einem Tempel Gottes umgeſtaltet. Gemeinſchaftlicher geiſtlicher Geſang und gemeinſchaftliches Leſen der Schrift gehörten hier zur täglichen Erbauung. Das Bewußtſein von der gliedlichen Gemeinſchaft unter dem Einen Haupte im Himmel ſtellte die Frau dem Manne gleich und betrachtete die Gemeinſchaft zwiſchen Mann und Weib als Gemeinſchaft des höheren Lebens. „Sonſt ſtanden — ſagt Chryſoſtomus — die Frauen den Männern gleich. Jetzt iſt es das Gegentheil. Sehet, was Chriſti Erſcheinen auf Erden gewirkt hat! Die Frauen übertreffen uns an edlen Sitten, an chriſtlicher Wärme und Frömmigkeit, an Liebe zu Chriſtus, der den Fluch von dem weiblichen Geſchlechte hinweggenommen hat.“ Und Tertullian: „Welche Verbindung zwiſchen zwei Gläubigen, die Eine Hoffnung, Eine Sehnſucht, Eine Lebensordnung, Einen Dienſt des Herrn mit einander gemein haben? Beide, wie Bruder und Schweſter, keine Trennung zwiſchen Geiſt und Fleiſch, ja hier im wahren Sinne zwei in Einem Fleiſch; ſie fallen mit einander auf die Knie, ſie beten und faſten mit einander, ſie lehren, ſie ermahnen, ſie tragen einander gegenſeitig; ſie ſind mit einander in der Kirche Gottes, bei dem Mahle des Herrn; ſie theilen mit einander Bedrängniſſe, Verfolgungen, Freuden; Keines verbirgt dem Anderen Etwas, Keines meidet den Anderen; frei wird der Kranke beſucht, der Dürftige unterſtützt; es ertönen unter ihnen Pſalmen und Hymnen, und ſie wetteifern mit einander gegenſeitig, wer beſſer ſeinem Gott ſingen könne.“ „Die chriſtliche Frau geht aus,

um den kranken Bruder zu besuchen, an der Communion Theil zu nehmen oder das Wort Gottes zu hören. Ihre Hauptbeschäftigung ist, die um des Bekenntnisses willen Gefangenen im Kerker zu besuchen, den kranken Brüdern nachzugehen bis in die ärmsten Hütten, reisende Brüder in's Haus aufzunehmen und zu bewirthen." Das Christenthum gab der Frau eine Thatkraft und einen Muth, sowie einen Sinn voll theilnehmender Liebe und Geduld, daß selbst der heidnische Lehrer der Beredtsamkeit in Antiochien, Libanius, ausrufen mußte: „Welche Weiber haben doch die Christen!"

Wie das Weib, so trat in dem christlichen Hause auch das Kind in seine natürlichen, gottgebornen Rechte ein. Das Verhältniß der Aeltern zu den Kindern ward in dem Gedanken geheiligt, daß diese Geschenke Gottes seien, für welche die Aeltern einst Rechenschaft ablegen müssen. An dem Liebesreiche Christi zerschellte die herzlose Aussetzung, der selbstsüchtige Verkauf, die kalte liebeleere Tödtung der Kinder, und selbst die Waisen und Verwahrlosten fanden ein Asyl zum Schutze ihres Lebens, eine Heimath für ihre leibliche und geistige Entwicklung: Kirchenversammlungen machten es Bischöfen, Diakonen und Gemeindevorstehern zur Pflicht, sich der Waisen oder ausgesetzten Kinder anzunehmen und sie entweder an Familien, die sie freiwillig als ihre eigenen Kinder aufnehmen wollten, abzugeben, oder auf Kosten der Kirche anderen Pflegältern anzuvertrauen; später wurden besondere Anstalten für Waisen und Findlinge errichtet; im vierten Jahrhundert schon war das erste Waisenhaus in Constantinopel, im achten das erste Findelhaus in Mailand. Das christliche Kind war von Natur berechtigtes Glied der Familie: es ward die Menschheit, das Gottesbild im Kinde geachtet.

In der Familie des Urchristenthums entfaltete der christliche Geist zuerst seine Schwingen. Hier war — wie Clemens von Alexandria sagt — die Mutter der Ruhm der Kinder, die Frau der Ruhm des Mannes, beide der Ruhm der Frau, Gott der Ruhm aller insgesammt.

Solches Leben der Familie mußte tief in die zarten Herzen der Kinder einschneiden. Die Werke, sagt Cyprian, haben auch eine Zunge, ja sie sind noch weit beredter, als der Mund selbst; darum werden eure Kinder allezeit weit mehr auf Das Acht geben, was ihr thut, als auf Das, was ihr redet. Und Chrysostomus: „Nichts ist kälter, als ein Lehrer, der nur in Worten weise ist, denn dies ist nicht die Sache eines Lehrers, sondern eines Schauspielers: darum lehrten die Apostel erst durch Beispiele, dann durch Worte; ja sie

hatten die Worte gar nicht nöthig, da ihre Werke ſo laut ſprachen.“— Der chriſtliche Hausvater, zum Prieſter des Hauſes geweiht, — die chriſtliche Hausmutter, welche die Religion im Herzen trug, — die fromme Stille und anſpruchsloſe Geſchäftigkeit im Hauſe, — der religiöſe Sinn in allen Familiengliedern: das Alles waren Bildungsmomente für die Jugend. In der Familie lernten die Kinder Gottesfurcht, Liebe zum Herrn, Feſtigkeit im Glauben, Redlichkeit, Treue und Keuſchheit. Das Vorbild der Aeltern, ſowie das der Märtyrer pflanzte dieſe Tugenden tief in ihre Herzen ein, und ſelbſt die chriſtlichen Diener und Dienerinnen wurden hierin die Lehrer der Kinder des Hauſes. Den größten Einfluß jedoch übte die Mutter auf die Erziehung der Kinder. Mit der Mutter und in ihr begann das Chriſtenthum ſein großes Werk der ſittlichen Wiedergeburt. Die Mutterliebe war die erſte Frucht der chriſtlichen Saat. So tief, ſo innig und zart iſt nie die Mütterlichkeit gefühlt worden, als im Chriſtenthum. Das Muttergefühl fand im Kinde den Liebling des Heilandes — einen ſchützenden Engel von Gott ihm geſchenkt: in dieſem Glauben begann die chriſtliche Mutter ihr Erziehungswerk. Maria mit dem Jeſuskinde wurde und war das Ideal der Mütterlichkeit, das jeder weiblichen Seele Würde und Schönheit für den weiblichen und vor Allem für den mütterlichen Beruf einflößte, das ihr den Lebens- und Sterbensmuth für ihr Kind offenbarte, und das ihr zeigte, wie das ganze Leben der Mutter eine Weihe des Todes um des Kindes willen iſt. Nicht todter Buchſtabenglaube, ſondern einfache Frömmigkeit blühte in dem Herzen der chriſtlichen Mutter, und in dieſer Frömmigkeit ſuchte ſie auch ihre Kinder zu erziehen. In ſolch' frommem Geiſte trug Nonna, die zuvor ſchon durch den Einfluß einer im Leben ſich ausdrückenden und bewährenden Religion ihren zu einer nichtchriſtlichen Religionsſecte gehörenden Gatten für das Evangelium gewonnen hatte, den erbetenen Sohn, den ſpäteren ausgezeichneten Kirchenlehrer, Gregor von Nazianz, in den Tempel, legte die Händchen des Kindleins auf die Bibel und weihte es dem Herrn. Anthuſa zu Antiochia blieb nach dem Verluſte ihres Mannes von ihrem zwanzigſten Jahre ab Witwe, um ganz der Erziehung ihres Sohnes leben zu können: aus dieſer frommen und ſorgſamen Erziehung ging der große Kirchenlehrer Johannes Chryſoſtomus hervor. Monica milderte durch ihren liebevollen Sinn das Gemüth ihres heftigen, leidenſchaftlichen Mannes und legte, indeß ſie von dieſem Viel zu leiden hatte, die Fundamente des Chriſtenthums in die kindliche Seele ihres Sohnes Auguſtinus, die ſo unzerſtörbar waren, daß ſie in den ungeheuerſten Lebensſtürmen wohl auf kurze Zeit überſchüttet, aber nicht vernichtet werden

konnten. Und dieſe durch die Geſchichte ihrer Söhne bekannten Mütter ſind nicht die einzigen, deren Lebensaufgabe die Chriſtianiſirung ihrer Häuſer, die Erziehung ihrer Kinder war. Mit der heiligen Schrift ihre Kinder früh bekannt zu machen, und durch chriſtliches Leben ſie zum Ewigen hinaufzuziehen: das war das Streben und die Lebensaufgabe aller chriſtlichen Mütter im Urchriſtenthum.

Die chriſtliche Mutter nährte ihr Kind an ihrer Bruſt. Waren Kinder ihrer Mütter durch den Martertod beraubt; ſo nahm ſich die chriſtliche Gemeinde, der ſie zugehörten, ihrer an, oder ſie wurden von einzelnen Gläubigen, beſonders von chriſtlichen Jungfrauen, aufgenommen und erzogen. Nahrung und Kleidung des Kindes waren einfach. Es ward vor Allem darauf hingewirkt, daß die Kinder das Aeußere nur dann für werthvoll hielten, wenn es dem Innern diente. Die Mädchen lernten von den Müttern ſpinnen, weben, nähen ꝛc.; die Söhne das Geſchäft des Vaters. Geiſtig wurden ſie an Einfachheit, an Lauterkeit und Menſchenfreundlichkeit, an Selbſtverleugnung und Gottergebung, an allgemeine Menſchenliebe, ſowie an reine und kräftige Familien- und Vaterlandsliebe, aber auch an Feſtigkeit und Selbſtbeherrſchung gewöhnt. Um neben dem Leben in dieſen Tugenden auch die Ermahnungen zu denſelben zu hören, wurden ſie in die gottesdienſtlichen Verſammlungen mitgenommen. Auch beſuchten ſie mit den Aeltern die Kranken. Die älterliche Zucht war mit Ernſt gepaarte Liebe. Bei Ermahnung und Zurechtweiſung, bei Verheißung von Belohnung und bei Androhung von Strafen ward auf Gott und das Jenſeit hingewieſen. Doch fehlte bei der Erziehung, wo es Noth that, auch die Zuchtruthe nicht. —

Mit der Familienerziehung beginnt, wie die Erziehung der Menſchheit im Allgemeinen, ſo auch die erſte Erziehung im Chriſtenthume. Die Familienerziehung gehört zum eigenſten Weſen des Chriſtenthums und hat in ihm ihre Blüthe: nach den Principien des Chriſtenthums iſt es nicht nur Pflicht der Aeltern, in Liebe ihr Kind zu erziehen; dadurch, daß ſie dasſelbe als ein Kind Gottes anſehen, wird ihre Liebe zu ihm durch die Gottesliebe zur höchſten Liebe geläutert.

c. Die Schule der ersten christlichen Jahrhunderte und die Pädagogik der Kirchenväter.

5.

Die erste christliche Volksschule. Johannes Chrysostomus und Basilius der Große.

Die älteste Verfassung der christlichen Gemeinde war demokratisch-monarchisch. Principiell demokratisch, weil jeder Christ als solcher in der Gemeinde an allen Rechten und Pflichten gleichen Antheil hatte, sie war monarchisch, insofern die von der Gemeinde gewählten Beamten, die Gemeindegründer ꝛc. auf die Entwicklung der Gemeinde einen entschiedenen Einfluß hatten. Den Aposteln und Apostelschülern machte ihre Autorität in der Gemeinde Niemand streitig. Aber auch weiterhin wurden die durch freie Gemeindewahl eingesetzten Aeltesten Autorität für die Gemeinschaft, unter denen dann bald in demselben Verhältniß, wie unter den Beamten in der Gemeinde ein Vorsteher, ein Episcopus hervortrat. Allmählich gewöhnte man sich, dem Amte an sich dieselbe oder eine noch größere Autorität zu verleihen, wie sie früher den einzelnen Persönlichkeiten zuertheilt ward: die Grundlinien eines kirchlichen Beamtenthums, das Wissenschaft und Bildung repräsentirte, sowie Verwaltung des Kirchenvermögens, der Armen- und Krankenpflege, der Zucht und Ordnung des christlichen Lebens in der Hand hatte. Dieses Beamtenthum vertrat auch die Gemeinde nach außen hin: die Spitzen desselben, die Bischöfe, nahmen die gemeinsamen christlichen Angelegenheiten in die Hand und gaben auf ihren Synoden die Gesetze für die Gesammtheit der christlichen Gemeinden, für die Kirche. Im Laufe des dritten Jahrhunderts war die bischöfliche Verfassung, in der bald die Bischöfe der politischen und kirchlichen Metropolen den Mittelpunkt bildeten, bereits soweit ausgebildet, daß sie nicht mehr als eine zufällige, sondern als eine nothwendige Institution galt. Bald nun trat das Verhältniß des Einzelnen zu Christus in den Hintergrund gegen die Macht der immer fester und heiliger werdenden Formen der Kirche, bis man den Glauben proclamirte, daß ohne den Glauben an die seligmachende Kraft dieser Institution zu keiner Gemeinschaft mit Christus und also auch nicht zur Seligkeit gelangt werden könnte. Die Form gewann Macht über den Geist, und die Hierarchie trieb ihre ersten Wurzeln. Der Abschluß der Form erschien übrigens nothwendig

im Kampfe mit den äußeren und inneren Feinden, und je mehr das Christenthum in dieser Form auftrat, um so mehr auch mußte für die Einlebung in dieselbe und besonders in ihre bestimmten Lehren d. i. für Schulen gesorgt werden.

Die Apostel und ersten Glaubensboten waren ursprünglich mehr auf Verkündigung des Evangeliums an Erwachsene gewiesen, wobei sie zum Theil die jüdischen Synagogen und die Hörsäle der heidnischen Völker benutzten. Auf die Jugend konnten und wollten sie nur mittelbar durch die Aeltern einwirken. Da jedoch die Taufe den Unterricht eines jeden zu taufenden Individuums, der Unterricht aber das Lesen der heiligen Schriften voraussetzte, so bildete sich bald in der ersten Kirche eine Art von christlicher Synagoge, in welcher Erbauung, Erziehung und Unterricht noch nicht getrennt waren. Es entstand das Institut des **Katechumenats**, das ursprünglich nicht für Kinder, sondern für Personen aller Altersstufen, Nationalitäten, Characterе und Bildungsgrade bestimmt war und nicht bloß Unterricht umfaßte, sondern Einführung in eine andere Lebensluft, in die christlich-asketische Lebensordnung bezweckte. Die Katechumenen d. i. die im Inbegriff des christlichen Glaubens an Vater, Sohn und Geist zu Unterrichtenden und im christlichen Leben zu Uebenden waren in den frühesten Zeiten in zwei, später in vier Klassen getheilt. Die Klassen bezeichneten die Lern- und Prüfungsgrade, die sie durchzuarbeiten hatten, ehe sie zur Taufe zugelassen wurden. Je nach dem Grade ihrer christlichen Entwicklung und ihrer Kenntnisse waren sie noch von der Theilnahme an der christlichen Erbauung ausgeschlossen, oder Zuhörer, wo sie in der kirchlichen Versammlung dem Vorlesen der heiligen Schrift und der Predigt beiwohnen konnten, aber beim Anfange der Kirchengebete entlassen wurden. In der dann folgenden Abtheilung der Knieenden waren sie bei gewissen Kirchengebeten, namentlich bei den für sie gehaltenen, aber knieend zugegen, worauf sie als eigentliche Taufkandidaten unter Händeauflegen gänzlich in die Gemeinde der Erwachsenen aufgenommen wurden. Bei dieser Heraufbildung zum Christenthume war der Unterricht, dessen Ziel die Kenntniß des Inbegriffs der wesentlichen Unterscheidungslehren des Christenthums war, die auswendig gelernt und abgefragt wurden, ein wesentliches Moment. Dieser Unterricht war also ein Unterricht im Christenthume, und ward bald auch Kindern, wahrscheinlich schon vom siebenten Jahre ab, ertheilt.

Der Katechumenenunterricht war ursprünglich der einzige, der christlich ertheilt ward: weitere christliche

Schulen gab es in den erſten chriſtlichen Zeiten nicht. Konnten deshalb Aeltern ihre Kinder nicht ſelbſt im Leſen, Schreiben und Rechnen unterrichten, oder einen Privatlehrer für ſie halten, ſo ſchickten ſie dieſelben in die öffentlichen heidniſchen Schulen. Auch chriſtliche Jünglinge beſuchten in den erſten Jahrhunderten die höheren wiſſenſchaftlichen Bildungsanſtalten des Heidenthums und ſtudirten die heidniſchen Klaſſiker; ja Viele ſtrebten, ſich die formale Gewandtheit und Sprachkunſt der Griechen und Römer gründlich anzueignen. Selbſt Geiſtliche, wie Gregor und Baſilius, ſtanden im freundlichen Vernehmen mit den Sophiſten.

Nachdem die Verfolgungen der Chriſten aufhörten und dieſe zur Ruhe in ſich und damit zur innern Entwicklung gelangten, auch die chriſtliche Religion die herrſchende im römiſchen Reiche ward; riethen einzelne bedeutende Männer und chriſtliche Genoſſenſchaften von dem Unterrichte der Kinder bei Heiden ab und verlangten Ertheilung chriſtlichen Unterrichts im ganzen Umfange. Das war der erſte Anſtoß zur Gründung von vollſtändigen chriſtlichen Schulanſtalten. Schon am Schluſſe des zweiten Jahrhunderts ſoll Protogenes in Edeſſa neben ſeinem höheren Unterrichte als Lehrer der Kinder ſegensreich gewirkt haben. Leſen, Schreiben, Auswendiglernen und Herſagen, auch Abſingen der Pſalmen waren die Lehrgegenſtände dieſer erſten chriſtlichen Volksſchulen. —

Für den chriſtlichen Unterricht im Allgemeinen und für die chriſtliche Erziehung der Jugend im ganzen Umfange traten die ſogenannten **apoſtoliſchen Conſtitutionen** ein, welche, theils gegen das Ende des dritten und theils zu Anfang des vierten Jahrhunderts in der ſyriſchen Kirche entſtanden, die älteſten Einrichtungen und Anordnungen der orientaliſchen Kirche enthalten. Sie ſagen: „Ihr Väter, erziehet eure Kinder in dem Herrn, indem ihr ſie unter der Zucht und Vermahnung zum Herrn groß wachſen laſſet; und lehret ſie heilſame und dem Worte Gottes — dem Logos — entſprechende Fertigkeiten, damit ſie nicht der Zügel des Guten ſich entledigen, indem ſie Gelegenheit zu Muthwillen finden, von Seiten der Aeltern ungeſtraft bleiben und ſo allzufrüh meiſterlos werden. Wer es unterläßt, ſeinen Sohn zu ermahnen und verſtändig zu machen, der haſſet ſein eigenes Kind. So lehret denn eure Kinder das Wort des Herrn, macht ihnen Ernſt auch durch Schläge, daß ſie folgſam werden; laſſet ſie von Kindheit auf die heiligen Schriften lernen; geſtattet ihnen nicht, daß ſie etwas von euch wider euren Willen erzwingen; duldet nicht, daß ſie ſich mit Altersgenoſſen zu Gelagen vereinigen. Denn wenn die Gleichgültigkeit der Aeltern den Kindern mög-

lich macht, mit zügellosen Menschen umzugehen, so werden nicht allein die in Sünde gefallenen Kinder gestraft werden, sondern um ihretwillen trifft das Gericht auch die Aeltern. Darum nehmet darauf Bedacht, sie zur rechten Zeit zu verheirathen, damit nicht bei reifem Alter ihr Lebenswandel zur Unkeuschheit herabsinke, wofür ihr am Tage des Gerichts vor Gott dem Herrn Rede stehen müßtet."

Einer der großartigsten Vertreter der christlichen Jugenderziehung ist **Johannes**, später wegen seiner Beredtsamkeit **Chrysostomus** genannt, der (— vergl. Neander, Leben des h. Johannes Chrysostomus —) 347 in Antiochien geboren und von seiner Mutter Anthusa im christlichen Geiste erzogen, zugleich aber auch in der Wissenschaft ausgebildet und fähig gemacht ward, mit freier Neigung über die Richtung seines Lebens zu bestimmen. In der Schule des Libanius zeichnete er sich früh durch seine rednerischen Anlagen aus. Er ließ sich jedoch nicht durch das rhetorisch ausgeschmückte Heidenthum blenden, sondern suchte unter Anleitung seiner Mutter immer vertrauter mit der heiligen Schrift zu werden, wodurch sich die Grundzüge seines Characters herausbildeten, die, wie Neander sagt, in Begeisterung für das Heilige und in hoher sittlicher Kraft, in strengem Ernste und glühender Liebe, in Abneigung gegen die damals im Leben überall vorherrschende Scheinsucht, in rücksichtslosem Eifer für Wahrheit und Recht, beseelt von einem feurigen, felsenfesten Glauben, bestanden. Nachdem er zuerst in den Advokatenstand getreten, bald aber des unruhigen Treibens und der schlechten Künste dieses Standes überdrüssig, vom Bischof Meletius unterrichtet und getauft war, zog er sich nach dem Tode seiner Mutter unter die Mönche zurück, um sich ganz dem Studium der heiligen Schrift, dem Gebet und stiller Betrachtung in göttlichen Dingen zu widmen, kehrte jedoch 380 nach Antiochien zurück, trat hier in den Kirchendienst, ward erster Bischof der östlichen Kirche zu Konstantinopel und starb 408 mit dem Losungsworte seines Lebens: „Gott sei gepriesen für Alles!"

In seinen „Homilien" und in den Schriften „über das Mönchsthum" hat J. Chrysostomus seine Gedanken über Erziehung niedergelegt. *Der Wegweiser für alle Erziehung ist ihm die göttliche Menschenerziehung, nach der sich Gott zu dem Menschen herabläßt, um den Menschen zu sich hinaufzuziehen.* „Demnach ist die rechte Erziehungskunst, die sich zuerst herabläßt und dann hinaufzieht. Es zeigt sich ein großer Nutzen von der Herablassung in allen Dingen. So haben wir die Künste gelernt, indem wir nicht auf ein Mal von den Lehrern Alles lernten; und wundere Dich nicht, wenn diese Sache in den Dingen des Lebens so große Kraft hat, da man

auch in den geiſtlichen Dingen ſehen kann, wie viel dieſe Weisheit vermag. So konnten die Juden nur nach und nach gebildet, nach und nach vom Götzendienſte befreit werden. So nach Chriſti Erſcheinung, als die Zeit für erhabenere Lehren gekommen war, zogen die Apoſtel Alle auf dieſe Weiſe herzu, indem ſie zuerſt nicht hohe Dinge vortrugen." „Chriſtus enthüllte nicht ſogleich ſeine Gottheit, ſondern zuerſt wurde er nur für einen Propheten oder für einen heiligen Menſchen gehalten, dann offenbarte er ſich durch ſeine Werke und Worte als Das, was er war." „Siehe, wie Chriſtus überall nicht ſogleich Alles enthüllt, ſondern zuerſt den Zuhörer in Verlegenheit ſetzt, damit er anfange zu ſuchen nach dem Sinne des Geſagten, und ſodann, da er ſich nicht zu helfen weiß, nachdem er ſich vergeblich abgemüht hat, mit deſto größerem Eifer Das, was er ſucht, annehme, wenn es ihm erſcheint, und daher zum aufmerkſamen Zuhörer mehr aufgeregt werde." — Im Gegenſatz zur Sittenloſigkeit der Welt ſollen die chriſtlichen Aeltern ihre Kinder im chriſtlichen Sinn und Wandel erziehen. „Gott trägt Sorge für die Erziehung der Kinder. Deshalb hat er eine ſo große Liebe zu den Kindern der menſchlichen Natur eingepflanzt, um durch eine unwiderſtehliche Gewalt die Aeltern zur Sorge für die Kinder anzutreiben. Die Aeltern, welche die Kinder immer um ſich haben und alle Gewalt über ſie beſitzen, haben die Sorge für die Erziehung leicht. Nur die raſende Leidenſchaft für das Irdiſche iſt die Urſache des Verderbniſſes der Kinder. Weil den Aeltern die irdiſchen Dinge das Höchſte ſind, müſſen ſie wohl ihre Kinder eben ſo, wie ihre eigene Seele, vernachläſſigen. Solche Väter halte ich für ärger, als Kindesmörder, denn dieſe können doch nur den Körper von der Seele trennen, jene ſtürzen die Seele in die Hölle." „Jetzt hören wir nichts von den Vätern, als daß ſie, ihre Söhne zum eifrigen Studium der Redekünſte ermahnend, zu ihnen ſagen: Da iſt Einer von niedriger Herkunft durch die Redekunſt zu den höchſten Staatsämtern gelangt, hat ſich große Reichthümer erworben ꝛc. Von den himmliſchen Dingen redet Keiner, und wenn ein Anderer etwas davon zu erwähnen wagt, wird er als Zerſtörer aller Verhältniſſe fortgeſchickt. Wenn ihr alſo von Anfang an euren Söhnen ſolche Dinge vorſagt, ſo lehrt ihr ſie nichts Anderes, als was die Quelle von allem Böſen iſt, denn ihr flößt ihnen die beiden Begierden ein, die Habſucht und die Begehrung nach eitler, leerer Ehre, — und wenn beide zugleich die zarte Seele des Jünglings einnehmen, ſo wird jeder Keim des Guten zerſtört. Aber nicht allein Das iſt das Schreckliche, daß ihr ſie antreibt zu Dem, was der Lehre Chriſti zuwider iſt, ſondern daß ihr auch das Schlechte durch

ſchöne Namen verdeckt. Immer auf der Rennbahn und im Theater liegen, nennt ihr Ton der Welt, das Trachten nach Reichthum ein unabhängiges Leben ſuchen, Ehrgeiz einen hohen Sinn, Uebermuth Freimüthigkeit. Die Tugenden belegt ihr mit den entgegengeſetzten Namen; ihr nennt Ordnung und Sitten bäuriſches Weſen, die Beſcheidenheit Feigheit, das Prunkloſe etwas Knechtiſches, die Geduld Schwäche." „Es iſt der größte Reichthum für die Kinder, wenn ſie aller Gelüſte Herr werden. Deshalb müſſen wir auf ihr Aus- und Eingehen ſorgfältig Acht haben und darauf merken, mit wem ſie umgehen und was für Freunde ſie haben. So wir Das verſäumen, wird der Richter uns dereinſt fragen: „Habe ich nicht das Kind Dir anvertraut? Ich übergab es Dir, da es noch zart war, daß Du es bilden und ſein Herz in Ordnung bringen ſollteſt. Und was kannſt Du ſagen? Daß es ſchwer zu bezähmen und wild ſei? Das hätteſt Du gleich vorherſehen, und da es im Zaume gehalten werden konnte, weil es jung war, es zähmen, zu ſeiner Pflicht anhalten, es unterweiſen und die Leidenſchaften ſeiner Seele zu überwältigen ſuchen ſollen. Da ſich noch leicht im Acker arbeiten ließ, ſollteſt Du die Dornen ausgeriſſen haben." Laſſet uns alſo hierin nicht ſorglos ſein, da wir wiſſen, daß, wenn unſere Kinder ihre Pflicht gegen Gott getreu beobachten, ſie auch in Demjenigen, was das gegenwärtige Leben angeht, etwas Rechtes werden müſſen. Dein Sohn wird nicht nur von anderen Menſchen bewundert, ſondern Dir auch, ſeinem Vater, noch lieber werden, weil er außerdem, was er von Natur iſt, einen nicht geringen Beweggrund zur Liebe, nämlich ſeine Tugend beſitzt." Darum mußt Du Deinem Kinde die Fehler vorhalten. Aber es iſt nicht genug, daß Du ſie ihm bloß ſagſt; Du mußt die Jugend auch in Furcht ſetzen, um dadurch ihre Trägheit auszurotten. „Laßt uns doch mit unſern Kindern eben ſo behutſam umgehen, wie mit dem Lichte! Die Mägde, welche uns das Licht anzünden, erinnern wir unaufhörlich, daß ſie damit nicht an einen Ort gehen ſollen, wo viel Heu oder anderer brennbarer Stoff liegt, damit nicht etwa ein Funke hineinfalle und ſo das ganze Haus in Brand gerathe. Möchten wir auch die Augen unſerer Kinder nicht dahin lenken, wo unzüchtige Mägde und Buhldirnen ein Feuer in denſelben anzünden könnten! Augen und Ohren unſerer Kinder laßt uns bewahren, beſonders auch die Ohren, daß ſie keine verderblichen Lieder hören, damit ihre Seele nicht dadurch vergiftet werde. Wir wollen unſere Jünglinge nicht zu Schauſpielen, nicht in Schenken und zu Gelagen führen, ſondern ſie mit eben der Sorgfalt behüten, wie unſere Töchter,

die wir ja nicht aus unſern Wohnungen laſſen." — Frühzeitig ſchon muß das Kind mit der heiligen Schrift bekannt gemacht werden. „Aus dieſer wird dein Sohn zuerſt hören: Ehre deinen Vater und deine Mutter. Es geſchieht alſo zu deinem eigenen Vortheil. Zu einen Chriſten ſollſt du dein Kind machen und darum muß es die heilige Schrift kennen lernen." „Die Bekanntſchaft mit der heiligen Schrift iſt ein Gegengift gegen die große Gewalt der vernunftwidrigen Neigungen in dieſem Alter, die noch beſtärkt wird durch die Beſchäftigung mit den heidniſchen Schriften, wenn die Kinder hören, wie die bewunderten Helden von den Leidenſchaften beherrſcht werden." „Die Lehren der Bibel ſind wie eine Quelle, welche die Seele bewäſſert. Beſonders lehre den Knaben früh jene Pſalmen voller Weisheit z. B. von der Sittenreinheit, oder vielmehr von der Vermeidung des Umgangs mit Böſen im erſten Pſalm ꝛc. Solche Dinge und dergleichen mehr gegen Unmäßigkeit und Habſucht, daß Geld und Ehre nichts ſei, wirſt du in den Pſalmen finden. Wenn du ihn in ſolchen Fällen von Kindheit an unterrichtet haſt, wirſt du ihn nach und nach auch zu dem Höheren führen. Von den Pſalmen wird er zu den Hymnen fortſchreiten, denn ſie ſind etwas Göttlicheres: die himmliſchen Geiſter ſingen keine Pſalmen, ſondern nur Hymnen." — Auf dieſem Wege ſtrebe dein Kind zu einem Bilde Gottes zu weihen. Und auf dieſem Wege gehe mit ihm ſogleich von der Geburt an. Gib ihm bereits einen Namen von chriſtlicher Bedeutung. „Die Alten haben nicht zufällig, weil der Vater oder Großvater ſo hieß, auch das Kind ſo geheißen, ſondern ſie nahmen allen Bedacht darauf, ihren Sprößlingen ſolche Namen zu geben, die nicht nur ihnen ſelbſt, die dieſe Namen trugen, ein Antrieb zur Tugend wurden, ſondern auch allen den Anderen und den nachfolgenden Geſchlechtern als Führer zu aller Weisheit dienten. Deshalb gebet auch ihr euren Kindern nicht Namen, wie ſie euch einfallen, noch auch beehret ſie mit den Namen der Großväter und Urgroßväter und ſolcher, die durch ihre Herkunft ſich auszeichnen: ſondern mit den Namen der heiligen Männer, die durch Rechtſchaffenheit geglänzt und große Zuverſicht zu Gott gehabt haben." — Iſt das Kind geboren, ſo folge dem Beiſpiele der Hanna; ſie brachte ihren Sohn ſogleich zum Tempel. Welche unter den Müttern möchte nicht lieber, daß ihr Sohn einmal ein Samuel würde, als tauſendmal Herr des ganzen römiſchen Reiches? Und Du fragſt: Wie kann das geſchehen? Warum ſollte es nicht geſchehen können? Nur deshalb nicht, weil Du ihn nicht Dem hingibſt, Der ihn dazu machen kann. Und wer iſt es, der ihn zu einen Samuel

machen kann? Es iſt der Gott, welchem die Hanna den ihrigen übergab, denn nicht Eli war geſchickt, ihn zu bilden, er, der nicht einmal ſeine eigenen Söhne bilden konnte, ſondern der Glaube und das heiße Verlangen des Weibes wirkte alles. Das ließ ſie ihre einzige Sorge ſein, wie ſie die Seele ihres Sohnes von Anfang an zu einem Bilde Gottes weihen könnte. Und Das laß auch du deine Sorge ſein. Suche deinen Sohn nicht zum Redner zu bilden, ſondern erziehe ihn zur chriſtlichen Weisheit. *Auf den Charakter kommt alles an, nicht auf Worte*; jener allein macht ihn kräftig für das Reich Gottes und verſchafft ihm die wahren Güter. Uebe nicht ſeine Sprache, ſondern reinige ſeine Seele. Ich ſage Dies, nicht um dich zu hindern dem Sohne die literariſche Bildung zu geben, ſondern ich will nur hindern, daß alle Sorgfalt allein darauf verwandt werde. Glaube nur gar nicht, daß allein der Mönch durch die Schrift gebildet werden müſſe, denn ganz beſonders bedürfen die zu den Geſchäften für die Welt beſtimmten Knaben einer ſolchen Erziehung. So wie des Steuers und der Steuerkunſt nicht ſowohl Derjenige bedarf, der immer im Hafen ſteht, als vielmehr Derjenige, der ſich immer auf dem Meere herumtreibt, ſo verhält es ſich auch mit dem Mönche und mit dem Weltmanne. Der Erſtere befindet ſich gleichſam in einem von Stürmen freien Hafen; der Andere hat mit vielen Stürmen und Fluthen zu kämpfen, und wo er auch ſelbſt ſich in keiner Gefahr befindet, muß er doch gerüſtet ſein, Andere durch die Schrift zum Schweigen zu bringen. *Thorheit iſt es deshalb, zu meinen, Religionsunterricht gehöre noch nicht für Kinder.* Dieſes Alter hat es beſonders nöthig, ſolche Dinge zu hören. Das zarte Alter nimmt Das, was es hört, leicht in ſich auf, und es prägt ſich den jungen Gemüthern ein, wie ein Siegel dem Wachſe. Ihr Leben fängt auch in dieſem Zeitpunkte zuerſt an, zum Guten oder zum Böſen hinzuwenden. Wenn man ſie nun von der Thür des Lebens an vor dem Schlechten bewahrt und zu dem beſten Weg führt; ſo wird ihnen das Gute zu einer innewohnenden Beſchaffenheit und wie zur Natur werden, und ſie werden nicht freiwillig zum Schlechten übergehen, indem ſie durch die Gewohnheit ſelbſt zur Uebung des Guten hingezogen werden. „Alle Bosheit der Kinder entſteht aus unſerer Nachläſſigkeit, — daher, daß wir ſie nicht ſogleich von Anfang an zur Gottesfurcht angehalten haben. Wir haben nichts dagegen, daß ſie die Schauſpiele beſuchen, aber in die Kirche zu gehen, treiben wir ſie nicht an, und kommt auch zuweilen ein Knabe in dieſelbe, ſo kommt er zweck- und nutzlos, wie zur bloßen Kurzweil. Das ſollte anders ſein. *Wir fragen doch darnach, was ſie in der Schule gelernt*

haben: ſo ſollten wir dasſelbe thun, wenn wir ſie zur Kirche ſchicken, oder noch beſſer, wenn wir ſie ſelbſt hinführen. Wir ſollten ſie nicht Andern übergeben, ſondern ſie ſelbſt mitnehmen und hernach ausfragen, ob ſie auch behalten, was ſie hier gehört und gelernt haben. Auf dieſe Art würde uns die Beſſerung unſerer Kinder ſehr leicht und bequem werden. Würden ſie uns zu Hauſe beſtändig von Dem, was gut iſt, reden hören und uns fragen, was ſie zu thun haben; würden ſie ſofort Das, was ſie dort hören, zu Dem ſammeln, was ſie hier hören: ſo würden ſie uns bald eine reiche und treffliche Erndte von dieſer ſchönen Saat zeigen. Aber all' Dieſes thun wir nicht; die Pflichten, welche die nothwendigſten ſind, ſehen wir für Nebenſachen an. Legt uns deshalb Jemand Etwas an's Herz, ſo lachen wir ihn aus; was Wunder, daß Alles verkehrt zugeht und, weil die Aeltern nicht züchtigen, dafür die Obrigkeit züchtigen muß?"

Die wichtigſten Erzieher für das Kind ſind die Frauen. Denn wenn die Männer von der Erziehung durch Reiſen, Arbeiten des Forums und öffentliche Angelegenheiten oft abgezogen werden, ſo kann ſich die Frau, frei von allen ſolchen Sorgen, deſto leichter der Kinder annehmen. „Der Mann, der ſich auf dem Markte und in den Gerichten herumtreibt, wird von den Wellen des äußeren, unruhigen Lebens hin- und hergeworfen. Die Frau ſitzt zu Hauſe und kann ſich immer in ihrem Gemüthe ſammeln, mit Gebet und Leſen der heiligen Schrift ſich beſchäftigen. Sie, des Friedens genießend, kann den in ſeiner Seele vielfach beunruhigten Mann bei ſich aufnehmen, ihn bilden, die wilden Auswüchſe ſeiner Seele beſchneiden und ihn ſo wieder in die Welt hineinſenden, gereinigt von dem Schlechten und mit ſich nehmend das Gute, welches er im Schooße der Familie gelernt; denn nichts vermag mehr, als eine fromme und verſtändige Frau, den Mann zu bilden und ſeine Seele, wie ſie will, zu regeln." — Neben der Mutter ſind die Klöſter die wichtigſte Stätte chriſtlicher Bildung, denn in ihnen werden die Knaben von dem Verderben der Welt fern gehalten, mit der heiligen Schrift frühzeitig bekannt gemacht und in ein chriſtliches Leben eingeführt. „Die Gewohnheit iſt etwas Unbeſiegbares; die Tugend aber iſt ſchwer. Darum führte Gott die Hebräer in die Wüſte, daß ſie daſelbſt, wie in einem Kloſter, die in Aegypten angenommenen und durch Gewohnheit eingewurzelten Laſter wieder verlernen ſollten. Er verſuchte es mit allen Arten von Arzneien, und dennoch konnten ſie ihre böſen Gewohnheiten nicht ganz ablegen, ſondern ſehnten ſich immer wieder nach den Fleiſchtöpfen Aegyptens. Und du glaubſt, daß dein Sohn mitten

in Aegypten, ja mitten im Heerlager des Satans, wo er keine heilsame Lehre hört, wo selbst die Aeltern ihn zum Laster verleiten, den Stricken des Satans werde entfliehen können?" „In den Klöstern hingegen führt man ein Leben, das des Himmels würdig ist; sie leben alle den Engeln gleich in gleichem Frieden, in gleicher Ruhe, in gleicher Freude. Von Mein und Dein redet man nicht. Alles ist Allen gemein." „Wie hoch stehen die Klöster mit ihrem Unterricht und ihrer Erziehung, gegenüber den heidnischen Schulen! Zwar fordert man, daß die Kinder zuerst in den Wissenschaften unterrichtet werden sollen und hernach in der asketischen Lebensweise. Aber wer weiß denn, ob sie das Mannesalter auch erreichen werden? Und was soll es für einen Nutzen haben, sie zu solchen Lehrmeistern zu schicken, wo sie vielmehr Laster statt Wissenschaften lernen und über dem Trachten nach Geringerem das Größere verlieren?" — „Sollten wir also sämmtliche Schulen der Wissenschaften niederreißen? Das sage ich nicht. Ich fordere nur, daß man das Gebäude der Tugend nicht niederreißen soll. Ist die Seele tugendhaft, so schadet ihr die Unkenntniß der Wissenschaften nicht. Ist sie aber verderbt, so leidet sie trotz der beredtesten Zunge Schaden. Wenn erst für das Nothwendige gesorgt ist, so mögen sie auch in den Wissenschaften unterrichtet werden."

Diese Gedanken des Chrysostomus über Erziehung werden von **Basilius dem Großen** und zwar dahin weiter entwickelt, daß das Asketische und Pädagogische, was bei Chrysostomus ungeschieden durcheinanderlief, hier einigermaßen auseinandertritt. Basilius († 378), Metropolit von Cäsarea, ist außer der väterlichen Unterweisung in einer gründlichen klassischen Bildung zu Cäsarea in Kappadocien, zu Konstantinopel und zu Athen, wo er die damals berühmtesten Lehrer und Philosophen hörte, groß geworden und darum unter allen Kirchenvätern einer der größten Verehrer heidnischer Schriftsteller, vorzüglich der griechischen Literatur, begeistert für die Wissenschaft, wie für das Mönchsthum. In seiner Rede „an christliche Jünglinge" über den rechten Gebrauch klassischer Schriftsteller des Alterthums, die er „im Alter und nach einem an Erfahrung und Schicksalen reichen Leben" hielt, zeigt er nicht allein Belesenheit in Platon, Plutarchos, Homer, Hesiod, Solon, Theognis, Xenophon, sondern auch nicht geringe Bekanntschaft mit der griechischen Geschichte und mit dem griechischen Leben überhaupt. Diese seine Liebe zu den Griechen fordert er auch von der Jugend. „Wundert euch nicht, — so redet er sie an — wenn ich sage, daß ich, obwohl ihr jeden Tag Lehrer besuchet und mit den trefflichsten der alten Männer vermittelst ihrer hinterlassenen Schriften umgehet, von mir selbst für euch etwas

Nützlicheres gefunden habe. Um euch nun eben Dieses anzurathen, bin ich hierher gekommen, nämlich Dieses, daß ihr jenen Männern nicht ein für alle Mal die Lenkung eures Geistes, wie die eines Schiffes, überlassen, und nicht, wohin sie euch führen, ihnen auch folgen, sondern alles zwar, was euch nützlich ist, aus ihnen schöpfen, aber auch wissen sollet, an was ihr vorbeigehn müßt. Der Christ muß die Güter des zukünftigen Lebens suchen. Zu diesem Leben aber führt die heilige Schrift, die uns durch Geheimnisse unterrichtet. So lange wir aber zu jung sind, um ihren tiefen Sinn fassen zu können, üben wir uns in geistiger Sehkraft durch andere nicht ganz verschiedene Schriften, wie durch Schatten und Spiegel, und ahmen Denjenigen nach, welche sich in der Kriegsschule üben und die, nachdem sie sich in den Bewegungen der Hände und im Springen Gewandtheit erworben haben, in den Kämpfen die Frucht dieses Spieles genießen. Auch uns nun steht, wie wir glauben müssen, der größte aller Kämpfe bevor, für den wir alles thun, auf den wir mit aller Kraft und Anstrengung uns vorbereiten, und wegen dessen wir mit Dichtern, Geschichtsschreibern, Rednern und allen solchen Menschen umgehen müssen, welche zur Sorge für die Seele irgend einen nützlichen Beitrag geben können. Denn wie die Färber alles, was sie zu färben haben, zuvor sorgfältig präpariren und nachher erst den glänzenden Purpur oder eine andere Farbe auftragen; so gleichermaßen werden auch wir, soll anders die Herrlichkeit der Tugend für immer unauslöschlich in unserer Seele haften, zuvor durch diese äußerlichen Lehren der Heiden eingeweiht, um dann die heiligen und geheimnißvollen Lehren kennen zu lernen; und nur erst, wenn wir uns gewöhnt haben, gleichsam die Sonne im Spiegel des Wassers zu schauen, können wir unseren Blick zum Lichte selbst erheben. Wie ich von einem Manne, der stark in der Ergründung des Sinnes der Dichter war, vernommen habe, so ist Homers ganze Dichtung ein fortlaufender Lobgesang auf die Tugend, und alles, was nicht Nebensache ist, zielt bei ihm auf dieselbe hin. Wenn also die Lehren irgend eine Verwandtschaft mit einander haben, so wird uns ihre Kenntniß sehr nützlich sein; wo aber nicht, so mag wenigstens die Einsicht in den Unterschied derselben, welche man durch ihre Vergleichung mit einander erlangt, zur Befestigung des Besseren nicht wenig beitragen. So soll Moses, jener ausgezeichnete Mann, dessen Name bei allen Menschen wegen seiner Weisheit in hohem Ansehen steht, in den Wissenschaften der Aegypter seinen Verstand geübt haben und so zur Betrachtung des

wahrhaft Seienden gelangt sein. Eben so soll auch in der späteren Zeit Daniel die Weisheit der Chaldäer in Babylon gelernt und hernach erst mit den heiligen Lehren sich beschäftigt haben. — Daß also die fremden Kenntnisse der Seele nicht unnütz seien, glaube ich hinlänglich gezeigt zu haben; es dürfte aber weiter nun anzugeben sein, wie ihr an denselben Theil nehmen sollet. Für's Erste, was die Dichter betrifft, so dürft ihr nicht Allem, was sie erzählen, die gleiche Aufmerksamkeit schenken, denn sie sagen Verschiedenes; sondern, wenn sie euch Thaten oder Reden frommer Männer erzählen, so müßt ihr dieselben lieben und nachahmen, und euch nach Kräften bestreben, ihnen ähnlich zu werden; wenn sie aber auf schlechte Menschen zu reden kommen, so müßt ihr eure Ohren verschließen und euch vor ihrer Nachahmung hüten, nicht minder, als Odysseus dem Gesange der Sirenen aus dem Wege gegangen ist. Die Gewöhnung an schlechte Reden ist gewissermaßen der Weg zu schlechten Thaten. Daher müssen wir unsere Seele mit aller Sorgfalt bewahren, damit wir nicht durch angenehme Worte unversehens etwas Böses in dieselbe aufnehmen, wie Die, welche Gift in Honig gemischt einnehmen. Wenn wir aber auch die Wahrheiten, die in den heidnischen Schriften niedergelegt sind, vollkommner in den heiligen Schriften finden; so können wir doch wenigstens einen Umriß der Tugend, gleichsam einen Schattenriß derselben aus den heidnischen Lehren entwerfen. Denn Diejenigen, welche sich aus jeder Sache sorgfältig das Nützliche sammeln, pflegen wie große Ströme von allen Seiten Zuwachs zu erhalten." „Alles, wenn man es recht nützt, kann eine Wegzehrung auf dem Gange zur Ewigkeit werden; schändlich aber ist es, die gegenwärtige Zeit zu vergeuden und die verflossene hernach zurückrufen zu wollen, wo es doch zu unserem Leidwesen keine mehr geben wird."

Für die Mönche hat Basilius eine **Regel** aufgesetzt, in der ihnen besonders auch die Erziehung der Jugend zur Pflicht gemacht wird. Er verordnet darin: „Die verwaisten Kinder soll man von freien Stücken aufnehmen und diejenigen, welche Aeltern haben, wenn sie von denselben in Gegenwart vieler Zeugen dargebracht werden. Sie sollen wie gemeinsame, den Brüdern angehörende Kinder eine fromme Erziehung erhalten. Es sollen besondere Häuser dazu bestimmt sein; es soll ihnen eine besondere, ihrem Alter gerade angemessene Lebensweise angewiesen, es soll die Aufsicht über ihre Erziehung einem bejahrten, erfahrenen, von Seiten seiner Geduld erprobten Manne anvertraut werden, der mit väterlicher Milde sie zu behandeln weiß." Die Disciplinarmittel sollen zur Demuth gewöhnen, zur leidenschaftslosen

Selbstbeherrschung. „Jeder Fehler soll so bestraft werden, daß die Strafe zugleich eine Uebung in der Gelassenheit und Seelenruhe wird. Hat ein Zögling müßiges Zeug gesprochen, hat er einen Anderen geschimpft, hat er gelogen oder irgend etwas Unerlaubtes geredet: so wird er durch Fasten und Stillschweigen gezüchtigt. Ist ein Zögling zornig wider einen anderen, so muß er angehalten werden, sich mit diesem nicht nur auszusöhnen, sondern nach Verhältniß der Beleidigung ihm Liebesdienste zu erweisen. Hat sich ein Knabe zur Unzeit zu essen erlaubt, so muß er auf die größere Hälfte seiner Tagesportion verzichten. Verschlingt er die Speisen unanständig, so muß er zur Zeit der Erholung fastend zusehen, wie es sich die Anderen anständig schmecken lassen." „Die Wohnung der Knaben wie die der Mädchen soll von der Wohnung der Mönche abgesondert stehen, um sie im gehörigen Respect zu halten, weil, wenn sie die Alten fehlen sehen, die Leichtigkeit des Sündigens sie verführt, oder aber eitle Selbstgefälligkeit, als wären sie besser, wie jene, bei ihnen aufkommt." — Das Buch zum Unterricht ist die heilige Schrift. „Statt der Mythen sollen die Erzählungen von den Wundern, statt der Gnomen die Stellen aus den salomonischen Sprüchen auswendig gelernt und für das Behalten derselben Prämien ausgesetzt werden. Die Prämien sollen dazu dienen, das Lernen leicht zu machen; die Aufmerksamkeit aber kann unschwer erhalten, jeder Abschweifung der Gedanken ein Damm entgegengesetzt werden, wenn der Lehrer unaufhörlich die Kinder fragt, wo sie mit ihren Gedanken sind, was sie innerlich treiben. So lange die Seele noch reich und bildsam ist, wie Wachs, muß sie zu aller Uebung des Guten von Anfang an angehalten werden; wenn später Vernunft und Unterscheidungsvermögen kommen, und wenn dann der Lebensgang von dem so gelegten Grunde und den überlieferten Formen der Frömmigkeit ausgeht, so daß, während die Vernunft über das Nützliche hinaus ist, die Gewohnheit bereits das rechte Handeln leicht macht: dann erst ist es Zeit zur Entscheidung für den Mönchsstand selbst." — „Zu den bestimmten Zeiten des gemeinsamen Gebets sollen die Erwachsenen und die Kinder zusammenkommen: Beten müssen die Jungen von den Alten lernen, und die Alten werden ihrerseits auch durch das Gebet der Kinder nicht wenig unterstützt." — „Da manche Handwerke frühzeitig erlernt werden müssen, so sollen in solchen Fällen die Knaben bei den Meistern des Handwerks den Tag zubringen dürfen, aber mit den übrigen schlafen und sprechen." — —

Damit waren die ersten Grundlinien zum Klosterleben und zur Klostererziehung gegeben. Im Allgemeinen war jedoch in den ersten christlichen Jahrhunderten die Erziehung noch nicht

geregelt, und der Unterricht der Jugend noch dem Zufall überlassen. Lehrer der Jugend waren nicht bloß Presbyter und Bischöfe, sondern auch Laien. — Alle Unterweisung, wo sie auch stattfand, war eine religiöse und geistliche, alle Zucht und aller Unterricht bezog sich auf den christlichen Glauben. Hatte die vorchristliche Zeit den Mittelpunkt ihrer Pädagogik in Aneignung von Kenntnissen und in Uebung der Kräfte für diese Erde gefunden, so daß das Ziel derselben der Genuß der Gegenwart und die thätige Einwirkung auf dieselbe war: so wollte hingegen die christliche Erziehung Schätze für den Himmel sammeln, weshalb ihr Centrum der Religionsunterricht war, den das Heidenthum fast gar nicht getrieben hatte, und weshalb vor ihr alle leibliche und geistige Bildung nur Werth bekam, wenn sie zur Entwicklung des Innern diente und im Dienste der Religion sich bethätigte. Die Erziehung war durch und durch transscendental. Im Alterthum erzog man für die Erde, jetzt für den Himmel. —

Zu dieser Erziehung waren von Chrysostomus und Basilius die ersten Grundlinien gezogen — in derselben Zeit, in der auch das im Gesange ausströmende christliche Gemüth zuerst eine Regel erhielt. Die ersten Gesänge des Christenthums waren in niederen Hütten und in verborgenen Höhlen entstanden — ein einfacher, kunst- und regelloser Naturgesang, einstimmig, tactlos, die Bewegung nur von der Länge und Kürze der Textsilben entnehmend. Als jedoch im 4. Jahrhundert das Christenthum bereits in Kirchensprengeln lebte und von wissenschaftlich gebildeten Männern vertreten ward, suchte man auch den Gesang zu ordnen und festzustellen. **Ambrosius** (333 geb.), Bischof von Mailand, ist der Repräsentant dieser Ordner. Er führte einen Typus der Kirchengesänge ein, indem er vier Tonreihen auswählte und denselben mit Beseitigung der griechischen Namen die Bezeichnung des ersten, zweiten, dritten und vierten Tones gab. Diese 4 Tonreihen sind defgahcd — efgahcde — fgahcdef — gahcdefg. Er regelte sodann die Melodien, die sich bei den gottesdienstlichen Versammlungen der ersten Christen gebildet hatten und entzückte und überraschte dadurch so die religiösen Gemüther, daß Augustin, als er diese Gesänge in der Kirche zu Mailand gehört hatte, ausrief: „Die Stimmen flossen in meine Ohren, Wahrheit wurde in mein Herz geträufelt und das Gefühl der Andacht strömte in süßen Thränen der Freude über.

Die Fundamente des christlichen Volksunterrichts waren somit gelegt: Religionsunterricht und Kirchengesang. —

6.

Die erste christliche Gelehrtenschule. Die Katechetenschule. Clemens von Alexandria und Origines.

Wie die Bildung überhaupt, so ward in den ersten christlichen Jahrhunderten besonders die höhere Bildung zum Theil noch in den heidnischen Schulen erworben. Den Beamten des Staates dienten die unter den Antoninen gegründeten Kaiserschulen, welche sogar noch unter den christlichen Kaisern mit heidnischen Lehrern besetzt wurden. Viele dieser Kaiserschulen — höhere Bildungsanstalten, die ihren Namen im Allgemeinen von ihren Stiftern führten — trotzten den ersten Stürmen, welche das Römerreich in Nacht begraben sollten, und erhielten sich vielfach bis ins 5. Jahrhundert. Es existirten zur Zeit der Kirchenväter noch die Philosophen-, Rhetoren- und Juristenschulen zu Rom, Konstantinopel, Athen, Alexandria; — Mediolanum und Ticinum in Italien, Osca, Karthago, Tagaste, Madaura an der afrikanischen Küste; — in Vorderasien vorzüglich als Rechtsschulen: Berytus, Mitylene und Rhodus; — besonders in Gallien: Massilia, Vienna, Narbo, Tolosa, Burdegala, Aginnum, Augustodunum, Lugdunum, Cabillonum, Besontio, Lutetia Parisiorum, Laudunum, Catalaunum, Tullum, Remi, Mediomatricum, Leodium ꝛc.; — in Belgien: Trajectum; — in Germanien: die Stadt der Trevirer, Moguntiacum, Raitsbona, Juvavia; — in Britannien: Cantabrigium, Oxonia, Durovernum, Eboracum ꝛc. Diese Bildungsanstalten wurden selbst von Vielen, die sich dem Dienste der Kirche widmen wollten, z. B. von Basilius, der zuerst in Cäsarea, dann in Konstantinopel, zuletzt in Athen studirte, besucht, wenn solche nicht den Unterricht in den Wissenschaften bei einzelnen heidnischen Rhetoren und Sophisten vorzogen, wie Johannes Chrysostomus und Eusebius von Emisa. Christliche Grammatiker und Rhetoren waren selten, und die wenigen, von denen die Geschichte spricht, — Leonidas, Vater des Origines, Proäresius, Fabius Marius Victorinus ꝛc. — behielten den von den Heiden überlieferten Stoff wie die Methode derselben bei. — Zur Unterweisung in der christlichen Lehre sammelten die Kirchenlehrer einen Kreis von Jünglingen um sich und bildeten sie durch Umgang und Beispiel zu ihrem künftigen Berufe vor. So wirkten Johannes und Polykarpus in Kleinasien, so Eusebius von Vercelli ꝛc. — Heidnische und christliche Bildung gingen in den ersten Jahrhunderten des Christenthums neben einander. —

Doch zeigte sich bald das Bestreben, beide Bildungsfactoren zu vermitteln und organisch zu verbinden. Diese Vermittlung repräsentirt **die Katechetenschule zu Alexandria.** Die griechische Wissenschaft mit dem Christenthum zu vereinen — dazu war Alexandria, der Stapelplatz der antiken Wissenschaft und Gelehrsamkeit, wo schon Philo Moses mit Platon in Harmonie zu bringen gesucht hatte, und wo Heiden und Juden, Philosophen und Laien neben einander in die Tiefen der Wissenschaften einzudringen strebten, der geeignetste Punkt. Die Katechetenschule daselbst suchte dieses Ziel zu erreichen. Sie war ursprünglich nur für erwachsene Heiden errichtet, welche zum Christenthum übertreten, aber sich zugleich genauer mit ihm bekannt machen wollten. Nach und nach fing man an, gelehrte Vorträge über das Christenthum in ihr zu halten, endlich einen umfassenden Unterricht über die allgemeinen philosophischen Wissenschaften damit zu verbinden und als ihren Zweck aufzufassen, sowohl christliche Jünglinge zu unterrichten, als auch gelehrte Heiden, besonders jüngere, anzuziehen, für das Christenthum zu gewinnen und dazu vorzubereiten. So wurde die Katechetenschule eine eigentliche theologische Bildungsanstalt, eine Schule gelehrter Schriftauslegung. Sie umfaßte alle Zwecke des Lehrstandes, Erziehung, Erbauung und Erkenntniß in harmenischer Wechselwirkung — das Christenthum in Verbindung mit der Kenntniß des Brauchbaren aus der heidnischen Literatur: man gebrauchte die klassische Philologie und die damalige eklektische oder neuplatonische Philosophie sowohl zur Vertheidigung des Christenthums gegen das Heidenthum, als auch zur kritischen Erhaltung der Quellen des Christenthums und zur exegetischen Erklärung, weshalb man eine Auswahl unter den heidnischen Klassikern traf und einige von ihnen in den ersten, andere in den zweiten Rang stellte. Die weltlichen Wissenschaften — sagt Basilius — sind gleich den Blättern, die dem Baume christlicher Erkenntniß zum Schmuck, den Früchten zum Schutz dienen. Die Katechetenschule zu Alexandria betrachtete deshalb als ihren Hauptunterrichtsgegenstand die Erklärung der heiligen Schrift; lehrte daneben auch Philosophie, Geometrie, Grammatik und Rhetorik. Die Lehrer an der Katechetenschule, die als solche kein besonderes kirchliches Amt, auch außer der ihnen zu Theil werdenden Unterstützung von den Zuhörern keine Besoldung hatten, nach Belieben abtreten oder Hülfslehrer anstellen konnten, — nannte man nach dem aus Fragen und Antworten bestehenden Unterrichte für die Jugend „Katecheten", und nach dieser Methode ihre Schule „Katechetenschule", ihre Wissenschaft „Katechetik", — die Kunst des christlichen

Vortrages zur Erbauung der Gemeine nach den kunstlosen Vorträgen der „Homilien". Wenn man daher unter Katechetik (κατηχεῖν = belehren, unterrichten) anfänglich nur die Wissenschaft verstand, den Katechumenen eine zweckmäßige Unterweisung in den Grundlehren der christlichen Religion zu geben und sie zur Aufnahme in das Christenthum vorzubereiten, welche Vorbereitung in der Taufe ihren Abschluß erhielt: so wurde hier der Begriff der Katechetik in so weitem Umfange genommen, daß er ein wissenschaftliches und praktisches Studium umfaßte. Die Lehrer der Katecheten bezweckten eben sowohl eine philosophische Bildung der Laien, als sie die Vorbereitung künftiger Religionslehrer für deren Beruf erzielten, wobei ihnen die philosophische Bildung um so höher stand, je mehr sie erkannten, daß die Philosophie allein zu einer wahren Würdigung und gründlichen Erkenntniß des Christenthums führen könne.

Der Stifter der Katechetenschule zu Alexandria war **Pantänus** (um 181 n. Chr.), — nach Eusebius — ein Mann von hoher Klugheit und Gelehrsamkeit, sowohl in den göttlichen Schriften, als in der weltlichen Literatur. „Er hat nach alter Weise in Alexandria von dem Evangelisten Marcus an bis auf unsere Zeit (gegen 325) fortdauernd eine Schule der heiligen Lehren errichtet, welche, wie wir gehört haben, von Denen, die in Wissenschaften und im Fleiße für die göttlichen Lehren stark waren, häufig besucht wurden. Er gehörte der Schule der Stoiker an. Als er aber die göttliche Lehre der heiligen Schrift kennen lernte, trieb ihn die glühende Liebe des Evangeliums bis zu den Indern. Zuletzt wurde er wegen seiner Vorzüge Vorsteher der Schule zu Alexandria, wo er mit lebendiger Stimme, sowie auch in Schriften die Schätze vortrug." —

Einer seiner zahlreichen Zuhörer und Schüler war **Clemens von Alexandria**, der, früher Heide, in seiner literarisch philosophischen Bildung keine Befriedigung seines Geistes und Herzens gefunden hatte, darum im Christenthum suchte, was ihm die heidnische Wissenschaft nicht hatte gewähren können, und weite Reisen in das Morgen- und Abendland machte, um die Sitten der Heiden, Juden und Christen zu erforschen, und um bei solchen Männern, deren Erinnerung bis an die Zeit der Apostelschüler reichte, die reine Lehre und Ueberlieferung des Christenthums kennen zu lernen. Um das Jahr 189 ward er der Nachfolger des Pantänus an der Katechetenschule zu Alexandria. Die Wissenschaft war ihm hier in seinem Lehramte die Form für den Inhalt des geoffenbarten Glaubens. Als erstes Erforderniß zur Wissenschaft galt ihm der Glaube: er ist zur Erkenntniß so nothwendig, wie das Athmen

zum Leben; er ist die erste Neigung zum Heile, der Grundstein der Erkenntniß. Der Glaube war ihm die vernünftige Zustimmung der freien Seele, eine freiwillige Annahme der in der Seele liegenden Wahrheit, eine Zustimmung zur Frömmigkeit: in diesem Glauben hat jede Wissenschaft ihren Anfang, denn das Allgemeine und Einfache, das ohne Materie ist, kann nur geglaubt werden. Der Glaube hingegen, der nur an Meinungen hängt, war ihm unsicher, weil er nicht der richtigen Vernunft folgt, und Diejenigen, welche diesem nackten Glauben vertrauten, erschienen ihm gleich solchen, welche Trauben ernten wollten, ohne den Weinstock zu pflegen. Die Welt faßte er unter dem Gesichtspunkte einer göttlichen Erziehung auf. Die Kinder, das sind wir; der Erzieher ist der Logos, das Wort, das Fleisch geworden ist, der Sohn Gottes: von diesen beiden Sätzen geht die Entwicklung aus. Die göttliche Pädagogik ist eine Hinlenkung der Wahrheit zum Schauen Gottes und eine Vorzeichnung heiliger Handlungen in ewiger Beharrlichkeit. Gleichwie nun der Feldherr sein Heer führt mit sorgfältiger Wahrnehmung des Wohles der Soldaten, und wie der Steuermann das Ruder lenkt, Bedacht darauf nehmend, daß es dem Reisenden wohl gehe: so führt auch der Pädagog die Zöglinge zu einer heilsamen Lebensweise um für unser eignes Heil zu sorgen. Ueberhaupt, was wir irgend in rechter Art uns von Gott erbitten möchten, das wird uns werden, wenn wir von dem Pädagogen uns leiten lassen. Wie nun ein Steuermann nicht immer dem Winde sich fügt, sondern den Schnabel des Schiffes auch gegen denselben richtet und allen Stürmen Trotz bietet: so fügt sich auch der Pädagog niemals den Gesetzen, die ihm in dieser Welt entgegenwehen, noch überläßt er ihnen seinen Zögling, daß sie ihn durch thierähnliche und schwelgerische Lebensweise zu Grunde richten, wie ein Nachen zerschellt wird: sondern indem er sich einzig vom Geiste der Wahrheit wie von einem guten Winde heben läßt, hält er den Griff des Steuerruders d. h. das Gehör des Zöglings kräftig in fester Hand, bis er ihn wohlbehalten einführt in den himmlischen Hafen. Mit aller Macht legt sich der Erzieher der Menschheit, unser göttlicher Logos, mit Anwendung aller Mittel der Weisheit darauf, die Unmündigen zum Heile zu führen durch Ermahnen, durch Schelten, durch Ueberführen, durch Drohen, durch Heilen, durch Versprechen, durch Wohlthun, und bändigt durch mancherlei Zügel die vernunftwidrigen Gelüste der Menschheit. Alle diese Erziehungsmittel sind aber nur Vorbereitungsmittel zur vollkommnen Erziehung, die mit der Menschwerdung des göttlichen Wortes beginnt: „Gott wurde Mensch, damit du lernest, wie ein Mensch Gott werde.“

So die Betrachtung der göttlichen Offenbarung unter dem Gleichniß der Erziehung. Nun die Betrachtung der Erziehung unter dem Gleichniß göttlicher Offenbarung. Die Methode des Clemens war, seinen Schülern zu zeigen, was an der Philosophie Gutes sei, und sie stufenweise zum Christenthume hinzuführen. „Das beste Mittel zur erfolgreichen Bekämpfung der Irrthümer, die aus einer nur irre geleiteten Grundrichtung der menschlichen Natur herrühren, bleibt immer die Anerkennung dieser letzteren in ihren Rechten und die naturgemäße Befriedigung ihrer Forderungen." Darum brachte er seinen Schülern zuerst zum Bewußtsein, was in ihren früheren Ansichten und in der Philosophie Wahres lag, um daran das Christenthum zu knüpfen. „Wie die Landleute nur den Samen in den Boden ausstreuen, wenn sie ihn bewässert haben, so bewässern auch wir mit dem Trinkbaren der Philosophie den Boden unserer Schüler, auf daß sie dann desto eher fähig werden, den ausgestreuten geistigen Samen in sich aufzunehmen und ihn zu Keim und Frucht zu treiben." „Mosaisches Gesetz und heidnische Philosophie stehen in keinem bloßen Gegensatz einander gegenüber, sondern verhalten sich zu einander wie Bruchtheile Einer Wahrheit, wie Bruchstücke eines gleichsam zersplitterten Ganzen, wie Samenkörner des Logos. Beide bereiteten, nur auf verschiedene Weise, zum Christenthum vor." „Einer ist es, der den Boden der menschlichen Erde bepflanzt und von oben herab seit dem Beginn der Welt den nährenden Samen ausgestreut hat und zu jeder Zeit den Logos gleich einem Regen herabfallen ließ. Nur die Zeiten und Orte, die den Samen aufnehmen sollten, machten einen Unterschied." „Es ist ein und derselbe Gott, der von den Griechen und Juden erkannt wurde, von jenen heidnisch, von diesen jüdisch, von uns auf eine neue und geistige Art. Derselbe Gott, der die beiden Testamente gegeben, hat den Griechen die Philosophie mitgetheilt, durch welche er unter ihnen sich verherrlicht hat. Und wie Gott die Juden retten wollte, indem er ihnen Propheten gab, so hat er auch unter den Griechen die Trefflichsten erweckt und sie aus dem Volke hervorgehoben, je nachdem sie ihm dienten als Propheten unter ihren Völkern, in ihrer eigenen Sprache." — So faßt Clemens griechische Philosophie und jüdisches Gesetz als Stufen der weltgeschichtlichen Entwickelung, als vorbereitende Momente zur Offenbarung auf, die ihre Wahrheit in dem ewigen Lichte erhalten, das, wenn es aufgeht, alles ins Licht setzt. In dem Getrennten die ursprüngliche Einheit zu schauen, ist nur möglich in Christus, der die Wahrheit selbst ist. Das Christenthum ist die Erfüllung von

Gesetz und Philosophie und deren Vollendung. „Seit das Wort selbst vom Himmel gekommen, brauchen wir nun nicht mehr die Schulen der Menschen zu besuchen, nicht mehr nach Athen und Griechenland, nicht mehr nach Jonien, der Wissenschaft halber, zu ziehen. Denn wenn Der unser Lehrer ist, welcher alles mit heiliger Kraft, mit Heil, Wohlthun und Lehre erfüllt hat, dann sind wir unterrichtet in allem; durch ihn d. i. das Wort ist nunmehr alles Athen, alles Griechenland geworden." Was also im Ganzen der Menschheit vor sich ging: das muß sich auch im Einzelnen entwickeln. Die Philosophie ist auch jetzt noch eine Propädeutik und soll den Glauben zu höherer Wissenschaft erheben. Wie sie vor der Erscheinung des Herrn den Griechen zur Gerechtigkeit nothwendig gewesen, so ist sie noch jetzt nützlich zur Gottseligkeit für Die, welche den Glauben zur Wissenschaft gedeihen lassen wollen. — Das wesentlichste und unmittelbarste Organ für die Aufnahme der christlichen Offenbarung ist der Glaube: — von Seiten des Menschen ein freies Ergreifen des Geoffenbarten und eine entschiedene Beistimmung; von Seiten Gottes ein in der Seele niedergelegtes, von oben her dem Menschen eingepflanztes Gut, darin bestehend, daß der Gläubige, auch ohne Gott durch Forschen zu suchen, ihn bekennt, daß er es ist und ihn preist als den Seienden. Vom Glauben muß man ausgehen, um denselben zum Wissen fortzuentwickeln: der Glaube ist Fundament und Kriterium des Wissens; die Wissenschaft folgt und vermittelt den Glauben.

Mit diesen Anschauungen hat Clemens von Alexandria die Wissenschaft in das Christenthum hereingenommen. Das ist der wesenhafte Fortschritt innerhalb des Christenthums, den Clemens und mehr noch Origines vermittelt.

Origines, 185 n. Chr. zu Alexandria von christlichen Aeltern geboren, ward in seiner Jugend von seinem Vater Leonidas in der griechischen Wissenschaft, in Mathematik, Grammatik, Logik und Rhetorik unterrichtet, zugleich aber auch in die religiösen Wahrheiten eingeführt, so daß kein Tag vergehen durfte, an dem das Kind nicht schöne Stellen der heiligen Schrift gelesen und auswendig gelernt hätte. Dem zufolge ward es bald des Knaben liebste Freude, über tiefe, inhaltreiche Stellen der heiligen Schrift nachzudenken. So vorbereitet, trat er in die Katechetenschule des Clemens, und hier erhielt er — in Folge seiner großen Talente — bereits 203 die erledigte Lehrerstelle. Der erste Grundsatz in seiner neuen Lebensstellung war, seinen Schülern keine Lehre vorzutragen, die er nicht im eigenen Leben zu verwirklichen strebte, um die Schüler eben so sehr durch

das eigene Beispiel, als durch die Lehre zu ermahnen. Sein Lehrvortrag war theils akroamatisch, theils dialogisch. Für seinen religiösen Unterricht nahm er nie Honorar, so viel Anerbietungen ihm seine Schüler auch machen mochten: er hatte eine Sammlung sehr schön von ihm selbst geschriebener Klassiker für eine tägliche Leibrente von 4 Obolen (17 Kreuzern) verkauft, die er mehrere Jahre bezog, und sich dadurch Sorgenfreiheit und Unabhängigkeit verschafft. Ueberhaupt war sein Leben und besonders diese erste Lehrerperiode desselben streng asketisch: oft fastete er; oft setzte er sich nur kurze Zeit zum Schlafen fest, und zwar schlief er dann auf bloßer Erde; er trank keinen Wein und aß selten Fleisch. Doch versank er nicht gänzlich in der Askese. Er besuchte auch die Schule des Ammonius Sakkas, drang daselbst in die Philosophie ein und bereicherte daneben seine theologischen Kenntnisse. Diese seine weitere Entwickelung in der Wissenschaft hatte auch Einfluß auf den Unterricht, den er ertheilte und den Gregorius Thaumaturgos in seiner Lobrede auf den Lehrer also schildert: Ehe Origines seinen Schüler förmlich zu unterrichten begann, prüfte er ihn durch besondere Fragen und suchte die Fehler, die er an ihm bemerkte, zu bessern. So machte er ihn fähig und bereitete ihn vor zur Aufnahme der Worte der Wahrheit; und nun erst säete er, wie in eine gut bearbeitete und lockere Erde, die bereit war, den ihr anvertrauten Samen wieder zu geben, reichhaltig und zu rechter Zeit den Samen. Hierauf trug er dem Schüler Dialektik vor, um die Urtheilskraft zu üben; aber nicht diejenige der gewöhnlichen Lehrer, sondern jene, welche für Alle, Griechen und Barbaren, Gebildete und Ungebildete, kurz für alle Menschen, was sie immer für eine Lebensweise wählen mögen, unabläßig nothwendig ist. Mit der Dialektik verband er die Naturkunde in der Art, daß er jedes einzelne Wesen erläuterte, unterschied und durch verständlichen Vortrag auf seine ersten Elemente zurückführte, und die Natur sowohl aller, als eines jeden Theiles, sowie auch die verschiedene Wendung und Veränderung der Dinge durchging: dies that er, um durch die Deutlichkeit der Lehre und durch Vernunftgründe dem Schüler statt der unvernünftigen eine vernünftige Bewunderung des All und der höchst vollkommnen Natur einzuflößen. Weiter folgten als Unterrichtsfächer Geometrie als der sicherste und unumstößlichste Grund von allem Uebrigen, und die Astronomie, die das Obere betrachtet und auf das Erhabene und Himmlische leitet. Nach diesen Vorbereitungswissenschaften ward der Schüler mit der Sittenlehre bekannt gemacht, und hierbei zeigte er Allen an sich selbst das goldene Antlitz der Tugend und Frömmigkeit. Besonders

wies er den Schüler an, den Geist in sich selbst zurückzuziehen, für denselben am allermeisten zu sorgen und die Gottseligkeit sich angelegen sein zu lassen. Hiernach las er mit ihm die Schriften der alten Philosophen und Dichter, mit Ausnahme derjenigen, die Gott oder die Vorsehung leugneten, denn diese wären nicht würdig, daß man sie lese, auf daß nicht die Seele durch sie befleckt werde. Außerdem aber wollte er, daß seine Schüler mit allen philosophischen Ansichten bekannt würden. Es war ihnen gestattet, alles mit ganzer Freiheit zu erforschen, damit sie mit Allem erfüllt würden und die Güter des Geistes im Ueberfluß genießen möchten. Er selbst ging geistig überall mit ihnen und führte sie an der Hand, wie auf einer Reise, wenn ihnen irgend wie etwas Verworrenes und Unsicheres oder Trügerisches aufstieße; oder wie ein erfahrener Künstler, dem bei langer Beschäftigung mit der Philosophie nichts ungewohnt oder unbekannt ist, der selbst erhaben in Sicherheit bleibt und auch Anderen die Hand reicht und sie, als wollten sie ertrinken, herauszieht und rettet. Den Schluß des Unterrichts machte die Interpretation der heiligen Schriften, mit welchen die christliche Gnosis verbunden wurde. Hierbei ging Origines von der Göttlichkeit der heiligen Schriften aus, vindicirte ihnen den Charakter durchgängiger Wahrheit und Gotteswürdigkeit und betrachtete die ganze heilige Schrift als ein vollkommnes, harmonisches Organon Gottes, dessen verschiedene Theile zusammenklingen, wie die Saiten auf dem Psalter Davids. Wenn indeß dem Ununterrichteten nicht an jeder Stelle der Schrift das Uebermenschliche der Gedanken in die Augen fallen will, so darf man sich darüber nicht wundern; denn auch in den Werken der die ganze Welt umfassenden Vorsehung offenbaren sich einige auf das Augenscheinlichste als Werke der Vorsehung, andere sind so verborgen, daß sie dem Unglauben gegen den mit unaussprechlicher Kunst und Macht alles ordnenden Gott Raum zu geben scheinen. Aber so wenig die Vorsehung bei Denen, welche sich einmal von ihrem Dasein mit Ernst überzeugt haben, wegen Dessen verliert, was sie nicht begreifen; ebensowenig geschieht der Göttlichkeit der Schrift, die sich durch das Ganze derselben verbreitet, dadurch Abbruch, daß unsere Schwachheit nicht bei jedem Ausdrucke der verborgenen Herrlichkeit der Lehre, die unter einer gewöhnlichen und unansehnlichen Redensart verhüllt ist, nachkommen kann. Die Anstöße, Aergernisse und Widersprüche, die uns in der Schrift entgegentreten, sind vom göttlichen Logos deshalb hineingewebt, damit wir neben dem buchstäblichen noch einen tieferen Sinn in ihr suchen sollen. Für den Schriftforscher ergiebt sich ein dreifacher Sinn:

ein buchstäblicher, ein moralischer und ein übersinnlicher, nach Analogie von Leib, Seele und Geist; der Wortsinn ist Leib, der moralische Sinn die Seele, der pneumatische der Geist. Auch an der ersten, soweit nützlichen, Worterklärung kann man sich erbauen: dies beweist die Menge von einfältigen, dennoch ächten Gläubigen. Der moralische Sinn ist der im Worte verborgene und auf die sittliche Bildung des Menschen bezügliche; der pneumatische aber, der geistige oder mystische, befaßt die Ideen, die in der Hülle des Buchstabens niedergelegt sind. Jede Schriftstelle hat einen pneumatischen, nicht jede aber einen buchstäblichen Sinn: in vielen Fällen sind Buchstabe und Geschichte an sich unwahr und bedeutungslos, nur Träger des idealen Sinnes. Ueberall aber muß ein gotteswürdiger Sinn aufgefunden werden, und daher ist alles allegorisch zu erklären, was den Anschein des Unmöglichen, Widersinnigen, Falschen, Unnützen an sich trägt.

Das Ziel des Menschen und damit auch der Erziehung ist nach Origines die Gottähnlichkeit. Er nimmt die Präexistenz der Seele vor dem Körper an. Die Menschen bestehen aus Körper, Seele und Geist. Ursprünglich lebten sie ein reines Geistesleben in Gemeinschaft mit Gott. Durch den Sündenfall sank ihr Geistesleben zum seelischen Leben herab; es entstand das beschränkte, menschliche Bewußtsein, dem aber noch die freie Selbstbestimmung geblieben ist, damit sich die Menschen mittelst derselben von der eingedrungenen Sünde reinigen, von einer Stufe der sittlichen Weltordnung zur anderen emporarbeiten und in allmählichem Stufengange wieder zu jener ursprünglichen Vollkommenheit, Gemeinschaft und Einheit mit Gott gelangen können.

Origines verknüpfte mit selbstständiger Geisteskraft die Weisheit Alexandrias und des Christenthums zu einem organischen Ganzen. Er war ein ganzer Mann im Denken wie im Thun, — ein pneumatischer Mensch, sanft und mild im Leben, klar und scharf im Denken, mit universalistischer Tiefsinnigkeit, der verkörperte Grieche in christlicher Gestalt, der Gründer des wissenschaftlichen Christenthums. —

Die Katechetenschule zu Alexandria hatte unter Origines ihre höchste Blüthe erreicht. Nach seinem Abgange verlor sie allmählich von ihrem Ruhme und von ihrer Bedeutung, bis sie nach der Mitte des 4. Jahrhunderts fast als ganz erloschen zu betrachten ist. Ihr letzter ruhmgekrönter Lehrer war Didymus (335—395), der, blind von Kind auf, mittelst eherner Lettern und Figuren Lesen, Rechnen, Geometrie ꝛc. gelernt hatte, und sich eben so sehr durch seine Kenntnisse in Dialektik, Grammatik, Rhetorik, Poetik, Astronomie und Musik, als durch seine

Frömmigkeit auszeichnete. Während ihres Verfalls legten mehrere gelehrte Presbyter (Dorotheus, Lucianus) gegen das Ende des 3. Jahrhunderts den Grund zu einer ähnlichen Schule in **Antiochia**, die für die biblische Hermeneutik und Exegese von bedeutender Wichtigkeit ward, indem in ihr eine grammatisch-logische Bibelauslegung geübt wurde, welche die Verschiedenheit der menschlichen Eigenthümlichkeiten in der Darstellung der inspirirten Schriftsteller und die Differenzen zwischen den geschichtlichen Erzählungen in einzelnen Dingen wahrnahm. Johannes Chrysostomus und Theodor von Mopsveste sind aus ihr hervorgegangen. Sie ging in Folge der nestorianischen Streitigkeiten ꝛc. unter. — Zu Antiochia war auch Ephraem Syrus gebildet, der im 3. Jahrhundert eine ähnliche Anstalt zu **Edessa** gründete, welche 489 dem Nestorianismus erlag, worauf Narses eine gleiche zu **Nisibis** in Mesopotamien errichtete, die einen bestimmten Studienplan hatte und in verschiedene Klassen eingetheilt war, deren Lehrer und Schüler besondere Vorrechte in der nestorianischen Kirche genossen, und von welcher der nordafrikanische Bischof Junilius um die Mitte des 6. Jahrhunderts sagt, daß in ihr die heilige Schrift durch öffentlich angestellte Lehrer ebenso, wie unter den Römern die Grammatik und Rhetorik, erklärt werde.

7.

Die erste Constituirung der christlichen Erziehung und Bildung im bewußten und ausschließenden Gegensatze zum Heidenthum: Tertullian, Cyprian, Hieronymus und Augustinus.

Je mehr sich die christliche Kirche als ein Organismus in sich zusammen schloß und eine objective Autorität, die früher nur Christus gehabt hatte, beanspruchte; je mehr die Bischöfe als die Nachfolger Christi und der Apostel, als die Regenten der Kirche und die Bewahrer der wahren Lehre Christi auftraten; und je mehr die als kirchlich festgestellten Lehren nicht mehr die Mittel der subjectiven Verständigung mit dem absoluten Inhalte des Glaubens blieben, sondern die absolute Wahrheit wurden; je mehr sodann die Kirche zu der Erkenntniß gelangte, daß die Existenz des Heidenthums mit den Principien des Christenthums unverträglich sei: um so weniger durfte der Subjectivismus im Christenthum noch Raum behalten und um so mehr mußte die heidnische Wissenschaft wie das Heidenthum überhaupt als nichtig anerkannt werden, so daß heidnische Wissenschaft und Kunst nur noch geduldet wurden, wenn

sie sich in die strengste Zucht der Kirche und des Kirchenglaubens stellten, und daß sie nur noch so weit von Werth blieben, als sie kirchlichen Zwecken dienten. Die harmonisch ausgebildete schöne Individualität des Alterthums gehörte der Erde an; die altklassische Humanität hatte durch und durch irdische Gestalt. Die durch das Christenthum entdeckte Innenwelt und göttliche, überirdische Natur des Menschen drängte nach Entfaltung und Anerkennung, und so mußte auch diejenige Institution, welche berufen war, diesem Drange zu genügen, d. h. das Christenthum sich zunächst entwickeln und ausleben. Es gehörte der Fanatismus der Einseitigkeit und des Extrems dazu, das Christenthum im Leben und in der Wissenschaft zum Siege zu führen. Als dieser Sieg äußerlich erfochten war, machte in neuerer und neuester Zeit die Erde wieder ihr Recht geltend. Hatte man im Alterthum den Menschen als Bürger des Diesseits, im ersten Christenthum als Bürger des Jenseits erkannt, so kam es in der neueren Zeit, der Zeit des Wiedererwachens klassischer Studien, darauf an, den Menschen als Bürger beider Welten zu erfassen. Und so entwickelt sich in neuester Zeit eine moderne Humanität, die sich weit erhebt über die des klassischen Alterthums. Unser Zeitalter verknüpft die Herausbildung der schönen und charaktervollen Persönlichkeit des klassischen Alterthums mit der aufopferungsfähigen Hingabe des Christenthums an die unsichtbare Welt, die Freude am Diesseits mit der Sehnsucht nach dem Jenseits. Immanenz und Transscendenz werden aufgehoben und versöhnt in der Idee vom organischen Leben. — Die das Heidenthum im ersten Anlauf der Selbst- und Fortentwicklung negirende christliche Anschauung, nach der naturgemäß auch aller heidnische Unterricht, sowie der Unterricht in heidnischer Wissenschaft bei der Erziehung des Kindes ausgeschlossen werden mußte, machte sich wesentlich in dem der Metaphysik abgewandten abendländischen Wesen geltend, und Tertullian, Cyprian, Hieronymus und Augustin sind es, die hierin die Forderungen der Kirche und die Weiterentwicklung des Christenthums repräsentiren.

Tertullian — immer und überall ein radicaler Mensch, wenn er die Ueppigkeiten des prächtigen Karthago einsaugt und die Ausschweifungen Roms durchkostet eben so, wie wenn er mit Kraftfülle im Christenthum gegen das Heidenthum auftritt. *Alles Heidnische, jede Accomodation an heidnischen Gebrauch und Sitte wird von ihm verdammt und als Sünde proclamirt. Die heidnische Philosophie, die Philosophie überhaupt, steht für ihn als Verderben der reinen Menschennatur da:* sie ist eine Ueppigkeit des Geistes, abweichend von der Einfachheit der Sitten

und des Denkens. Die Dichtkunst der Alten ist zu verachten: sie wird leicht ersetzt durch die einfachen Gesänge der Christen. Das heidnische Leben im Gegensatz zum christlichen ist das Reich des Satans gegenüber dem Reiche der Freude und der Lust. Denn „was gibt es Annehmlicheres, als die Versöhnung mit Gott dem Vater und dem Herrn, als die Offenbarung der Wahrheit, als die Erkenntniß des Irrthums, als die Vergebung so vieler begangener Sünden? Welche größere Lust, als die Verachtung dieser Lust selbst, als der Abscheu vor dieser ganzen Zeitlichkeit, als die wahre Freiheit, als das unbefleckte Gewissen, als ein dem Glauben entsprechendes Leben ohne Todesfurcht? Daß Du die Götter der Heiden Dir unterworfen siehst, Dämonen austreibst, Kranke heilst, um Offenbarungen bittest, Gott lebst: das sind die Freuden, das die Schauspiele der Christen, heilige, immerwährende, unentgeltliche. Ergötzet dich die Wissenschaft, die Literatur: wir haben Ueberfluß an Versen, an Sentenzen, auch an Gesängen, keine Fabeln aber, sondern Wahrheit, keine künstlichen Melodien, sondern Einfalt. Verlangst Du nach Kampf, er findet sich und zwar nicht in geringem, sondern in vollem Maße. Siehe, wie die Unkeuschheit von der Keuschheit gestürzt, der Unglaube vom Glauben erlegt, die Grausamkeit von der Barmherzigkeit zertreten, die Leichtfertigkeit von der Bescheidenheit verdunkelt wird. Willst Du die Freiheit? Freiheit ist hier, unendliche Freiheit des Himmels, denn Du bist durch Christum frei gemacht, und wenn auch Dein Leib eingeschlossen und Dein Fleisch gefangen gehalten wird, so steht doch dem Geiste alles offen. Wandle umher im Geiste, nicht schattige Lustwälder oder lange Säulengänge Dir vorstellend, sondern jenen Weg, der zu Gott führt, und Du wirst nicht im Kerker sein: das Bein fühlt nichts im Blocke, wenn die Seele im Himmel ist. Suchest Du Wissenschaft? Wir haben sie, aber nicht von Athen. Was hat Athen mit Jerusalem zu thun, was die Akademie mit der Kirche? Unsere Lehre ist aus Salomo's Halle, nach dessen Ueberlieferung der Herr in Einfalt des Herzens zu suchen ist. Wir brauchen nicht weiter zu grübeln, nachdem wir Jesus Christus gefunden; wir brauchen nicht weiter zu suchen, nachdem wir das Evangelium erhalten haben. Da wir glauben, so bedürfen wir nichts weiter, als Glauben, denn Das glauben wir vor allen Dingen, es gebe nichts mehr, was wir weiter zu glauben haben. Alles Suchen wie Finden hört mit dem Glauben auf. Es ist besser, nicht zu wissen, damit du nicht wissest, was Du nicht wissen sollst, weil Du weißt, was Du wissen sollst. Es weiche die Neugier dem Glauben, der Ruhm dem Heile. Wer wird, was Gott bedeckt hat, enthüllen? Es ist am sichersten, auf Erkenntniß der

Dinge zu verzichten, die er nicht offenbaren will, und besser, nach Gottes Willen etwas nicht zu wissen, weil er es nicht geoffenbaret hat, als etwas durch menschliche Anmaßung wissen wollen." „Forderst Du aber Zeugniß für den Glauben? Ein neues Zeugniß rufe ich herbei, bekannter als alle Literatur, mehr im Umlauf als alle Wissenschaft, mehr verbreitet als alle Bücher, größer als der ganze Mensch, denn es ist das Ganze, was der Mensch ist: tritt hervor in die Mitte, Seele!" „Die Zeugnisse der Seele sind je wahrer, desto einfältiger; je einfältiger, desto volksthümlicher; je volksthümlicher, desto allgemeiner; je allgemeiner, desto natürlicher; je natürlicher, desto göttlicher."

Auf diese Anschauungen gestützt, warnt Tertullian vor dem Unterrichtgeben in heidnischer Literatur, weil man durch ein solches Amt genöthigt werde, heidnische Mythologie zu lehren und die heidnischen Schulfeste mitzumachen. Auf den Einwurf, daß die göttlichen Dinge nicht erkannt werden könnten, ohne die Dinge dieser Welt, antwortet er, daß zwar das Lernen dieser Dinge erlaubt sei, aber nicht das Lehren. Sogar die Kleidung will er mit den Heiden nicht gemein haben. Von jedem Gewerbe, welches mit dem Götzendienste eine Verbindung hat, soll die christliche Gesinnung zurückhalten. Lieber will er die Christen für die Ueppigkeit und den Stolz arbeiten lassen, als für den Aberglauben: dem Maler Hieronymus wirft er nicht nur seine zweite Heirath, sondern auch sein Malen vor. Selbst in den Reden der Christen verbietet er jede heidnische Anspielung, da die göttliche Zucht nicht bloß durch Thaten, sondern auch durch Worte Gefahr läuft. Es gibt eine andere Welt als die der Heiden, eine innere Welt, die Welt des Geistes, der Frieden in Christo gefunden hat. — Da auch ist das Ebenbild Gottes zu suchen und zu finden. Gott hat den Menschen nach seinem Bilde und Gleichnisse geschaffen, auch dem Leibe nach. Weder ist die Seele an und für sich Mensch; das Wort Mensch ist gewissermaßen für die zwei verbundenen Substanzen der Haft, unter welchem Namen sie nur zusammenhängen können. Die Seele ist gezeugt und gemacht und hat einen Leib. In und mit dem Fleische und durch dasselbe vollbringt die Seele Das, was sie im Herzen thut. Niemals ist die Seele ohne Fleisch, so lange sie im Fleische ist; nichts vollbringt sie ohne dasselbe, ohne welches sie nicht ist. Leib und Seele werden stets zugleich gezeugt; es kommt kein Moment bei der Empfängniß dazwischen, wodurch eine Rangfolge stattfände; auch ist in jenem feierlichen Dienst der Geschlechter, welcher Mann und Weib mischt, Seele und Fleisch zugleich thätig, die Seele. durch die Begierde, das Fleisch durch das Werk, die Seele dem Antriebe, das

Fleisch dem Acte nach. Von der Zeugung an durchlaufen Leib und Seele dann eine gemeinsame und gleichmäßige Entwicklung. Wie sie vor der Geburt gemeinsam, so wachsen sie auch nach der Geburt gemeinsam, aber aus verschiedenen Ursachen, nach ihrer Art, Beschaffenheit und Erforderniß, das Fleisch dem Maße, die Seele der Fähigkeit, das Fleisch der Gestalt, die Seele der Empfindung nach. Seiner geistigen Seite nach ist der Mensch mit der Freiheit des Willens und der Macht der Selbstbestimmung von Gott geschaffen, und in dieser Form besteht Gottes Bild und Aehnlichkeit. Der Substanz nach, die er von Gott selbst empfangen hat, d. i. der dem Wesen Gottes entsprechenden Seele nach ist er durch den freien Willen und das Vermögen der Selbstbestimmung ausgezeichnet worden. Die Sünde kann nicht aus dem Gottverwandten der Seele hergeleitet werden, sondern aus dem Hinzugekommenen, dem Mißbrauche des freien Willens, und dieser wirft die Schuld nicht auf den Geber zurück, sondern auf Den, der ihn nicht gehörig angewandt hat. Durch die Sünde hat der Mensch seine Vertrautheit mit Gott verloren: die nothwendige Folge derselben ist, daß die Seele nicht mehr einig ist in sich, sondern Gutes und Böses in ihr zusammen sind und die ursprüngliche vernünftige Natur mit der unvernünftigen im Streite liegt. Das Göttliche im Menschen wird durch sie nicht vertilgt, sondern nur verdunkelt, und auch der gefallene Mensch erkennt noch von Natur Gott als seinen Schöpfer. An diesen Keim des Göttlichen in ihm wie an die Betrachtung der Werke Gottes muß sich auch die Rettung des Menschen anschließen, wenn sie nicht als etwas ihm völlig Fremdartiges erscheinen soll. Aber daß der Mensch Gott ganz erkenne, dazu bedarf er nun der göttlichen Zucht und Unterweisung. Von Natur wird Gott erkannt; wer ihn aber einmal verkannt hat, muß durch Unterricht zu seiner Erkenntniß zurückgeführt werden. Der Irrthum, die Verfälschung der ursprünglichen Wahrheit, kann nur durch eine göttliche Erziehung gehoben werden, deren Werkzeug das Wort Gottes, deren Vollendung Christus ist. —

Tertullian hat die specielle Erziehung nicht berührt; aber er hat die psychologischen Fundamente gelegt, auf denen sich die Erziehung entwickeln kann und auf denen sie sich nach einer wesentlich anderen Seite hin als Origines entfalten muß. Der Erzieher nach Tertullian muß alle heidnische Bildungsmittel von seinem Erziehungswerk ausschließen und sein Wissen im Glauben, in der heiligen Schrift auflösen.

Andrerseits muß er wieder das Leibesleben entschieden berücksichtigen und auf das ethische Moment einen wesentlichen Accent legen. —

Wie Tertullian, so geht auch Cyprian nicht speciell auf die Erziehung ein. Aber er führt das geistige Reich zu einem geistlichen fort und legt damit den wesentlichsten Grundstein für die katholische Kirche und — indirect — für die geistliche Erziehung des Mittelalters. Zu Ende des zweiten oder zu Anfange des dritten Jahrhunderts in Karthago geboren und, nachdem er den üppigen Weltgenuß durchgekostet hatte, in der Kirche zum Bischof emporgehoben, hat er, ein mehr äußerlicher Geist, diese seine Aeußerlichkeit in dem Begriffe der Kirche fixirt und damit jener in ihren Folgen so heillosen Meinung zum Siege verholfen, nach der die Kirche ein für sich, außerhalb der Menschenwelt Bestehendes sei. Nach der Feststellung dieses unfaßbaren, abstracten Dinges, Kirche genannt, hielt die Vertreter und Diener derselben nichts mehr ab, sich mit diesem Abstractum zu identificiren, und es wurde somit die Macht der Hierarchie begründet, welche zeitweilig nothwendig war, und der rohen Gewalt gegenüber wirkte, sich aber im Laufe der Zeit zu einem Hemmniß für die naturgemäße Entwicklung der Menschheit gestaltete, als ein solches noch gegenwärtig dem Geiste der Neuzeit mit einer staunenswerthen Energie und Zähigkeit gegenübertritt und sich vermißt, das Rad der allgemeinen unaufhaltsamen Entwicklung zu hemmen und wo möglich zum Stillstand zu bringen. Cyprian lehrte: „Die Kirche ist nur Eine, gleich wie die Strahlen der Sonne zahlreich sind, das Licht derselben aber nur Eines ist, und wie die Aeste des Baumes zahlreich sind, der Stamm selber aber auf eine feste Wurzel gegründet nur Einer ist, und wie, wenn aus Einer Quelle sehr viele Bäche abfließen, obwohl ihre Menge mit reichlich ausströmender Fülle weit sich zu verbreiten scheint, doch die Einheit im Ursprunge bewahrt wird. Reiß einen Strahl der Sonne von dem Körper los; die Einheit des Lichtes ist keiner Theilung fähig. Brich einen Ast von dem Baume; der abgebrochene wird keine Sprossen treiben können. Schneide einen Bach von der Quelle ab; der abgeschnittene trocknet aus. So verbreitet auch die Kirche, vom Lichte des Herrn erfüllt, ihre Strahlen in die ganze Welt; Ein Licht jedoch ist es nur, welches sich überallhin ergießt, und die Einheit des Körpers wird nicht getrennt, Eine Quelle, Ein Ursprung, Eine Mutter, reich an glücklicher Fruchtbarkeit." —

Von dem Standpunkte Tertullians und Cyprians aus wird in der Erziehung die heidnische Bildung nicht mehr anerkannt. Hieronymus und Augustin sprechen diese Opposition gegen das Heidenthum auf dem Erziehungsgebiete entschieden aus.

Hieronymus († 420 in einem Kloſter bei Bethlehem) ſchreibt in einem Briefe an Läta, die Gemahlin eines gewiſſen Toxotius, die ihre Tochter Paula zum Dienſte Gottes zu erziehen bemüht war: „Ich bin geſonnen, Deinen Bitten gemäß Dich zu belehren, wie Du unſere Paula erziehen ſollſt, die Chriſto geheiligt war, ehe ſie geboren wurde, die Du ihm geweiht hatteſt, ehe Du ſie im Mutterleibe empfingeſt. Eine Tochter, die ſchon ihre Geburt einem Gelübde verdankt, muß auch eine ihres Urſprungs würdige Bildung von ihren Aeltern erhalten. Samuel wird im Tempel auferzogen; Johannes bereitet ſich in der Einſamkeit vor. Wie Samuel und Johannes muß eine Seele unterwieſen werden, die ein Tempel Gottes werden ſoll; ſie ſoll lernen, nichts anderes zu hören, nichts zu reden, als was zur Gottesfurcht gehört. Schandbare Worte ſoll ſie nicht verſtehen, weltliche Lieder nicht kennen. Im zarten Alter noch ſollen der Zunge die ſüßen Pſalmengeſänge geläufig werden. Muthwillige Knaben müſſen fern bleiben; ſelbſt die Geſpielinnen und Mägde müſſen von weltlichem Umgange zurückgehalten werden, damit ſie nicht, was ſie ſchlimm gelernt haben, noch ſchlimmer wieder lehren. Dem Kinde gebe man Buchſtaben von Buchs oder Elfenbein und nenne dieſelben mit ihren Namen. Mit ihnen ſoll es ſpielen, daß auch das Spiel ſelbſt Unterricht ſei. Und nicht immer halte man die Ordnung des Alphabets ein, daß ſich die Namen wie ein Lied feſt in's Gedächtniß einprägen; ſondern man miſche ſie öfter unter einander, daß das Kind ſie nicht bloß dem Tone nach (vom Herſagen), ſondern vom bloßen Anblick erkennt. Zur Belohnung darf es Silben zuſammenſetzen; überhaupt locke man es durch ſolche Belohnungen, womit dieſes Alter gewonnen werden kann. Beim Lernen gebe man ihm Genoſſen, mit denen es wetteifere, durch deren Belobung es geſtachelt werde. Will es läſſig werden, ſo muß man es nicht ſchelten, ſondern durch Lob muß der Geiſt zur Regſamkeit gebracht werden, daß das Kind eben ſo ſich ſelber freut, wenn es über ſich geſiegt hat, als es ſich betrübt, wenn es unterlegen iſt. Hauptſächlich muß man ſich hüten, ihm das Lernen zu verleiden; ſonſt pflanzt ſich der Widerwille, wenn er ſich in der Kindheit einmal feſtgeſetzt hat, über die Kinderjahre noch fort. Selbſt die Namen, die es ſich gewöhnt hat, durch Zuſammenſetzung der Buchſtaben zu bilden, ſollen nicht zufällig, ſondern beſtimmt und mit Fleiß ausgewählt ſein, nämlich Propheten- und Apoſtelnamen. Zum Lehrer iſt ein Mann von bewährtem Alter, von be-

währten Sitten und Kenntnissen zu nehmen; ich glaube auch nicht, daß ein unterrichteter Mann sich schämen wird, bei einer verwandten und edlen Jungfrau dasselbe Amt zu übernehmen, das Aristoteles beim Sohne des Philippus übernahm, nämlich in eigener Person die Anfangsgründe alles Wissens mit Hülfe der Bücherabschreiber ihm beizubringen. Man darf dasjenige Kleine nicht gering achten, ohne welches das Große und Wichtige gar nicht möglich ist. Selbst der Ton der ersten Laute und die erste Beibringung der Regeln wird von einem gebildeten Manne anders sein, als von einem ungebildeten. Daher mußt Du eben so Acht haben, daß Deine Tochter nicht durch alberne Liebkosungen von den Wärterinnen sich angewöhne, die Wörter verstümmelt auszusprechen, als daß sie nicht mit Gold und Purpur spiele; das Eine schadet der Sprache, das Andere dem Charakter: sie soll nicht im zarten Alter lernen, was sie hernach wieder verlernen muß. Die Beredtsamkeit der Griechen schreibt man zum großen Theil dem Einflusse zu, welchen die Rede ihrer Mütter von Kindheit an auf sie ausgeübt hat. Die Redekunst des Hortensius ist auf dem Schooße seines Vaters gewachsen. Schwer nur wird Das wieder ausgemerzt, was in die noch im Naturzustande befindlichen Gemüther eingedrungen ist. Die griechische Geschichte erzählt, Alexander, der großmächtige König, der Bezwinger der ganzen Welt, habe sowohl in seinem Betragen, wie in seinem Gange die Fehler seines Erziehers Leonidas, die er als kleines Kind angenommen, nicht mehr abzulegen vermocht. Denn bereitwillig ahmt man das Böse nach und, wessen Tugenden man auch nachzufolgen vermag, dessen Fehler ahmt man schleunig nach. — Selbst die Kleidung und äußere Erscheinung soll das Kind lehren, wem es geweiht ist. Gib ihm kein Ohrgehäng; schmücke nicht das Christo geheiligte Antlitz mit Bleiweiß und Purpurfarbe; schnüre den Hals nicht mit Gold und Perlen zusammen; belaste nicht das Haupt mit Edelsteinen und färbe nicht die Haare, damit Du sie nicht zu Feuer der Hölle bereitest. Es soll andere Perlen haben, für welche es die Eine, kostbare Perle kaufen kann. — Wird Deine Tochter dereinst etwas herangewachsen sein und anfangen, nach dem Beispiele ihres Bräutigams zuzunehmen an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen, so soll sie mit ihren Aeltern zum Tempel ihres wahren Vaters gehen, aber nicht mit ihnen den Tempel wieder verlassen. Sie mögen sie suchen auf der Reise durch die Welt unter der Volksmenge und deren Gedränge, aber sie sollen sie nirgends anders finden, als im Heiligthume der Schrift, um bei Propheten und Aposteln nach der geistlichen Vermählung zu forschen. Niemals gehe

sie auf der Straße; sie soll auch nicht öffentlich speisen, d. h. auch nicht bei einem Gastmahle im älterlichen Hause, damit sie nicht Speisen sieht, nach denen es sie gelüsten kann. Und ob gleich Manche glauben, es sei eine höhere Tugend, ein Vermögen zu verschmähen, das man vor Augen sieht, so bin ich vielmehr der Ueberzeugung, man sei seiner Enthaltsamkeit sicherer, wenn man den Gegenstand des Begehrens gar nicht kennt. — Vor den Jahren der reiferen Entwicklung ist eine zu strenge Enthaltung gefährlich; bis zu dieser Zeit mag sie, wenn das Bedürfniß vorhanden ist, sowohl Bäder gebrauchen, als Wein im gehörigen Maße genießen um des Magens willen, eben so auch durch Fleischspeisen sich stärken, damit nicht ihre Füße schon matt werden, bevor sie noch zu gehen anfangen. Dies sage ich als Erlaubniß, nicht als Befehl, weil ich die Schwachheit fürchte, nicht weil ich Ueppigkeit lehren will. — Taub soll Deine Tochter für die Musik sein; wozu Flöte, Leier, Zither gemacht sind, soll sie nicht wissen. Täglich laß Dir von ihr ein Pensum sagen, welches sie als Blüthenstrauß von der Schrift gepflückt hat. — Die griechischen Versmaße soll sie lernen; darauf soll alsbald der lateinische Unterricht folgen: wenn durch diese nicht von Anfang an der zarte Mund gebildet wird, so wird die Zunge durch fremde Laute verdorben und die Muttersprache durch ausländische Fehler verunziert. — Dich selbst habe sie zur Lehrerin; Dich soll das unerfahrene Kind bewundern. Nichts soll es an Dir und an seinem Vater wahrnehmen, was Sünde wäre. Nie gehe Deine Tochter ohne Dich zu den Martyrerkirchen und Versammlungen. Kein junger Mann, keiner mit gekräuseltem Haar soll mit ihr liebäugeln. Eine bejahrte Jungfrau von erprobter Treue, Rechtschaffenheit und Schamhaftigkeit werde ihr vorgesetzt, welche sie durch ihr Beispiel ermahne und gewöhne, des Nachts zu Gebeten und Psalmen aufzustehen, des Morgens Loblieder zu singen. Zur dritten, sechsten, neunten Stunde soll sie als eine Streiterin Christi auf dem Kampfplatze stehen und, wenn die Lampe angezündet ist, das Abendopfer bringen. So gehe der Tag vorüber, so finde die Nacht sie thätig. Das Lesen wechsle mit Beten, das Beten mit Lesen ab. Kurz wird die Zeit ihr werden, wenn sie mit solch' mannigfaltiger Thätigkeit ausgefüllt wird. Sie lerne Wollarbeiten machen, Netze stricken, das Körbchen im Schooße halten, die Spindel drehen und mit dem Daumen Fäden ziehen. Dagegen verschmähe sie seidene Gewebe, kostbare Tücher und eingewobenes Gold. Solche Gewänder

möge sie sich verfertigen, die den Körper warm halten, nicht aber solche, die den bekleideten Körper bloß legen. Ihre Speisen seien Küchengewächse, ausnahmsweise Fische. Ich verwerfe, zumal für das jugendliche Alter, langes und übermäßiges Fasten, da auf Wochen hinaus das Fett an den Speisen und das Obst untersagt sein soll. — Statt der Edelsteine und seidenen Gewänder liebe sie die göttlichen Urkunden. Sie lerne zuerst den Psalter; hernach mache sie sich von diesen Liedern los und lasse sich in Salomo's Sprüchen zum Leben unterweisen. Beim Prediger lerne sie Das, was der Welt angehört, mit Füßen treten. An Hiob eifere sie dem Muster der Tugend und Geduld nach. Sofort gehe sie zu den Evangelien über, die sie nie aus der Hand legen soll; die Apostelgeschichte und die Briefe eigne sie sich mit ganzem Ernste an. Wenn sie dann die Vorrathskammern ihres Herzens mit diesen Schätzen angefüllt hat, so präge sie die Propheten, den Pentateuch, die Bücher der Könige und der Chronik, auch die Bücher des Esra und Elias in's Gedächtniß ein. Als Schluß mag sie ohne Gefahr das hohe Lied lesen; würde sie es am Anfange lesen, so verstände sie nicht das geistliche Hochzeitlied, das unter den fleischlichlautenden Worten verborgen liegt und würde Schaden nehmen. Alle Apokryphen soll sie ungelesen lassen. Wollte sie aber dieselben einmal, nicht zur Erhärtung der Glaubenslehre, sondern aus Achtung der Namen, mit welchen sie bezeichnet sind, lesen; so soll sie wissen, daß diese Bücher nicht von Denen verfaßt sind, deren Namen sie auf dem Titel tragen, daß ihnen viel Fehlerhaftes beigemischt ist und daß große Klugheit dazu gehört, das Gold aus dem Kothe herauszufinden. Die Werke Cyprian's soll sie immer in Händen haben. Die Briefe des Athanasius und die Schriften des Hilarius mag sie ohne Anstoß durchlaufen. Erfreuen soll sie sich an den Abhandlungen, an dem Geiste Derer, in deren Büchern der fromme Glaube feststeht. Die Uebrigen mag sie also lesen, daß sie mehr ihr Urtheil daran übt, als zur Nachfolgerin wird. Im Kloster laß sie erziehen; unter den Chören der Jungfrauen möge sie sein; schwören lerne sie nicht; das Lügen halte sie für Gotteslästerung; von der Welt möge sie nichts wissen; engelgleich soll sie leben; im Fleisch sei sie des Fleisches ledig und wähne, alle Menschen seien wie sie. —

In den Erziehungsvorschriften des Hieronymus stehen zwei sonst feindlich sich bekämpfende Anschauungen friedlich neben einander. Auf der einen Seite eine starr mönchische Lebensansicht, welche die weltliche Wissenschaft verschmäht und darum auch für Knaben die Unterweisung

in heidniſcher Wiſſenſchaft nur als ein nothwendiges Uebel betrachtet, womit ſie nur ſo lange umgehen ſollen, bis ſie der Sprache mächtig geworden ſind, indeß es eine Schande iſt, wenn Prieſter, ſtatt das Evangelium zu leſen, ſich mit heidniſchen Komödien, Liebesliedern ꝛc. beſchäftigen, und Das aus Liebhaberei thun, was die Knaben aus Zwang und ihrer Bildung wegen thun müſſen. Einſt wurde er im Traumgeſicht vor den Richterſtuhl Gottes geführt und gefragt, wer er ſei? Auf ſeine Antwort, daß er ein Chriſt ſei, rief der Richter aus: „Du lügſt; nicht ein Chriſt, ſondern ein Ciceroniſt biſt Du; denn wo Dein Schatz iſt, da iſt auch Dein Herz.“ Auf der andern Seite iſt jedoch ſelbſt in dem mönchiſchen Charakter, den das Chriſtenthum bereits bei ihm annimmt, das rein Menſchliche nicht erſtickt, vielmehr geweckt und geſtärkt, ſo daß er über die Erziehung der Pacatula, der Tochter eines Freundes, ſchreibt und ſchreiben kann: „Sie lerne die Anfangsgründe des Wiſſens, ſetze Silben und Wörter zuſammen und lerne die Benennung kennen; und damit ſie dieſelbe mit heller Stimme einübe, halte man ihr kleines Backwerk als ſüße Belohnung vor; was dem Gaumen angenehm iſt, was duftet in den Blumen, was ſchimmert an den Edelſteinen, mit was ſie koſen kann in Geſtalt von Puppen, das mag ihr ungeſäumt zu Theil werden. Daneben verſuche ſie mit zartem Finger zu ſpinnen; immerhin reiße ſie manchmal einen Faden ab, damit ſie ſeiner Zeit keinen mehr abreiße. Nach der Arbeit tummle ſie ſich im Spiel; ſie hänge ſich der Mutter um den Hals, raube ihren Angehörigen Küſſe; ſie ſinge Pſalmen und erhalte etwas zum Lohne. Was ſie lernen muß, das ſoll ihr lieb werden, daß es nicht ein Frohndienſt, ſondern eine Ergötzung, nicht ein Müſſen ſondern ein Wollen ſei.“ —

Die Conſequenz aus dem Standpunkte des Hieronymus zieht mit ſeinem eigenen Leben wie durch ſeine Anſchauungen **Auguſtinus**. Im Jahre 353 ward er zu Tagaſtä in Numidien geboren. Sein heidniſcher Vater, Patricius, äußerſt reizbar, heftig und ſinnlich, wurde durch ſeine Mutter, die geduldige, liebreiche Monica bezwungen, die auch am Sohne und an ſeiner Erziehung alle Liebe des weiblichen und vor Allem des mütterlichen Herzens zu bewähren und zu erſchöpfen ſuchte. Doch mußte dieſer — von feuriger Natur, von raſch auflodernder Sinnlichkeit, unruhig und unternehmend, von Ehrgeiz und Fleiſchesluſt geſtachelt — erſt in alle Abgründe des menſchlichen Weſens hinabſteigen, ehe er zu den lichten Höhen des wahren Chriſtenmenſchen hinaufzuklimmen vermochte. „Schon als Kind — bekennt er in ſeinen „„Confeſſionen““ (confessionum libri X., neueſte Ausgabe von

K. Raumer, Stuttgart 1856, deutsche Uebersetzung von Rapp) — suchte ich durch Schreien das Schädliche zu erlangen und Denen, die mein Verlangen nicht befriedigten, mit Stößen zuzusetzen. Dabei war es höchstens die Schwachheit der Kindesglieder, was die Sünde nicht gelingen ließ; nicht aber war schuldlos die Kindesseele selbst. Sah ich doch selbst einst einen hadernden Kleinen, der noch nicht einmal zu sprechen vermochte, und doch mit zorngelber, bitterer Miene auf seinen Milchbruder schaute. Die Mütter und Ammen sagen freilich, das verliere sich; oder hält man es gar für schuldlos, an der reichlich strömenden Nahrungsquelle den Mitgenossen nicht zu dulden? Du, Herr mein Gott, hast das Leben dem Kinde gegeben, hast seinen Leib ausgerüstet mit Sinnen, ihm die Glieder geordnet und schön gebildet, hast für seine Erhaltung und Behütung berufen alle Bemühungen der Lebenden, und Du willst, daß ich dafür lobsinge Deinen heiligen Namen." „Ich kam in's Knabenalter. Jetzt war ich kein sprachloser Säugling mehr; ich war ein gesprächiger Knabe. Das weiß ich noch; und woher ich sprechen lernte, das habe ich nachher beobachtet. Aeltere Menschen lehrten mich hierin nicht, wie sie mich später lehrten. Mit meiner mir von Dir verliehenen Kraft suchte ich durch Seufzen und ähnliche Laute und durch Geberden mein Anliegen kund zu geben. Da ich aber nicht alles, was ich wollte, vermochte, noch es bei Allen vermochte, so sprach ich meinem Gedächtnisse das Wort vor, mit welchem sie einen Gegenstand benannten. Und wenn sie dazu sich nach etwas hinwendeten, so merkte ich, das müsse der Gegenstand sein, den sie gemeint hatten. Ich gewöhnte meinen Mund an diese Zeichen und sprach sie aus; und so schritt ich weiter hinein in die geräuschvolle Geselligkeit des Menschenlebens, abhängig vom älterlichen Ansehen und von den Winken erwachsener Menschen." „Herr, mein Gott, welche Noth erfuhr ich und welche Plagen, da mir als Knaben aufgegeben ward, recht zu leben d. i. den Ermahnern zu gehorchen, um in dieser Welt emporzukommen und mich in den Künsten der Beredtsamkeit hervorzuthun, die uns sowohl Ehre bei den Menschen, als trügliche Reichthümer bereiten." „Hierauf gab man mich in die Schule, um mich in den Wissenschaften zu belehren, deren Nutzen ich Armer nicht einsah, während ich doch Schläge bekam, wenn ich träge im Lernen war. Das hatte den Beifall der Aeltern; und Viele, die vor uns diese Lebensart erwählt, hatten uns den mühevollen Weg bereitet; wir mußten ihn gehen unter einer Pein und Mühsal, die den Kindern Adams noch vervielfacht war. Aber Du, Herr, lässest uns Menschen finden, welche Dich anrufen, und von ihnen lernten wir, so gut wir's vermochten, fühlen, es sei ein großer Gott; und Du könn-

teſt uns anhören und helfen, auch ohne daß unſere Sinne Dich gewahr würden. Denn als Knabe begann ich Dich, meine Hülfe und meine Zuflucht, anzuflehen, und um dies zu können, löſte ich das Band meiner Zunge; ich Kleiner bat Dich mit nicht kleiner Inbrunſt, daß ich in der Schule keine Schläge bekommen möge. Und da Du mich nicht erhörteſt, weil es mir zum Weiſewerden diente, ſo lachten die älteren Leute, ja ſelbſt meine Aeltern, die nichts Böſes mir anwünſchten, meiner Leiden, dieſes damals für mich großen und ſchweren Uebels. Wie es Menſchen gibt, die mit ſolcher Liebesinbrunſt an Dir hangen, daß ſie die mancherlei Folterwerkzeuge, um deren Abwendung in allen Landen mit großer Inbrunſt gebetet wird, dermaßen verachten, daß ſie Diejenigen verlachen, die ſich davor ſo entſetzlich fürchten; ſo lachten unſere Aeltern der Martern, die uns Knaben von den Lehrmeiſtern angethan wurden. Denn nicht weniger fürchteten wir ſie und baten um Abwehr derſelben, und doch fehlten wir, indem wir weniger ſchrieben oder laſen oder beim Lernen dachten, als von uns gefordert ward. Denn es fehlte uns nicht an Gedächtniß oder Verſtand, welche beide Du, Herr, uns im Verhältniß zu unſrem Alter hinreichend gegeben hatteſt; aber es ergötzte uns das Spiel, und das wurde an uns von Denſelben geſtraft, welche ohne Anſtand Dasſelbe trieben. Aber die Kurzweil der Alten nennt man Geſchäfte; thun die Knaben daſſelbe, ſo werden ſie von jenen gezüchtigt. Ich erlitt Streiche, weil ich gern Ball ſpielte und dadurch am Erlernen von Kenntniſſen gehindert wurde, mit denen ich hernach auf eine noch häßlichere Weiſe ſpielen ſollte. Und der mich ſchlug, den quälte Neid und Galle noch mehr, wenn ihn ein Gelehrter in einer Streitfrage überwand, als es mich ärgerte, wenn mich meine Genoſſen im Ballſpiel übertrafen." „Und doch habe ich geſündigt, Herr mein Gott, Du Ordner und Schöpfer aller natürlichen Dinge, nur der Sünden Ordner nicht! Herr mein Gott, geſündigt habe ich wider die Gebote der Aeltern und jener Lehrer. Denn nicht, weil ich Beſſeres mir auserſehen, war ich ungehorſam, ſondern weil ich das Spiel liebte, weil mir im Spiel der Stolz des Sieges angenehm war und ich gern meinen Ohren unwahre Mährchen einprägte; je mehr ich darnach Sehnſucht hatte, um ſo mehr lockte mich gefährliche Neugierde zu den Schauſpielen und Unterhaltungen der Alten. Oft auch eignete ich mir, von eitler Sehnſucht nach Vorrang beſiegt, beim Spiel durch Betrug den Sieg zu; und wenn die Anderen es eben ſo machten, und ich ſie ertappte bei dem, was ich doch ſelbſt ihnen that, wollte ich es nicht gelten laſſen und ward ich ungehalten; ertappte man mich hingegen dabei, ſo wollte ich lieber zürnen, als nachgeben.

Iſt aber dieſes kindliche Unſchuld? Nein, o Herr, mein Gott! Es iſt vielmehr das Nämliche, was von Erziehern und Lehrmeiſtern, von Nüſſen, Küchelchen und Sperlingen übergeht zu Oberen und Fürſten, zu Gold, Beute und Sklaven. Im Fortgange zu ſpäteren Jahren geht dieſes alles auf dieſelben über, wie auf die Ruthe ſchlimmere Strafen folgen." — Im Unterricht ward Virgil mein Liebling. Mit Luſt folgte ich den Irrfahrten des Aeneas, mit heißen Thränen beweinte ich Dido's Tod, die ſich aus Liebe ermordete. Bei meinen Darſtellungen wurde ich beklatſcht. Man ahnte in mir den künftigen Dichter. Die griechiſche Sprache zu lernen, dazu fehlte mir jedoch alle Luſt. So lieb mir Virgil war; Homer war mir bitter. Ich glaube wohl, daß griechiſchen Knaben Virgil eben ſo vorkommen mag, wenn ſie denſelben in der Art ſtudiren müſſen, wie ich jenen; denn die Schwierigkeit überhaupt, eine fremde Sprache zu erlernen, beträufelte mit Galle alle griechiſchen Süßigkeiten der fabelhaften Mährchen. Ich kannte die Worte nicht, und mit grauſamen Schrecken und mit Strafen drangſalte man mich heftig, dieſelben zu lernen." „Nicht minder war mir Eins und Eins iſt Zwei, und Zwei und Zwei ſind Vier — ein verhaßtes Lied."

Aus dieſen Bekenntniſſen geht hervor, daß Auguſtin ein Feind alles Formalen — der Philologie und Mathematik — war. Sein Sinn ging auf lebendigen Inhalt, auf Stoff für Geiſt und Herz. „Nicht die Worte klage ich an, denn dieſelben ſind gleichſam auserleſene und köſtliche Gefäße, ſondern den Wein des Irrthums, welcher uns in denſelben von berauſchten Lehrern zugetrunken wird, und dennoch lernte ich dieſes gern; ich Armer freute mich darüber und ward darob ein hoffnungsvoller Knabe genannt. Traun, war das alles nicht Rauch und Wind? Gab es denn nichts Anderes, wodurch mein Verſtand und meine Zunge geübt werden konnten? Dein Lob, o Herr, Dein Lob durch die heilige Schrift hätte das Rebgeſchoß meines Herzens in die Höhe ziehen ſollen; nicht aber hätte es ſich müſſen hinreißen laſſen durch eitele Tändeleien, eine ſchändliche Beute der flüchtigen Vergangenheit. Ja, man opfert den abgefallenen Engeln nicht bloß auf eine Art!.. Aber wehe Dir! Strom menſchlicher Sitte, wer mag Dir Widerſtand leiſten? Wie lange wird es währen, bevor Du austrockneſt? Wie lange willſt Du Eva's Söhne in das große, ſchreckliche Meer hinauswälzen, das ſelbſt Die kaum durchfahren, welche das Schifflein des Glücks beſteigen?... Schaue, Herr Gott, und ſchaue mit Geduld, wie ſorgfältig der Menſchen Kinder die Regeln der Sprache beachten, wie ſie aber die ewigen Regeln des unſterblichen Heils vernachläſſigen. Ja, ſo weit geht's, daß, wenn ein Schüler oder Lehrer den grammatiſchen

Regeln zuwider ſpricht, er mehr Anſtoß gibt, als wenn er Deinem Gebot zuwider, obgleich ſelber ein Menſch, den Menſchen haßt."

Mit den Jahren des Jünglings wurde der Lebensdrang Auguſtins zum Liebesdrang. Seine Jugend ging unter im Dunkel der Wolluſt, die er nicht von der Liebe heiteren Klarheit zu unterſcheiden vermochte. Das ſchwache Alter, zum Abgrunde der Begierden hingeriſſen, verſank in dem Pfuhl der Laſter. Und ich ward immer laſterhafter, um nicht getadelt zu werden, und wenn es keine Gelegenheit gab, den Verlornen es gleich zu thun, dann gab ich vor, begangen zu haben, was ich nicht that, um deſto verächtlicher zu erſcheinen, je unſchuldiger ich war, und um für deſto niedriger gehalten zu werden, je reiner ich lebte.

Durch Cicero's Hortenſius ward Auguſtin von ſeiner wollüſtigen Liebe weg zur Philoſophie und der Weisheit Unſterblichkeit gewandt. Die Worte in dieſem Werke, mit welchen die Würde und Erhabenheit der Philoſophie geprieſen ward, riefen die in ihm ſchlummernden Gefühle wieder zum neuen Leben wach: das Wahre und Gute zog mit unbeſchreiblicher Sehnſucht in ſein Inneres ein; ein höchſtes Gut trat vor ſeine Seele — ein einzig würdiges Ziel menſchlichen Strebens, wogegen ihm alles, was ihn bisher beſchäftigt und ergötzt hatte, nichtig ſchien. „Doch fand ich Chriſti Namen nicht in dieſer Schrift, und dieſen Namen hatte mein zartes Herz noch mit der Muttermilch eingeſogen." Er ſuchte hierauf in der Philoſophie, im Manichäismus, die Wahrheit. „Neun Jahre wurde ich irre geführt und führte Andere irre, war dort ſtolz, hier abergläubiſch und nichtig in Allem. Dort ſuchte ich den eitlen Ruhm von dem Volke bis zu theatraliſchem Beifallshaſchen, hier ſtrebte ich mich wieder von dieſem Unrathe zu reinigen, indem ich Denen, die Auserwählte genannt wurden, Speiſe darbrachte, um daraus in der Werkſtatt ihres Magens Engel und Götter zuzubereiten, mittelſt deren ich befreit würde."

Endlich verzweifelte Auguſtin auch am Manichäismus, weil es ihm vorkam, als könne die Wahrheit gar nicht gefunden werden, und der Sturm einander durchkreuzender Gedanken trieb ihn auf die Seite der neuen Akademiker hin. Der Neuplatonismus entzündete ein unglaubliches Feuer in ihm und führte ihn vom Skeptizismus zum klaren Bewußtſein einer objectiven Wahrheit. Jetzt wußte er ſich aus ſeinem platoniſchen Idealismus alle chriſtlichen Lehren umzudeuten: er glaubte das Chriſtenthum zu verſtehen und ſprach von ihm wie ein Kenner, der ſeiner Sache gewiß iſt. Aber „es fehlte mir noch Das, was allein das rechte Verſtändniß des Chriſtenthums geben kann, und ohne das Jeder ſtets nur die Schale des Chriſtenthums ohne den Kern hat, —

die von dem Grunde der Demuth ausgehende Liebe." Die platoniſche Philoſophie hielt ihm wohl Ideale vor, die ſeinen Geiſt entzückten, die ihm aber nicht die Kraft geben konnten, das Fleiſch zu beſiegen. Sie befreite ihn nicht von dem innern Zwieſpalte, in dem ſein Leben hin und hergezogen ward. In dieſem Zuſtande löſten ihm die pauliniſchen Briefe ſo manches Räthſel ſeines Daſeins: ſeine eigenen innern Erfahrungen führten ihn in das Verſtändniß des Chriſtenthums. Er fühlte die Kraft deſſelben in ſeinem Innern. Vom innern Leben aus lernte er an die chriſtlichen Wahrheiten glauben und ſie verſtehen. Er wußte, daß man ſich in die göttlichen Dinge hineinleben und hineinlieben muß, ehe man ſie erkennen kann. Vom Glauben aus gelangte er zur Erkenntniß: fides praecedit intellectum. „Was iſt es, was ich liebe, wenn ich Gott liebe? Ich befragte die Erde und ſie ſprach: Ich bin es nicht; und alles, was auf ihr iſt, legte gleiches Bekenntniß ab. Ich fragte das Meer und ſeine Gründe und alle belebten Weſen, und ſie antworteten: Wir ſind nicht Dein Gott, ſuche über uns. Ich fragte die wehenden Lüfte, und der ganze Luftraum mit allen ſeinen Bewohnern ſprach: Anaximenes irrt, ich bin nicht Gott. Ich fragte Himmel, Sonne, Mond und Sterne: Auch wir ſind nicht Dein Gott, den Du ſucheſt, ſprachen ſie. Da ſprach ich zu denen Allen, die ſich darſtellten meiner Augen Geſichtskreis: Ihr ſagtet mir wohl, ihr wäret nicht mein Gott; was iſt es, was ihr von ihm mir ſagen könnt? Und ſie riefen zuſammen, Alle mit großer Stimme: Er ſchuf uns! Meine Frage war meine Sehnſucht und ihre Antwort ihr Daſein und ihre Schönheit."

Auguſtin entwickelte in ſeinen „Bekenntniſſen" eine ganze Pſychologie des menſchlichen Herzens, aus welcher der Pädagoge mehr lernen kann, als aus vielen Theorien über Erziehung. Sie zeigen die Macht der in zarteſter Jugend eingepflanzten religiöſen Keime ſowie die Macht der Mutter auf ihr Kind: der von der Mutter eingepflanzte Glaube an die Wahrheit und Göttlichkeit der chriſtlichen Religion hatte Auguſtin ſelbſt im Mänichäismus nicht verlaſſen, und dieſer Glaube war es auch, der ihn endlich aus den Irrfahrten auf dem Geiſtesmeere in die wahre Heimath, in das Centrum des Gottlebens, führte. Sie zeigen, wie ein einzelnes Wort, ein einzelner Gedanke von Männern der Vergangenheit oder Gegenwart durch das Zuſammentreffen mit ſchlummernden Ideen in einer Menſchenſeele zuweilen ganz neue Wege bahnen kann, indem er die höheren Bedürfniſſe der geiſtigen und ſittlichen Natur zum klaren Bewußtſein bringt und dadurch alles, was bisher als einzig Begehrenswerthes daſtand, in ſeiner Nichtigkeit erſcheinen

läßt. Sie zeigen endlich, wie das Menſchenleben aus der Periode des harmloſen, kindlichen Daſeins in das Stadium der Selbſtentzweiung, des Kampfes, übergeht, daß die innern Kräfte um ſo wilder toben, je größer die bewegte Natur iſt, daß in dieſem Kampfe das Geiſtesleben leicht aufgerieben wird, wenn die Stürme nicht durch höhere, himmliſche Mächte gezügelt und geregelt werden, und daß der Kampf erſt dann durch einen wahrhaften Friedensſchluß aufgehoben werden kann, wenn der Menſch, der Lebensſchiffer, in dem Grunde alles Daſeins Anker geworfen hat.

Aus ſeinen eigenen Schickſalen und Lebenserfahrungen heraus erklärt ſich Auguſtin, der Paulus des fünften Jahrhunderts, die menſchliche Natur. Seit Adam, der Menſch, der die ganze Gattung der Menſchheit in ſich zuſammenfaßte, geſündigt hat, iſt die Sünde und mit ihr die Strafe der Sünde auf alle Menſchen gekommen. „Von dem böſen Gebrauche des freien Willens begann die Reihe dieſer Calamität, die das menſchliche, in ſeinem Urſprunge verderbte und gleichſam in ſeiner Wurzel verwesliche Geſchlecht bis zu dem Untergange des zweiten Todes von Glied zu Glied hindurchführt, jene allein ausgenommen, die durch Gottes Gnade befreit werden.“ Denn „nur die Gnade vergißt, was wir Böſes gethan haben und hilft, daß wir vom Böſen ablenken und das Gute thun. Sie zeigt nicht blos dem Menſchen, was er zu thun habe, ſondern wirkt auch auf ihn ein und flößt ihm Neigung ein, zu thun, was zu thun er als ſeine Pflicht erkannt hat.“ Und „dieſe Gnade gibt Gott umſonſt. Wie könnte auch Gnade heißen, was nicht umſonſt gegeben wird, wie Gnade heißen, was gleichſam als eine Schuld bezahlt wird?“ „Alle, welche ſelig werden, werden nur durch den Willen Gottes ſelig. Welchen die Gnade nicht gegeben wird, denen wird ſie durch ein gerechtes Gericht nicht gegeben, und denen ſie verliehen wird, wird ſie durch eine unverdiente Gnade verliehen.“ „Wie das Auge des Leibes, auch das geſundeſte, nichts ſehen kann ohne das Licht des Tages, ſo kann auch der Menſch nicht recht leben ohne die Gnade von Oben. Zum Sündigen werden wir nicht unterſtützt von Gott, Gutes aber thun und das Gebot der Gerechtigkeit erfüllen, können wir nicht, wenn wir nicht unterſtützt werden von Gott. Denn gleich wie das Auge des Körpers nicht darum unterſtützt wird von dem Lichte, daß es von demſelben Lichte abgewandt und verſchloſſen ſich entferne, daß es aber ſehe, von demſelben unterſtützt wird, und jenes gar nicht vermag, ohne von dieſem unterſtützt zu werden; ſo hilft auch Gott, der das Licht unſeres inwendigen Menſchen iſt, dem Blicke unſeres Geiſtes,

auf daß wir nicht nach unserer, sondern nach seiner Gerechtigkeit etwas Gutes wirken."

Mit seinem tiefen Bewußtsein von der Sündhaftigkeit der Menschen steht Augustin im entschiedenen Gegensatze zum Heidenthume, und diesen Gegensatz führt er mit Consequenz und Energie nach allen Seiten hin durch. Mit Herbheit und Strenge wehrt er deshalb auch alle heidnische Wissenschaft von der Erziehung ab. „Jene endlosen und gottlosen Fabeln, wovon die Gedichte eitler Dichter wimmeln, stimmen mit unserer Freiheit schlechterdings nicht zusammen. Eben so die schwülstigen und polirten Lügen der Redner, noch endlich selbst der Philosophen wortreiche Spitzfindigkeiten... Das sei ferne, daß jemals die Nichtigkeiten und erlogenen Tollheiten, die windigen Possen und die aufgeblasenen Unwahrheiten mit Recht könnten freie und edle Wissenschaften genannt werden!" „Nur die Geschichte, deren Beschreiber vornehmlich Glauben für ihre Erzählungen in Anspruch nehmen, mag vielleicht auch für Freie etwas des Wissens Würdiges enthalten, wenn von dem Menschen, sei es Gutes, sei es Böses, doch immerhin Wahres erzählt wird." „Denn es ist bei den profanen Geschichtsschreibern eine Art Verwandtschaft mit der Freiheit vorhanden, wofern sie den guten Willen haben, Wahrheit zu reden."

Für die Erziehung ist Augustin außerdem durch die Einrichtung einer Bildungsanstalt in seinem bischöflichen Gebäude zu Hippo in Nordafrica, in der er mit dem Clerus seiner Kirche ein gemeinschaftliches Leben führte, von großer Bedeutung. Diese Anstalt sollte eine Pflanzschule für den Clerus sein, und Augustin übertrug Keinem die priesterliche Würde, der nicht vorher unter seinen Augen in seinem Seminar aufgewachsen war. „Ein solcher Cleriker — sagt er, — welcher sich zu dieser meiner gesellschaftlichen Lebensweise nicht verpflichten will, mag hundert Concilien gegen mich einwenden und hinschiffen, wohin es ihm nur immerhin beliebe, um gegen mich zu klagen; er kann dessen überall versichert sein, ich werde ihn stets aus dem Register der Cleriker herausstreichen. So Gott mir hilft, soll er nie Cleriker sein, wo ich Bischof bin." Er forderte alle seine Amtsgenossen auf, ihren Clerus in gleichen Anstalten zu vereinen, und seine Schüler Possidius, Evodius, Benenatus, Severus, Novatus, Alypius ꝛc. führten ähnliche Anstalten bei ihrem Clerus ein.

Speziell auf die Erziehung der Kinder geht Augustin in seiner Schrift „De catechizandis rudibus" ein, in der er einem Diakonus Anleitung zum katechetischen Unterricht gibt. Er fordert darin eine wesentlich historische Basis des Unterrichts und

will dieſen als narratio, Erzählung, betrieben wiſſen. Zugleich verlangt er Anſchaulichkeit beim Unterricht und räth bei Dem, was die Katechumenen beſonders zu intereſſiren geeignet iſt, länger zu verweilen und daſſelbe recht zur Betrachtung hinzugeben, damit nicht blos ein Totaleindruck entſtehe, ſondern das Ganze ſich in ſeine Einzelheiten auflöſe, und dann erſt in reicherer Fülle wieder zuſammengeſchaut werde, indeß über Anderes ſchneller hinweggeeilt werden kann. „Nicht auf Einſicht iſt bei den Kindern zu warten, auch nicht erſt Einſicht zu bezwecken, ſondern das Erſte iſt die objective Nöthigung, die Zucht, ſubjectiv der Gehorſam.“ Erſt durch die Sitte gelangt der Zögling zur Einſicht. Der Lehrer muß ſich bei der Erziehung eine heitere Stimmung zu bewahren ſuchen: nur einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.“

Mit ſeiner Schrift de catechizandis rudibus hat Auguſtin die erſte chriſtliche Katechetik gegeben. Daneben ſchrieb er „de musica“, ein Geſpräch zwiſchen Lehrer und Schüler, und „de magistro“, ein Geſpräch, das von den Worten und dem Weſen handelt und auf Chriſtum als den innern Lehrmeiſter hinweiſt. — —

Während die Alexandriner die heidniſche Wiſſenſchaft in ſich aufnahmen und darum in der Erziehung anerkannten, auch in ihren Predigten die heidniſche Redekunſt ſtark hervortreten ließen, finden Tertullian und Auguſtin die heidniſchen Elemente des Wiſſens mit der chriſtlichen Erziehung unvereinbar. Doch hatten auch die Alexandriner bereits die Lectüre der heidniſchen Klaſſiker begränzt. Origines ſchon trug ſeinen Zuhörern nur ausgewählte Stellen aus den heidniſchen Schriftſtellern vor. Baſilius verlangte dann eine Auswahl der Klaſſiker für die Jugend. Gregor von Nazianz tadelte ſeinen Freund Gregor von Nyſſa wegen der Lectüre der heidniſchen-Schriften, und dieſer lobte ſeine fromme Mutter, daß ſie ſeine Schweſter Macrina von den heidniſchen Dichtern abgehalten und dafür mit der heiligen Schrift bekannt gemacht habe. Bald ſah man ſelbſt nicht mehr darauf, ob der Episcopus Grammatik und Dialektik verſtand, und Julianus konnte über die Chriſten ſpottend ausrufen: „Uns, die wir die Götter verehren, kommt es zu ἑλληνίζειν; euch aber gebührt Unwiſſenheit und Rohheit, da eure Weisheit nicht über das πιστεύειν hinausgeht.“ Die Klöſter wurden die Pflanzſchulen für die Geiſtlichen, und hier erwarben ſie zwar eine reiche innere chriſtliche Erfahrung und vertraute Bekanntſchaft mit der heiligen Schrift, aber auch ob ihrer einſeitigen Bildung Beſchränktheit des theologiſchen Geiſtes und Ungewandtheit in den verwickelten Verhältniſſen des Lebens. Bibelerklärung, Hei-

ligengeſchichten, Polemik, Tradition, Kirchenrituale: das waren hier die Lehrgegenſtände, die den Geiſtlichen zu ſeinem Amte vorbereiteten. Neben den Klöſtern entſtanden bald beſondere Seminarien für den Clerus, deren eigentlicher Gründer Auguſtin war: von ſeiner Bildungsanſtalt aus verbreiteten ſich ähnliche Einrichtungen in alle biſchöflichen Kirchen Africa's. Als jedoch bald darauf die Stürme der Verfolgung durch die Vandalen ꝛc., wie die Kirche überhaupt erſchütterten, ſo auch dieſe Lehrinſtitute in Africa vernichteten, errichteten die vertriebenen Biſchöfe ſolche Anſtalten in den Orten, wo ſie eine Zufluchtsſtätte fanden. In Rom beſtanden ſie bereits zu Leo's des Großen Zeiten. Jünglinge ſammelten ſich um den Clerus eines frommen und einſichtsvollen Biſchofs, zuerſt als kirchliche Vorleſer, unter den Augen deſſelben, nach ſeinem Beiſpiele, ſeinem Rathe und ſeiner Anleitung ſich bildend. Nachdem dieſe praktiſche Bildung der Geiſtlichen in Italien ſchon längſt in Gebrauch geweſen war, ward ſie auf einem Concil 529 kirchlich ſanctionirt, indem daſelbſt verordnet ward, daß die Parochi in den Städten und auf dem Lande, Episcopen ſowohl als Presbyter, Jünglinge zu ſich in's Haus nehmen ſollten, um ſie als Väter geiſtig zu nähren, in den Pſalmen, in Erklärung der heiligen Schrift und dem Geſetze des Herrn zu unterweiſen, und dadurch würdige Nachfolger im heiligen Amte heranzubilden. Gregor der Große machte ſeinen Palaſt zu einem großen Seminar, wo Jünglinge, die Diener des Altars zu werden rangen und Männer, die im Dienſte der Kirche bereits ergraut waren, ſich verſammelten und ein gemeinſchaftliches wiſſenſchaftliches und amtliches Leben führten. Von hier gingen die Apoſtel Englands aus, und ſie gründeten in England ähnliche Anſtalten. In Gallien hatte ſchon Martin von Tour eine Stiftung zu dieſem Zwecke gemacht, und auch in Spanien fehlten die Seminarien für den Clerus nicht. Doch handelte es ſich in ihnen allen nicht ſowohl um Wiſſenſchaft, als um praktiſche Vorbereitung des Geiſtlichen, der nicht ſowohl der Geiſtige, als vielmehr der von der Welt Abgeſonderte, der Reine und Keuſche war. Dahin tendirte die Zeit, wie ſchon der Traum des Gregorius von Nazianz andeutete. Er träumte: „Zwei liebliche Jungfrauen von gleichem Alter und gleicher Schönheit kamen zu ihm herab. Beide waren einfach, ſchmucklos gekleidet, mit langen, weißen Gewändern bis auf die Füße durch Gürtel knapp befeſtigt. Ihr Angeſicht war mit einem Schleier bedeckt, welcher aber nicht hinderte, das niedergeſchlagene Auge, die Röthe der Beſcheidenheit auf ihren Wangen und den ſanft geſchloſſenen Mund zu ſehen. Sie hatten beide etwas Ueberirdiſches und kamen doch dem Knaben

freundlich und liebevoll entgegen. Da er nach ihren Namen fragte, nannten sie sich Reinheit und Keuschheit (ἁγνεῖα und σωφροσύνη), Gefährtinnen Jesu Christi und Freundinnen Derer, die, um ein vollkommen göttliches Leben zu führen, allen irdischen Verbindungen entsagten. Sie ermahnten den Knaben, sich im Geiste mit ihnen zu verbinden und erhoben sich wieder zum Himmel." Ehelosigkeit und geistlicher Stand gewannen das Ansehen der Heiligkeit; aber das Geistige verlor sich in den Geistlichen, und Wissenschaft und Kunst wurden wie von der geistlichen so von der christlichen Bildung überhaupt getrennt. Vor dem einzig Wesenhaften, vor der Religion, mußte alles andere Leben als ein Eitles und Nichtiges verschwinden. Die Kunst, das Studium des hellenischen Alterthums, die schönen Wissenschaften, die Wissenschaft an und für sich, mußten zu Grunde gehen, als sich der in Christus überwundene Unterschied von Leib und Geist zum bewußten Gegensatze ausgebildet hatte und das Uebersinnliche als das nur Wesenhafte, das Sinnliche als das nur Unwesentliche bestimmt war. Die ganze Natur, „die weder Kern noch Schale hat", wurde dennoch gerade in diese Zweiheit zerlegt, das Geistige gepflegt, das Erscheinende, Sinnliche als ein Unreines und Verächtliches bei Seite geworfen.

Mit der innerlichen Abneigung der christlichen Kirche gegen das Heidenthum und mit der geistigen Vernichtung desselben verband sich äußerlich der Kampf auf Tod und Leben gegen dasselbe. Aus einer verfolgten eine verfolgende geworden, suchte die Kirche, angeführt von den unter ihrer Leitung stehenden Kaisern, Heidenthum und heidnische Bildung vom Erdboden zu vertilgen. Theodosius I. fühlte zuerst sich zur Verfolgung des Heidenthums berufen, und Gratianus mit ihm ließ den Altar der Victoria von der Curie des römischen Senates wegnehmen. Ein von Mönchen fanatisirter Pöbel zerstörte die heidnischen Götter und die heidnischen Kunstwerke. Die sybillinischen Bücher wurden verbrannt. Einzelne Philosophen wurden zerfleischt; Hypatia, die Vorsteherin der neuplatonischen Schule zu Alexandria ward gräßlich umgebracht. Der letzte Anker des Heidenthums zerriß mit der Aufhebung der Philosophenschulen durch Justinian I. (529). Da waren die Orakel verstummt, die Tempel zerfallen, die Bildsäulen der Götter zerbrochen und mit ihren Statuen die Götter selbst gestorben. Im Morgenlande war schon vor der Mitte des 5. Jahrhunderts aller Götzendienst getilgt; und was im Abendlande den Kaisern nicht gelingen wollte, — mit den Tempeln den alten Göttern auch die Herzen zu verschließen, — das führte die Völkerwanderung durch. Vom vierten bis sechsten Jahrhundert zogen die Barbaren durch alle Provinzen des

römischen Reiches, und wo sie hintraten, zertraten sie die heidnische Cultur. Gallien lag bereits zum Theil im vierten, gänzlich im fünften Jahrhundert verödet. In Spanien und Africa hausten Sueven und Vandalen. Italien seufzte unter Alarich und Genserich, um sich noch einmal, aber nur auf kurze Zeit, unter Theodorich zu erheben, und dann selbst bis zum Vergessen seiner geschichtlichen Erinnerungen zusammenzusinken. Syrien ward den fortdauernden Einfällen der Perser ausgesetzt. Griechenland konnte sich vor den Gothen und vor Alarich nicht retten. Im Innern des Reiches zerfleischten Parteikämpfe das noch schwache Leben. Theilungen wechselten mit Kriegen der Kaiser und Usurpatoren unter einander. Die Städte und mit ihnen die Bildungsanstalten sanken in den Staub. Die stolze Roma verödete: die Theater und der Circus Maximus füllten sich mit Schutt und Gras; „die großen Thermen stürzten zusammen und die schönen Badesessel von hellem und dunklem Stein, die prächtigen Wannen von Porphyr und Alabaster holten die Priester zu Bischofsstühlen oder zu Becken in den Taufcapellen; in den feingemalten Hallen und schattigen Gallerien hausten Diebe und Mörder, Falschmünzer und Sectirer.“ „Das geistige Leben verpuppte sich und im Schweigen der Geschichte hörte man, wie Gregorovius sagt, nur noch das Fallen der Ruinen, das rastlose Bauen von Kirchen und Klöstern, das Singen von Bußprocessionen verzückter oder geängstigter Menschen, und die monotonen Litaneien von zahllosen Mönchen und Nonnen.“ Das Volk war gänzlich verkommen. Es seufzte unter der Last der Abgaben, und Noth, Hunger und Pest, sowie die Ungewißheit der Zukunft ließen an häusliche Erziehung und öffentliches Unterrichtswesen nicht denken. Die Schulen der Grammatisten, der Grammatiker, der Rhetoren waren für immer geschlossen. Im vierten, fünften und sechsten Jahrhundert nach Christus waren die aller höheren und tieferen wissenschaftlichen Bildung baaren, im Mönchsthum und asketischen Leben ihr Ziel findenden Cleriker allein nur noch Träger und Vertreter der Bildung. Und doch war bei dem allgemeinen Untergange in und mit diesen Geistlichen und ihrer Bildung ein Höheres gerettet, als Griechenthum und Römerthum zu geben vermochten: — das bereits in sich selbst sich erfassende Christenthum, das die Keime und Triebräder aller Wissenschaft und aller Kunst für alle Zeiten in sich barg. Es war die religiöse Sphäre, in der sich alles geistige Leben concentrirte.

Vor der Reformation.

Die Periode der transscendenten Erziehung.

Vor der Reformation.
Die Periode der transscendenten Erziehung.

8.

Charakter der vorreformatorischen Welt und ihrer Erziehung. Synchronistische Uebersicht der vorreformatorischen Bildung und Erziehung.

Die Idee des Christenthums ist unendlich — alles Denken und Fühlen, Sinnen und Wollen der Menschen in Anspruch nehmend, Wissenschaft und Kunst, häusliches und öffentliches Leben, Kirche und Staat umgestaltend. Wegen ihres unendlichen Inhaltes konnte und kann diese Idee von der Menschheit nur allmählich auf dem Wege der Entwicklung angeeignet werden. Zuerst aber mußte sie in ihrer einfachsten und doch absolutesten Gestalt, in der Form der Religion, an den Menschen herantreten: aus der Religion gehen alle anderen wesentlichen Gestalten des geistigen Lebens hervor, und durch die Religion bekommen sie erst ihren Gehalt und ihre geistige Berechtigung. Alle geistige Bildung (— Staat und Kunst, Wissenschaft und sittliche Verhältnisse —) entwickelt sich aus der Religion, und die Bestimmtheit der geistigen Culturstufe, auf der ein Volk steht, prägt sich zuerst und vor Allem in seiner Religion aus. So im Christenthume. Auf der ersten Stufe seiner Entwicklung war es vorzugsweise die Religion, welche alle anderen Seiten des Geistes in sich umfaßte und in sich verschwinden ließ. Das religiöse Moment des Christenthums war so mächtig und wichtig, daß der Menschengeist in ihm, so wie in der

Neigung und Einladung in daſſelbe volle Befriedigung fand. Es war das ein großartiges Sichzurückziehen des Menſchen auf ſeine Innenwelt, auf ſein eigentliches, tiefſtes Selbſt, auf diejenige Region des Daſeins, welche ihn mit der Gottheit verknüpft, nicht dem Vergänglichen, ſondern dem Unvergänglichen, nicht der erſcheinenden Welt, ſondern dem ewigen Sein, das aller Erſcheinung zu Grunde liegt, angehört. Das über die Welt der Erſcheinung Hinausliegende, Transſcendente, erfaßte mit mächtiger Energie die Gemüther. Der Menſch, als Sohn des Himmels, wurde ein Fremdling auf dieſer Erde und hielt dieſer Welt Herrlichkeit nicht werth der Dinge, die da kommen ſollten. Die ſchöne Welt war ausgekoſtet im Alterthume und hatte der Menſchheit nicht gehalten, was man ſich von ihr verſprochen, und was dem Menſchen dauernden Frieden gewährt. Jetzt rückte der Himmel an ihre Stelle, und der Himmelsbürger ließ den Erdenbürger nicht zu ſeinem Rechte kommen. *Dieſe einſeitige Erfaſſung des Menſchen als eines überirdiſchen Weſens, dieſe völlige Herrſchaft des Transſcendenten bildet den Grundzug der vorreformatoriſchen Welt*, in der das Chriſtenthum als Weltverneinung auftritt. Nur die Welt der Religion iſt die Wahrheit. Die natürliche Welt iſt ohne Werth und die Flucht aus ihr das Ziel des Lebens. Daher *die weltverneinende Askeſe, das Faſten, die freiwillige Armuth, die Eheloſigkeit*. Was heilig und weſenhaft ſein will, muß ſich erſt der Weihe der die Religion bewahrenden Kirche unterziehen. *Der Staat* iſt als das Gebiet der rein weltlichen Angelegenheiten, nur der Mond zur Sonne des Geiſterreichs. *Die Wiſſenſchaft* geht in der Theologie auf: an die Stelle der Geſchichte treten Wunder- und Heiligenlegenden; *weltliche Wiſſenſchaften und Kunſt* ſind unheilig, ſoweit ſie nicht unmittelbar kirchlichen Zwecken dienen; ſie haben keine ſelbſtſtändige Bedeutung; ſie ſammeln und bewahren nur; was man weiß, weiß man, weil's geſagt iſt. Autorität beherrſcht die weltliche und geiſtliche Wiſſenſchaft, und das Selbſtſehen und Selbſtdenken iſt beiden unterſagt. In der *Natur*, dem Reiche der Dämonen und Hexen, herrſcht an der Stelle der Geſetzmäßigkeit die Willkür; die feſte Thatſächlichkeit der Natur, die unverbrüchliche Wirklichkeit ihrer Geſetze wird nicht anerkannt; die Kräfte der Natur ſind nicht in den Dingen ſelbſt liegend, darum werden ſie in jedem Augenblicke durch Engels- oder Teufelswirken abgeändert oder aufgehoben, und der Menſch kann, wenn er ſich mit dieſen Kräften der unſichtbaren Geiſterwelt in Verbindung ſetzt, gleichfalls wunderbare Wirkungen in der Natur ausüben. Die Natur erſcheint als das Weſenloſe,

und gleich wie in die geweihten Andachtsſtätten jener Zeit das Licht nicht durch ein rein durchſichtiges Medium, ſondern durch buntbemalte Fenſter getrübt fiel, gleich als wäre das reine Licht für die fromme, von der Welt und Natur ſich zu Gott hinwendende Gemeinde etwas Abziehendes und Störendes, gleich als könnte nur im Dunkeln und in der Verſchleierung der Natur der Geiſt in der Lichtflamme der Andacht auflodern; ſo fiel — ſagt Feuerbach — ſelbſt da noch, wo der Geiſt wieder zum Denken erwachte und den Blick auf die Wirklichkeit richtete, das Licht der Natur nur getrübt und gebrochen durch das Medium der ariſtoteliſchen Phyſik in den Menſchen, weil er ſich gleichſam ſcheute, die eigenen Augen aufzuthun und mit eigener Hand die verbotene Frucht vom Baume der Erkenntniß zu brechen. *Das eigene natürliche Selbſt ward als ein nichtiges dargeſtellt:* mit der Erbſünde wurde der Menſch ſich ſelbſt genommen. *Die ganze Welt ward verneint und aus dieſer Verneinung in den Himmel geflüchtet;* und dieſen Himmel auszuſchmücken und zu bevölkern, ſowie den Gegenſatz deſſelben zur Welt nach allen Seiten hin auseinander zu legen: das war die Aufgabe des phantaſtiſchen und phantaſirenden Verſtandes. *Der Verſtand* ſtellt die natürliche und geiſtige Welt abſtract gegenüber: die Gegenſätze des Unendlichen und Endlichen, des Göttlichen und Menſchlichen, der Gnade und der Freiheit, der Kirche und der Welt werden auseinandergehalten, und auf die eine Seite das Leben, auf die andere der Tod geſtellt, indeß die extreme ſchwärmeriſche, die Schranken der wirklichen Welt überfliegende Einbildungskraft die jenſeitige Geiſterwelt, wie die diesſeitige Repräſentantin derſelben, die Kirche, mit ihren Wundergeſtalten ausſchmückt. *Die Kirche* iſt die ſichtbare Erſcheinung der göttlichen Welt, — die einzige Form, in der das Ewige auf Erden gegenwärtig iſt, — „der auf Erden zurückgebliebene Glanz des Göttlichen, ſeitdem dieſes nach der einmaligen Erſcheinung in Chriſtus wieder zum Himmel gegangen iſt," — das irdiſche Abbild der künftigen Herrlichkeit, des himmliſchen Reiches, — das alleinige Heil für den unreinen, des göttlichen Gehaltes entbehrenden Menſchen, — die Bewahrerin der vollkommenen, allen Irrthum ausſchließenden Wahrheit, die in ihren heiligen Handlungen das Göttliche für die Gegenwart darſtellt und in ihren Lehrſätzen die göttlichen, die Vernunft weit überſteigenden, dem menſchlichen Denken unzugänglichen Geheimniſſe offenbart. Damit iſt Das, was das Innerlichſte ſein ſollte, in Wahrheit das Aeußerlichſte geworden. Der Glaube, das eigene, innere, wahrhafte Geiſtesleben iſt für den Glaubenden ein Fremdes,

das sich ihm mit Gewalt aufzwängt und ihn mit Bann und Interdict belegt, wenn er sich ihm widersetzt.

So ist die vorreformatorische Welt in zwei Welten zerzerrt, von denen die diesseitige keinen Werth hat, wenn nicht den, sich der jenseitigen abstract zu unterwerfen und von ihr absorbirt zu werden. „Im Katholizismus — so charakterisirt treffend Hegel — hatten die Menschen einen Himmel mit weitläufigem Reichthum von Gedanken und Bildern ausgestattet. Von Allem, was ist, lag die Bedeutung in dem Lichtfaden, durch den es an den Himmel geknüpft war; an ihm, statt in dieser Gegenwart zu verweilen, glitt der Blick hinaus zum göttlichen Wesen, zu einer jenseitigen Gegenwart hinauf. Das Auge des Geistes mußte mit Zwang auf das Irdische gerichtet und bei ihm festgehalten werden; und es hat einer langen Zeit bedurft, jene Klarheit, welche nur das Ueberirdische hatte, in die Dumpfheit und Verworrenheit, worin der Sinn des Diesseitigen lag, hineinzuarbeiten, und die Aufmerksamkeit auf das Gegenwärtige als solches interessant und geltend zu machen." Da jedoch solcher antikosmisch religiöse Geist den ewigen Gesetzen Gottes, der Welt und der Menschheit, weil dem Wesen Gottes und der Natur widersprach: darum schlägt seine Verwirklichung in das eigene Gegentheil um; darum werden die Stätten der Entsagung die Stätten der Wollust, wird der Knecht der Knechte der Herr aller Herrn; darum auch tritt der Geist der Wahrheit in vielfältigster Gestalt (— als Naturwissenschaft, als Humanismus, als Erfinder der Buchdruckerkunst, als Entdecker Amerika's ꝛc.) in Kampf gegen die zur Lüge gewordene Unwahrheit, und der Sieg in diesem Kampfe konnte nicht zweifelhaft bleiben. Welt und Natur ließen sich nur zeitweilig ihre Macht rauben, das Recht der selbstständigen und freien Persönlichkeit ließ sich nur periodisch beseitigen. Der Geist des Alterthums feierte seine Auferstehung, machte von seiner Geburtsstätte aus die Wanderung durch die civilisirte Welt und stellte sich in einen zuerst unscheinbaren, dann immer schärfer hervortretenden Gegensatz zu der Einseitigkeit christlicher Himmelsschwärmerei, welche sich allmählich in ihren Gegensatz verkehrt und den Charakter gewöhnlichster Aeußerlichkeit angenommen hatte. So bereitete sich vor eine neue Anschauung und ein neues Leben. Das Endliche rückte allmählich hinein in das Unendliche, das Diesseits wurde ein Moment der Ewigkeit, der Weltbürger, der sein Wesen erfaßt und demgemäß lebt, ein Himmelsbürger. Die organische Weltanschauung bereitete sich vor. Der priesterlichen Vermittlung zwischen Gott und Mensch stemmte sich das Bewußtsein der freien Persönlichkeit gegenüber, die sich als ein

Strahl aus Gott und darum bedeutender und gewichtiger fühlt, als alle Veranstaltungen, die mit dem Anspruche der Herrschaft an sie herantreten. Der Mensch trat wieder in unmittelbare Beziehung zu seinem Gott, und die Religion, welche sich als Kirchenthum und Priesterthum eine rein äußerliche Gestalt gegeben hatte, wurde Herzens- und Gewissenssache des Einzelmenschen. Bevor aber dieser Moment eintreten konnte, mußte die Innenwelt erst entdeckt werden, und das Streben nach Gotteinigkeit und Gottinnigkeit zu einem dominirenden, wenn auch einseitigen Ausdrucke gelangen. Der vorreformatorischen Welt gegenüber wurde endlich die Autonomie des sittlichen und vernünftigen Geistes proklamirt. Jene hatte die Aufgabe, durch die rein religiöse Bildung die Menschheit heranzuziehen und darauf vorzubereiten, daß sie Gott, Welt und Menschheit mit den Augen der Vernunft anschauen lernte.

Zu diesem Ziele strebt und führt die vorreformatorische Erziehung. Sie ist wie ihre Welt, in der sie auftritt. Der Unterricht ist allein auf theologisches Wissen berechnet, und die Ergebnisse auf anderen Gebieten des Wissens werden nach dem Kirchenglauben geregelt. Zwar tritt auch die alte Welt mit ihrer Wissenschaft in die Schulen des Mittelalters herein; aber die Kirche, deren einziges Streben ist, der Welt gegenüber auf Erden ein Gottesreich zu errichten, kann es nicht dulden, daß der Geist mit Liebe sich in eine Vergangenheit versenke, die nicht die ihrige ist. Das der Grund, daß bei aller Beschäftigung Einzelner mit der klassischen Literatur für die Gesammtbildung kein günstiges Resultat erzielt ward, daß der augenblickliche Aufschwung der antiken Literatur unter Karl dem Großen und sein Nachhall im ottonischen Zeitalter ohne Erfolg für die weitere Entwicklung blieb. „Es fehlte, sagt Voigt mit Recht, die Continuität des Strebens, es fehlte das Zusammenwirken der Strebenden. Die Wissenschaft, die bloß zum Dienen bestimmt ist, kann keine Begeisterung erwecken und darum auch nicht mit Begeisterung gepflegt werden. Man lernte die lateinische Sprache aus Donatus und Priscianus, weil sie die Sprache der Kirche war; man las einen Dichter oder einzelne Schriften Ciceros, um Beispiele für die Regeln der Grammatik zu finden. Den Werth und die Schönheit des klassischen Alterthums kannte man nicht. In den Klöstern wurden die Klassiker abgeschrieben und aufbewahrt, aber ohne mit Geist und Herz dabei zu sein: sie wurden aus Gastfreundschaft aufgenommen, ein Heimathsrecht hat man ihnen nie gegönnt." Und auch auf den Universitäten hatten sie selbst bei den Geistern ersten Ranges kein selbstständiges Leben: auch hier dienten sie den großen Facultätswissenschaften. „Nur erst als die kirch-

liche Sonne im Erbleichen war, begann das Mondlicht des Heidenthums hervorzutreten.“ So lange sie herrschte, ward alles Wissen und aller Unterricht von der Theologie aus angesehen und behandelt. Und selbst dieser theologische Unterricht erstickte im Formalismus. — Die Zucht bestand in äußerer Aneignung von Ceremonien, von denen der innere sittliche Kern nicht berührt wurde. — Aber doch war dieser Unterricht und diese Zucht geeignet, die Menschheit mit umzugestalten, so daß auch die vorreformatorische Geschichte der Pädagogik selbst durch die Finsterniß hindurch ein Triumphzug des Geistes zum Lichte hin ist.

In der Periode der vorreformatorischen Erziehung erweitert sich das Terrain der Menschheitsentwicklung. Die asiatischen Nationen treten zurück; unter ihnen sind nur die vom Muhamedanismus angestoßenen und getragenen Völker von historischer Bedeutung. Das morgenländische Reich bewahrt, aber nur wie einen todten Schatz, die Reste der griechischen Bildung und gelangt in seinem steifen, mechanischen Formenchristenthume zu keinem neuen, entschieden thatkräftigen Leben. Ein neuer Volksstamm hingegen, der germanische, erscheint auf dem Schauplatze der Geschichte, und indem er mit seiner Eigenthümlichkeit die Ueberbleibsel der alten Cultur allmählich annimmt und verarbeitet, vorzüglich aber mit seiner tiefen Innerlichkeit in Jugendkraft das Christenthum sich einbildet, werden seine Völker nach dem Untergange des klassischen Alterthums die wichtigsten Träger der Weltgeschichte. So auch in der Entwicklung der vorreformatorischen Pädagogik. Das morgenländische Reich und die orientalische Kirche repräsentiren **die mönchische**, und **Arabien** mit der muhamedanischen Religion **die abstract verständige Erziehung.** Die deutsch-römische Welt hingegen entwickelt sich in der **geistlichen Erziehung der occidentalischen Kirche** und in der **Laienerziehung des Ritter- und Bürgerthums.**

Vom vierten bis zum achten Jahrhundert treten im Abendlande nur erst die Anfänge der pädagogischen Entwicklung auf. Von den italienischen Bischöfen machte sich Ambrosius von Mailand († 397) als Dichter von Kirchenliedern und als Beförderer des Gesanges bekannt, worauf Gregor der Große — kein Freund der klassischen Schriftsteller — Hymnen dichtete und Gesangschulen errichtete. Martianus Capella gab 470 zu Rom sein Buch über die sieben freien Künste heraus. Theodorich ehrte die romanischen Träger der Wissenschaft,

und unter ihm retteten Boëthius (gegen 500) und Caſſiodor die Reſte der klaſſiſchen und patriſtiſchen Literatur in Italien. — Mittelpunkt der Bildung und Erziehung waren **die Kloſterſchulen**, denen im Morgenlande Baſilius der Große (geb. 329), im Abendlande Benedict von Nurſia (geb. 480) eine Regel gab. — Beſonders verbreitete ſich der Benedictinerorden über Spanien, das fränkiſche Reich, Irland, England, Belgien, die Schweiz und das ſüdliche Deutſchland. In Frankreich wirkte ein Schüler Benedicts, Maurus, der von dem edlen Flarus Land und Unterſtützung zur Einrichtung der Abtei Glannafalium (— St. Maure Glainfuit —) an der Loire erhielt, von wo aus ſich die Benedictinerklöſter über ganz Frankreich verbreiteten, um von Frankreich nach Irland, Schottland und England zu kommen, und von hier nach Deutſchland gepflanzt zu werden. In Irland hatte ſchon Patrick († 465) auf der Inſel Hy Schulen nach dem Muſter der franzöſiſchen eingerichtet. Der Benedictiner Auguſtinus (586) ſtiftete in England eine Schule in dem Kloſter Cantwara (Canterbury), mit der bald die vom Biſchof Egbert gegründete zu Eboracum (York) wetteiferte. Der ausgezeichnetſte Lehrer Englands war jedoch Beda Venerabilis (geb. 672). Von Irland aus legte Gallus in der Schweiz 613 die Benedictinerabtei St. Gallen an. Rudbert (696) wurde der Gründer der hohen Schule zu Salzburg. Bonifacius (geb. 670) ſchuf in Deutſchland Klöſter und Biſchofsſitze und damit faſt eben ſo viele Schulen und Bildungsſtätten. Die berühmte Abtei zu Fulda ward 744 von ſeinem Zöglinge Sturm angelegt. — Neben den Kloſterſchulen entſtanden durch die Biſchöfe an den Hauptkirchen Anſtalten zur Erziehung der Geiſtlichen, die durch Chrodegang von Metz († 766) zu neuem und kräftigem Leben wach gerufen wurden. — Während ſo ſich der Geiſt im Abendlande überall regte, ward das griechiſche Kaiſerthum in Kämpfen mit den Perſern, Avaren, Arabern ꝛc., durch Sectirerei, Verketzerung, Bilderſtreit ꝛc. hin- und hergeworfen. Unterdeß hatte aber auch Muhamed (571—632) mit ſeiner Religion die arabiſchen Stämme zu einer ungetheilten Nationalität vereinigt, die mit unwiderſtehlichem Fanatismus nach der Weltherrſchaft ſtrebte und, wo ſie Boden gewann, zugleich Leben und Verkehr aufpflanzte. Auch Spanien ward den Arabern unterthan und unter den Omejaden, die mit dem letzten Sprößlinge des in Oſten ausgerotteten Geſchlechts, mit Abderrahman (759—788) auf den Thron von Cordova gelangten, zu einer hohen Blüthe der Kunſt und Wiſſenſchaft geführt. —

Im neunten Jahrhundert nahmen ſich im Abendlande Kaiſer,

Könige und Kirchenversammlungen der Wissenschaft und der Erziehung an. Die Benedictiner, im Besitz der besten Hülfsmittel, bemächtigten sich fast des ganzen Unterrichts. An der Spitze der Literatur stand Karl der Große. Er hob die bereits vorhandenen Schulen, legte Volksschulen an, ließ tüchtige Lehrer ausbilden. Alcuin, Rhabanus Maurus, Petrus von Pisa, Paulus Diaconus, Paulinus von Aquileja und Theodulf von Orleans wirkten unter ihm oder mit ihm. Im gleichen Geiste wie Karl arbeitete in England Alfred der Große, — in Frankreich Ludwig der Fromme und Karl der Kahle — in Italien Lothar und die Päbste. Unter den Schulen zeichneten sich aus: die schola Palatina, an der Alcuin, Clemens, Claudius, Amalarius, Thomas, Remigius, Johannes Skotus wirkten; — Tours mit Alkuin, Sigulf, Berengarius; — Lyon mit Leidrad und Antonius; — Corbie mit Ansgarius, Wichmann, Paschasius Radbertus, Ratramnus; — Fulda mit Sturm und Rhabanus Maurus. Außerdem finden sich Schulen zu Aachen, Mainz, Paris, Metz, Soisson, Orleans, Rheims, Fleury, Clermont, St. Alban bei Mainz, Verden, Lorsch, Ohrdruf, Frizlar, Rom, Pavia, Pisa, St. Gallen, Weißenburg, Hirschau, Einsiedeln, Hersfeld, Reichenau, St. Blasien auf dem Schwarzwalde, St. Emmeran in Regensburg, Salzburg, Magdeburg, Budec in Böhmen, Wellehrad in Mähren, Osnabrück, Bremen, Paderborn, Lüttich, Utrecht, Hildesheim, Cordova, Armai, Cloghar, Oxford, Westmünster, Malmesburg, York, Canterbury, Schleswig ꝛc. — Das morgenländische Kaiserthum feierte unter der mit Basilius (867) auf den Thron gelangten makedonischen Herrscherfamilie den Glanzpunkt seiner Literatur. — In Arabien förderten die Abbassiden Harun al Raschid — die Wissenschaft, und in Spanien wuchsen unter den Kalifen zu Cordova Kunst, Wissenschaft und Schulen. —

Vom Jahre neunhundert bis eintausend sanken die von Karl dem Großen ꝛc. gestifteten und unterstützten Bildungsanstalten unter den Kriegen und Streitigkeiten der deutschen Kaiser, unter den Verheerungen der Normannen, Slaven und Magyaren, die seit 880 für Deutschland verderblich wurden. Nachdem jedoch durch Heinrich I. Deutschland vor den Angriffen der Nachbarvölker wieder sicher gestellt war, wurden unter seinen Nachfolgern die verfallenen Kloster- und Domschulen restaurirt und neue errichtet. Wissenschaftlich angestoßen ward Deutschland durch seine Verbindung mit Italien und Griechenland, sowie von den blühenden Lehranstalten in Spanien: Gerbert (nachher Papst Sylvester II., † 1003), Meinwerk, Bischof zu Paderborn und Bernward, Bischof zu Hildesheim, erwarben sich um die Wiederbelebung

der Kultur große Verdienste. Die Nationalsprache ward vernachlässigt; die wiedererwachte Liebe zur klassischen Literatur erzeugte Bearbeitungen selbst deutscher Sagen in lateinischer Sprache (— „die Flucht Walthers von Aquitanien" in lateinischen Hexametern durch Eckehard, Mönch zu St. Gallen, † 973). In Frankreich verfielen die Bildungsanstalten unter den späteren Karolingern: die Bischöfe beschäftigten sich mit Waffenübungen und mit Jagd, und viele Geistliche konnten nicht einmal lesen. König Wenzel in Böhmen, Wladomir in Rußland und Edgar in England liebten und förderten die Wissenschaft. Italien blutete unter den Fehden des Adels: auf dem päpstlichen Stuhle saß die Pornokratie, und nach dem Hurenregimente wurden die Päpste, je nachdem die deutschen Kaiser ein Heer in Italien hatten, der Kaiser oder der römischen Consuln und des römischen Pöbels Creaturen: doch blühten in den Städten geistliche Bildungsanstalten bei den Hauptkirchen und Klöstern, wie auch Schulen von Grammatikern. Im byzantinischen Reiche hatte noch die makedonische Dynastie den Thron inne: Constantin Porphyrogenuetes (913—959) beschäftigte sich mit Büchern, Musik und Malerei, beförderte die Wissenschaften und gründete Schulen. In Spanien blühten unter der Pflege der Araber Medizin, Philosophie und Astronomie, Wissenschaft und Kunst im Allgemeinen.

Schulen fanden sich zu Clugny in Burgund, — Monte Cassino, — Salerno, — St. Maas, — Bec in der Normandie, — Aix, — Sens, — Gemblours in Belgien, — Rouen, — Chalons, — Curbei, — Melun, — Ariano, — Fontainelle, — Auxerre, — St. Germain, — Feriere, — Montpellier, — Straßburg, — Gorze in Lothringen, — Cöln, — Trier, — Babenberg (Bamberg), — Constanz, — Prag, — Schmograu in Schlesien, — Aschaffenburg, — Speier, — Eichstätt, — Halberstadt, — Hamburg, — Toledo, — Toul, — Rames, — Cambridge, — die schola dolciensis St. Mathiae bei Trier, — Leubus, — Augers. —

Im elften Jahrhundert vegetirte die klösterliche Bildung in Deutschland. Die Parteikämpfe unter Heinrich IV. drängten alle wissenschaftlichen Bestrebungen hinter die Klostermauern zurück: selbst in den Klöstern wurden die Klassiker vernachlässigt, und die lateinische Poesie verstummte; dagegen ward die Nationalsprache in den Händen der Geistlichkeit (— „Uebersetzung und Erklärung des hohen Liedes von Williram" in Bayern —) gepflegt und die Geschichtsschreibung unter dem Einflusse großartiger Zeitbegebenheiten geweckt. In Frankreich regierten die Capetinger: das Land war voll Fehden; der Gottesfrieden ward einge-

führt; die Troubadours sangen von Liebe, Frühling und Waffen; die Schulen hoben sich wieder; im südlichen Frankreich vorzüglich entwickelten sich die Wissenschaften, besonders die Heilkunst, und die Juden hatten von Toledo bis nach Metz blühende höhere Lehranstalten. In England ward auf Befehl Wilhelms von der Normandie (1066—1087) die französische Sprache nicht allein die der Vornehmen und Angesehenen, sondern auch in den Schulen eingeführt, wodurch die Landessprache allmählich zu einer zwischen der romanischen und germanischen in der Mitte stehenden Mundart umgeschmolzen wurde. Die Schulen der Barden, die in frühester Zeit mit ihrem Orden unter dem Schutze der Fürsten standen, später aber bei Einführung des Christenthums einer Kritik unterworfen wurden, bei der Patrick 300 Rollen alter heidnischer Dichtungen der Galen verbrennen ließ, wurden wieder hergestellt. In Italien entwickelten sich die Städte unter dem Streite zwischen Kirche und Staat zur Selbstständigkeit und damit zu Wohlstand und Bildung. Mitten in der Welt der geistlichen Unsittlichkeit und in den Zeiten des Faustrechts errichtete Gregor VII. eine geistliche Universalmonarchie. Nach Dänemark ward mit dem Christenthum die Bildung durch Knut, nach Schweden durch Olaf, nach Ungarn durch Stephan, nach Polen durch Boleslav gebracht; in Böhmen durch Wratislav die Wissenschaft befördert. In Spanien erlosch 1038 die Dynastie der Omejaden, und mit ihnen welkte die Blüthe der Kunst und Wissenschaft. Im byzantinischen Reiche gelangten 1056 die Comnenen zur Herrschaft und unter ihnen gewann die Philologie an Umfang und gestaltete sie sich zur encyklopädischen Wissenschaft.

Schulen: Bologna; — Salerno; — Ravenna; — Laon; — Nantes; — St. Denys; — St. Crucis in Orleans; — Lausanne; — Chartres; — Muri; — Minden; — Fünfkirchen; — Göttwig in Oestreich; — Meißen; — Gnesen und Posen; — Passau und Bamberg; — Sazawa in Böhmen; — Olmütz; — Zeitz; — Wexiö in Schweden; — Röschild; — Merseburg; — Pobbio bei Remont. —

Elf bis zwölf Hundert: Geistliche und weltliche Macht lagen im Streite, die Vasallen erhoben sich gegen die Fürsten, das Faustrecht herrschte, und die Kreuzzüge, die zur That gewordene Poesie des Zeitalters, schoben die Wissenschaft in den Hintergrund. Das Ritterthum entfaltete seinen Glanz des Waffendienstes, suchte Abenteuer und zog zu Turnieren, indeß der finstere Mönch sein Heil in harten Kasteiungen fand und das städtische Bürgerthum im muthigen Kampfe nach Freiheit rang. Die Frau, die bisher bescheiden zurückgetreten war, erschien in und vor dem Leben, um über die Männer zu

gebieten. Die Meister des Gesanges führten an Fürstenhöfen und auf Ritterburgen ihre Kämpfe auf. Universitäten wurden errichtet, und die scholastische Philosophie beschäftigte die größten Geister. Die Hohenstaufen beschützten Gelehrte und förderten die Bildung. Auch Ludwig VI., Ludwig VII. und Philipp II. in Frankreich waren Freunde des freien Bürgerthums, sicherten die Städte durch Mauern und Wälle gegen die Angriffe der Ritter und begünstigten im Interesse des Staates die Wissenschaft. In Frankreich begeisterte Abälard (1079—1142) mit seiner Philosophie die Jugend und förderte mit seiner Heloise, die Lateinisch, Griechisch und Hebräisch verstand, durch Beispiel und Unterricht, Geistesbildung und Wissenschaft. In England strebte Heinrich II. im Streite mit dem Erzbischof Thomas Becket die weltliche Macht von Rom unabhängig zu machen. Er stellte Ruhe und Ordnung durch Zerstörung der Raubschlösser und Regelung des Gerichtswesens her. In Rom gebot Innocentius III. (1198—1216), als Theolog und als Jurist gleich berühmt, über die Geister, aber auch für die Geister. Im byzantinischen Reiche verfaßte Johannes Zonaras (1126) ein Wörterbuch und gab in seinem Chronikon einen verständigen Auszug aus älteren Geschichtsbüchern.

Schulen fanden sich zu Avignon, Bologna (Universität seit 1158), Paris (Universität seit 1180 mit oft 30,000 Schülern), Montpellier (Medizin- und Rechtsschule), Cöln (auch eine blühende Malerschule), Oxford (Theologie), Palermo, Barcellona, St. Victor in Paris, Basel, Freisingen, Lübeck, Winterthur, Würzburg, Engelberg, Hautecombe in Savoyen, Altenzelle in Sachsen, Gotthau in Baden. —

Im dreizehnten Jahrhundert zeigte sich als Folge der Kreuzzüge ein reges Leben und Streben in allen Zweigen der Wissenschaft. Zwar nahmen die erste Hälfte dieses Jahrhunderts mannigfaltige Zerrüttungen ein, durch die der Ritterstand von seinen idealen Richtungen abgezogen wurde, und die poetischen Blüthen welkten. Fürsten und Ritter hörten auf, Dichtkunst und Dichter zu lieben: Hofnarren wurden an Höfen beliebt. In der Provence ward durch die Albingenserkriege der Wohlstand zerstört; nur im nördlichen Frankreich fand die Liederpoesie eine größere Pflege. Auch begann die Inquisition ihr gräßliches Henkeramt. Aber Tüchtigkeit und Gemeinsinn sammelten sich in den Städten, und die socialen Verhältnisse strebten nach Einigung: so entstanden, oder entwickelten sich weiter die Ritterorden, die Zünfte der Handwerker und Künstler, die Städtebündnisse und die Universitäten der Gelehrten. Die gothische Baukunst blühte auf, und Erwin von Steinbach begann 1277 den vorderen Anbau und den

Thurm des Domes zu Straßburg. Das Studium der Griechen und Araber, sowie Reisen von Gelehrten erhellten die Klosterzellen. Friedrich II. führte statt des verstümmelten den echten Aristoteles ein, und Alfons X. erwarb sich um Astronomie und reale Wissenschaften große Verdienste. Albert von Cöln oder Albertus Magnus (1200—1289) gab der aristotelischen Philosophie die ausgedehnteste Anwendung auf die Theologie und trieb Naturgeschichte als Lieblingswissenschaft. Thomas von Aquino lehrte und sammelte in den verschiedenen Städten Italiens seine Schüler. Roger Baco (1214—1294) drang auf gründliches Sprachstudium, ging vom Speculiren zum Beobachten, Rechnen und Messen, und verfertigte Vergrößerungs- und Ferngläser. Mathematische, chemische und medizinische Kenntnisse verbreiteten sich, aber auch Alchemie und Astrologie. Neben der haarspaltenden Scholastik trat die Mystik mit ihrem Gefühl und mit Platon auf. In Castilien begann die Geschichte in der Nationalsprache zu sprechen, indeß sie in Deutschland und England noch in lateinischer Sprache geschrieben ward. Im orientalischen Reiche endlich zeigte sich mit der Regierung der Paläologen Liebe für Gelehrte und Gelehrsamkeit.

Universitäten wurden im Anfange oder im Laufe des Jahrhunderts gegründet: zu Lissabon, Wesprim in Ungarn, Salamanka, Pisa, Vicenza, Neapel, Padua, Vercelli, Oxford, Toulouse, Cambridge, Piacenza, Arezzo, Modena, Ferrara, Angers, Reggio, Coimbra, Montpellier und Toledo. Andere bedeutende Schulen fanden sich zu Amsterdam, Zürich, Breslau (wo 1267 das Magdalenäum und 1293 das Elisabethanum angelegt wird), Liegnitz, Dortrecht, Carpentras, Wien. Im Collegium der Sarbonne, vom Geistlichen Robert von Sarbonne 1252 gegründet, fanden sich bereits elf Volksschulmeister und eine Schulmeisterin. —

Im **vierzehnten Jahrhundert** begann das Ringen des Alten mit dem Neuen. Das deutsche Reich fiel aus einander. Das Streben der Stände war auf kleinliche Interessen gerichtet. Kein Gemeinsinn, keine großen Ereignisse, keine erhebenden Zwecke. Die höheren weltlichen Stände rangen mit der Geistlichkeit um den Preis der Verderbtheit. Die Städte waren zu sehr mit ihren nächstliegenden Interessen beschäftigt, als daß sie ein höheres wissenschaftliches Leben hätten entwickeln können. Die Wissenschaft hatte einen mönchisch-scholastischen Zuschnitt, und nur die Mystiker erhoben sich über den Scholasticismus, kämpften gegen die Erschlaffung des religiösen Lebens und die Sittenlosigkeit der Zeit an, vertauschten die lateinische Sprache mit der Volkssprache und bildeten vornehmlich die Prosa aus. Die Päpste

lebten in der babyloniſchen Gefangenſchaft und verbrachten daſelbſt in heiterer Geſelligkeit und bei feſtlichen Gelagen ihre Zeit. Unterdeß hatten ſich in Italien die ſchönen Wiſſenſchaften gehoben, und jeder kleine Hof, jede freie Stadt hatte ihre Künſtler und Gelehrte, auf die ſie ſtolz war. In Frankreich ergötzte die Pariſer die Confrairie de la passion in einem Kloſtergebäude mit ihren Darſtellungen, die meiſt aus der heiligen Schrift und den Ueberlieferungen der Kirche geſchöpft waren. In England bediente ſich Geoffrey Chaucer (1328—1405) als der erſte engliſche Dichter der Volksſprache, und trat Wieliffe (1324 — 1384) mit ſeiner Proteſtation gegen die Weltherrſchaft des Papſtes und mit ſeiner Ueberſetzung der heiligen Schrift aus der Vulgata in's Engliſche auf. Außerdem verfertigte Alexander de Spina zu Piſa (vor 1313) Brillen, beobachtete Flavio Gioja von Amalfi die Eigenſchaft der Magnetnadel, erfand Berthold Schwarz das Schießpulver. Vorzüglich nahmen Wiſſenſchaften und Künſte im Norden und im Süden von Europa einen neuen Aufſchwung. Im Süden ſtanden Dante, Boccaccio, Petrarca an der Spitze der Literatur. Im Norden ſchuf „der deutſche Orden" geiſtiges Leben, und der von Gert Groote zu Deventer († 1384) gegründete Verein der Brüder des gemeinſamen Lebens, der ſich ſchnell auch über die Rheingegenden und das nördliche Deutſchland verbreitete, ſtiftete überall, wo er hinkam, Schulen, in denen auch die klaſſiſchen Studien die erſte Aufnahme fanden. Doch hatten Univerſitäten und Schulen immer noch einen mönchiſch-ſcholaſtiſchen Charakter. Lehrer und Lernende führten zum Theil ein wanderndes Leben.

Univerſitäten wurden zu Prag (1348), zu Wien (1365), zu Heidelberg (1386), zu Köln (1388), zu Erfurt (1392) errichtet. Außerdem fanden ſich Univerſitäten zu Rom, Avignon, Orleans, Perugia, Lerida, Dublin, Siena, Valencia, Cahors, Valladolid, Pavia, Caſimierz, Peſth, Genf, Palermo ꝛc. Prag zählte wenige Jahre nach ſeiner Gründung 30,000 Studirende, und Bologna hatte 125 Profeſſoren. Andere wichtige **Schulen** wurden im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts gegründet zu Verona, Mantua, Venedig, Graveſand, Leiden, Rotterdam, Schiedam, Deventer, Kempen, Alkmar, Schlettſtadt, Delft, Horn, Harlem, Oudewater, Schenhafen, Culm, Durlach, Worms, Augsburg, Nürnberg, Nordhauſen, Zwickau, Trient, Grünthal. —

In dem Zeitraume **vom funfzehnten bis in die erſten Jahrzehnte des ſechszehnten Jahrhunderts** trat das Neue mit dem Alten in offenen Kampf. In der Religion pflanzte Huß das Panier des neuen Geiſtes auf. Mit der Erfindung der Buchdruckerkunſt

kam die Wiſſenſchaft aus den Zellen der Klöſter in's Leben, wo ihr Gehalt an Umfang und Tiefe gewann. Die Entdeckung neuer Welten ſpornte zur Forſchung in den Naturwiſſenſchaften an. Die Scholaſtik eilte ihrem Grabe zu und kämpfte als Nominalismus und Realismus ihren Todeskampf. Durch den Fall Conſtantinopels kamen die Gelehrten aus Griechenland nach dem weſtlichen Europa, nach Italien, Deutſchland, Frankreich und England, und mit ihnen verbanden ſich die Schulbrüder; an ihren Schulen glänzten die Philologen. Zuerſt fanden die gelehrten Flüchtlinge aus Griechenland — Emanuel Chryſoloras, Georg Gemiſtius Pletho, Beſſarion, Theodor Gaza, Emanuel Moſchopulus, Johann Argyropulus, Conſtantin und Johann Lascaris, Demetrius Chalcondylas — in Italien empfänglichen Boden. Die Tyrannen in den verſchiedenen Städten Italiens wie die republikaniſchen Regierungen nahmen gleich großen Antheil an dem Fortſchritte der Bildung und der Wiſſenſchaft, und die Visconti's und Sforza's in Mailand, die Mediceer in Florenz, das Haus Eſte in Ferrara, Alfons von Neapel, die Familie Gonzaga in Mantua ꝛc. ſuchten eine Ehre darin, die Kenntniſſe des Alterthums zu befördern und Gelehrte zu belohnen. In kurzer Zeit waren bedeutende Kräfte für das Studium des klaſſiſchen Alterthums gewonnen: J. Aurispa, Leonardo Bruni, Poggio Bracciolini, Franz Filelfo, Lorenzo della Valle, Nicolo Perotto, Angnolo Poliziano; Vittorino von Feltre ſchien ſogar ſchon das Griechiſche vor dem Lateiniſchen lehren zu wollen, und Guarino war der große Gymnaſiallehrer, der als Mittelpunkt in Gelehrtenſchulen den Unterricht in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache aufſtellte. In Frankreich vertraten die klaſſiſchen Studien: Nicolaus von Clemengis, Gregorius Tifernas, Georg Hieronymus, Philipp Beroaldus, Hieronymus Balbus, Hieronymus Alexander: aus ihren Schulen gingen die bedeutenſten Gelehrten, wie Robert und Heinrich Stephanus, hervor. In England waren für klaſſiſche Studien thätig: Cornelio Vitelli, Wil. Grocyn, Joh. Collet, Thomas Linacer; — und in Schottland: Garie Douglas und Patrik Panter. In den Niederlanden traten für das klaſſiſche Alterthum ein: Rudolf Lange, Graf Moritz von Spiegelberg, Rudolf Agricola, Alexander Hegius, Ludwig Dringenberg, Antonius Lieber — die Sechsmänner, welche die Verbreiter der neuen Bildung in ganz Deutſchland geworden ſind. In Deutſchland wirkten daneben vorzüglich Johann Reuchlin und Erasmus von Rotterdam. Speciell in Tübingen: Heinrich Bebel, Johann Braſſicanus, Paul Vereander, Philipp Melanchthon; — in Wien:

Badianus, Cuſpinianus und Nicolaus Gerbelius; — in Freiburg: Ulrich Zaſius; — in Ingolſtadt: Jakob Locher; — in Straßburg: Sebaſtian Brandt, Jacob Wimpheling und Hieronymus Gebweiler; — in Baſel: Johann Oekolampadius, Conrad Pellikanus und Heinrich Glareanus; — in Mainz: Nicolaus Carbach; — in Würzburg: Johann Reß; — in Fulda: Johann Crotus; — in Erfurt: Maternus Piſtoris, Peter Eberbach, Eoban Heſſe, Euricius Cordus, Georg Sturcius und Juſtus Jonas; — in Wittenberg: Johann von Staupitz, Martin Luther, Johann Lange, Wenzeslaus Link, Otto Beckmann, Georg Sibutus und Heinrich Stockmann; — in Leipzig: Georg Helt, Richard Crocus und Peter Moſellanus ꝛc.

Neue Univerſitäten entſtanden zu Huesca, Krakau, Parma, Würzburg, Leipzig, Ingolſtadt, Turin, Cremona, Roſtock, Löwen, Caen, Florenz, Bordeaux, Trier, Glasgow, Greifswalde, Freiburg im Breisgau, Baſel, Ofen, Burgos, Saragoſſa, Upſala, Mainz, Tübingen, Kopenhagen, Aberdeen in Schottland, Alkala, Wittenberg, Frankfurt a. d. Oder. Andere wichtige **Schulen** fanden ſich zu Schlettſtadt, Münſter, Preßburg, Ulm, München, Braunſchweig, Brandenburg, Stettin, Baireuth, Bockendorf und Frankenberg in Heſſen, Poitiers, Nevers, Neufchatel, Luzern, Pforzheim, Dresden ꝛc. —

I. Die mönchiſche Erziehung der orientaliſchen Kirche und die abſtract verſtändige Erziehung des Muhamedanismus.

Die mönchiſche Erziehung der orientaliſchen Kirche.

9.

Die orientaliſche Kirche repräſentirt in ihren Menſchen wie in ihrem Weſen das abgeſtorbene Griechenthum innerhalb des Chriſtenthums. Sie iſt theoretiſch Speculation, praktiſch Contemplation: ſie entwickelt die Metaphyſik des Chriſtenthums und ſtellt das Mönchsthum in ſeiner Conſequenz dar. In die chriſtliche Metaphyſik und in das Mönchsthum ſpinnt ſie ſich ein, und ſchon an den pelagianiſchen Streitigkeiten nimmt ſie nur äußerlich Theil, indeß bis dahin alle wichtigen Lehrentwicklungen von der morgenländiſchen und abendländiſchen Kirche gemeinſam betrieben und durchgeſetzt waren. Sie verfolgt die von der abendländiſchen Kirche abgebrochenen dialektiſchen Conſequenzen des Dogma's über das Verhältniß des Vaters zum Sohne in der Dreieinigkeit, — und ſtellt deshalb Unterſuchungen über das Verhältniß der göttlichen und menſchlichen Natur in Chriſtus an. Daß in Chriſtus, dem Gott-Menſchen, eine menſchliche und göttliche Natur vorhanden ſei, war von der Kirche im Allgemeinen angenommen. Ueber die Beſtimmung des gegenſeitigen Verhältniſſes der beiden Perſonen kämpfte jedoch die alexandriniſche Schule — die Monophyſiten — mit der antiocheniſchen — mit den Neſtorianern, — und auch mit der Entſcheidung des chalcedoniſchen Concils (451), daß die zwei Naturen unvermiſcht, aber auch unzertrennlich in der einen Perſon Chriſti vereint ſeien, wobei ſich die abend-

ländische Kirche beruhigte, weil sie darin ihre Bedürfnisse erfüllt sah, — war die orientalische Kirche nicht zum Abschluß gekommen. Es handelte sich in ihr nicht um Lösung der Zweifel, welche das erlösungsbedürftige Gemüth beschäftigten, sondern um Consequenzen des Verstandes, die nichts mehr mit der Religion und ihren Gefühlsbedürfnissen zu thun haben, vielmehr, abgesondert vom Gefühl, den geistigen Forderungen des Menschen widersprechen, nur als geistige Spiegelfechtereien Interesse haben. Sie zersplitterte sich in den monophysitischen und monotheletischen Streitigkeiten, um endlich in denselben zu erstarren. Johannes von Damascus († 754) ordnete dann noch die Dogmen mit ihren Bestimmungen, die sie in der alten Kirche erhalten hatten, und damit trat die orientalische Kirche, die keine selbstständige Existenz und Organisation erhielt, sondern immer nur mit ihren Institutionen einen Bestandtheil des Staates bildete, vom Schauplatz der lebendigen Fortentwicklung ab. Sie konnte nur noch im Bilderstreit sich zerfleischen. Oder sie konnte — wie im 14. Jahrhundert zu Konstantinopel unter der größten Theilnahme des Hofes und der ganzen Nation — über die Frage streiten: Ob das Licht auf Tabor ein erschaffenes oder unerschaffenes gewesen? Und auf die Frage: Ist das Wesen der Taufe das Wort oder das Wasser? sich darum für das erstere entscheiden, weil sonst Fische in der Taufe leben könnten und ein Thier, welches Taufwasser trinke, ein getaufter Christ dürfe sein wollen. Palastrevolutionen, Kampf zwischen dem Clerus und dem Heere, kirchliche Trennung zwischen Italien und dem griechischen Reiche: das sind von da ab die Hauptthaten langer Jahrhunderte, bis der Halbmond in Konstantinopel aufgepflanzt und die Sophienkirche in eine Moschee umgewandelt wird.

Der Zustand des orientalischen (griechischen, byzantinischen) Kaiserreichs, das Griechenland mit den Inseln, Mösien, Thrakien, Makedonien, Aegypten, Lybien ꝛc. umfaßte, war ein Vegetiren, kein Leben. Die Regierungsform war despotisch: der Hof prunkvoll und verschwenderisch. Zahllose, in Titeln und Ansprüchen unersättliche Höflinge, verschmitzte, sittenlose Weiber, herrschsüchtige Priester machten das Leben und die Geschichte zu Konstantinopel. Kein Besitz auf der Welt war unsicherer, als der des Thrones. Dolch, Gift, Blendung, im günstigsten Falle Abdankung und Kloster — das war das Ende von mehr als der Hälfte, freilich meist unfähiger und unwürdiger Kaiser, die sich mit einer in drei Hetärien getheilten Leibwache umgaben, welche bloß aus Fremden, besonders Deutschen (Franken) und Normannen (Waräger) zusammengesetzt war, aber damit eben so wenig ihre eigne Person schützen konnten, als sie mit ihren mittelst ungeheuerer

Kosten unterhaltenen Flotten und Heeren das Land vor den Saracenen, Russen, Bulgaren, Petschenegen ꝛc., die bis unter die Mauern Konstantinopels vordrangen, zu retten vermochten. Sectirerei und Verketzerungen, leerer Formalismus und Intoleranz in der Religion erstickten im Verein mit dem Despotismus jede höhere Regung im Charakter des Volkes: Vaterlandsliebe war eine unbekannte Tugend. Künste und Wissenschaften wurden zwar getrieben, aber nur wie anderer Pomp — als äußerer Luxus. Die Prosanliteratur (*καλὰ γράμματα*) blieb die Erhalterin der griechischen Sprache und die Quelle der Bildung für das Geschäftsleben. Auf die Literatur im Allgemeinen wirkte die Vorliebe der theologischen Streitigkeiten ein: sie war durchdrungen von den Sätzen und Formen der jedesmaligen Hoftheologen. Im Dienste des Hofes und der mit ihm zusammenhängenden Kirche standen Malerei, Architektur und Poesie. Sie entwickelten sich deshalb auch nicht zu eigenthümlichem Leben. Der allgemeine Charakter der Geistesthätigkeit war mechanischer Fleiß und mumienhafte Starrheit. Nirgends Schöpfung des reinen Talents, nur Werke des Sammlerfleißes in Berufswissenschaften und Philologie. Kein byzantinischer Autor — sagt Bernhardy — hat den jüngeren erzogen und ist dem Nachfolger ein Muster geworden; literarische Traditionen und Autoritäten bilden dort keine feste Bahn, sondern Jeder ging gleichsam von vorn seinen eigenen Weg. Nur das Verdienst erwarben sich die byzantinischen Gelehrten, daß sie durch ihre Sammlung von zerstreuten und seltenen Büchern die Trümmer der Wissenschaft aus dem Alterthume retteten. Vorzüglich waren es die Geistlichen, welche profane und heilige Bücherschätze anhäuften. Sie repräsentiren — sagt Bernhardy — auch in Bildung und Kenntnissen die Blüthe jedes Jahrhunderts, und aus ihrer Mitte ging die Mehrzahl der Autoren hervor, zumal da Staats- und Hofämter am Abend ihrer Laufbahn in das Kloster sich gern zurückzogen. Von den Künsten hat nur die Baukunst Eigenthümliches geschaffen. Der byzantinische Baustil strebte nach mannichfaltigem, bunten Reichthum in Ausführung, Anordnung und Ausschmückung der einzelnen Theile. Das Ganze besteht aus einem Achteck oder länglichem Viereck, bei dem später ein Langschiff durch ein Querschiff von gleicher Höhe geschnitten wird, so daß beide Haupttheile das griechische Kreuz bilden. Kräftige Pfeiler steigen frei empor und werden durch stolze Bogen verbunden, und über diesen wölbt sich die Kuppel: Kuppelbau, der sich aus dem bei den Römern üblichen Gewölbebau entwickelte.

Der Theorie der orientalischen Kirche entsprach die Praxis, der abstracten Speculation die eben so abstracte Ethik — die Flucht aus der Welt, der Kampf gegen das Fleisch — **das Mönchsthum.** Zunächst war das Mönchsthum dazu bestimmt, den Grundsatz der Ehelosigkeit in seiner ganzen Strenge durchzuführen. Ueberhaupt wurde ihm zur Aufgabe gemacht, das Fleisch zu bekämpfen, die materiellen Triebe so viel als möglich zu unterdrücken, in strengster Askese zu leben. In dieser Feindschaft gegen das Fleisch, Losreißung von der Materie und Flucht aus dem materiellen Leben blickte der alte heidnisch gnostische Gegensatz zwischen Geist und Materie hindurch. Von früh an zeigte sich in der Christenheit die Meinung, daß man sich durch eine gewisse Verdienstlichkeit über den Andern zu erheben vermöge; auch war die Ansicht hier und da verbreitet, daß es eine doppelte Tugend, eine höhere und niedere gebe, wodurch der aristokratische Standesunterschied der alten Welt auch in das sittliche Gebiet des Christenthums verpflanzt wurde. Das Kriterium für die Werthschätzung des sittlichen Lebens wurde bald in Aeußerlichkeiten gesucht. Die Lebensweise der Mönche erschien am aristokratischsten, weil sie die abweichendste und darum auffälligste war. Mit der Ausbreitung der Möncherei mußte darum die Veräußerlichung der sittlichen Begriffe Hand in Hand gehen. Aegypten war von Alters her das für ascetische Lebensansicht und Lebensweise empfänglichste Land; es wurde auch die Wiege des Mönchslebens. Doch gab erst die Verfolgung der Christen den äußeren Anstoß zur Bildung des christlichen Mönchsthums. Während dieser Verfolgung flüchteten sich Viele in die Wüsten und befreundeten sich dann in so hohem Grade mit dem Leben in der Einsamkeit, daß sie nur in ihr ein wahrhaft enthaltsames, von der Welt abgeschiedenes Leben führen zu können glaubten. Als solche Einsiedler erscheinen Antonius und Paulus von Thebä; Ersterer gilt als der eigentliche Begründer des Mönchslebens. Um die Einsiedler sammelte sich bald eine kleinere oder größere Schaar von Gleichgesinnten. Das Element der Gemeinsamkeit dieser Leute wurde ausgebildet durch Pachomius, welcher auf der Nilinsel Tabeona um das Jahr 340 eine gemeinsame Mönchswohnung, ein *κοινόβιον*, errichtete und schon den ersten Entwurf einer Mönchsregel gemacht haben soll. Seitdem verbreitete sich das Mönchsleben rasch und auch über Aegypten hinaus; da sich in ihm Frömmigkeit und Müßiggang in einem so schönen Bunde vereinigte, übte es auf Viele große Anziehung aus. Der Müßiggang aber bildete gerade ein zersetzendes und zerstörendes Element, weshalb die besonnenen Beförderer des Mönchslebens gerade auf diesen wunden Punkt ihr Augen-

merk richteten und das Mönchsthum für das praktische Leben wieder nutzbar zu machen sich bestrebten. So hatte namentlich Basilius d. G. die Absicht, die Scheidewand zwischen dem Mönchs- und bürgerlichen Leben so viel als möglich nieder zu reißen, damit das eine auf das andere heilsam zu wirken vermöge. Als eine heilsame mönchische Wirksamkeit erschien ihm zunächst der Kampf gegen den sich im Volke verbreitenden Arianismus; doch suchte er die Mönche auch an Arbeitsamkeit und eine geordnete Thätigkeit zu gewöhnen. Im Orient, wo das Mönchsleben entstand, trat es gleich anfangs sehr rasch in den verschiedensten Formen und Erscheinungen auf, um eben so rasch zu entarten. Die Selbstpeinigungen schritten ins Ungeheuerliche und endeten nicht selten in Selbstmord oder Wahnsinn. Aus der Unterdrückung der natürlichen Triebe gingen unnatürliche Leidenschaften und Laster hervor. Je größer die Entsagung, um so größer ward der Hochmuth. Endlich aber wurden die Mönche, die entweder der Wissenschaft gänzlich fremd waren oder doch nur einer leblosen Wissenschaft mechanisch dienten, für die Orthodoxie und gegen deren wirkliche oder vermeintliche Abweichungen mit Leichtigkeit fanatisirt und ein gefährliches Werkzeug der starren und erstarrten Kirche. — Das Mönchsthum ist das entsprechendste Bild der orientalischen Kirche. Im Mönchsthum gestaltete sich die christliche Freiheit zuerst in negativer Form, — als „Resignation", wie es Rosenkranz treffend ausdrückt. Das Mönchsthum auch war es, in dem sich die Bildung der orientalischen Kirche concentrirte.

Wie die Kirche, die Wissenschaft und das Leben, — so auch die Schulen. Zwar hat man im Orient nie aufgehört, mit den homerischen Gesängen, mit politischen Versen ꝛc. zum Staatsdienste vorzubereiten. Zwar schrieben hier nicht bloß Geistliche, sondern auch Laien, Kaiser, Staatsmänner, selbst Frauen in der griechischen Sprache Bücher, — wurde hier in den Klöstern die griechische Philosophie heimisch, — erfand man hier in den Klosterschulen die Lyra Gottes, die Orgel, — legte man hier den Grund zur christlichen Kunst, besonders zur Musik und Bildnerei. Auch waren hier die Kaiserschulen nicht wie im weströmischen Reiche in der Völkerwanderung gänzlich verschwunden; es wurden vielmehr wahrscheinlich von hier, in den Handelsbedürfnissen der Kreuzzüge, zuerst Bologna, dann den übrigen Universitäten, die Fackel der bürgerlichen Rechte dargereicht und selbst die erste Sammlung der geistlichen Rechte veranlaßt. Ueberhaupt war in der orientalischen Kirche, der Erbin vom altklassischen Griechenthum, eine reine, uninteressirte, objective Liebe zu den Wissenschaften übrig geblieben. Doch entbehrten die Schulen, weil sie nicht Producte innerer

Bedürfnisse waren, sondern mit den Launen ihrer kaiserlichen Beschützer stiegen und fielen, weil sie nicht in Wechselwirkung mit dem Leben standen, sondern auf einzelne Kreise und Liebhaber beschränkt waren, weil endlich ihren Inhalt nicht helleniſches Leben, sondern einseitiges und leidenschaftliches Vertreten religiöser Dogmen ausmachte, des wahrhaften lebendigen Kernes. Die Schulen, welche von den Kaisern durch besoldete Lehrer und Bibliotheken besorgt wurden, waren auf christliche Bildung und griechische Klassiker gebaut. Aber es war die Antike dabei nur eine Mumie und das Christenthum nur eine Formel. Darf man — sagt Bernhardy — die Einrichtungen, welche sich im achten Jahrhundert vorfinden, auf eine frühere Zeit zurückführen, so war ein großes Gebäude nahe dem kaiserlichen Schatze und der Sophienkirche, mit einer reichen Bibliothek versehen, der Sammelplatz für ein Collegium oder eine Facultät von 12 Geistlichen als Lehrer der Wissenschaften; an ihrer Spitze stand der kaiserliche Director, welcher mit seinen Genossen auch in kaiserlichen Angelegenheiten eine entscheidende Stimme hatte. „Gegenstände der Lesung und Erklärung bildeten Grammatik, Rhetorik, Philosophie: die Grammatik auf einen immer trivialeren Auszug der Formenlehre herabgesetzt, nachdem Herodian und andere gelehrte Hülfsmittel verkürzt und in angemessene Compendien umgesetzt waren; die Rhetorik wenig mehr als ein dürrer und in Abstractionen gehaltener Commentar zum Hermogenes und Aphthonius, neben Uebungen aus dem Kreise der Progymnasmen, die wenig praktischen Werth und Einfluß auf den Stil erlangten; die Philosophie endlich, in den Dienst der Dogmatik genommen und von Platon abgewandt, wurde nur an Paraphrasen oder Erläuterungen des Aristoteles geübt.“ „Unter den Klassikern erhielten sich im Unterricht und in der Lesung gebildeter Männer vor Allem Homer, Hesiod, Pindar, in einzelnen und deshalb fleißig abgeschriebenen Dramen die drei Tragiker und Aristophanes, eine Zeit lang auch Menander und andere Komiker, von Alexandrinern Theokrit und selbst Lykophron, als Lehrbuch Dionysius der Perieget; von Prosaikern weniger Herodot als Thukydides, die Staatsreden des Demosthenes und als Seitenstück Libanius; auch wurden die Biographien des Plutarchos und Dio Cassius geschätzt.“ Doch ward das Alterthum launenhaft mit dem Christlichen und Kirchlichen gemischt. „Zu der Lesung des Profanen gesellte sich die Bibel mit einer Anzahl von Kirchenvätern: hieraus ist die Gewöhnung an ihre Formen, Structuren und Wörter und der gewissermaßen doppelzüngige Bestand des byzantinischen Sprachschatzes herzuleiten, wo der orientalische Farbenton, namentlich aus dem Vorrath des alten Testamentes, nicht eben harmo-

nisch mit dem gemäßigten Atticismus verschmilzt." Die anderen Wissenschaften außer der Philologie waren nur Carricaturen. Die römische Geschichte ward als ein Mährchen dargestellt. Die Mathematik war nur wegen ihrer praktischen Seite als werthvoll erachtet. Die Medizin wurde allein von Compilatoren mit Vernachlässigung der Empirie bearbeitet.

Die Sorge für die Masse des Volkes und ihren Unterricht trat ganz vor den wissenschaftlichen Bestrebungen der Begünstigten zurück. Das Kind ward an Enthaltsamkeit und Abtödtung gewöhnt. Aller Unterricht bezog sich auf den Glauben. Alles Leben hatte nur Werth, wenn es im Dienste des Himmels stand. Die Bilder hielten die Mönche für die einzigen „Bücher der Unmündigen." Worte und Sachen aus der heiligen Schrift wurden zum wörtlichen, mechanischen Auswendiglernen gegeben. — Wie das Leben der Völker im byzantinischen Kaiserthum, so war auch das Wesen der Erziehung — Starrheit, Tod. — Das Christenthum konnte bei ihnen nicht in neuschaffender Kraft auftreten. Sie hingen nur an der äußerlichen Erscheinung und drangen deshalb nicht in das innere Wesen. „Als den Grundirrthum dieser ganzen Epoche — sagt Rosenkranz — müssen wir die Tendenz betrachten, das Ideal der Gottmenschlichkeit nicht in freier Individualisirung zu produciren, sondern die geschichtliche Erscheinung desselben in äußerlicher Reproduction zu copiren. Jeder Mensch hat das Opfer seiner Individualität wieder individuell zu vollziehen. Jede Biographie hat ihr Bethlehem, ihren Tabor und ihr Golgatha."

Nach dem Untergange der römischen Herrschaft in Italien war von den alten Mächten allein noch das oströmische Kaiserthum übrig geblieben. Es überdauerte den Sturm der Völkerwanderung und erhielt sich durch die Lage seiner fast unangreifbaren Hauptstadt, durch seine festen Formen und durch einige gute Feldherrn und Herrscher. Zu diesen gehörte Justinian (527—565), der mit seiner Theodora, — (die lange Zeit in Konstantinopel als Schauspielerin aufgetreten war und in der sittenlosen Hauptstadt eben so sehr durch ihre Schönheit wie durch ihre Ausschweifungen Aufsehen gemacht hatte, um später, von ihren Liebhabern verlassen, die Rolle der Frommen und Tugendsamen zu spielen und dadurch den Kaiser zu gewinnen —) die politischen und religiösen Fractionen zu bändigen und die Einheit und Lauterkeit des

Glaubens zu schützen strebte. Unter seiner Regierung wurden die neuplatonischen Philosophenschulen zu Konstantinopel geschlossen, und die letzten heidnischen Philosophen, unter ihnen Simplicius, wanderten nach Persien aus. Unter der Aufsicht und Mitwirkung seines Ministers Tribonius erschien nach und nach eine Sammlung von Verordnungen früherer Kaiser (codex Justinianeus), ein Lehrbuch des Rechts (institutiones), eine Sammlung von Erklärungen und Aussprüchen früherer Rechtslehrer (pandectae) und die Verordnung Justinians (novellae): — das corpus juris, in dem die Gesetze der Römer der Nachwelt überliefert wurden. Justinian beschäftigte auch die Künste: in Konstantinopel allein baute er 25 Kirchen, — daneben Brücken, Wasserleitungen, Festungen ꝛc. Die Gewerbsthätigkeit bereicherte er mit der Seidenzucht.

Unter den folgenden Kaisern ward das Reich fortwährend von äußeren Feinden bedroht, indeß in Konstantinopel eine blutige Thronrevolution der andern folgte. In dem Grade aber, in dem sich das Reich zerfleischte und dabei der politische und religiöse Despotismus wuchs, starb auch die Freiheit des geistigen Schaffens ab: die Literatur ward ein zünftiges Geschäft in den Händen der Geistlichkeit, die neben der Kirche dem Alterthum und der weltlichen Bildung einigen Raum gönnte. Mit Leo dem Isaurier (717—741) begann der Bilderstreit, der länger denn hundert Jahre mit der größten Erbitterung geführt ward und während dessen die Wissenschaften in tiefsten Verfall geriethen, so daß sie nur in einzelnen Klöstern auf den Inseln des Archipelagos und auf dem Berge Athos dauernd Zuflucht fanden. Leo hob die höheren Schulen auf, als ihre Vorsteher seinen Beschlüssen gegen die Bilderverehrer widerstrebten, und unter Constantin Copronimus wurden die Wissenschaften verfolgt. Seit Bardas (850) jedoch nahm sich die Regierung der Wissenschaft wieder an und wurde Konstantinopel, dem Islam und der Bildung Roms gegenüber, zum Sitz literarischer Betriebsamkeit gemacht. Er zog die verfallenen Wissenschaften aus der Vergessenheit und stiftete in der Hauptstadt eine freie Universität, die zum ersten Male weltliche Verfassung erhielt, ohne von der Kirche und von der Geistlichkeit abzuhängen, an der ausgezeichnete Lehrer in Philosophie, Geometrie, Astronomie und höherer Grammatik wirkten, und deren Vorlesungen er selbst besuchte. Für jede Disciplin errichtete er besondere Schulen, stellte an jeder ordentliche Lehrer an, ließ diese vom Staate besolden und übertrug die Oberaufsicht über das also orga-

nisirte Schulwesen dem an Einsicht, Erfahrung und Kenntnissen ausgezeichneten Philosophen Leo.

Mit Basilius kam 867 die makedonische Dynastie im byzantinischen Reiche zur Herrschaft. Die makedonische Kaiserfamilie bezeichnete den Glanzpunkt der byzantinischen Literatur, deren Wesen jedoch auch hier aus Mangel an Productivität nur in Compilation bestand und deren Form ohne lebendiges Gefühl für gute Sprachformen, Wortbildung und Structur war. Anmerkungen zu Klassikern, Sammlungen von Glossarien und Wörterbüchern waren die Producte, die diese Literatur erzeugte. Die Philologie, die bis in die erste Hälfte des siebenten Jahrhunderts ihren Mittelpunkt in Alexandria gehabt hatte, schlug von jetzt ab ihren Hauptsitz in Konstantinopel auf und gestaltete sich fortschreitend zu encyklopädischer Wissenschaftlichkeit. Bernhardy: „Ein Zweck der Studien war, das Alterthum in diplomatischer Reinheit zu sichern und mittelst einer summarischen Redaction populär zu machen; fast scheint es, als ob diese Männer gemächlich an den Rückzug gedacht hätten und die Habseligkeiten einzupacken eilten." „Hieraus gingen Encyklopädien und Collectivwerke in Menge hervor; demselben Eifer verdanken wir auch unsere vorzüglichsten Handschriften, welche gegen Ende des neunten, häufiger in den Lauf des zehnten und den Anfang des elften Jahrhunderts fallen. Gleichzeitig wurden Klosterbibliotheken errichtet, namentlich auf dem Athos und mehreren Inseln, welche sich als Fundörter bedeutender Codices einen historischen Ruf erworben haben." Basilius ging auf die von Bardas getroffenen Schuleinrichtungen ein und ließ durch den Patriarchen Photius seinen Sohn Leo zum Beschützer und gelehrten Vertreter der Wissenschaft erziehen. Photius zeichnete sich durch Reichthum an Bildung, durch selbstständiges Urtheil und durch ausgedehnte Belesenheit in den Klassikern aus. „Er war ein ausgezeichneter Kritiker der griechischen Literatur, Ordner des Kirchenrechts und Sammler eines für weltliche und geistliche Lesung angelegten Glossars." Durch sein „Myriobiblon" — Auszug aus 270 Werken — hat er viele christliche und heidnische Schriftsteller auf die Nachwelt gerettet. Auch trug er aus Rednern und Geschichtsschreibern ein durch verständige Auswahl und Kürze ausgezeichnetes Wörterbuch zusammen. Sein Zögling, Leo der Philosoph, beförderte die Studien mit warmer Neigung und ordnete selbst das umfassendste Gesetzbuch der griechischen Nation, die von seinem Sohne vollendeten 60 Bücher Basiliken an. Leo's Sohn, Constantin Porphyrogennetes (913–959), sonst schwach, zeichnete sich durch

literarische Betriebsamkeit aus und ließ aus seinem zahlreichen Büchervorrath eine Encyklopädie in 53 Büchern verfertigen, welche Auszüge aus griechischen Schriftstellern enthielt. Er bemühte sich — sagt Bernhardy — alle Denkmäler des Genies und der Polymathie systematisch unter Dach und Fach zu bringen, damit die weitschichtigen, schon damals unübersehlichen Massen in einem bequemen Maße für den Hausgebrauch und die Zwecke des Hofes zu handhaben wären. Für die vier Hauptwissenschaften legte er vier besondere Schulen an, eine philosophische, eine rhetorische, eine geometrische, eine astronomische, und stellte die erste unter den Philosophen Constantin, die zweite unter den Rhetor Alexander von Nicäa, die dritte unter den Patricier Nicephorus, die vierte unter den Geheimschreiber Nicetas. Er verlangte von jedem höheren Staatsdiener wenigstens Kenntniß der Philosophie und Rhetorik, legte Bibliotheken an und stand mit den Gelehrten in beständigem Verkehr. Die Wissenschaft blühte, — aber es war nur Gelehrsamkeit, die Zeit der Grammatiker, der Regelbücher und Glossare, der Verbal- und Reallexica. An der Spitze dieser Gelehrsamkeit stand Suidas, „der kolossale Lexicograph, welcher die weitläufigen Schichten der Glossare, Commentatoren, literarischen Register und konstantinischen Auszüge zum Repertorium für das Studium der Klassiker und der Bibel, für Welt- und Kirchengeschichte verband", — stand das Etymologicum Magnum, „ein unmittelbar aus den guten grammatischen Quellenschriften gezogener Schatz für Sprach- und Sachgelehrsamkeit des Alterthums." Die poetischen Arbeiten hingegen sind ohne Werth und zeugen allein von sprachlicher Kunstfertigkeit. Die Geschichtsschreiber, in ihren Darstellungen ausführlich und kleinlich genau, berücksichtigen den Zustand des Volks und den Geist der Zeit gar nicht, sondern halten sich allein an die Aeußerlichkeiten des Staatslebens, des Hofes und der Kirche: schätzbar ist das Chroniken des Johannes Zonaras, welches die Geschichte von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1118 in verständiger Auswahl des Stoffes aus älteren Geschichtsschreibern, besonders aus Dio Kassius, enthält. Die Rechtswissenschaft wird bis zum zwölften Jahrhundert gefördert, obschon das Verbot Justinians, seine Rechtsbücher zu commentiren, hemmend eingriff. Die Theologie endlich, obschon Hauptstudium, war im Buchstaben und Herkommen erstarrt, weil die Geistlichkeit gänzlich von Aeußerlichkeiten, von Hofintriquen und von Leidenschaften der Parteien abhing: sie hat auch nicht ein einziges epochemachendes Werk produzirt.

Seit dem Ablaufe des elften Jahrhunderts sank die Literatur unaufhaltsam, obschon die Komnene, welche den Kreuzzügen theils

unmittelbar vorangingen, theils während derselben lebten, meist der Wissenschaft hold waren und diese Liebe durch Anstalten und schriftstellerische Theilnahme bewährten. Isaak Komnenus band die Wissenschaft dauernd an sein Haus, indem er seine Tochter Eudokia in aller Bildung des Geistes und Herzens unterrichten ließ und sie mit dem hochgebildeten Constantin Dukas vermählte. Eudokia und Dukas pflegten Schulen und Unterricht, und unter ihren Nachfolgern wurden die Studien consequent auf die alten Klassiker basirt, indem die Lehrer der Grammatik und der Rhetorik auf die antiken Muster zurückgingen und die Philosophen auf Aristoteles und Platon bauten. Doch bestand die Wissenschaft nur in todtem Wissen und in sophistischer Rednerei, die wie Michael Psellus, Präsident des Staatsrathes, über alles Mögliche sprach und Bücher schrieb. Sie hatte keinen Halt mehr in sich selbst und hing deshalb von der Neigung der Gönner und Liebhaber ab. Auch fehlte ihr der Inhalt: ihn suchte sie durch Metaphern und eitlen Schein zu ersetzen. Die Grammatiker — sagt Bernhardy — sanken zu armseligen Grammatisten herab, die sich begnügten, einen armseligen Auszug der alten Wissenschaft auf Abrichtung ihrer Zeitgenossen zu verwenden. „Sie ließen die Jugend durch einen praktischen Cursus wandern, indem sie mittelst eines synthetischen Verfahrens, von zufälligen oder schwierigen Formen eines Textes ausgehend, in popularer Fragweise und mit raschen Sprüngen die Kenntniß der wichtigsten Thatsachen aus der synthetischen Grammatik einübten und auffrischten. Die Schulen der Rhetoren versammelten die Jugend, welche sich in den Aufgaben der Progymnasmen üben wollte; das feine Gewebe der Eintheilungen, Definitionen und der ehemals gefeierten Kasuistik verblieb den wenigen Männern von Fach; blutleere Weitschweifigkeit, — dem Leben entfremdet." Die Philosophie war ein scholastisches Summiren aus Aristoteles. Der Staat glaubte alles gethan zu haben, wenn er für das Quadrivium Lehrer bestellte.

Unter den Stürmen 1203 und 1204 wurden alle gelehrten Bildungsanstalten, Bibliotheken und Schulen in Konstantinopel vernichtet: das lateinische Kaiserthum begrub die Bildung der orientalischen Kirche in Stillschweigen. Mit dem Wiederhersteller des griechischen Kaiserthums jedoch, mit Michael Paläologus (1261) und seinen Nachfolgern, trieb die Wissenschaft wieder empor und zeigte sich noch einmal warme Neigung für Gelehrsamkeit und Gelehrte. „Aber diese fast erbliche Neigung hing mit der krankhaften Geschwätzigkeit des absterbenden Byzanz zusammen, namentlich mit der unbegreiflichen Streitsucht über dogmatische Fragen." —

Damit war der Vertrocknungsproceß vollendet, und die orientaliſche Kirche mit ihrem Kaiſerthum fiel darum unter den Streichen des Barbarenthums. Eine vertrocknete Mumie — war mit dem orientaliſchen Reiche von der Weltgeſchichte der Verſuch gemacht, die antike Welt, neuen Völkern und neuem Geiſte gegenüber, zu erhalten. Das orientaliſche Kaiſerreich bewahrte in unmittelbarer Tradition von den letzten Zeiten des klaſſiſchen Alterthums her und ſtets in denſelben Geſtalten die antike Bildung. Es war das Gedächtniß der antik klaſſiſchen Welt und hatte die Aufgabe, den jugendlichen Völkern des Weſtens nicht allein mühſame Umwege zur Erlangung dieſer Bildung zu erſparen, ſondern ihnen auch immer wieder einmal die antiken Typen ꝛc. vorzuführen, wenn ſie dieſelben vergeſſen hatten. Konſtantinopel war durch viele Jahrhunderte hindurch ein ſtets ſicherer Zufluchtsort der antiken Cultur. Zugleich war es die feſte Mauer, welche die aſiatiſchen Feinde des Chriſtenthums und der europäiſchen Cultur ein Jahrtauſend lang abwehrte, indeß es andrerſeits die ſlaviſchen Völker zuerſt aus ihrer Barbarei herausriß und ihnen das Chriſtenthum aufpfropfte. — Und dieſe letztere That iſt eine der größten auf ſeiner hiſtoriſchen Sendung. Denn wenn auch die den ſlaviſchen Völkern überbrachte Cultur in dieſen keine lebendigen Blüthen trieb, ſo lag dieſes Reſultat doch nicht mehr an den Lehrern als an den Schülern, weil dieſe dieſelbe nicht innerlich mit ſich zu vermitteln wußten, ſondern an der ihnen überlieferten Form haften blieben. Die Aufnahme des Chriſtenthums unter den Slaven war — ſagt Rückert — eben ſo ſehr eine Anerkennung der Thatſache, daß ſich innerhalb der Grenzen von Europa, oder in dem Gebiete der durch urſprüngliche Blut- und Geiſtesverwandtſchaft verbundenen indogermaniſchen Völker Europas keine andere Religionsform neben der chriſtlichen halten könne, als auch, weil hier auf ſlaviſchem Boden das Chriſtenthum von Anfang an der befruchtenden Wirkung beraubt blieb, die es unter den weſteuropäiſchen Völkern zeigte, eine Art von Proteſt, den der ſlaviſche Oſten gegen den germaniſchen Weſten erhob, um ſich in ſeiner Eigenthümlichkeit gegen die unaufhaltſam vordringende weſteuropäiſche Cultur zu behaupten. —

Die abstract verständige Erziehung der muhamedanischen Völker.

10.

Wie sich in der orientalischen Kirche und dem byzantinischen Kaiserthume der Geist der antiken klassischen Welt noch einmal zusammenfaßte, ohne jedoch vom Christenthume neu belebt zu werden, weshalb klassisches Alterthum und Christenthum mechanisch neben einander gingen: so trat das gesammte orientalische Geistesleben in der Cultur des Islam als eine Einheit auf.

Der Culturkreis des Islam begann mit dem Eintritt eines neuen Volkes und einer neuen Religion in das bewußte Gebiet der Weltgeschichte.

Das neue Volk war das arabische. **Arabien**, das Weihrauchland, die große Halbinsel zwischen dem rothen Meere und dem persischen Meerbusen, nördlich mit dem Festlande von Asien und Afrika im Zusammenhange, nach außen durch Meer und Gebirge geschützt, im Innern und nach Nordosten voll von dürren Steppen und brennenden Wüsten, wasserarm und drückend heiß, das Vaterland wilder Pferde, Cameele, Strauße, Gazellen und Heuschrecken, — war der Wohnplatz von Nomadenstämmen, die unter Emirs von Viehzucht und von Raub lebten, indeß die Küstenländer in Südwesten, das sogenannte glückliche Arabien, Völker unter Königen und Fürsten in großen und reichen Städten bewohnten. Wunderbar vereinte sich in diesen Volksstämmen Heldenmuth und Dichtergabe, Thatkraft und phantastische Schwärmerei, abstracter Verstand und glühende Sinnlichkeit, Freigebigkeit und Frauenliebe. Feurig, stolz, Freiheit liebend, tapfer, gastfrei — das sind die charakteristischen Eigenschaften dieser „Söhne der Wüste", die zu den Semiten gehören und deren Religion ursprünglich der einfache Monotheismus Abrahams war, unter denen jedoch auch der Sabäismus zahlreiche Anhänger hatte und Juden und christliche Secten zu finden waren, so daß sich bei ihnen fast alle Religionsanschauungen der damaligen Welt vereinten. Der Gegensatz der paradiesischen Gefilde des glücklichen Arabiens mit den dürren Wüstensteppen führte den Geist zur Naturbeobachtung und zur Astronomie, und die Mühen und Gefahren der Nomadenzüge gaben dem poetisch-ritterlichen Geiste kräftige Anregung, so daß er seinen Gefühlen in erotischen Liedern wie in wilden Schlachtgesängen Ausdruck gab und

bei den großen Festen zu Mekka Dichterkämpfe anstellte, um die Preisgedichte feierlich an die Wand der Kaaba (d. i. des Tempels, in dem sich der schwarze Meteorstein befand) niederzulegen. So poetisch phantastisch, auf entschlossenen und persönlichen Muth zielend, war auch die Erziehung dieser alten vormuhamedanischen Araber. Sie suchte das National- und Stamminteresse zu wecken und zu unterhalten. Die Alten lagen am kühlen Abend vor ihren Zelten und erzählten den Jungen von den Thaten der Väter, von dem Hasse, der den Feind vernichtet, von dem Edelmuth, der sich für den Freund opfert, und Lieder des Ruhmes, der Freundschaft und der Liebe schürten dabei die Funken nationaler Begeisterung. Eine systematische Ueberlieferung wissenschaftlicher Kenntnisse fand nicht statt. Die Medizin entbehrte des wissenschaftlichen Charakters; die Geschichte bestand aus nicht mehr als aus Geschlechtsregistern; die Astronomie war bloß noch Astrologie.

In diese Verhältnisse trat

Muhamed

(571—632) mit seiner neuen Religion ein. In vollkommenster männlicher Schönheit, in majestätischer Haltung, mit feurigen, schwarzen Augen, mit schönen Gesichtszügen, — mit Scharfsinn und Geistesgegenwart, mit Beharrlichkeit, lebendigem Gefühle und reger Phantasie, mit einnehmender Herzlichkeit und edler Beredtsamkeit begabt, ward er der Religionsstifter und Gesetzgeber der arabischen Stämme. Er wollte das Judenthum, das seinen ursprünglichen einfachen Gottesbegriff verlassen und seinen Gott zum Gott Israels verfestigt hatte, von seiner Beschränkung befreien und das Christenthum, das seinen Monotheismus im Begriffe der Trinität entwickelt und in seiner Bestimmung über die Person Christi ein anthropomorphistisches Moment in die Gottesidee aufgenommen hatte, zu seiner nach orientalischer Anschauungsweise naturgemäßen Consequenz, zu der dem Wesen des Orients entsprechenden religiösen Form, zum abstracten Monotheismus führen. „Es ist nur ein Gott, der Lebendige und Ewiglebende, der Selige, der Selbstständige, der Mächtige, der Weise, und Muhamed ist sein Prophet.“ Das ist die Proclamation der in reiner Transscendenz vorgestellten Gottheit, die in absoluter Erhabenheit über der Endlichkeit thront und die weder ein Volk mit ererbten Hoheitsansprüchen, wie das Judenthum, noch einen aus der göttlichen und menschlichen Natur erzeugten Mittler, wie das Christenthum kennt, sondern von allen Menschen unbedingte Unterwerfung fordert. Ein theistischer Fatalismus, die schlechthin passive Unterordnung unter die absolut erhabene Macht der göttlichen Vorherbestimmung, die Rechtlosigkeit des Einzelnen und der ganzen Außenwelt dem Einen

gegenüber: darin besteht der Hauptgedanke des Islam (d. i. Ergebung, Unterwerfung), der kein Volk, keinen Tempel, keine Leviten privilegirt, sondern jeden Gläubigen ohne Rücksicht auf Abstammung völlig gleich mit allen andern Gläubigen stellt. Die Lehren und Vorschriften desselben sind in den 114 Suren, (Reihen, Abschnitten) des Koran (deutsch von L. Ullman, Crefeld 1840) enthalten, der zugleich bei allen muhamedanischen Völkern als bürgerliches Gesetzbuch gilt und der Codex aller politischen Institutionen ist. Ergebung, Vertrauen, Dankbarkeit gegen Allah, — Waschen, Abhaltung des Gebetes, Fasten, Wallfahrt nach Mekka ꝛc. — Beschneidung, Vielweiberei, aber nicht über vier Weiber ꝛc. — im Umgange mit Menschen Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit, Dankbarkeit, Treue bei Versprechen, Wohlthätigkeit, Gerechtigkeit, Sanftmuth, Ausdauer und Geduld ꝛc., — das waren die Pflichten, die der Moslim zu erfüllen hatte, wogegen ihm Ehebruch, Meineid, Mord, Verleumdung, falsches Zeugniß, Wucher, Spiel und Trunk ꝛc., Schweinefleisch ꝛc. streng verboten waren. Mit Erfüllung dieser Reihe von ganz bestimmten Vorschriften für das äußere und innere Verhalten konnte er sich die ewige Seligkeit erwerben: dauernde Wollust in schön bewässerten, schattigen Gärten, unaussprechlichen Genuß schwarzäugiger Jungfrauen, wenn er auf der großen Wage des Weltgerichts nicht zu leicht befunden wird, oder von der Brücke al Sirat, welche fein ist wie ein Haar und die er nach dem Tode passiren muß, nicht herabstürzt, indeß Der, welcher eines nicht erstatteten Unrechts, oder eines vor seinem Tode noch nicht versöhnten Feindes ꝛc. sich bewußt ist, rettungslos in den Abgrund sinkt. Die höchste Ehre und der herrlichste und genußreichste Lohn im Jenseit erwartet aber Den, der für die Ehre Gottes kämpft, bekehrt und unterjocht, während ihn hienieden nur dann Gefahr und Tod in der Schlacht erreicht, wenn ihm sein Lebensziel ohnedies von der Vorsehung gesteckt ist.

Die Lehren des Koran sind das abstracteste Verstandessystem in der vorreformatorischen Zeit, aber zugleich die vollendetste Anschauung des orientalischen Geistes und das eigenste Product des arabischen Volkes. Daher die reißende Gewalt, mit der sie sich der Gemüther bemächtigten. Daher auch die Eigenthümlichkeit, daß sich mit dem Volke die Religion und mit der Religion das Volk zugleich ausbreitete. Darin endlich der Grund, daß der lebendige Entwicklungsproceß des Muhamedanismus bald nachlassen mußte, da mit der zufälligen Gefährdung und Hemmung des einen Momentes — der Religion oder des Volkes — auch das andere gehemmt ward, sowie die muhamedanische Religion deshalb, weil sie das Erzeug-

niß einer feſtbeſtimmten materiellen Volksindividualität und alſo trotz ihres geiſtigen Charakters an phyſiſche Exiſtenzbedingungen geknüpft war, nicht in dem Sinne, wie das Chriſtenthum zu einer Weltreligion beſtimmt ſein konnte. Aber dennoch hat die Religion Muhameds das Verdienſt, die verſchiedenen Stämme der Araber zu einem Volke vereinigt und dieſes zum herrſchenden des Orients erhoben zu haben. Zugleich hat ſie den Götzendienſt verdrängt und den Glauben an Gott und Unſterblichkeit, ſowie an eine ſittliche Beſtimmung des Menſchen bei vielen Völkern verbreitet. Aus dem Zuſtande der Selbſthülfe und der Blutrache wurden die Araber durch dieſelbe zur Anerkennung eines bindenden Geſetzes gebracht. Die Annahme des Islam war für die Völker des Orients ein Fortſchritt: darum die allgemeine Unterwerfung unter denſelben und darum die Anzahl ſeiner Bekenner ſelbſt in der Gegenwart.

Darum auch waren die Spuren der Araber von Leben begleitet. Sie brachten jugendliche Völker in Bewegung und ſchlugen in ſchon vorgeſchrittenen neue Seiten der Entwicklung an. Ihre Herrſchaft verbreitete ſich bald über drei Erdtheile: — in Aſien weſtlich bis zum Indus und Ganges, in Africa bis gen Fez und Marocco, nördlich bis an den Kaukaſus und Imaus, in Europa bis an die Pyrenäen. Und mit ihrer Herrſchaft ſchlugen Ackerbau, Handel und Gewerbe zugleich ihre Wohnung auf. Meſopotamien erſtand wieder aus dem Grabe, aber in verklärter Geſtalt: Wiſſenſchaft und Kunſt verſchönten das Leben, und Bagdad, die Reſidenz des Kalifen, erinnerte mit ihren hängenden Gärten, mit ihren Waſſerwerken, Kanälen und koloſſalen Prachtbauten, mit ihrer blühenden Induſtrie und mit ihrem Luxus an die alte Babel. Mekka, der Wallfahrtsort für die Anhänger des Propheten, ward der Markt für die Producte dreier Welttheile; Jemen hatte anſehnliche Manufacturen; durch das Innere Arabiens zog das Schiff der Wüſte, das Kameel, um die mannigfaltigſten Producte auf die Marktplätze zu tragen. Damaskus, die Reſidenz der Omejaden (661—750), ſchickte die Erzeugniſſe ſeines Kunſt- oder Gewerbefleißes in alle Weltgegenden. Tarſus, Emeſa, Jeruſalem, Tyrus und Sidon erſtanden zu alter Macht und Herrlichkeit. Die Thäler von Armenien lieferten Getreide, Obſt, Wein, Holz und Metalle. In dem alten Medien und Perſien brachten die fruchtbaren Ebenen Oliven, Zucker und Safran, die Menſchen köſtliche Shawls, Pferdedecken und wohlriechende Eſſenzen hervor. Zu Farſiſtan beſangen die Dichter in zarten Liebesliedern die Roſen von Schiras. In Algier, Tunis und Tripolis gediehen Viehzucht, Zucker- und Baum-

wollenpflanzungen, und spendeten die Gebirge Silber, Eisen und Kupfer. An Mauretaniens fruchtbaren Küsten und in seinen zwischen den emporsteigenden Gipfeln des Atlas befindlichen Thälern traten mildere Sitten und höherer Culturfleiß auf. In Aegypten zeigten die Araber ihre Meisterschaft im Feldbau, in sinnreichen Wasserwerken und Kanälen. Spanien ward in ihrer Hand ein Bild des Gedeihens und des Ueberflusses: Landwirthschaft und Bergbau, Industrie und Handel blühten, die prächtigsten Bauten wurden angelegt und Cordova soll 212,000 Gebäude und 600 Moscheen, 70 große Bibliotheken und 17 Universitäten gezählt haben. Das Reich des Islam schuf weithin Leben und wurde dadurch weitgebietend: die Gesandten Harun al Raschid's wurden an den Kaiserhöfen am Rhein und am Hoangho feierlich empfangen, und Abderrahman nahm die Gesandtschaften von Kaiser Otto an.

Mit dem Wohlstande und der allgemeinen Bildung stieg in den Ländern des Islam auch die Kunst und Wissenschaft empor. In der Zeit, wo mit dem abendländischen Reiche zugleich die Cultur desselben in unaufhaltsamer Auflösung begriffen war, wo sich die Völkerwanderung verwirrend und verwüstend über das Abendland wegwälzte, wo die christlichen Priester Proscriptionslisten von Ketzern entwarfen und einen Vertilgungskrieg gegen die klassische Literatur führten, so daß diese sich in die Klöster flüchten mußte, wo die alten Manuscripte mechanisch copirt wurden, — in dieser Nacht des Geistes leuchtete die durch den Islam hervorgerufene Kunst und Wissenschaft als ein Strahl des Lichts, der auch im Abendlande den Geist wieder anzünden sollte: die Liebesromantik der Araber verband sich über Spanien mit dem christlichen Minnegesang, und eine wirkliche Vereinigung des Arabischen mit dem Christlichen erstand in den ältesten spanischen Romanzen; — von dem omejadischen Spanien sollen Gerbert und Guido von Arezzo ihre musikalischen Kenntnisse erhalten haben; — aus dem muhamedanischen Spanien empfing Europa den Anstoß und seine ersten Kenntnisse in den Naturwissenschaften, besonders in der Optik und Astronomie, sowie in der Baukunst; — die muhamedanische Theologie wurde das Vorbild der christlichen Scholastik ꝛc. —

Die Wissenschaft der Araber beginnt mit Muhamed. Die Zeit vor Muhamed nennt man die Zeit der Unwissenheit. Von Muhamed ab brechen die Keime der Wissenschaft hervor. Schon der Koran, die Basis der Religion, des Rechtes und der Wissenschaft, forderte früh zu kritischen Untersuchungen für die Feststellung seines Textes auf. Bald schlossen sich grammatische Forschungen an diese Kritik, und noch im ersten Jahrhundert der Hedschra traten die ersten Grammatiker,

im zweiten bereits verschiedene grammatische Schulen, mit einander wetteifernd, in Basra und Kufa auf. Kurz nach dem Tode des Propheten nahmen auch die theologischen Untersuchungen ihren Anfang, deren Resultat eine Dogmatik war, die zugleich mit der Rechtslehre in engster Verbindung stand. Aller weiteren Bildung waren jedoch Muhamed und die ersten Kalifen abgeneigt, für die charakteristisch ist, daß man dem Kalifen Omar die Vernichtung der Bibliothek zu Alexandria (die jedoch lange zuvor geplündert und zerstört war) zuschreibt, weil die darin befindlichen Bücher überflüssig seien, wenn sie mit dem Koran übereinstimmten, und verderblich, wenn sie ihm widersprächen. Die nachfolgenden Kalifen nahmen jedoch Wissenschaft und Kunst in ihren mächtigen Schutz, so daß sich die Geimeskeime, die im Charakter der Araber und des Islam lagen, zur vollen Blüthe entfalteten und damit den Orient zum zweiten Male zu einem mächtigen Bildner der Menschheit machten. Die Omejaden und besonders die Abbassiden waren die Beförderer der wissenschaftlichen Bildung.

Unter den Omejaden ward die arabische Literatur zuerst von fremden Elementen befruchtet. Indem sie ihre Residenz nach Damaskus, der Hauptstadt des ganz vom Griechenthum inficirten Syrien, legten, nahmen sie zugleich die Wissenschaft des byzantinischen Reiches an und übertrugen Griechen und Syrern die Vermessung des Landes, die Leitung des Bauwesens, die Heilkunde ꝛc. Die griechisch-syrische Bildung wurde fortan von bedeutendem Einflusse auf die arabische Geistesentwicklung, und wenn auch dieser Einfluß den Unwillen vieler Gläubigen erregte und die Spaltung in Schiiten und Sunniten veranlaßte, so lag doch gerade hierin der Anstoß, daß sich eine muhamedanisch-scholastische Theologie bildete, und daß sich ein kühner Skeptizismus entwickelte, mit dem schon der omejadische Kalif Suleiman († 717) den Koran nur für ein schönes Gedicht und den Islam für bloßen Volksglauben hielt. Am Hofe bildete sich die freie und ausgelassene Poesie der Spötter. Und diese freie Entwicklung gelangte zu ihrem Höhepunkte, als die Abbassiden ihre Ehre in die Beförderung der Wissenschaften setzten. Nun wurden neben den Griechen auch die christlichen Gelehrten die Lehrer der Araber. Die griechischen Schriftsteller (— die Mittelspersonen hierbei waren die Syrer, die schon seit dem 5. Jahrhundert Uebersetzungen griechischer Werke besaßen —) wurden in's Arabische übersetzt, und es bildete sich, besonders seit Verlegung der Residenz nach Bagdad, eine arabisch-griechische Wissenschaft, der sich Elemente aus Persien und Indien zugesellten. Die griechische Arzneikunde fand zuerst Eingang:

Hypokrates und Galenus wurden übersetzt und so verarbeitet, daß die Araber bald, und zwar durch das ganze Mittelalter hindurch, die ersten Autoritäten in der Medizin wurden. Dann folgten die griechischen Mathematiker: Mathematik und Astronomie wurden in den muhamedanischen Schulen mit dem größten Eifer betrieben, Euklides und Ptolemäus übersetzt, und bald übertrafen die Muhamedaner auch hierin ihre Lehrer. Sie suchten den Umfang der Erde mathematisch zu finden und machten deshalb die Messung eines Breitengrades in der Ebene von Sandschar; von der Sternwarte zu Schemasia bei Bagdad gingen die Beobachtungen und Berechnungen zu den Tafeln der Bewegung der Himmelskörper aus; von Schemasia aus entstanden auch in Syrien und in den Ländern am obern Euphrat vielfach Sternwarten, und auf der Sternwarte zu Antiochia bestimmten Albatani und Albategnius zuerst mit Genauigkeit die Schiefe der Ekliptik und berechneten sie die Stelle der Sonne am Himmel in den verschiedenen Jahreszeiten ziemlich genau. Auch Botanik wurde eifrig studirt, und in der Chemie arbeitete, als der berühmteste, Geber oder Dschiafar um 765. Am wichtigsten aber für die weitere arabische Geistesentwicklung war die Uebersetzung des Aristoteles. Nachdem dann die Schriften desselben erst bekannt waren, wurden sie unzählige Mal (— im 12. Jahrhundert noch suchte Averroes von Neuem den Aristoteles zu ergründen —) bearbeitet und erklärt und zu einem künstlichen System entwickelt, das, die Grundlage der arabischen Theologie, zuerst nach Spanien zu den Juden und dann in das westliche Europa zu den Christen wanderte. Doch blieben die Araber mit ihrer Philosophie bei der Erklärung des Aristoteles stehen, und zu dieser selbst fehlten ihnen fast alle Hülfsmittel, die aus der Kenntniß der Sprache, der Dichtkunst, der Sitten ꝛc. des Volkes geschöpft werden müssen, so daß ihnen vieles Klare als ein Räthsel erschien, an dem sie sich in phantastischen Deutungen ergingen.

Als Beförderer der Kunst und Wissenschaft in Arabien ragte aus den Abbassiden besonders Harun al Raschid (der Gerechte) 787 bis 809 hervor: ein orientalischer Fürst, grausam und willkürlich, aber zugleich ein Mann von Verstand, der Gelehrte und Dichter an seinem Hofe mit großer Freigebigkeit beschützte. Er stiftete die Akademie zu Bagdad nach dem Muster der dort bestehenden christlichen und jüdischen Institute, legte ähnliche Studienörter in Bassora, Kufa und Boshara an, gründete Bibliotheken, stellte Literatoren an, ließ von einer besonders dazu errichteten Gesellschaft die wichtigsten griechischen Werke in die syrische Sprache übertragen, bot dem griechischen Kaiser Theophilus eine große Summe und ewigen Frieden an, wenn er dem Ma-

thematiker und Philoſophen Leo einige Zeit in ſeine Dienſte zu treten geſtatte, unterhielt Aſtronomen und Aſtrologen an ſeinem Hofe, ließ 300 Gelehrte auf ſeine Koſten wiſſenſchaftliche Reiſen machen und wurde dadurch mit ſeinem Vezier Dſchiafar der erſte Gegenſtand der Verherrlichung für die Dichter und Mährchenerzähler, (— in den Mährchen durchdringen ſich die wunderſüchtige Phantaſtik, die ſinnige Spitzfindigkeit und die eigenthümliche Schlauheit des ſemitiſchen Geiſtes in ſchlagendſter Weiſe —) die in „Tauſend und eine Nacht" ſeine Weisheit und Gerechtigkeit preiſen. — Auch nach Harun noch, beſonders von 946 bis 967, erfreuten ſich die Wiſſenſchaften und Künſte der Protection der Kalifen in Aegypten und Aſien, bis von 1055 ab die Seldſchukken über Vorderaſien herrſchten und die arabiſche Herrſchaft nur noch dem Namen nach beſtand.

In **Perſien** erwies ſich der Muhamedanismus beſonders fruchtbar und ſchöpferiſch. Hier ging man in Poeſie und Philoſophie über den ſtarren Deismus hinaus zum Sufismus, der Gott in allen Himmeln leuchtend, in allen Pflanzen keimend fand, und aus dem heraus der größte myſtiſche Dichter des Morgenlandes, Dſchelaleddin Rumi († 1262) ſang:

Ich bin das Sonnenſtäubchen, ich bin der Sonnenball;
Zum Stäubchen ſag' ich: Bleibe! und zu der Sonn' entwall!
Ich bin der Morgenſchimmer, ich bin der Abendhauch.
Ich bin des Hains Säuſeln, des Meeres Wogenſchwall.
Ich bin der Maſt, das Steuer, der Steuermann, das Schiff;
Ich bin, woran es ſcheitert, die Klippe von Korall.
Ich bin der Vogelſteller, der Vogel und das Netz.
Ich bin das Bild, der Spiegel, der Hall und Wiederhall.
Ich bin der Baum des Lebens und drauf der Papagei;
Das Schweigen, der Gedanke, die Zunge und der Schall.
Ich bin der Hauch der Flöte, ich bin des Menſchen Geiſt,
Ich bin der Funk' im Steine, der Goldblick im Metall.
Ich bin der Rauſch, die Rebe, die Kelter und der Moſt,
Der Zecher und die Schenke, der Becher von Kryſtall.
Die Kerz' und der die Kerze umkreiſt, der Schmetterling;
Die Roſ' und von der Roſe berauſcht, die Nachtigall.
Ich bin der Arzt, die Krankheit, das Gift und Gegengift,
Das Süße und das Bittre, der Honig und die Gall!
Ich bin der Krieg, der Friede, die Wahlſtatt und der Sieg,
Die Stadt und ihr Beſchirmer, der Stürmer und der Wall.
Ich bin der Kalk, die Kelle, der Meiſter und der Riß,
Der Grundſtein und der Giebel, der Bau und ſein Verfall.
Ich bin der Hirſch, der Löwe, das Lamm und auch der Wolf,
Ich bin der Hirt, der Alle beſchließt in Einem Stall.
Ich bin der Weſen Kette, ich bin der Welten Ring,

Der Schöpfung Stufenleiter, das Steigen und der Fall.
Ich bin, was iſt und nicht iſt. Ich bin, o der du's weißt,
Dſchelaleddin, o ſag' es! ich bin die Seel' im All.

An dieſe Allſeele ſoll ſich auch der Menſch hingeben:

Wohl endet Tod des Lebens Noth,
Doch ſchauert Leben vor dem Tod.
Das Leben ſieht die dunkle Hand,
Den hellen Kelch nicht, den ſie bot.
So ſchauert vor der Lieb' ein Herz,
Als wie vom Untergang bedroht.
Denn wo die Lieb' erwachet, ſtirbt
Das Ich, der dunkele Despot.
Du laß ihn ſterben in der Nacht
Und athme frei im Morgenroth.

In **Syrien** auch blühte die Wiſſenſchaft in ſchöner Blüthe. Damascus, Emeſo, Aleppo ꝛc. wurden Bildungsſtätten, an denen gelehrte Muhamedaner, Chriſten und Juden ihre Lehrſtühle aufſchlugen und zu denen aus den verſchiedenſten Völkern wißbegierige Schüler eilten, die alſo Lehrer aus den verſchiedenſten Religionen hörten und ſich bei ihrer Auswahl derſelben nur von deren Rufe leiten ließen. Abu-Nasri Muhamed eben Tarchan war von Geburt ein Türke, ward in Abulfeda erzogen, lernte in Bagdad Arabiſch und ſtudirte daſelbſt Philoſophie, ging darauf nach Haran, um philoſophiſche Vorleſungen bei einem gefeierten chriſtlichen Lehrer zu hören, reiſte, nach Bagdad zurückgekehrt, nach Cairo, und ward endlich an die Lehranſtalten zu Damascus gerufen, wo er von Seif-ed-Daula einen Gehalt von täglich vier Dirhem empfing. —

Die muhamedaniſchen Schulen ſind gleich anfangs mit der Einführung des Islam gegründet worden. Der Koran machte die allgemeine Verbreitung der Leſe- und Schreibkunſt wünſchenswerth. Der Prophet ſelbſt ſoll nach der Tradition durch ein Wunderwerk des Engels Gabriel der Schreibfertigkeit urplötzlich theilhaftig geworden ſein. Bei jeder Moſchee wurde eine Schule errichtet, in welcher die Geiſtlichen und Kirchendiener den Unterricht ertheilten. Dieſe Einrichtung, ſo wie die Geſtaltung der Schulen ſelbſt iſt bis auf den heutigen Tag dieſelbe geblieben. Die männlichen Kinder der Aermeren beſuchten und beſuchen dieſe Elementarſchulen vom fünften bis zum achten Jahre; alsdann ſchließt gewöhnlich mit der Beſchneidung die Schulzeit ab. Die Kinder der Vermögenden, welche ſich eine höhere Bildung erwerben wollen, ſetzen den Beſuch der Elementarſchulen bis zum 14. oder 15. Lebensjahre fort. Den Inhalt des niedern Elementarunterrichts bildet der Koran; er wird als Leſebuch benutzt und theilweiſe, manchmal auch

vollſtändig auswendig gelernt; vor allen Dingen aber werden die vorgeſchriebenen Gebete dem Gedächtniſſe eingeprägt. Man ſchreibt gegenwärtig auf das mit Elfenbein oder Knochen bis zur Glätte des Glaſes polirte Pergamentpapier und bediente ſich von jeher dazu der Rohrfedern. Die Dinte hat faſt die Dunkelheit unſerer Druckerſchwärze. Das Schreibzeug, wie es heute noch die Schreiber und Gelehrten in ihrem Gürtel oder in der Bruſttaſche tragen, hat die Form einer kleinen Piſtole. Im Laufe ſtecken die Federn und das Elfenbein-Federmeſſer; im breiteren Theile finden ſich das Dintenfaß und Wachs zum Siegeln der Briefe. Die Elementarſchulen heißen in der Türkei Methebs und finden ſich immer bei den Moſcheen zweiten Ranges. Die Medreſſe, d. h. die Collegien oder Hochſchulen, ſind mit den großen Moſcheen verbunden. Die Elementarſchulen ſtanden von jeher unter der Aufſicht der Imam, der Geiſtlichen an der Moſchee. Neben dieſen Schulen wurden auch andere bei Begräbnißplätzen, Brunnen und Derwiſchklöſtern von Privatperſonen geſtiftet. Außer einem freiwilligen unbedeutenden Geſchenk an den Lehrer fand niemals eine Bezahlung für den Unterricht ſtatt. — Beim Unterricht ſelbſt, namentlich beim Einlernen des richtigen Sprechens und Schreibens, ſowie beim erſten grammatiſchen Unterricht, ſcheint man frühzeitig einigermaßen methodiſch zu Werke gegangen zu ſein. Man erſieht wenigſtens aus der 39. Makame des Harriri — „der Schulmeiſter von Hims," — daß der Unterſchied der weichen und harten, überhaupt der ähnlich klingenden Laute nicht bloß durch einzelne Worte veranſchaulicht wurde, die bis auf die betreffenden Laute alle übrigen mit einander gemein haben, wie Eichenſchaft und Eigenſchaft, Saite, Seite und Seide ꝛc., ſondern daß man auch beſtrebt war, ſolche Worte in behaltliche Sätze und in pikante Verſe zuſammenzuſtellen. Z. B. Unterſchied zwiſchen G und Ch:

Reichen dünken ſich die Bettler gleich, wenn ſie
Trunken ſich die Hand gereicht zum Reigen.
Eichen haben feſte Wurzeln tief im Grund,
Nur dem Schilfrohr iſt das Schwanken eigen.

Unterſchied zwiſchen T und D:

Leiten ſollſt du die Verirrten auf den Pfad,
Und mitleidend tröſten, die da leiden.
Weiten Ländern ziehet zu ein Stamm, wann eng
Werden für ſein Vieh der Heimath Weiden.

Aehnlich verfuhr man zur Verdeutlichung des Unterſchiedes von Präpoſitionen, die mit einander verwechſelt werden konnten, wie z. B. Vor und Für:

Vorſprach halt im Vorübergehn vorm Nachbars Thor,
Fürſprache ſuch' im Himmel dir und im Pallaſt.
Vorliebe für die eignen Kinder ziemt dem Mann,
Fürlieb mit dem ihm Vorgeſetzten nimmt ein Gaſt.
Vorwitz iſt lächerlich, wenn er für Witz ſich hält.
Gott ſieht für dich wo du nicht ſiehſt, und ſieht vor dir,
Heil dir, daß du den Für- und Vorherſeher haſt.

Auf ähnliche Weiſe mit den Verben, die den Stammlaut in manchen Temporis verwandeln:

Gelungen iſt mir, was noch Keinem ſo gelang;
Daß jedem Wünſcher nur ſein Wunſch gelinge.

Zugleich ſtrebte man, der Jugend mit einem feinen Gehör eine feine Ausſprache zu verſchaffen:

Thu nimmer, was die Meiſten thun immer.
O nähre dich lieber ohn' Nehre, als ohn' Ehre.
Die Leidenſchaft meide, die Leiden ſchafft.

Aus dem ganzen Context der Makame geht außerdem hervor, daß die Schüler ſolche Sätze und Verſe ſelbſt machen mußten. „Der Lehrer ſprach: Recht ſo mein Lümmel, — kein Muff iſt an deinem Kümmel. Darauf rief er: Rohrdommel, — der Schultruppe Vortrommel. — Du ſtarkſchäftiger! — Du markkräftiger! — Du wohlrüſtiger! nicht hohlbrüſtiger! — Rühr' dich und ſetze mir in Handlung — eines Zeitworts Selbſtlautwandlung!" ꝛc. ꝛc. — Abu-Seid, der Schulmeiſter von Hims, erklärt ſich zuletzt ſelbſt für einen Vertreter des formalen Principes: „Und ſo hab ich' nun dir und deinen Genoſſen — die Schreine mit den Perlen des Wiſſens ergoſſen, — auf daß ihr, vom Himmel begnadet, — mit Luſt darin gebadet, — des Staubes und des Schmutzes der Unwiſſenheit euch entladet. — Ich habe nach dem Maße meiner Kräfte — euch polirt wie Lanzenſchäfte — und wie Schwerter verſehn mit dem Hefte, — daß ihr brauchbar ſeied zu jedem Geſchäfte. — Ihr habt die Blüthen der Sitte gepflückt — und euch mit dem Schmuck der Bildung geſchmückt; — das gedenket mir und vergeſſet es nie auf der Erde, — wie ich euer gedenken und nie vergeſſen werde, — und feſt ſtehe in Unwankbarkeit — in euren Herzen gegen euren Lehrer die Dankbarkeit." —

War die Jugend in den Elementarſchulen bis zum 14. oder 15. Lebensjahre auf dieſe Weiſe geſchult, ſo wurden vom 16. bis zum 20. Jahre zur weiteren Ausbildung Reiſen unternommen und die berühmteſten Gelehrten, welche ihre Vorleſungen öffentlich hielten, beſucht. Dieſe Vorleſungen betrafen die höhere Grammatik, die Inſtitutionen oder Fundamentalwiſſenſchaften der Theologie und Jurisprudenz, Dog-

matik, Erklärung des Koran, die Traditionen, Philosophie, Logik, Dialektik ꝛc. Die Lehrer waren größtentheils Privatgelehrte, die entweder einen festen Wohnsitz hatten, oder auf Reisen an verschiedenen Orten längere oder kürzere Zeit verweilten und ihre Hörsäle an dem jedesmaligen Aufenthaltsort eröffneten. Das Lehreramt war an keinen besonderen Beruf gebunden; jeder, der Neigung und Beruf in sich verspürte, eröffnete derartige Vorlesungen. Dieselben wurden entweder öffentlich gratis gehalten, oder die Schüler bezahlten ein freiwilliges Honorar. Als Lehrer fungirten auch angestellte Personen, wie Vorleser und Prediger an den Moscheen, Marktaufseher, Secretäre, Richter, selbst Kaufleute und Handwerker, mit oder ohne Gewerbe. Diese Eigenthümlichkeiten nahmen selbst dann kein völliges Ende, als die Kalifen in den größeren Städten Academien gründeten und die Lehrer an denselben vom Staate besoldet wurden. Am berühmtesten waren die hohen Schulen zu Bagdad, Basra, Bochara, Damascus und Samarcand. Mit den sich steigernden Anforderungen an die Leistungsfähigkeit dieser Anstalten entwickelten sich einige derselben zu wirklichen Academien. Bagdad, Nisabur, Damascus, Cahira erhielten prachtvolle academische Gebäude, die gewöhnlich nach ihren Gründern benannt wurden. An den Academien wurde Theologie, Jurisprudenz, Philologie und Philosophie gelehrt; für die Naturwissenschaften gab es besondere Anstalten. Arzneiwissenschaft wurde in den Krankenhäusern gelehrt; doch kam man gerade in dieser Wissenschaft über die dürftigsten Anfänge nie hinaus. Und dies aus zwei Gründen. Einmal fürchteten die Priester, in Folge der Heranbildung von Aerzten weniger Amulette und Talismane zu verkaufen: sie legten daher dem Aufblühen der medizinischen Wissenschaft alle möglichen Hindernisse in den Weg und standen in dieser Beziehung im Bunde mit den Aufsehern fürstlicher Harems, welche Wunderwasser als Universalmittel verkauften. In diesem Wasser wusch man den kameelshärenen Mantel des Propheten, nachdem ihn die Gläubigen als Reliquie andächtig geküßt hatten. Ein fernerer Widerstand gegen die Entwicklung der Medizin kam von dem Volke der Gläubigen, welches das Seciren von Leichen von jeher für eine große Sünde hielt. — Die Professoren und Studirenden wohnten in einem Gebäude zusammen, und die Ersteren bezogen meistens ihren Gehalt aus den mit der Anstalt verbundenen Dotationen. Die Lehrer wurden von den Gründern und nach derem Tode von der Regierung angestellt. Es mußten Männer sein, die in allen möglichen Fächern unterrichten konnten, da jede Academie gewöhnlich nur einen Hauptlehrer hatte. Einige Lehrer lehrten zu gleicher Zeit oder nach und nach an verschie-

denen Akademien einer Stadt; andere wurden von einer Akademie an die andere berufen, oder verließen freiwillig eine Anstellung, um eine andere zu suchen; viele versahen zugleich die Stelle eines Cadi. Zuweilen waren jüngere Lehrer und ein Universitätsprediger als Repetenten angestellt. Die Vorträge wurden entweder frei, oder nach Diktaten, oder nach ausgearbeiteten Heften gehalten; die Schüler pflegten, wie bei uns, nachzuschreiben. Jede Akademie hatte ihre Bibliothek. Die Büchersammlungen wurden öfters dadurch bereichert, daß die Professoren sowohl ihre eigenen Werke, als auch ihre Privatsammlungen an dieselben vermachten. F. Wüstenfeld zählt 37 mehr oder weniger bedeutende Academien, die Namen der berühmt gewordenen Lehrer und die Titel ihrer Schriften auf. Für Bagdad sind 2 Akademien, für Nisabur ist eine, für Damascus sind 21, für Jerusalem ist wiederum eine, für Cahira sind endlich 12 Akademien verzeichnet. — Seit den ältesten Zeiten wird übrigens **Buchara** als Hauptsitz und Mittelpunkt muhamedanischer Gelehrsamkeit gepriesen. Alte und neue Dichter singen von der Anzahl seiner Medressen: Buchara wird „die Stärke des Islam" genannt. In Buchara und in Samarkand waren in früheren Zeiten außer den Lehren des Koran und seinen vielen Supplementen auch Astronomie, Geschichte, Heilkunde und Alchemie Gegenstände des Unterrichts. Gegenwärtig beschränkt sich der vieljährige Cursus der oft sehr betagten Studenten allein auf die Theologie; medizinische Bücher in arabischer Sprache, Anfangsgründe der Mathematik und vaterländische Geschichte werden zwar von vielen Lehrern und Schülern gelesen und getrieben, gehören jedoch nicht zum Studienplane und werden auch nicht von der Regierung gewünscht und unterstützt. Charykow schätzt die Anzahl der Medressen im ganzen Chanate auf 180—200 und die Anzahl der Studenten auf 15—16,000. Außer den Hochschulen gibt es circa 1800—2000 Elementarschulen mit 150—160,000 Schülern. Zuerst gibt der Vater seinen Sohn vom 6. bis 10. Jahre in eine kleine Elementarschule, die fast in jeder Straße zu finden und daran zu erkennen ist, daß die Thüren und die kleinen mit Schilfmatten verhängten Fenster derselben nach der Gasse gehen. Hier lernt der Schüler von dem Sufi oder Mullah einer Medresse das Lesen und die täglichen Gebete auswendig. Will der Vater ihn dem geistlichen Stande widmen und hat der Sohn dazu die nöthigen Anlagen, so giebt er ihn auf 15 bis 16 Jahre in eine Medresse. Mit der Einwilligung des Oberpriesters bekommt er daselbst ein Zimmer und tritt unter die Aufsicht und Leitung eines Mullah, der bei der Medresse als Lehrer angestellt ist. Jetzt überläßt sich der junge Mensch dem Selbststudium und wird von

dem alten Mullah oder den ſchon weiter vorgeſchrittenen Mitſtudirenden eben nur geduldet. Das Studium beſteht im Leſen und Auswendiglernen des Koran und ungefähr 30 anderer Bücher, die entweder Supplemente zum Koran oder Legenden ꝛc. ſind. Vollendet der Student ſeinen Curſus nicht gänzlich, ſo erhält er eine untergeordnete Stellung als Küſter (Sufi) oder Lehrer bei einer kleinen Moſchee. Hat er dagegen den ganzen Curſus vollſtändig abſolvirt, ſo ſtellen ihm mehrere Mullahs, mit denen er verkehrte und die ihn belehrten und mit ihm disputirten, ein Diplom aus, das ſie mit ihrem Siegel bekräftigen. Hierauf wird der Name des auf dieſe Weiſe Promovirten mit einer kurzen Aufzählung ſeiner Kenntniſſe in ein beſonderes Buch eingetragen, das die Namen aller bucharifchen Mullahs enthält und das der Oberprieſter des Reichs aufbewahrt. Jetzt erſt hat der neue Mullah das Recht, ſich zu den Geldſpenden einzufinden, die jährlich vom Weſir im Namen des Rhaes an die Geiſtlichen vertheilt werden. Will ſich ein Student verheirathen, ſo kann er es thun, muß aber dann das Seminar verlaſſen und die mit dem Aufenthalte in demſelben verbundenen Vortheile entbehren. Es gibt Studenten von 30 Jahren und darüber, die Familienväter ſind und während ihrer Studienzeit ſogar mit den Karawanen in Handelsgeſchäften nach Orenburg ziehen.

Ihre höchſte Blüthe entfaltete die Cultur des Islam in Spanien, und zwar in der Zeit, als daſelbſt bereits die Macht der kleinen chriſtlichen Könige zunahm, unter Abderrahman III. (912 — 961) und unter deſſen Sohne Hakem II. (961—976), der durch ganz Spanien Collegien und Bibliotheken anlegte und ſelbſt eine Bibliothek von 600,000 Büchern gehabt haben ſoll, deren Verzeichniß allein 44 Bände einnahm. Nie ſind Künſte und Wiſſenſchaften in Spanien zu ſolcher Höhe emporgeſtiegen, als unter der Herrſchaft dieſer Kalifen. Ihre Paläſte zu Cordova glänzten nicht nur in koſtbarſtem Gold- und Silberſchmuck, und ihre Leibwache von 1200 jungen Rittern ſtrahlte nicht allein in prachtvoller Rüſtung, die Säbel mit goldenen Gefäßen: die Geſtade des Guadalquivir verwandelten ſich in ein Paradies, in deſſen Umgebungen 12,000 Dörfer ſich erhoben und wie durch Zauberhand prächtige Schlöſſer, Villen, Moſcheen, Brücken ꝛc. entſtanden, indeß die Dichter in unaufhörlichen Wettkämpfen um den Preis des Geſanges rangen. Cordova, Toledo, Saragoſſa, Valencia, Murcia und Sevilla blühten in faſt unglaublicher Schönheit. Cordova, das eine Länge von fünf, nach Andern von zehn Stunden gehabt und ſich drei Stunden in die Breite ausgedehnt haben ſoll, zählte 900 öffentliche Bäder, 50 Spitäler und 80 öffentliche Schulen. Selbſt höhere Bil-

dungsanſtalten für das weibliche Geſchlecht beſtanden daſelbſt: in ihnen ertheilten Frauen ihren Schülerinnen Unterricht in den Gegenſtänden der damaligen Wiſſenſchaft, erklärten ihnen beſonders Gedichte, denn die Dichtkunſt war ſo allgemein verbreitet, daß auch Frauen ſchrieben und dichteten. In den höheren Schulen zu Cordova, Toledo, Salamanca und Sevilla wurden faſt alle Fächer des menſchlichen Wiſſens, muhamedaniſche Theologie und Geſetzeskunde, Mathematik, Aſtronomie, Geſchichte und Geographie, Grammatik und Rhetorik, Medizin und Philoſophie gelehrt. In ihnen wirkten jüdiſche, muhamedaniſche und chriſtliche Lehrer in collegialiſcher Verbrüderung neben einander. Die Studirenden wohnten in Collegien und mußten ſich von Zeit zu Zeit Prüfungen unterwerfen. Die Lehrer ließen zuweilen durch Vicarien lehren. Häufig auch laſen die Schüler in des Lehrers Gegenwart deſſen Bücher. In den niederen meiſt mit Moſcheen verbundenen Schulen wurden den Zöglingen gewöhnlich Kleidung und Unterhalt umſonſt verabreicht. — Der wiſſenſchaftliche Ruhm Spaniens verbreitete ſich über das ganze chriſtliche Europa. Die arabiſchen Schulen in Spanien wurden als Sitze der griechiſch-arabiſchen Literatur und der ariſtoteliſchen Philoſophie von den chriſtlichen Gelehrten beſucht. Dort ſtudirte Gerbert, nachmals Papſt Sylveſter II., ſeit 999 Philoſophie und Mathematik. Dorthin auch wallfahrteten die Engländer Adelard im 11., Robert und Daniel Morley im 12. Jahrhundert. Aus den arabiſchen Ueberſetzungen, zum Theil auch aus hebräiſchen Töchterverſionen holten die Scholaſtiker ihren lateiniſchen Ariſtoteles. Von dem arabiſchen Spanien erhielt das chriſtliche Europa den erſten Anſtoß zur Entwicklung ſeiner Wiſſenſchaft, — von hier die neuen Zahlzeichen, Kenntniß des Schießpulvers, das Lumpenpapier ꝛc. — Doch nur bis Ende des zehnten Jahrhunderts ſteht die Wiſſenſchaft und Kunſt in Spanien in hoher Blüthe: mit dem Ende deſſelben beginnt der Verfall derſelben, und als 1038 die Dynaſtie der Omejaden erloſch, zerfiel das Reich in mehrere kleinere Herrſchaften, die in Kämpfen unter einander und in Kriegen mit den chriſtlichen Staaten Spaniens ihr Leben zerrütteten. Als endlich Ferdinand III. die chriſtlichen Reiche Spaniens, Kaſtilien, Leon und Aragonien unter ſeinem Scepter vereinigt hatte und Cordova verloren ging, da war es um das Leben des arabiſchen Geiſtes in Spanien gänzlich geſchehen.

Die Cultur des Islam und damit die arabische Erziehung steht dem Wesen nach auf derselben Stufe, auf der sich die mittelalterliche Bildung des Abendlandes befindet. Sie ist die abstracte Zusammenfassung des gesammten orientalischen Geisteslebens. Nur in der Poesie und vorzüglich in der Lyrik waren die Muhamedaner ihrer Natur gemäß schöpferisch: ihre Poesie zeichnet sich aus durch erhabene Gedanken, schlagende Bemerkungen und phantastische Bilderpracht. In der Baukunst leisteten sie, entsprechend der großen Ausbildung der technischen Thätigkeiten im orientalischen Geiste, relativ Vollkommnes — regelmäßige Zierlichkeit und phantastische Fülle. Die Theorie ihrer Musik hatten sie aus den Griechen geschöpft: sie rechneten dieselbe zur Mathematik, vermochten aber das Wild der Töne nicht in Netze zu bringen d. i. hatten keine Noten oder Tonschrift, in welche die schweifenden Töne eingefangen werden konnten. Malerei und Sculptur fehlten aus Mangel an concret geistiger Darstellungsfähigkeit. Die Naturwissenschaften und die Mathematik, die sie zuerst von den Griechen herübernahmen, empfahlen sich ihnen wegen ihrer handgreiflichen Bedeutung für die sinnliche Wirklichkeit, besonders aber wegen der mechanischen Gesetzmäßigkeit und wegen des Begriffs der Nothwendigkeit, welcher die ganze Geistesanschauung des Islam beherrschte und den sie in diesen Wissenschaften begründet sahen. Aber auch diese konnten sie nicht organisch weiter entwickeln; sie setzten nur, sagt Rückert, der schon vorhandenen Summe des Wissens eine Menge neuer Bestandtheile zu und erweiterten so, getreu dem innersten Wesen des orientalischen Geistes, mechanisch das Gebiet des Wissens, ohne die Wissenschaft selbst weiter zu bilden. Die Astronomie, die Hauptnaturwissenschaft des Arabers, die schon von den ältesten Zeiten her die arabischen Nomaden, die des Nachts ihre Heerden hüteten, pflegten, indem sie den dort stets heiteren gestirnten Himmel beobachteten, blieb zum größten Theil im Dienste der Astrologie und verschwisterte sich dann mit kabbalistischer und magischer Weisheit: selbst berühmte Astronomen gaben sich zur Nativitätsstellerei, Traumdeuterei, Wetterprophezeihungen ꝛc. her, und schrieben Anweisungen, wann gut aderlassen, gut haarabschneiden, gut heirathen ꝛc. sei, wie man Diebstähle entdecken könne ꝛc. In der Chemie machten die Araber zwar mannigfaltige Erfindungen (— in dem Werke des Abu Mussah Dschafar al Sofi aus Harran in Mesopotamien, gewöhnlich Geber genannt, kommen manche Queckſilberbereitungen, als ätzendes Sublimat und rothes Präcipitat, Scheide- und Königswasser, salpetersaures Silber ꝛc. vor —); aber doch geht ihre Chemie in der

Aſtrologie auf. Selbſt in der Philoſophie konnten ſie nur Detailausführungen der großen von den Griechen ſchon feſtgeſetzten Geſichtspunkte liefern: die Philoſophie blieb abſtract verſtändig, dualiſtiſch, wie die muhamedaniſche Religion, und vermochte höchſtens in pantheiſtiſcher Myſtik über den Gegenſatz hinwegzuſpringen. Auch zu keiner wiſſenſchaftlichen Ethik gelangte die Cultur des Islam, ſchon weil ihr die beiden ethiſchen Grundbegriffe (— der freie Wille und die Perſönlichkeit —) fehlten. Und weil ſie keine Ethik hatte, darum hat ſie auch keine wiſſenſchaftliche Pädagogik. —

Von hohem Intereſſe und von practiſchem Geiſte erfüllt, auf Beobachtung und Erfahrung gegründet, iſt jedoch

Das Buch des Kabus.

das Kjeljawus (ungefähr 1060), ein Fürſt der die Länder an der mittägigen Küſte des kaſpiſchen Meeres bewohnenden Dilemiten, ſeinem Sohne Ghilan Schach als Unterweiſung gab. Er hatte ſelbſt in ſeinem früher aus der Zerſtückelung des Kalifats hervorgegangenen Reiche die Veränderlichkeit der Dinge erfahren und würde ſchon, ehe er den Thron beſtieg, im Schiffbruche untergegangen ſein, wenn ihn ſein Vater in der Kindheit nicht hätte ſchwimmen lernen laſſen. Ein ähnliches Verdienſt wollte er ſich um ſeinen Sohn erwerben, indem er ihm ein Buch überlieferte, mit deſſen Hülfe dieſer ſich aus dem nicht minder gefährlichen Schiffbruche des väterlichen Reiches retten ſollte. Die erſten 43 Kapitel ſind der Religion, der Klugheit, der Lebensweiſe, den Bedürfniſſen und Verrichtungen des gemeinen Lebens, den Künſten und Wiſſenſchaften, den Ständen, den Aemtern und Gewerben gewidmet, um zu zeigen, was der Menſch in jedem Stücke für Pflichten zu beobachten und wie er ſich bei allen Umſtänden zu verhalten habe, und das 44. Kapitel handelt von der Tugend, um zu lehren, wie ſie bei allen Ständen und Klaſſen der Menſchen geartet ſein müſſe. „Wiſſe, — ſo beginnt das Buch — wiſſe, mein Sohn, daß der erhabene Gott in Allem, was er geſchaffen, es ſei offenbar oder verborgen, nämlich auf Erden oder im Himmel, in dieſer Welt oder in jener Welt, allzumal von Verſtändigen und Scharfſinnigen erkannt worden. Er hat aber ein Weſen, fern von Allem, was der Verſtand ſich vorſtellen kann. Wenn du indeſſen Gott erkennen willſt: ſo erkenne erſt dich ſelbſt und unterrichte dich von deinem Zuſtande: denn wer ſich ſelbſt erkennt, der erkennt auch Gott. Der Sinn dieſer Worte iſt, daß du das Gekannte biſt und daß Er der Erkennende iſt, das heißt, du biſt das Bild, Er iſt dein Bildner. Suche alſo nur über dein Bild nachzudenken, um ihn zu erkennen, aber über ſeine Bildnerkunſt denke nicht nach.“ „Der erhabene Gott hat das

auf dem Siegelringe seiner Allmacht eingegrabene Abbild seiner Vollkommenheiten im Wesen des Menschen dargestellt, damit zu allen Zeiten jeder Mensch dieses Bild sehe und daraus den Bildner erkenne und begreife." „Wisse, mein Sohn, daß Gott diese Welt, welche er erschaffen, nach seinem Willen erschuf. Er erschuf sie nicht vergeblich, sondern um seine Gerechtigkeit und Vortrefflichkeit erkennen zu lassen, und in Gemäßheit seiner Weisheit schmückte er sie aus, denn er wußte wohl, daß Schönheit besser ist, als Häßlichkeit und Reichthum besser als Armuth, daß Dasein vorzuziehen ist dem Nichtsein und Ueberfluß dem Mangel." Gehorche Gott und diene ihm: das ist deshalb das erste Gebot, das der Mensch zu erfüllen hat. Daneben aber sollst du die Aeltern ehren, denn sie sind das Werkzeug, das zwischen dir und Gott, der dich erschaffen, mitten inne getreten ist. „Wer sein Geschlecht hochgehalten, der hat sich selbst hochgehalten." „Nur Der ist ein verständiger Sohn, der sich nicht selbst in Verachtung fallen läßt, das heißt, der seinen Vater und seine Mutter nicht verachtet, damit er nicht selbst verächtlich werde." „Der Sohn thut nur, was er vom Vater sieht: wie du deinen Vater behandelst, so wird auch dein Sohn dich behandeln." Von wem du jedoch auch entsprossen sein magst, wisse, daß es besser ist, sich der Tugend zu rühmen, als der Herkunft. „Ehre beruht auf Verstand und guter Sitte, nicht auf Geburt und Herkunft. Bemühe dich denn, deine Tugenden zu vermehren, denn von einem Menschen ohne Tugenden hat Niemand Nutzen: er ist sich selbst nicht einmal nützlich, gleich dem Dornenstrauch, der keinen Schatten gibt und daher weder sich selbst Nutzen gewährt, noch Anderen in seinem Schatten Erholung verleiht." Und da nun Gott den Menschen durch zehn Dinge ausgezeichnet hat — durch Denken, Lernen, Sicheinbilden, Unterscheiden des Guten und Bösen, Sprechen, durch Hören, Sehen, Riechen, Fühlen, Schmecken —, von diesen Dingen aber die Sprache das wichtigste ist, indem alle übrigen nur gleichsam Werkzeuge zum Sprechen sind, so bestrebe dich, deine Zunge mit der Tugend der Rede und mit dem Kleinod der Beredtsamkeit zu schmücken und dich zu gewöhnen, zu den Menschen in einnehmender Sprache zu reden, denn wer eine süße Zunge hat, der hat viel Brüder, oder, wessen Zunge süß ist, dessen Freunde sind viel. „Doch sprich nicht, ehe man dich fragt; führe auch keine Reden, die unnöthig sind; denn dergleichen unnöthige Reden sind albern, und vor Allem, was albern ist, hüte dich vorzüglich." „Rede immer artig zu den Leuten, damit du artige Antworten höreſt. Deine Antwort für Narren sei schweigen." „Immer siehe darauf, deine Tugenden zu vermehren, indem

der Mensch sich über seines Gleichen nicht anders, als durch Tugend und Vortrefflichkeit erheben kann. Bestrebe dich darum, daß nur Verständige dich loben; Unwissende dürfen dich nicht loben: denn Verständige sind Edle, Unwissende sind Pöbel. So groß aber auch deine Erkenntniß sein mag; so sei doch niemals unverschämt in Gesellschaft verständiger und nachdenkender Männer; durch Unverschämtheit verschwindet die Weisheit und verlieren die Reden ihre Annehmlichkeit." „Hüte dich ferner, Lügen zu sprechen. Trachte durch Wahrhaftigkeit deiner Reden bekannt und berühmt zu werden. Was du sprichst, sprich immer wahr, Falsches sprich nicht." „Ob du gleich jung bist, mein Sohn, so sei doch verständig und klug wie die Alten. Unter allen Umständen vergiß Gott nicht in der Jugend und sei nie sicher vor dem Tode, indem der Tod, sobald er kommt, Jünglinge und Alte nicht unterscheidet. Du weißt, daß, wer geboren ist, auch sterben, und wer zur Welt gekommen, auch wieder fortgehen muß. Uebrigens laß dein Leben, das verstreicht, nicht in Unordnung verstreichen, um Freunden und Feinden immer sittsam und ehrwürdig zu erscheinen. Halte also auf Ordnung in allen deinen Handlungen." Selbst beim Essen und Trinken. „Der beste Rath beim Essen ist, daß man bei Tagesanbruch etwas Weniges esse, um die Galle abzuführen und daß man dann seinen Geschäften obliege bis nahe gegen Mittag. Dann speise Jeder, so viel als nöthig ist, damit es um die Vesperzeit verdaut sei. Hierauf muß man kurz vor Abend die Abendmahlzeit halten, um sie bis zur Schlafzeit verdaut zu haben. Aber jedesmal muß man nur nach Beschaffenheit der Person und der Verdauungskräfte speisen und sich vor Ueberladung und Unverdaulichkeit hüten." „Das Weintrinken ist unstreitig verboten; wenn du aber dennoch trinkest, so laß wenigstens die Buße nicht aus deinem Herzen weichen und hege immer Reue über deine begangenen Sünden. Auch sei dabei kein Confecteſſer: beim Weintrinken liegt Confect schwer im Magen. Sei endlich dabei beflissen, daß du nicht bis zur Berauschung trinkest; ist man berauscht, so ist man vollkommen verrückt, wenigstens ein Narr, und wenn man nüchtern wird, so ist man krank, wenigstens unpäßlich. „So viel an dir ist, mein Sohn, verliebe dich nicht. Solltest du dich aber unvermuthet verlieben, so folge wenigstens nicht deinem Herzen noch deiner Begierde. Wenn nämlich dein Herz zu dir spricht: sende mich hin in der Einbildung, ich will gehen, die Geliebte zu sehen: so gehorche du ihm nicht und schicke es nicht auf diesen Weg. Wenn du das Herz der Begierde überlässest: so wirst auch du dem Herzen gehorchen müssen, das heißt ebenso viel, als der Liebeslust unterthan sein,

und der Liebesluſt unterthan zu ſein, iſt nicht der Vernünftigen Sache.“ „Reiten, Jagen und Ballſpielen iſt das Geſchäft der Großen und Fürſten, beſonders zur Zeit der Jugend. Aber allen Dingen haben die Verſtändigen Grenze und Maß geſetzt, damit Jeder, der ſie thut, ſie mit Maß verrichte, ohne unmäßig zu ſein. In den ſieben Tagen der Woche mußt du z. B. nur zwei Tage Jagd halten und auch Ball nur zuweilen ſpielen.“

Eines deiner vorzüglichſten Geſchäfte ſei die Erziehung deines Sohnes. Hierbei iſt deine erſte Pflicht, daß du ihm einen guten lobenswerthen Namen anweiſeſt. Die zweite Pflicht iſt, daß du ihn einer verſtändigen und wohlgeſinnten Säugamme anvertraueſt, bis er gehen gelernt hat und allein eſſen und trinken kann. Wenn er ſo groß geworden, mußt du nach deinem Vermögen eine Feſtlichkeit geben und ihn beſchneiden laſſen. Hierauf mußt du ihm einen Lehrer beſtimmen, welcher ihn im Koran unterweiſe, bis er den Koran geleſen und auswendig gelernt hat. Wenn er noch größer geworden: ſo übergib ihn einem Fechtmeiſter, damit er die Waffenkunſt lerne und wiſſe, wie man alle Waffen zu gebrauchen habe, das heißt, wie man Pfeile ſchießen, mit Lanzen ſtechen, mit Säbeln hauen und wie man Pferde reiten müſſe. Und wenn er dieſe Geſchicklichkeiten vollkommen erlernt hat und damit fertig iſt: ſo mußt du ihn noch unterrichten laſſen, im Waſſer zu ſchwimmen.“ „Sollte der Lehrer deinen Sohn ſchlagen, ſo habe kein übertriebenes Mitleid, laß ihn ſchlagen, denn Kinder erlernen Wiſſenſchaft, Kunſt und gute Sitten nur unter der Ruthe, das heißt, nur aus Furcht vor Schlägen und vor des Lehrers Schelten lernen ſie, was ſie lernen, aber von Natur oder aus eigenem Antriebe lernen ſie nichts. Wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen bleiben: ſo hängen ſie an nichts Anderem, als an Lüſten, Begierden und unnützem Herumlaufen. Wenn aber dein Sohn eine Unanſtändigkeit begeht, worüber du unwillig biſt: ſo ſchlage ihn nicht ſelbſt, ſondern befiehl ſeinem Lehrer, ihn zu ſchlagen und zu beſtrafen, damit er von dir nicht leide und im Herzen keinen Haß gegen dich faſſe. Zeige dich jedoch deinem Sohne furchtbar, damit er dich nicht verachte, ſondern ſtets vor dir in Furcht ſei. Gold- und Silbergeld und alles, was er von dir begehet, gib ihm nach deinem Vermögen und ſchlage es ihm nicht ab, damit er nicht der Erbſchaft wegen deinen Tod wünſche. Unterm Vorwande: mein Sohn hat keine Fähigkeit! laß es an ſeiner Unterweiſung und Zucht nicht fehlen. Glaube, daß, wenn du zur unrechten Zeit Mitleiden haben und ihm keine Zucht geben wolleſt, das Schickſal ihn in Zucht haben werde, wie geſagt iſt: wer von Vater und Mutter nicht in Zucht gehalten worden, wird von

Nächten und Tagen gezüchtigt und belehrt werden. Ehe also das Verhängniß deinen Sohn durch vielerlei Nöthen züchtige, suche du ihm mit Gelindigkeit und bisweilen mit Strenge reichlich die Zucht zu geben. Ob er gleich nur nach den Anlagen leben wird, welche ihm Gott, der ihn aus Nichts erschuf, verliehen hat: so mußt du doch so verfahren, um die Pflicht der Vaterschaft erfüllt zu haben. Denn was von Menschen geboren wird, bringt zwar seine natürliche Anlage und Gemüthsart mit; allein so lange man Kind ist, kann man aus Unvermögenheit oder Schwäche seine natürliche Anlage und Gemüthsart nicht veroffenbaren, noch weiß man, was man zu thun hat. Nur erst, wenn die Kinder so groß geworden, daß ihr Körper Kräfte erlangt, veroffenbaren sie ihre verborgene Anlage und Gemüthsart und geben das Gute und Böse derselben zu erkennen. Wenn du also vom Vater gute Sitten erlernt und Kunst und Fähigkeit von ihm zum Erbtheil erhalten hast: so hinterlaß sie auch deinem Sohne zum Erbtheil, um dem Sohne deine Schuld abzutragen. Denn die Menschen sind von zweierlei Art: die einen sind edel, die andern gemein. Die Edlen haben für ihre Kinder beim Abscheiden kein größeres Erbtheil zu hinterlassen, als gute Sitten und Künste. Für die Kinder der Gemeinen aber gibt es kein größeres Erbtheil als Handwerke. Handwerke sind nicht die Sache der Kinder der Vornehmen und Reichen, sondern ihre Sache sind gute Sitten und Künste. Doch sind nach meiner Meinung auch Handwerke eine große Kunst, und es ist darum gut, wenn die Kinder reicher Leute ein künstliches Handwerk lernen, sollten sie gleich mit diesem Handwerk nie etwas verdienen. Handwerk sichert vor Armuth. Aus dieser Ursache ist es eine Zeit lang in Persien Gebrauch gewesen, daß die Söhne aller Großen irgend ein Handwerk verstanden und zu erlernen pflegten. Wenn dein Sohn mannbar geworden, so prüfe ihn wohl, ob er den rechten Weg wandelt, ob er zu Geschäften aufgelegt und mit den Mitteln, geschickt und glücklich zu werden, beschäftigt ist. Alsdann sei darauf bedacht, ihn zu verheirathen und gib ihm ein taugliches und edles Weib. Wenn du aber wahrnimmst, daß er nicht auf dem rechten Wege ist, ein Hauswesen zu führen und geschickt und glücklich zu werden, so stürze keine Tochter eines Moslimans ins Unglück, denn sie würden mit einander nicht gut leben, noch etwas anderes dabei gewinnen, als Kränkungen und Beleidigungen."

„Wenn du, mein Sohn, eine Tochter bekommst, so übergib und empfiehl sie einer züchtigen Amme, und unterhalte sie gut, bis sie ein wenig zu Verstande gekommen. Alsdann weise ihr eine Lehrerin an, die sie im Koran unterrichte und sie alle Regeln und Pflichten des

Islam lehre, welche zum Beten und Fasten, zu den Geboten Gottes und zu den Satzungen zu lernen nöthig sind. Aber die Schreibkunst laß ihr nicht beibringen, damit sie ihre etwaigen Wünsche nicht eigenhändig schreiben, noch Jemandem mittheilen könne. Wenn sie nun völlig erwachsen ist, so suche sie baldigst einem Manne zu geben und zu verheirathen. Töchter zu bedecken entweder im Schooße des Mannes oder im Schooße der Erde, ist eins von den allerehrenvollsten Geschäften. So lange aber deine Tochter an deiner Seite und in deinem Hause ist, laß es ihr an Liebe, Theilnahme und Pflege nicht fehlen, denn Töchter sind gleichsam Gefangene des Vaters und der Mutter. So viel in deinem Vermögen steht und nach Verhältniß deiner Umstände sorge für deiner Tochter Ausstattung und Ausgaben und verheirathe sie mit einem Mosliman, um von der Tochtersorge befreit zu sein."

„Da es für die Großen unentbehrlich ist, vom Grunde jeder Sache unterrichtet zu sein und man von keiner Kunst eher Vortheil ziehen kann, bis man die Geheimnisse derselben erfahren; so höre zuerst von der höchsten und vortrefflichsten aller Wissenschaften, von der Religionswissenschaft. Die Religion ist ein Baum, dessen Wurzel der Glaube an den einigen Gott und dessen Zweige das Gesetz sind, und die Erkenntniß des einen und des anderen gewährt zeitliche und ewige Vortheile. Lege dich darum, mein Sohn, auf die Religionswissenschaft, denn sie ist das Mark des Baumes, wovon die übrigen Wissenschaften nur die Zweige sind. Dies wird geschehen, wenn du den Weg Derer, welche diese Wissenschaft verstehn, wandeln und sie von ihnen erlernen wirst. Ermüde dabei nicht im Lernen. Beeifre dich, was du gelesen, auswendig zu lernen und wiederhole das Auswendiggelernte. Begreife wohl und erforsche jedes Wort, was du hörst; erwäge, woher jedes Wort komme und wohin es gehe. Gegen deine Lehrer sei für das Gute dankbar, was du von ihnen erfahren hast. An Büchern, Papier, Pennal und Dintenfaß laß es neben dir nicht fehlen. Suche alles zu behalten, was du hörst; sprich wenig und selten; sei scharfsinnig und nachdenkend. Wenn du dann durch Beharrlichkeit ein Schriftgelehrter geworden bist: so sei sehr religiös, lies viel Bücher, sei anhaltend im Gottesdienst, im Gebet und Fasten und erhalte deinen Leib und dein Gewand stets rein und unbefleckt." — „Willst du Prediger werden, so mußt du erst den Koran auswendig gelernt haben. Wenn du auf die Kanzel steigen und predigen willst: so streite und hadre nicht mit Denen, die unter der Kanzel sitzen, weil es deinem Ansehn nachtheilig sein würde. Nachdem du aber die Kanzel bestiegen, so rede alles, was du willst; nur

trachte dahin, daß alles Wahrheit sei und kein Irrthum. Rede zierlich und fließend und stocke nicht, sondern rede, wie es deines Herzens Wunsch ist. Von Hochmuth, von Lüge, von wollüstigem Leben bleib fern. Wisse, daß, was du an guten Handlungen ausüben wirst, auch das Volk ausüben wird." — „Wenn du ein Kadi werden solltest: so mußt du sanftmüthig, scharfsinnig, leichtfassend und ein Mann von Beurtheilung sein. Du mußt wissen, was jede Sache vor sich und hinter sich habe; du mußt Menschenkenner, furchtbar und in der Religionswissenschaft sehr erfahren sein. Du mußt die Gewohnheiten von jeder Art Menschen kennen und mußt ihre List wissen und einsehen. Bei jedem Processe stelle viel Untersuchung und Ueberlegung an, und nachdem du die richtige Entscheidung eingesehen, so bestimme sie in wenigen Worten, damit es keines einzigen Wortes weiter bedürfe. Uebrigens muß der Richter tugendhaft sein, und seine größten Tugenden bestehen darin, daß er gelehrt und enthaltsam sei und sich vor verbotenen Dingen, vor Unredlichkeit und vor Ruchlosigkeit hüte." — „Wenn du, mein Sohn, Arzt werden willst, so mußt du die Theorie und die Praktik der Arzneikunde kennen lernen, mußt die Zeugungsstoffe, Feuer, Luft, Wasser und Erde erforschen, die Temperamente, das sanguinische, cholerische, melancholische und phlegmatische mit den ihnen verwandten Säften, Blut, Galle, Schwarzgalle und Schleim, und mit den ihnen entsprechenden Hauptgliedern, Zunge, Gehirn, Lunge und Herz kennen lernen und dann auf die sinnlichen Kräfte, Sehen, Hören, Riechen, Schmecken und Fühlen, auf die inneren Kräfte, Einbildung, Gedächtniß und Denkkraft, auf die thierischen Kräfte, Bewegung und Ruhe, auf die natürlichen Kräfte, auf die erzeugende, auferziehende und ernährende Kraft achten. Beim Kranken selbst lege die Hand auf den Puls, nimm des Kranken Urin in eine Flasche und betrachte seine Farbe ꝛc." — „Willst du ein Sternkundiger werden, so mußt du dich zuerst auf Mathematik legen und darauf astronomische Berechnungen machen. Willst du dann etwas vorhersagen, es betreffe entweder das Glück oder die Geheimnisse der Geburt: so mußt du vor allen Dingen die Beschaffenheit der Gestirne, die Constellation, den Regierer der Constellation, die Zeichen des Thierkreises, die Grade, den Mond und die Mansionen des Mondes, die Complexion aller Himmelszeichen ꝛc. in Betracht ziehen." — „Willst du Dichter werden, so trachte dahin, daß dein Ausdruck in den Gedichten klar und deutlich sei, vermeide dunkel zu sprechen, dichte nicht ohne Bilder, ohne Geschmack, ohne Kunst, rede in Metaphern ꝛc." — „Willst du die Musikkunst erlernen, so mußt du wohlgesittet und freundlich, nicht übelgeartet und ungeschlacht sein. Wenn du in Gesell-

schaften kommst, so spiele weder immer leichte Gesänge und Melodien, noch immer harte und schwere; denn die in der Versammlung befindlichen Personen sind nicht von gleichem Naturell, sondern einander entgegengesetzt, sowie überhaupt die Menschen nicht von einerlei Gemüthsart sind. Dies ist die Ursache, daß dem Einen angenehm ist, was dem Anderen unangenehm vorkommt. Du mußt also von allen Arten der Melodien und Instrumente unterrichtet sein, damit alle Arten Leute, welche sich in Deiner Gesellschaft befinden, sich vergnügen mögen." — „Solltest du zum Kaiser bestimmt sein, so hüte dich vor dem Verbotenen. Strecke nach Niemandes Gut und Weibe die Hand aus. Bei allen Sachen, welche du unternimmst, suche erst deine Meinung mit deinem Verstande in Uebereinstimmung zu bringen und alsdann unternimm sie. In keiner Sache übereile dich; wenn du aber ihren Zeitpunkt getroffen, so verschiebe sie auch nicht. Beobachte in allen Dingen Nachsicht; ein Kaiser muß scharfsichtig sein und das Ende bedenken. Freigebigkeit und Gutes thun mache dir zur Gewohnheit; allein zu jeder Zeit zeige dich den Menschen furchtbar. Sich hüten vor verbotenen Dingen, der Uebereilung entsagen und alle Sachen zu erleichtern suchen, endlich Wahrheit reden — diese sechs Eigenschaften erhalten die Kaiserschaft, wenn sich auch Kaiser vom Weine der Verblendung berauschen sollten." — „Welche Eigenschaften du aber auch haben und welche Gewerbe und Künste du auch treiben mögest: suche immer den Ausgang und Anfang zu bedenken, suche die Ewigkeit zu kennen und den Ruhm eines Tugendhaften zu erwerben, um unter allen Menschen einer der Vortrefflichsten zu werden." —

Im arabischen **Spanien** entwickelten sich die theoretisch-pädagogischen Grundsätze zugleich mit der Philosophie. Ibn Badscheh (starb 1138) war der Erste, der sich daselbst in der Philosophie auszeichnete. Er lehrte, es liege eine dreifache Möglichkeit des Wissens in der menschlichen Seele: zuerst im Kinde sei die Möglichkeit vorhanden, die sinnlichen Formen der Einbildungskraft in sich aufzunehmen; durch diese Formen gewinne der Mensch alsdann die Möglichkeit, auch die Formen des Verstandes in ihrer Verbindung mit den Formen der Einbildungskraft zu erkennen, und dies diene zuletzt zur Grundlage für die Erkenntniß der reinen Formen und gewähre die Möglichkeit, sie zu empfangen. — Am tiefsten greift **Ebn Tophail**, der 1190 zu Sevilla starb, mit seinem philosophischen Romane **„Hai Ebn Yokdhan"** — „der Naturmensch" — in die Pädagogik ein. Den Mittelpunkt dieser Schrift, die von Muhamedanern und Juden mit gleicher Bewunderung aufgenommen und commentirt, in's Hebräische, mehrmals in's

Engliſche und hiervon in's Deutſche mit Kupfern 1782 auch von Eichhorn überſetzt ward, bildet der Gedanke, daß ein Menſch, ohne alle Gemeinſchaft mit anderen Menſchen aufgewachſen, alſo auch ohne Unterricht durch eine poſitive Religion, zur vollkommnen Erkenntniß Gottes und der Natur gelangen könne. Die Lehren der poſitiven Religion dagegen werden nur als Anbequemungen an die Vorſtellungen der Menge angeſehen. Die Lehren des Geſetzes ſind nicht von der Wahrheit verſchieden, hüllen ſich aber in ſinnliche Bilder, und indem ſie an äußere Gebräuche und Handlungen binden, durch Strafen ſchrecken und Belohnungen verſprechen, welche ſich auf ſinnliche und verächtliche Güter beziehen, haben ſie nur die ſchlechten Menſchen vor Augen, welche auf andere Weiſe nicht gebändigt werden können, weil ſie ſich von der nackten Wahrheit nicht belehren laſſen. — Nach dieſen Grundgedanken will Ebn Tophail ſeinen Naturmenſchen erziehen. Es iſt dieſer ein Knabe der von einer auf einer Inſel im indiſchen Ocean in einen Thurm geſperrten Schweſter eines Königs in ſinnlicher Liebe gezeugt ward. Er ward ſogleich nach der Geburt in ein Käſtchen gelegt und dem Meere übergeben, aber von den Wellen an eine unbewohnte Inſel getragen, wo ihn ein Reh ernährte. Mit den Thieren und mit den Vögeln lebend, lernte er, durch den Nahrungstrieb geleitet, ſo viel, daß er ſich mit ſieben Jahren Kleidung zu verſchaffen wußte, und von da ab ſeine Gefühle und Gedanken immer weiter entwickelte, bis er, dreimal ſieben Jahre alt geworden, durch Betrachtung der Organiſation der Pflanzen, Thiere und Geſteine zur Anerkennung eines höchſten Weſens gelangte, in deſſen Anſchauung er mit neuplatoniſcher Ekſtaſe verſank. — Nach den verſchiedenen Stufen der Lebensalter ſchreitet er — alſo allmählich von den niederen Standpunkten der Erkenntniß zu den höheren empor. An die Sinne ſchließen ſich ſeine erſten Erkenntniſſe an: die Phyſik iſt die erſte Wiſſenſchaft, welche ſich in ihm entwickelt. Von der Beobachtung des Beſonderen ſchreitet er ſodann zum Allgemeinen fort. Die Form der Dinge iſt das Erſte, was er von der Geiſterwelt kennen lernt, denn die Formen der Dinge ſind die Kräfte, welche im Innern der Dinge wohnen, ihre Dispoſitionen zu gewiſſen verſchiedenen Arten der Wirkſamkeit. Alle Handlung geht von der Form aus, die Materie iſt nur leidend, und alle Verſchiedenheit der Formen muß auf einen Urheber zurückgeführt werden, welcher in allen Dingen wirkt. Durch dieſe Gedanken werden ihm die Ausſprüche des Koran klar: Ich bin ſein Gehör, durch welches er hört, und ſein Geſicht, durch welches er ſieht; ihr habt ſie nicht getödtet, ſondern Gott; du warfſt ſie nicht zu Boden, ſondern Gott. Doch zweifelt er noch, ob es nur einen oder meh-

rere Urheber der Form geben könne. Dabei denkt er an das Weltall, an die Gestirne. Es ist ihm gewiß, daß diese sinnliche Welt begrenzt sein muß, weil kein Körper unbegrenzt sein kann. Er überlegt ihre Gestalt und findet sie sphärisch; er überdenkt ihren Zusammenhang und überzeugt sich, daß in ihr alles zusammenhange. Er sieht den Himmel sich bewegen und zweifelt nicht daran, daß die Welt einem Thiere gleiche. Das Resultat aller seiner Reflexionen ist dann, daß man zur Erklärung der einen, in körperlicher Form bestehenden Welt einen Urheber setzen muß, welcher weder mit einem Körper verbunden, noch von ihm abgesondert, weder in noch außer der Welt ist, der einfach, nothwendig, von aller Unvollkommenheit frei bleibt und beständig derselbe ist. Nun sieht der Naturmensch in der Zweckmäßigkeit der Welt überall die Spuren des göttlichen Geistes. Sein Herz, von der untern sinnlichen Welt abgezogen, wendet sich ganz der obern intellectuellen Welt zu. Damit fängt er an, über sein eigenes Denken nachzudenken. Er sieht ein, daß seine Sinne nicht im Stande waren, die übersinnliche Wahrheit zu entdecken, denn Körperliches kann nur Körperliches fassen. Auch die Einbildungskraft, nur dazu geschickt, sinnliche Bilder uns vorzuführen, vermag nicht das Unkörperliche zu erkennen. Ohne Hülfe unserer sinnlichen Werkzeuge müssen wir durch das Wesen unseres denkenden Geistes in die höhere unkörperliche Welt eindringen, und es ist hieraus zu schließen, daß dieses Wesen selbst unkörperlich und, was wir von Körperlichem an uns wahrnehmen, nicht unser wahres Wesen ist. Die Materie ist nur vergänglich und nichtig; von ihren Störungen uns zu befreien, wie die Gestirne davon befreit sind, das ist dem Naturmenschen das Höchste, was er erreichen will und kann: nur der Körper ist Grund der Verschiedenheit und Absonderung; in unserer einfachen unkörperlichen Erkenntnißkraft aber sind Erkennen, Erkenntnißkraft und Erkanntes Eins; in ihe sind wir jenen seligen Gestirnen ähnlich. Den Forderungen des Körpers gibt er nun nur noch das Einfachste und Unentbehrlichste nach. Sinnlichkeit und Einbildungskraft werden unterdrückt. Er strebt das Bewußtsein jedes Aeußeren zu entfernen und zur Anschauung seines innern Wesens zu gelangen. Alsdann aber will er auch sich selbst verschwinden, damit der Gedanke an das Vollkommenste nicht gestört werde. Da vernimmt er nur noch die Frage in sich: Wem gehört nun die Herrschaft? und erhält als Antwort: Dem einigen, allmächtigen Gotte. In diesen Zustand versenkt, sieht er, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört und was in keines Menschen Herz gekommen ist. Er glaubt kein vom höchsten Wesen verschiedenes Wesen zu sein. Alles löst sich ihm in Gott auf. Das Licht Gottes ergießt sich überall, von Verschiedenen wird es verschieden aufgefaßt nach ihrer

Empfänglichkeit, von dem Reinen am reinsten; aber immer ist es dasselbe Licht. Zunächst erblickt er ein Bild von Gottes Wesen, von Gott nicht verschieden und nicht mit ihm Eins, welches der Geist der obersten Himmelssphäre ist, an Reiz und Schönheit ihm gleich. Alsdann sieht er weiter herab durch alle Himmelskreise hindurch eine Vervielfältigung dieses Bildes in reinen Geistern, an Reiz und Schönheit Gott gleich, ohne Vervielfältigung, und selbst in dem Kreise unter dem Monde, in den Seelen der Menschen findet sich noch dieselbe Erscheinung Gottes in reinen und unsterblichen Geistern. — Ebn Tophail ist der arabische Rousseau und sein „Naturmensch" der arabische „Emil". —

2. Die geiſtlich-ſcholaſtiſche Erziehung der occidentaliſchen Kirche.

I. Das Weſen der occidentaliſchen Kirche und des germaniſchen Staates.

11.

a. Die romaniſche Kirche.

Das **Römerthum** bewahrte, auch nachdem es die Herrſchaft in der geiſtigen Welt übernahm, ſeinen ihm von der Natur aufgeprägten Charakter: willenloſes Verſchwinden des Subjects in der Allgemeinheit, gänzliches Aufgehen des Einzelnen in dem abſtracten Staatszwecke, Aufgeben jedes Beſonderen und Individuellen in dem über Allen ſtehenden Staate, — nur hier auf die Kirche übertragen. Der Kirche, die bei den Romanen als eine abſtracte Allgemeinheit, als eine geſchloſſene Einheit, als eine alles Beſondere nivellirende Uniformität auftritt, iſt für den Einzelnen die abſolute Macht und Autorität, der er ſich unterwerfen und vor der er verſtummen muß. Und dieſe Kirche ſelbſt athmet den Geiſt des Römerthums: That, Thun, Praxis, — die Principien, mit denen ſich die Römer früher die ganze antike Welt unterworfen hatten. In ihr gilt deshalb nichts, was ſich nicht auf das praktiſche Leben bezieht und zu praktiſchen Zwecken verwandt werden kann. Sie vertritt den praktiſch-ſittlichen Geiſt und beurtheilt und kritiſirt mit dieſem Geiſte auch die Dogmen, die ſich in der Kirche entwickeln. Darum beruhigte ſie ſich auch mit den zu Chalcedon gefaßten Beſchlüſſen über die Naturen in Chriſto, denn ſie ſah in denſelben ihre Bedürfniſſe voll-

ständig befriedigt. Und darum wandte sie sich in ihren theoretischen Anschauungen gänzlich von der „Theologie" des Christenthums weg, um die „Anthropologie" im Streite des Augustinismus und Pelagianismus mit der Frage, wie sich die Gnade zur Freiheit verhält, durchzukämpfen und damit selbst ihre theoretischen Speculationen über Sünde, Gnade und Freiheit auf einen ganz concreten Gegenstand und auf ein ganz concretes Ziel, „auf die Wirkung des christlichen Glaubensinhaltes im Menschen selbst" zu beziehen. Es handelte sich — sagt Rückert — in ihrer Untersuchung nicht um die Befriedigung eines wissenschaftlichen Bedürfnisses, obgleich alle Hülfsmittel zu ihrer Lösung angewandt wurden, sondern um die Lösung der Zweifel, welche das erlösungsbedürftige Gemüth beschäftigten. Darum auch entschied sie sich gegen die Anschauungen des Pelagius, nach denen der Mensch mit freiem Willen, Jeder bei der Geburt im Zustande Adams, geschaffen ist und sowohl sündigen als nicht sündigen kann, und stimmte den Annahmen des Augustinus von der gänzlichen Verderbtheit des menschlichen Geschlechtes und der allmächtigen Herrschaft der Sünde bei, da die pelagianische Consequenz, daß der Mensch auch außerhalb der Kirche zur Seligkeit gelangen könne, „allzusehr gegen das Selbstbewußtsein der Kirche wie gegen die Selbstlosigkeit der Einzelnen, welche die Verantwortung für ihr Heil nicht auf sich selbst zu nehmen wagten, verstieß, und da die pelagianische Ansicht von der ursprünglichen Güte der menschlichen Natur in der Zeit des verfallenden und verwesenden Römerthums als eine kurzsichtige Verkennung der wahren Zustände der Menschheit erscheinen mußte." Je mehr aber die Kirche die augustinische Lehre von der Unfreiheit des Willens und der Erbsünde betonte, um so weniger ging sie auf die Lehre von der unbedingten Gnadenwahl und der Vorherbestimmung zur Seligkeit und zur Verdammniß ein, weil sie dieselbe nicht mit ihren Bedürfnissen vereinigen konnte. „Vergebens urgirten die strengen Augustinianer die logische Inconsequenz der Kirchenlehre und warfen ihr Zuneigung zu der Ketzerei des Pelagius vor. Die Kirche konnte für ihre Praxis nur diese Inconsequenz brauchen und jene Consequenz als verderblich verwerfen." Und aus eben diesem Grunde des practischen Bedürfnisses ließ auch die Kirche die Wissenschaft und vor Allem die Philosophie, nachdem sie ihr zur Feststellung der Dogmen gedient hatte, fallen.

Die christliche Sittlichkeit offenbarte sich in der occidentalischen Kirche ebenfalls in dem in ihr auftretenden Mönchsthum. Im nüchternen und praktischen Occident nahm das Mönchsleben eine eigenthümliche Gestaltung an; hier gelang es, dem Mönchsleben eine Organisation zu

geben, die das Intereſſe der Kirche erforderte. Aber, was hier von vielen Seiten nach dieſer Richtung hin geſchah, blieb zurück hinter den epochemachenden Verdienſten Benedicts von Nurſia. Die Mönchsregel — ſagt Baur — welche er für das von ihm in Campanien zu Monte Caſſino gegründete Stammkloſter der Benedictiner, das monasterium Cassinense im Jahre 529 entwarf, war ſo zweckmäßig eingerichtet, daß ſie von ſelbſt die Grundlage und Norm jeder anderen Verbindung dieſer Art werden mußte. Ein Hauptvorzug dieſer Regel war, daß ſie den Mönchen neben den geiſtlichen Uebungen, den für die lectio divina beſtimmten Stunden und den ſieben kanoniſchen Gebetsſtunden, nach dem Grundſatze, daß Müßiggang der Todfeind der Seele ſei, Handarbeit, ſelbſt ſchwere Feldarbeit zur Pflicht machte. Dieſer Vorzug befähigte den Orden, auf die Wiedergeburt des geſelligen Lebens beſtimmend einzuwirken und der Welt zu zeigen, welche Früchte durch Ordnung, Arbeitſamkeit, Gehorſam und Unterordnung gereift werden. Es iſt auch bekannt, welche Verdienſte die Benedictiner um die allgemeine Cultur von der untern Sphäre der Anbauung des Landes bis hinauf zur höchſten Pflege der Wiſſenſchaften ſich erwarben. Die Mönche zu dieſer letzteren Pflege angehalten zu haben, iſt das Verdienſt Caſſiodors in Italien. Durch ihn wurde das Mönchsthum, welches ſchon in ſeinem erſten Stifter Verachtung der Gelehrſamkeit zu ſeinem Wahlſpruche machen zu wollen ſchien, derjenige Stand, durch deſſen Hand die wichtigſten literariſchen Schätze der alten Welt auf die Nachwelt übergingen.

Die weitere Entwicklung des Mönchsweſens iſt der Art, daß man fehlgreifen würde, wenn man es bloß aus dem aſcetiſchen Geſichtspunkte und nicht als eine eigenthümliche Form des ſocialen Lebens betrachten wollte. Durch die Stiftung der beiden Bettelorden theilt ſich das Mönchsweſen in zwei weſentlich verſchiedene Abſchnitte. In den Ritterorden, den Erzeugniſſen der Kreuzzüge, und Bettelorden zeigt ſich die Romantik des Mittelalters in ihrem ſchönſten Lichte. In den Ritterorden hüllte ſich die Demuth des Mönchs in den Harniſch des Ritters; das Epochemachende der Bettelorden lag in der Originalität der Idee, welche ihrer Erſcheinung zu Grunde lag. Mitten in dem Glanze, zu welchem ſich das Papſtthum emporgearbeitet hatte, ging nämlich den tieferen und ſittlicheren Geiſtern das Bewußtſein davon auf, in welchem Contraſte dieſe irdiſche Herrlichkeit ſtand zu der urſprünglichen Idee des Chriſtenthums. Die Idee der apoſtoliſchen Armuth war in ihr gerades Gegentheil verkehrt. Die kühnen Plane eines Arnold von Brixen und des Abtes Joachim zielten auf nichts Geringeres als auf eine Reform der Kirche hin; doch konnten ſie von keinem weſent-

lichen Erfolge sein, da sie sich auf der Grundlage desselben Princips, auf welchem die Kirche selbst beruhte, aufzubauen suchten. — Stifter der Bettelorden waren der heilige Franciscus und der heilige Dominicus. Es war das Wort (Matth. 10, 9.), worin der heilige Franciscus den ihn von dem Herrn gegebenen Beruf erkannte. Das Evangelium sollte aufs Neue der Welt verkündet werden; neue Sendboten sollten ausgehen, um das Reich Gottes zu predigen und den Ruf zur sündenvergebenden Buße auf eine viel eindringlichere Weise, als durch die Kleriker geschehen war, an die Herzen der Menschen gelangen zu lassen. Der heilige Franciscus hatte die Erneuerung der Kirche im Auge. Die Ueberzeugung, daß die Kirche einer neuen apostolischen Wirksamkeit bedürfe, ging aus dem inneren Drange seines erweckten Gemüths hervor, aus der unendlich seligen Befriedigung, die er in der Armuth fand, der königlichen Tugend, „in welcher man des Gottessohnes, der sich arm für uns gemacht, und seiner armen Mutter Bild in sich trage." Ganz anders verhielt es sich bei dem heiligen Dominicus. Er wollte der Gefahr vorbeugen, die der Kirche nicht blos von den Waldensern, sondern noch weit mehr von den gefährlichen Gegnern, den Katharern drohte. Die völlige Erfolglosigkeit aller päpstlichen Bemühungen zur Bekehrung der Ketzer brachte ihn auf die Idee seines Ordens. Diese Ketzer warfen ihren Bekehrern Ueppigkeit, Prunkliebe und schlechte Sitten vor; darum sollte ihnen die Demuth und Einfachheit des apostolischen Berufs jeden Vorwand zur Beschönigung ihrer Herzenshärtigkeit rauben. Beide Bettelorden machten also die Entsagung und Armuth, die völlige Verzichtleistung auf Besitz und Eigenthum zum ersten Grundsatz der echten Jünger Christi, um im Geiste der apostolischen Mission für das Heil Anderer zu wirken und echten Bußeifer in der Welt zu wecken. Nur war bei dem weichen, gefühlvollen Franciscus diese Aufgabe Sache des Gemüths und innige Herzensangelegenheit, bei dem kalten, ernsten und strengen Dominicus Resultat einer Verstandesreflexion. Die Franciscaner sehen demgemäß ihre Hauptaufgabe in dem praktischen Zwecke der Ermahnung zur Buße, die Dominicaner in der Bekämpfung aller Andersdenkenden, in der Wachsamkeit über die Reinheit der Lehre. Hierdurch sowohl, als auch durch ihre gemessene und strenge und, trotz aller Demuth, sogar vornehmen Haltung sind sie die Vorläufer der Jesuiten geworden. Der Erfolg beider Orden war thatsächlich ein geringer, da sie es nicht wagten, sich in ein gegensätzliches Verhältniß zu Papst und Hierarchie zu setzen, vielmehr von diesen Mächten ins Schlepptau genommen und allmählich ihrem Verfalle entgegen geführt

wurden. Sie gestalteten sich im Laufe der Zeit zu Werkzeugen, durch welche der auf den Völkern lastende Druck der päpstlichen Herrschaft bis ins Maßlose verstärkt ward. Die Grundidee der Besitzlosigkeit wurde von Gregor IX. völlig dadurch verschoben, daß er die pfiffige Unterscheidung zwischen Gebrauch und Besitz anbefahl und daß Innocenz IV. im Jahre 1245 das Eigenthumsrecht auf alle Güter der Franciscaner dem päpstlichen Stuhle selbst vindicirte. Ja, es wurde sogar die Behauptung, daß Christus und die Apostel weder speciell noch gemeinsam etwas besessen, als der heiligen Schrift zuwider laufend und also als häretisch verurtheilt. Auf diese Weise wurden Armuth und Reichthum in dem sittlichen Bewußtsein der Mönche ganz indifferente Begriffe, deren abstracte Unterscheidung für das Leben ohne alle Bedeutung war. Durch diese Verwirrung der Begriffe brach das sittliche Leben in der Kirche überhaupt zusammen, und es ist die Geschichte dieser Orden, die die Kirche zu reformiren beabsichtigten, zugleich die Geschichte des Verfalls der Kirche selbst.. In socialer Beziehung haben die Orden übrigens Bedeutendes geleistet. Während einerseits in den Mönchsorden sich der Corporations- und Standesgeist des Mittelalters zu einer neuen Form gestaltete, waren andererseits die Bettelorden ganz darauf angelegt, die noch so engen Schranken des socialen Lebens jener Zeit zu erweitern und zu durchbrechen. Der freie Eintritt, welchen sie Jedem gestatteten, machte es auch dem Geringsten möglich, sich empor zu schwingen und hinauf zu arbeiten, und sie eröffneten so manchem Talente, das sonst seine schlummernde Kraft nie hätte entwickeln können, eine Thätigkeit, die es selbst auf die höchste Stufe stellen konnte, setzten also den aristokratischen Begriffen und Privilegien ein mächtiges Gegengewicht entgegen. Sie legten auch die Scheu vor der Berührung mit der Welt gänzlich ab und gaben auch ihren Ordensgrundsätzen für Alle, die auch nur in eine freie Verbindung mit ihnen treten wollten, eine möglichst weite Ausdehnung. So entstand der Orden der Tertiarier, in welchem der Laie, so weit er es als Laie vermochte, sich dem Mönche assimilirte. Zuletzt fiel auch der Anschluß an einen auf der substanziellen Grundlage eines Ordensgelübdes stehenden Ordens hinweg, und es entstanden Vereine, die den vermittelnden Uebergang vom Zwange des Mönchs- und Klosterlebens zur Freiheit des Laienlebens bildeten. Als ein solcher Verein erscheint die von dem Niederländer Gerhard Groot und dessen Schüler Florentius Radewiin in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts gestiftete Gesellschaft der Brüder des gemeinsamen Lebens, deren Verdienst um den Volks- und Jugendunterricht im weiteren Ver-

lauf unſerer Darſtellung ihre Würdigung erhält. Der praktiſche Geiſt hatte auch dem occidentaliſchen Chriſtenthume bereits einen Leib, **die Kirche**, geſchaffen — eine Theokratie, die in Rom ihren Mittelpunkt hatte, und von da aus die Geiſter der Menſchen regierte, wie das alte Rom die Leiber des Erdkreiſes beherrſcht hatte, — dieſem nacheifernd an Pracht und Glanz und in ſeinem Papſte, dem Imperator, Conſul, Pontifex Maximus, Haruſpex und Augur des Chriſtenthums, die Herrſchermacht der alten Roma wiederholend, zugleich aber auch in der Gährung der Völkerwanderung und in der Verwirrung des Mittelalters rohe Fürſten und Völker zur Geſetzlichkeit und zur Ordnung führend und als Schutz der Bildung und Erziehung neue Bahnen für dieſelben ſichernd.

Die occidentaliſche Kirche war die Repräſentantin für die Weiterentwicklung des Chriſtenthums.

---

b. Das Germanenthum.

Dieſe Weiterentwicklung ward weſentlich durch die Erneuerer der abendländiſchen phyſiſchen und pſychiſchen Welt, durch die **Germanen** vollzogen. Womit das antike römiſche Leben aufgehört hatte und woran es untergegangen war, damit begann das Germanenthum. Die Freiheit des Individuums, die abſolute Berechtigung der Perſönlichkeit, war bei den Germanen innerſtes und eigenſtes Leben, Fleiſch und Blut — gegründet auf einen Charakter, der mehr durch Nachdenken und Gefühl, als durch Phantaſie beſtimmt ward, und deſſen Grundlage mehr Stetigkeit als Beweglichkeit war. Dieſe Menſchen mit den wilden blauen Augen, mit dem röthlichen Haare, mit dem großen ſchlankgewachſenen und zum Angriff gerüſteten Körper, mit dem klugen und ſchlauen, doch aber geradem und offenem Sinne und mit der Gaſtfreundſchaft gegen den Genoſſen wie gegen die Fremden, vertraten ſich ſelbſt in natürlicher Unabhängigkeit und hatten in Beſitz, in Familie und in Wehrhaftigkeit die Darſtellung und Erfüllung ihrer Perſönlichkeit. Die älteſte deutſche Verfaſſung war demokratiſch monarchiſch. Zuerſt bildeten die Adalinge den bevorrechteten Stand, welche ſich im Beſitze eines Allod d. h. eines nach dem Rechte der Erſtgeburt vererbbaren Freigutes befanden. Der Stand der Gemeinfreien entwickelte ſich allmählich aus freigewordenen Liten. Aus den Adalingen ging ſpäter der hohe, aus den Gemeinfreien der niedere, und aus den Gefolgſchaften,

die sich um berühmte Kriegshelden schaarten, der Waffen-Adel hervor. Mehrere Allode machten in freier Vereinigung eine Mark oder Gemeinde aus, und Gemeinsamkeit der Interessen vereinigte eine Anzahl von Gemeinden zu einem Gau, dessen öffentliche Angelegenheiten in einer Versammlung der Freien (— wo man auch hervorragende Männer zu Herzogen wählte —) unter freiem Himmel berathen und entschieden wurden. In der Gemeinde hatte der Einzelne das Gefühl seiner Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, und jedem durch sich Selbstständigen ward in derselben diese Freiheit garantirt, die so hoch geachtet war, daß nicht allein jeder freie Mann auf seine Ehre mehr gab, als auf das eigene Leben, sondern daß sich auch die Sklaven einer guten Behandlung zu erfreuen hatten. Die Gerichtsstätten befanden sich im Freien bei geheiligten Bäumen und Quellen: nur Freie konnten Ankläger und Zeugen sein, und die Richter wurden durch die Freien aus ihrer Mitte gewählt; der Graf saß dem Gerichte vor; das Verfahren war öffentlich, vor dem versammelten Volke; das gangbarste Beweismittel von Schuld und Nichtschuld war der Eid, abgelegt auf den Griff oder die Schneide des Schwertes, unter Anrufung eines Gottes. Ueberall zeigte sich in den Organisationen der Germanen Trotz und Stolz der Selbstständigkeit, aber einer Selbstständigkeit, die sich auch zu beschränken wußte. Im Geleitwesen schlossen sich die Vornehmsten, die großen Grundbesitzer als Barone, die gewählten Beamten, die Richter als Grafen, die Heerführer als Herzöge aus eigenem Antriebe dem Mächtigsten und Tugendhaftesten als dem Könige an: hier sprach sich die Treue und Innigkeit des deutschen Gemüthes aus, und die unbedingte Anerkennung des Anderen diente zur eigenen Befriedigung. Doch läßt sich nicht leugnen, daß das germanische Streben nach Geltendmachung der Persönlichkeit von jeher den Particularismus gefördert hat. Der Einzelne lebte gern abgesondert von dem Andern auf seiner Hufe, wie in einzelnen Gegenden Deutschlands heute noch und einen Gesammtstaat bildete die Ureinwohnerschaft Germaniens nicht. „Das häusliche Leben hat das staatliche stets in den Hintergrund gedrängt, und nur einem Sohne der Mutter Germania, dem angelsächsischen in England, war es beschieden, dieses und jenes gleich tüchtig auszubilden. Erst in neuester Zeit scheint das Mutterland dem Tochterlande nachzukommen". Ueber sich glaubte der Germane an ein von allen deutschen Zungen mit dem Namen „Gott" bezeichnetes höchstes Wesen, vor dem er sich in heiliger Scheu beugte und das er nur bei feierlichen Gelegenheiten zu nennen wagte, das ihm jedoch mit seinen verschiedenen Eigenschaften in selbstständigen Persönlichkeiten entgegentrat, so daß

ſein Gott zu Göttern ward, die in heiligen Wäldern verehrt wurden und deren Diener, die Prieſter, Opfer darbrachten, aus dem Gewieher öffentlich unterhaltener weißer Roſſe Weiſſagungen verkündeten ꝛc. Unter den einzelnen Göttern ſteht Wodan (Wuotan) obenan. Er iſt der alldurchdringende Weltgeiſt, die ſchaffende Kraft, welche alles geſtaltet, der Himmel, welcher die Erde umfängt, die Sonne, welche dieſelbe beleuchtet und befruchtet. In der Umarmung mit der Erde erzeugt er den gewaltigen Sohn, den Donar (nord. Thor), den Donnerer, welcher die Erde und ihre Anbauer beſchützt und die Feinde der Götter und Menſchen bekämpft. Fro (nord. Freyr) iſt der Schirmherr des Friedens und der Ehe, die ſchöpferiſche, zeugende Liebe. Zio (nord. Tyr) iſt der Kriegsgott, die ausführende Hand ſeines Vaters Wodan. Baldar (nord. Baldur) iſt der weiſe, gerechte und beredte Gott; ihm zur Seite als Helfer ſitzt ſein Sohn Forasizo, der Händelſchlichtende, der Vorſitzende der Gerichte. Aki (nord. Aegir) iſt der Gott des Meeres und Vol (nord. Ullr) der Gott der Jagd. Alle dieſe Götter waren kosmiſche und ſittliche Ausflüſſe der allumfaſſenden Weſenheit Wodans. Mit der Entwicklung der Vielgötterei finden ſich auch die weiblichen Gottheiten ein; auch erſcheint eine Mittelſtufe zwiſchen Göttern und Menſchen, das Geſchlecht der Helden. Endlich ſuchte die gläubige Volkspoeſie in den Naturkräften überall Anhaltspunkte zu götter- und geiſterhaften Bildungen. Dieſes Durchgeiſtigen der Natur verleiht der altdeutſchen Religion ein ſtark hervortretendes pantheiſtiſches Element. — Im Hauſe war jeder freie Germane ſein eigener Prieſter und die Hausmutter die Prieſterin. Die Frau war zwar unſelbſtſtändig, denn ein ſelbſtſtändiges und vollberechtigtes Glied der Gemeinde konnte nur Der ſein, der alle Pflichten der Gemeindeglieder zu erfüllen vermochte; doch ward in der Frau etwas Heiliges und Gottverwandtes verehrt (daher die Wahrſagerinnen, die für heilig gehalten und bei wichtigen Unternehmungen befragt wurden), und der keuſche Sinn des Volkes war für ſie die Urkunde ihres Grundrechtes: Vielweiberei war nicht zu finden, die Ehe wurde heilig, der Ehebruch für die größte Schande gehalten, — das ſündigende Weib mit dem Buhlen auf friſcher That ungeſtraft erſchlagen, die Ehebrecherin nackt entkleidet, des Haupthaares beraubt, aus dem Hauſe geſtoßen, durch das Dorf gepeitſcht. Der Vater verfügte über die Hand ſeiner Tochter. Zu den ſchwerſten Verbrechen wurde der Frauenraub gerechnet. Vollreife des Leibes und Geiſtes ward zur Eingehung der Ehe gefordert: vor Erreichung des 20. Jahres wurde in der Regel keine Heirath geſchloſſen. Der Brautkauf d. i. die Ablöſung der Braut von der angeborenen Mundſchaft

und die Bedingung des rechtmäßigen Eintritts in das Geschlecht und den Schutz des Bräutigams, macht die Ehe zu einer gesetzmäßigen Verbindung. Rinder, ein aufgezäumtes Roß, ein Schild, nebst Frame und Schwert waren die Gaben des Werbers. Ihrerseits brachte die Braut dem Bräutigam die Mitgift zu, über die jedoch der Mann kein Verfügungsrecht hatte und die mit der Familie der Frau im bleibenden Zusammenhange stand. Von der Heimführung der Braut und von der Ehelichung ab nahm die Frau an Lust und Leid, an Recht und Stand des Mannes Theil, und was ihr das Gesetz versagte, räumte ihr, die mehr kräftig und tugendhaft, als anmuthig und sanft war, die Liebe oder die Klugheit ein. Die Bestellung der Wirthschaft und die Besorgung der Küche waren ihre erste Aufgabe: besaß die Familie Gesinde (— außer den Freien gab es zins- oder dienstpflichtige Hörige (Leute, Liten) und vollkommen rechtlose Sklaven [Schalke] —), so hatte dieses das Feld zu bestellen, und der Hausfrau verblieb nur die Leitung. Eine große Kinderschaar hielt der Familienvater für einen großen Segen. Die Zahl der Kinder zu beschränken oder gar eins der nachgeborenen zu tödten, war ein Verbrechen, wogegen jedoch mißgestaltete Kinder in Sümpfen erstickt wurden. Das junge Geschlecht war der besonderen Obhut der Mutter anvertraut. Sie nährte die Kinder an ihrer eigenen Brust, und schon mit der Milch sogen sie den tüchtigen Sinn ein, der Knaben und Mädchen gleich sehr auszeichnete. Die Kinder der Herren und Sklaven wuchsen gemeinsam auf, — einfach und schlicht, wenig bekleidet, ohne Sorge selbst für Reinlichkeit. Besonders wirksam war der Einfluß der Mütter auf die Töchter. In ernster, strenger, frommer Sitte wurden sie zu ihrem natürlichen Berufe als Gattinnen, Hausfrauen und Mütter erzogen und in den ihnen hier obliegenden Pflichten und Geschäften unterwiesen. Auch die Kenntniß der Runen war ein Theil der weiblichen Bildung; denn das Weib mochte sich die geheimen Künste des Lesens und Schreibens aneignen, während dem Manne die wissenschaftliche Beschäftigung weibisch vorkam: darum auch hatten Wissenschaft und Kunst keinen Boden, fand überall ein unmittelbares Eingreifen des Himmels statt, und waren alle Vorstellungen über Entstehen und Vergehen der sichtbaren Welt nichts als die Geschichte der Götter, indeß die Heilkunde sich nicht über Sympathie erhob und die Heilkräfte der Pflanzen Zauberformeln, die man bei ihrem Gebrauche anwandte, zugeschrieben wurden. Vom siebenten Jahre ab übergaben vornehme Aeltern ihre Kinder Verwandten oder Freunden zur Erziehung: Söhne wurden im Norden gern den Brüdern ihrer Mütter anvertraut. Wie bei den Hellenen im heroischen Zeitalter bestanden

auch bei den alten Germanen die Bildungsmittel in Gymnastik und Musik. Doch trat das Musische gegen das gymnastische Treiben zurück und von Jarls zwölf Söhnen kennt nur der jüngste Konr auch die geheimen Wissenschaften.

Auf wuchs da
Jarl in den Gemächern.
Das Lindenschild lernte er
schwingen;
Bogensehnen anlegen;
Bogen spannen;
Pfeile schaften;
Geschosse schießen;
Spieße führen;
Auf Rossen reiten;
Hunde auf die Spur setzen;
Mit Schwertern niederschlagen;
Schwimmen.
Auf wuchsen da
Des Jarl Söhne:
Rosse bändigten sie,
Schilde bogen sie.
Geschosse schabten sie,
Sie schwangen Spieße.
Doch Konr der Junge
Verstund die Runen,
Die ewigen Runen,
Die altüberlieferten Runen.
Weiter verstund er
Den Menschen zu helfen,
Scharfe Waffen stumpf zu machen,
Das bewegte Meer zu beruhigen.
Er lernte den Klang der Vögel,
Das Feuer stillen,
Auch das Gemüth beruhigen;
Sorgen niederlegen;
Stärke und Kraft
Von acht Männern.

War der Knabe erwachsen, so ward er in der Versammlung des Volkes für wehrhaft d. i. für mündig erklärt. Die Waffen begleiteten ihn von nun ab durch's ganze Leben: ein kurzer Speer zum Angriff, ein großer Schild zum Schutz, — damit kämpfte der Germane, fast nackt, meist zu Fuß, doch auch zu Pferd; und hinter seinen Schlachtreihen standen Weib und Kind, um zur Ausdauer anzumahnen und zum Siege anzufeuern. Krieg, Jagd, Volksversammlung und Gericht — das war das Terrain, auf dem sich der Mann herumtummelte,

und gab es darin nichts zu thun, ſo ſaß er daheim in ſeinem Hauſe aus Holz oder Lehm um den Heerd, ſchmauſte in Obſt, Käſe, Wild, Fleiſch von der Heerde, Früchten von dem Felde, zechte in Bier, Meth oder Wein oft unmäßig bis in die Nacht hinein, oder ſpielte und zwar ſo leidenſchaftlich, daß er Hab' und Gut, ſelbſt die eigene Freiheit Preis gab. — Das war die bis in's äußerſte Extrem getriebene Conſequenz des germaniſchen Freiheitsſinnes, — die Freiheit um nichts als allein aus freiem Willen aufzugeben. — Das Germanenthum ſuchte ſeit ſeinem erſten Erſcheinen das Princip der freien Selbſtbeſtimmung des Individuums in der Geſchichte geltend zu machen, und indem die alten Deutſchen dieſes Princip im Keime und ſeinen erſten Anſätzen nach betraten und durchſetzten, ſtanden ſie mit demſelben, obſchon Barbaren, auf einer höheren Stufe in der Geſammtentwicklung der Menſchheit, als die Principien, auf und nach denen die antike Welt ſich entwickelte. Darum waren dieſe Urmenſchen, die Tacitus als eine „unvermiſchte nur ſich ſelbſt ähnliche Nation" (propriam et sinceram et tantum sui similem gentem) preiſt, berufen, als das römiſche Volk vom Schauplatz abtrat, Träger der Weltgeſchichte zu werden.

Das Princip der freien Selbſtbeſtimmung befähigte die Germanen, nicht allein das Chriſtenthum aufzunehmen, ſondern auch im Laufe der Zeit ihm eine verjüngte Geſtalt zu verleihen. Es befähigte ſie zu dieſer Aufnahme beſonders in der Zeit, als ſie mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gekommen waren, als durch ihren Kampf mit den Römern das alte Stammes- und Geſchlechtsbewußtſein aufgelöſt, die einfache Zucht und Sitte der Familie geſchwunden, und an die Stelle der von Tacitus geprieſenen Tugend Heimtücke, Verrath und Wortbrüchigkeit getreten war. Da, wo ſich der Gemüther, die der Subſtantialität des früheren Lebens beraubt waren, eine innere Leere bemächtigte, trat ihnen im Princip des Chriſtenthums ihr eigenes urſprüngliches Princip, aber in ſeiner Abſolutheit, entgegen. Das Princip des Chriſtenthums harmonirte mit dem des Germanenthums: die Gottmenſchlichkeit, der Gedanke, daß das Subject unendlichen Werth in ſich hat und das Ewige als ſeine Subſtanz weiß und bethätigt.

c. Die Hierarchie und das Feudalſyſtem.

Die römiſche Hierarchie und das germaniſche Feudalſyſtem bezeichnen den Charakter des ſogenannten Mittelalters.

In der Form der **Hierarchie** macht ſich der transſcendente Inhalt des chriſtlichen Glaubens als äußere, univerſelle Macht und Autorität

über das Verhalten der Individuen und Völker, die erst im Christenthum zu erziehen waren, geltend. Die Hierarchie ist die große Schule und der Papst der oberste Schulmeister in der Welt des Mittelalters: das ist ihre ewige Bedeutung in der Entwicklung der Geschichte. Sie war das diesseitige Jenseit — in ihrem Innern durch ihre Unterschiede (niederer Klerus, Bischöfe und Domcapitel, Erzbischöfe, Papst) gegliedert, und bildete eine getrennte Kaste, welche, über alle anderen Stände erhaben, im Alleinbesitze des Rechtes war, das Verhältniß zwischen Gott und dem Menschen zu vermitteln, die Lehre der Kirche auszulegen und mitzutheilen und in der Beichte alle Handlungen der Menschen vor ihr Forum zu ziehen. Der Mittelpunkt dieses geistlichen Reiches war Rom, und in diesem der Papst das geistliche und in Wahrheit auch das geistige Oberhaupt aller christlichen Völker im Mittelalter. Er hatte — wie es ihm die isidorischen Dekretalien zuschrieben — das ausschließliche Richteramt über alle Bischöfe und war der höchste Gesetzgeber der Kirche, der Synoden berief, Bischöfe einsetzte und Bisthümer errichtete. Er repräsentirte die Allgemeinheit des Mittelalters, die Kirche, deren Diener der Priester (gleichfalls ein allgemeiner Mann) war, nicht an die Scholle geheftet, nur im Zusammenhange mit Rom und überall in den Mittelpunkt der Kirche gestellt, nicht an Erwerb geknüpft und nicht durch Privateigenthum gebunden. Dazu noch ein zahlreiches, streng disciplinirtes, zu unbedingtem Gehorsam verpflichtetes Heer von Mönchen. So war der Papst der größte Machthaber in der mittelalterlichen Welt. „Diese Greise von St. Peter haben, schwach und wehrlos, wie sie waren, kriegerische Fürsten unterworfen und abgesetzt, Königen befohlen, barfuß und im Kleide der armen Sünder vor ihrer Thür zu stehen, wenn sie zürnten, und ihnen erlaubt, wenn sie freundlich waren, sie beim Mahle zu bedienen, oder den Steigbügel ihres Zelters zu halten. Sie stiegen auf aus dem Dunkel der Gewöhnlichkeit nicht wie Könige, die im Purpur geboren werden, sondern viele von ihnen waren in Armuth und Niedrigkeit geboren, und dennoch küßten ihnen erbliche Kaiser ihre Füße und nannten sich Vasallen ihrer Gnaden. Sie waren gestern noch ungekannt und ungenannt, und heute schon lenkten sie die Zügel der Weltgeschichte und entschieden den Gang der Völkerschicksale. Was sie aussprachen, war ein Weltgesetz. Auf ganze Völker legten sie mit einem Wort Verzweiflung und Todesstille, und breiteten über Länder die Oede des Kirchhofs aus. Sie konnten Krieg und Frieden verkünden, Reiche stiften und zerstören; Länder und Meere, die doch nicht die ihren waren, verschenkten sie, und noch zu entdeckende Küsten theilten sie, die doch nichts besaßen, unter die Fürsten,

als wäre unſere Erde ihr Eigenthum. Dem menſchlichen Denken befahlen ſie Stillſtand, oder gaben ihm nur ſo viel Bewegung, als ihnen gut däuchte. Sie waren Herren des Gemüthes der Welt. Ihre Macht beſtand nur im Glauben und Aberglauben. Sie herrſchten im Reiche der Geiſter mit dem Zauberſtabe der Einbildungskraft. Ihr ganzes Weſen war wie eine Sage, und ihr ganzes Reich, ſo wirklich und gewaltig, eine die Erde und den Himmel vermählende Dichtung."

In dieſem Reiche, dem die mannigfaltigſten Volksindividualitäten zur Unterlage dienten, herrſchte Eine Sprache, — die lateiniſche: ſie war „das Medium und die allgemeine Bezeichnung des Glaubens, die Sprache der Kirche und daher der Ausdruck für das Subjectivſte und Innerlichſte, wie ſie es ſchon für das Objectivſte und Aeußerlichſte, für Recht und Geſetz geweſen war", und die Herrſchaft derſelben verknüpfte ſich ſo innig mit der Herrſchaft der Kirche, daß mit der einen auch die andere ſtieg, mit der einen auch die andere fiel. — Damit waren auch die Wiſſenſchaften vorgezeichnet, die den Mittelpunkt im Unterrichte bilden mußten. Der chriſtliche Glaube und die lateiniſche Sprache waren dieſes Centrum, und wenn die Aneignung des erſten, wenigſtens in ſeinen allgemeinſten Formeln, von Allen verlangt ward, die Chriſten hießen, ſo mußte letztere überall und zuerſt von denen erlernt werden, die ſich, wenn auch nur im geringſten Grade, über die Volksmaſſe zu erheben ſuchten, indeſſen ſich aller gelehrte Unterricht in ihr concentrirte. — Dieſer Unterricht in der lateiniſchen Sprache wie in der Religion ward von der Hierarchie geleitet. Damit war angezeigt, daß der individuelle Menſch, den die Hierarchie abſorbirt, dabei nicht beachtet und geduldet werden ſolle und dürfe, daß darum auch weder die klaſſiſche Literatur des Alterthums, bei deren Studium ſich das Individuum mit eigener Kraft in eine für es vergangene Zeit vertiefen muß, noch die Kritik, in der ſich das Subject der zwingenden Autorität gegenüberſetzt, anerkannt werden könne. Die Kirche war die Inhaberin der Wiſſenſchaften, und ſie gab den Unterrichtsanſtalten von ihrem Geiſteseigenthum, was und wie viel ſie für gut befand. Als die Individualität ſich geltend machte, und die individuelle Kraft ſich in den alten Klaſſikern herumtummelte, war es um die Hierarchie und mit ihr um die Kloſterweisheit, um die geiſtliche Zucht und um die zünftige Univerſitätsſcholaſtik, geſchehen.

Der Kirche und ihrer Hierarchie gegenüber, und verbunden zugleich mit ihr, geſtalteten ſich die Elemente des germaniſchen Geiſteslebens zum **Feudalſyſtem**, in dem die Willkür des Einzelnen gebrochen und die wahrhaft individuelle Freiheit dadurch anerzogen ward, daß das individi-

duelle Belieben unter den Gehorsam, in die Treue und den Dienst einer Allgemeinheit, gegeben war. Das Feudalsystem war auf die Grundeigenschaften des germanischen Geistes gebaut: Ehre und Hingebung, Huld und Treue, Dienen und Freisein durchdrangen sich in ihm. In der Feudalität kamen die Partikularitäten zur Geltung, und das Allgemeine wurde durch die Interessen und das Dafürhalten der Subjecte gefördert. Die Feudalverhältnisse gingen aus den germanischen Standesunterschieden hervor. Alle Reiche nach der Völkerwanderung waren durch Eroberung entstanden und die eroberten Länder von dem Eroberer unter die Sieger und Besiegten vertheilt: die alten Besitzer erhielten einen Theil ihres Besitzes gegen Zins und bestimmte Leistungen, das übrige ward vom Sieger unter seine Gesellen (Vasallen) als freies Eigenthum (Allod), aber nicht als eigenes, sondern nur als geliehenes Gut (Lehen, feudum), wofür sie ihm zur Treue verpflichtet waren, vertheilt. Vom Landesherrn ging also aller Besitz aus, und alle Unterthanen waren ihm lehnspflichtig. Durch das Recht der Eroberung hatte er jedoch auch noch einen besonderen Theil für sich, den er an treue Diener zur lebenslänglichen Nutznießung vertheilte, um sie enger an seine Person zu knüpfen, und wiederum auch übertrugen größere Grundbesitzer einen Theil ihres Allods oder auch ihres Lehens geringeren Leuten als Afterlehen, so daß ein Kreis von Lehnsherrn und Lehnsleuten entstand. — Die Feudalität war eine Berechtigung und somit Beschränkung Einzelner gegen Einzelne, eine Addition von Particularitäten, mit denen das Allgemeine, die Kirche, in Eins zu setzen war.

Diese Ineinssetzung, die in einer Aufhebung der germanischen Willkür und in einer Verwandlung des äußerlichen, gehaltvollen Ansehens der Kirche in die inhaltsvolle sittliche Freiheit des Einzelnen besteht, wurde in dem Kampfe der Kaiser und Päpste, in der Entwicklung der ganzen mittelalterlichen Welt erstrebt. Ueber und in einander bauten sich nun Kirche und Staat auf: die Grafschaft gliederte sich in Gaue, das Bisthum zerfiel in Archidiakonate; der Gau war in Hundertschaften eingetheilt, das Archidiakonat unterschied sich in Dekanate; der Staat war römisch-katholisch, die Kirche nahm mit dem Lehnswesen germanische Einrichtungen in sich auf. Im Geistesleben trat das Gymnastisch-Kriegerische zurück und das Musische, das Wissenschaftliche gewann an Ansehen. Die Bildungsmittel der Germanen selbst erhielten durch Einwirkung der Kirche eine ganz andere Gestalt. Die geheimen Wissenschaften wurden als ungöttliches Zauberwesen verworfen. Nur die Kunst des Gesanges ward als weniger verfänglich in ihrer ursprünglichen Gestalt gestabter Reime aus dem Kreise runischer Wissenschaften

herübergenommen: da ihr jedoch die Geistlichkeit nicht sehr günstig war, ward sie in Deutschland längere Zeit nicht als Theil der Ausbildung Edler gefordert, und erst später, als eine leichtere Silbenreimdichtung ausgebildet war, erhielt sie auch hier die Ehren wieder, die sie in früheren Zeiten schon in Spanien und Südfrankreich gehabt und bei den südgermanischen Stämmen eine Zeit lang verloren hatte. An die Stelle jener Wissenschaften traten die sogenannten artes liberales, aber nicht ausschließlich für die Edlen, sondern besonders für die Geistlichkeit. Diese ganze Bildung, wie die im Gewande des Romanismus überlieferten Ideen des Christenthums, blieb jedoch der germanischen Welt immer ein fremder Stoff, der sie, passiv, beherrschte, solange sie denselben ihrem eigenen ursprünglichen Wesen einbilden sollte, so lange sie ihn noch nicht aus der Tiefe des eigenen Gefühls herausgearbeitet hatte.

So lange war sie deshalb auch noch nicht bei sich selbst. Noch nicht fähig, Gott in der eigenen Brust zu erfassen und den Himmel zur Erde herabzuziehen, — noch nicht mündig, um die Versöhnung in sich selbst durch eigene innere That zu vollziehen, lebte sie in der Vergangenheit und Zukunft: in der Vergangenheit, deren Wunder und Geheimnisse sie anstaunte und feierte, und in der Zukunft, wo der jenseitige Himmel mit aller Gluth der Einbildungskraft als das Ziel der Sehnsucht ausgemalt ward. Erinnerung und Hoffnung beherrschten das ganze Denken und Sinnen des Menschen und verliehen seinen Geisteswerken jenen eigenthümlichen Charakter, der mit dem Namen des Romantischen bezeichnet wird, das sich, im Gegensatz zu der Klarheit, der Ruhe und dem Maße bei den Römern und Griechen des Alterthums, als Bewegung, als Geheimnißvolles, als Mystisch-Symbolisches darstellt, und das an die Stelle des sinnlich-objectiven Lebens, das ein hervorstechender Zug in der antiken Welt war, die geistige Subjectivität, in der das Uebersinnliche zur Darstellung gebracht werden sollte, setzt. Das Mittelalter war das Streben nach Einheit des Romanismus und Germanismus; weil es aber diese Einheit auf organischem Wege nicht erreichte, daher das Allegorische und Sinnbildliche, die reiche Mannigfaltigkeit an der Stelle der antiken großartigen Einfachheit: — die Romantik, so genannt, weil der Gegensatz zum Klassischen in den Romanen und Romanzen am unzweideutigsten hervortrat. Die Romantik selbst gliedert sich wieder in zwei verschiedene Entwicklungsepochen, je nachdem in ihr das romanische oder das germanische Element überwiegt. In der Periode der scholastisch-geistlichen Erziehung ist der Romanismus vor dem Germanismus, das Allgemeine vor dem Einzelnen und Individuellen vorherrschend: es ist diese Periode

der Orient der christlichen Geschichte. Dieser Charakter offenbart sich in allen Zweigen des physischen und psychischen Lebens. Die romanische römisch-germanische Geistesbildung zeigt sich in der Kunst. Die Poesie nahm die Geschichte des Christenthums zu ihrem Vorwurfe und bearbeitete sie. In der Baukunst machte sich der romanische Stil geltend, dessen Grundtypus die römisch-christliche Basilika blieb, wozu sich das durch seine Vorliebe für die Kuppelform ausgezeichnete byzantinische Element gesellte und Einflüsse des muhamedanischen Stils sowie Anklänge des späteren germanischen architektonischen Geistes bemerkbar sind. Auch die Malerei stand im Dienste der Kirche: sie offenbarte sich vorzüglich als Miniaturmalerei in den Handschriften, als Wand- und Tafelmalerei und als Glasmalerei. Den überwiegend romanischen Charakter trugen auch Zucht und Unterricht. Die Zucht war äußere Abrichtung und konnte deshalb das innere Leben nicht vor Verwilderung bewahren: waren doch bei der Geistlichkeit Ehebruch und Unzucht an der Tagesordnung und war doch ihr Umgang mit Frauen ausdrücklich für straflos erklärt, falls er sich auf „bloße Liebkosung" beschränkte, indeß sie dem Bischofe und dem Papste blinden Gehorsam schwur. Der Unterricht umfaßte drei Culturelemente: das nationale, romanische (kirchliche) und antike. Während jedoch das nationale nur in Legenden vertreten war, hatte das kirchliche die Kirche selbst in der Hand, indem sie das Kind lesen lehrte und ihm gab, was ihr für dasselbe zum Lesen gut schien, das Vaterunser, den katholischen Glauben und die Psalmen — und repräsentirten das klassische Element wesentlich die Kloster-, Dom- und Stiftsschulen, bei denen sich auch die Bücherssammlungen fanden, — Bibliotheken, in denen, oft an Ketten befestigt, die Bücher auf unseren Kirchenstühlen ähnlichen Pulten lagen.

II. Die geistlich-scholastische Erziehung.

A. Unterricht.

12.

Die Schulanstalten in der geistlich-scholastischen Erziehungszeit.

Die Schulen, welche auf dem romantischen Boden der römischen Hierarchie und des germanischen Feudalstaates wachsen konnten, waren kirchliche Anstalten, — die Klosterschulen so gut und nicht mehr, als die Dom- und Stiftsschulen, und mit ihnen die Parochialschulen.

1) **Den Parochial- und Gemeindeschulen** fehlte das wahrhafte Fundament in der geistlich-scholastischen Zeit. Das Volk hatte noch keinen Sinn für Kenntnisse. Doch wurden von den Päpsten schon früh neben den Pfarrkirchen auch Pfarrschulen angeordnet, und wenn es an Lehrern der Wissenschaft in den einzelnen Pfarreien fehlte, so sollten doch wenigstens, nach Leo's vierter Verordnung, Lehrer der heiligen Schrift und Erzieher in den kirchlichen Obliegenheiten nirgends mangeln; denn wie kann Einer, sagte er, mit Nutzen an dem Gottesdienste Theil nehmen, wenn er nicht durch gehörigen Unterricht dazu angeleitet ist. In Frankreich befahl Bischof Theodulf von Orleans den Pfarrern, die Knaben ohne Lohn in der Wissenschaft mit aller Anstrengung zu unterweisen. Karl der Große verordnete, daß die Jugend im Lesen, Singen, Rechnen, etwas Grammatik und Schreiben unterrichtet werde. Und ein Mainzer Concil vor der Mitte des 9. Jahrhunderts verfügte, daß die Kinder entweder den Schulen der Klöster oder denen der Pfarrer übergeben werden sollten, damit sie mindestens den Glauben und das Unservater in ihrer Muttersprache lernten. Doch nahm das Volksschulwesen nach Karl dem Großen wegen der Kriege und Einfälle der Barbaren ꝛc. keinen besonderen Fortgang und Aufschwung. Auch lag der Schwerpunkt der Zeit nicht in den Volksschulen und in der Bildung des Volkes, sondern in der Erziehung der Geistlichkeit, und diese fand in den Kloster- und Domschulen statt.

2) **Die Klosterschulen. Benedictus von Nursia,** (480—543), schuf einen Bruderbund von Anachoreten, in kleinen Genossenschaften, „inselartig zuerst in der Einsamkeit der Berge, dann auch in den Städten abgesperrt." Es war — sagte Gregorovius — die begeisterte Absicht des Benedictus, die christlichen Principien des Gehorsams vor dem moralischen Gesetz, der Demuth, der entsagenden Liebe, der Selbstbetrachtung, der inneren Freiheit und endlich der Gütergemeinschaft in practischen Schulen zu verwirklichen. So bildet sich denn eine Republik armer und entsagender Menschen, die jedoch nicht in fauler Beschaulichkeit die Zeit verbrachten, sondern nach dem socialen Princip der Arbeitsvertheilung arbeiten mußten und die daher, wie bereits erwähnt, Lehrer des Ackerbaues, des Handwerks und der Wissenschaften in vielen Ländern des Abendlandes wurden: — ein Orden, der während 15 Jahrhunderten 4000 Bischöfe, 1600 Erzbischöfe, 200 Cardinäle, 24 Päpste, 15,700 Schriftsteller, und vor der französischen Revolution 37,000 Häuser zählte. Christliche Brüderlichkeit und Liebe wollte hier dem Talente eine Laufbahn öffnen, und darum standen der Armuth und dem Reichthum, dem Adel und Nichtadel, der Freiheit und Knecht-

schaft, den Gelehrten und Ungelehrten, den Geistlichen und Weltlichen die Pforten offen. Ein gesetzlich pädagogisches Leben, beständige Clausur, gemeinschaftliches Zusammensein ohne persönliches Eigenthum, Entsagung, Armuth und Keuschheit, unbedingter Gehorsam gegen die Oberen, ununterbrochene Beschäftigung, die zwischen Andachtsübungen, nützlicher Handarbeit und dem Lesen erbaulicher Bücher wechselte: das waren die Grundlagen, auf denen sich der Orden aufbaute. Der Vorsteher desselben, Abt oder Vater genannt, sollte als Christi Stellvertreter im Kloster durch Wort und That ein Vorbild der ihm Untergebenen sein, die seinen Befehlen, selbst wenn sie ihnen nicht richtig scheinen mochten, Folge leisten mußten, und die durch ihren stets zur Erde gesenkten Blick und mit ihrem gebückten Haupte zeigen sollten, wie sehr sie von ihrer Sündenlast niedergebeugt würden. Demuth war ein Haupterforderniß des Lebens: wer sich erniedrigt, soll erhöht, und wer sich erhöht, erniedrigt werden. Das Leben der Mönche unter einander war bis ins Einzelnste geregelt. Täglich mußten 6—7 Stunden in Arbeit zugebracht werden. An jedem Tage von Ostern bis Michaelis waren zwei Stunden zum Lesen bestimmt; außerdem konnte man nach Tische einige Zeit zur Lectüre und zur stillen Betrachtung verwenden; die übrige Zeit war der Handarbeit gewidmet. In der Fastenzeit waren drei Stunden täglich zum Lesen angeordnet: die Bücher aus der Bibliothek wurden jetzt ganz und der Reihe nach durchgelesen. Außerdem waren die Sonntage vorzugsweise dem Studium geweiht, „denn wer irgend in Weisheit und Tugend eine hohe Stufe erreichen wolle, der müsse außer der heiligen Schrift die Bücher der heiligen katholischen Väter, namentlich deren Gespräche und Lebensläufe, und vorzüglich die Regel des heiligen Basilius sich zu eigen gemacht haben.

Um zu dem gesteckten Ziele zu gelangen, wurden die pueri oblati oder die Gott geweihten Kinder in väterlich strenger Zucht erzogen. Abweichungen von Pünktlichkeit und Ordnung, wie Fehler im Singen und Lesen, Unart, Unfleiß, Unachtsamkeit wurden mit Ruthenstreichen, schwere Vergehen mit Geißelhieben bestraft; und diese Zucht wurde, ohne Rücksicht, ob sie Kinder adeliger oder armer Aeltern waren, vom fünften oder siebenten Lebensjahre ab (— in welcher Zeit sie aufgenommen wurden —) bis zum funfzehnten geübt. Das klassische Alterthum, wenigstens das römische, fand beim Unterricht Berücksichtigung, wie im Kloster überhaupt thätige Förderung. Das Lateinische war nicht bloß ausschließliche Unterrichts-, sondern auch fast alleinige Conversationssprache; daran schloß sich die Lectüre klassischer Schriftsteller und Dichter; das Lesen der Dichter führte zum Versemachen; auch

Rhetorik und Dialektik wurden getrieben; daneben beſchäftigte man ſich mit Arithmetik, Geometrie und Feldmeßkunſt, Aſtronomie, Geographie, Naturkunde und Medizin; beſonders aber eifrig war man in der Geſchichtsſchreibung, und durch ihre Annalen und Chroniken, Biographien und Nekrologien ſind die Benedictiner die Väter der Geſchichte für das chriſtliche Abendland geworden. Da jedoch in der Blüthezeit des Benedictinerordens die Theologie faſt die einzige Wiſſenſchaft war; ſo war auch die heilige Schrift das wichtigſte Buch beim Unterricht: unter den Abſchnitten derſelben, welche ſämmtlich in jeder Woche durchgeſungen werden mußten, nahmen die Pſalmen die erſte Stelle ein. Allgemeinſte und Hauptunterrichtsgegenſtände waren demnach: Leſen, Schreiben und Pſalmenſingen.

Die Unterweiſung des heiligen Benedict war urſprünglich nur auf die pueri oblati berechnet. Weil jedoch das Bedürfniß von Schulen in jener Zeit ſehr groß war, weil die Benedictinerklöſter in ihrer Abgeſchiedenheit von der Welt beſonders den Forderungen der Zeit genügten, die Gemüther von der Außenwelt ab und zur Ausbildung des Innern hin zu führen, und weil der Orden bei aller Abgeſchiedenheit von der Welt doch immer in Verbindung mit derſelben blieb, — vertrauten auch bald andere Römer von adeliger Geburt den Benedictinern die Erziehung ihrer Söhne an, drängten ſich Fürſtenkinder und Söhne des Adels, Freie und Kinder von Hörigen, weltliche Cleriker und zukünftige Staatsmänner zu den Schulen des Ordens heran, ſo daß ſein Ruf ſo groß ward, daß man ſich genöthigt ſah, für diejenigen Schüler, die ſich nicht dem Mönchsweſen widmen wollten, beſondere Lehrzimmer zu errichten, wahrſcheinlich auch beſondere Lehrgegenſtände (— scholae interiores und exteriores —) zu beſtimmen.

Geleitet wurde der Unterricht der Benedictinerklöſter in den elementarſten Fächern von einem gewöhnlichen Mönch oder einem Scholaſticus; in größeren Klöſtern und für höhere Fächer waren gelehrte Mönche als *magistri* angeſtellt, unter welchen dann wieder andere — *seniores* — Unterricht ertheilten. Oft wurden Lehrer zur Einrichtung oder Leitung von Schulen weithin berufen; während wiederum Andere aus einem Kloſter auf einige Zeit in andere geſchickt wurden, um die dortigen Schuleinrichtungen kennen zu lernen.

Das Erziehungsideal des Benedictinerordens war die Erziehung zu einem gottgeweihten Leben. Benedict bildete eine Gehorſams- und Tugendſchule, eine Schule des Dienſtes des Herrn, wo es galt, von der Trägheit des Ungehorſams gegen Gott zur Arbeit des

Gehorsams zurückzukehren, die strengste Unterwerfung unter den Gehorsam des Herrn zu lernen, den eigenen Willen aufzugeben und Christo zu dienen. Durch den Fleiß der Mönche, durch die Klosterbibliotheken, durch die wissenschaftlichen Beschäftigungen, durch die Errichtung von Klosterschulen ꝛc. wurde der Orden zu einem Institut, von dessen Aufbau der Stifter ursprünglich keine Ahnung gehabt hatte, — zu einem der wichtigsten culturhistorischen Factoren in der Bildungsgeschichte der europäischen Menschheit, wurden die Benedictinerklöster zu „Burgen gegen Gewaltthat und Frevel, zu Zufluchtsörtern für Wehrlose und Verfolgte, zu Stätten des Friedens und zu Musterschulen christlicher Frömmigkeit und Tugend, zu Missionshäusern und Missionsstationen bei Bekehrung der Völker, zu Freistätten der Wissenschaft, Archiven der Literatur, Schulen der Jugend, Universitäten für die Gelehrten, Canzleien der Könige, Priesterseminarien für die Kirche, Musteranstalten für Ackerbau und Gewerbe, Kunstschulen für Gesang und Musik, für Baukunst und bildende Künste."

In den **Nonnenklöstern des heiligen Benedict** wurde, wenn auch nicht so regelmäßig, wie in den Mönchsklöstern, neben dem Gebete und den geistlichen Uebungen Unterricht, und zwar vornehmlich für Mädchen ertheilt. Das Kloster zu Bischofsheim, das erste Frauenkloster in Franken, war eine der berühmtesten dieser Erziehungsanstalten und „ein wahres Seminar für Bildung von Lehrerinnen". Aber auch Knaben wurden in den Nonnenklöstern unterrichtet und empfingen daselbst ihre erste Bildung in den Elementen der Wissenschaften: so erhielt der Erzbischof Mauriz in Rouen seinen ersten Unterhalt und wahrscheinlich auch seine erste Bildung im Nonnenkloster zu Troyes, und auch Paschasius Radbertus wurde zuerst in dem Kloster Unser lieben Frauen zu Soissons unterrichtet und erzogen. „Die Nonnenklöster erfüllten somit auch die Pflichten der Elementarschulen und schlossen sich unmittelbar an die häusliche Erziehung an, welche vorzugsweise der Mutter anheim fiel, während die Schulen der Mönche in der Regel das schon zum Knaben gereifte Kind für eine höhere Bildung vorbereiteten, wenn es auch nicht an Beispielen fehlt, daß selbst kleine Kinder schon den Mönchsklöstern anvertraut wurden."

Mit dem zwölften Jahrhundert ist die Bedeutung des Benedictinerordens vorüber. Die von ihm übernommene Aufgabe, die alten klassischen und christlichen Bildungsschätze an die neuen christlichen, romanisch-germanischen Völker zu überliefern, war erfüllt. Da sank er durch die Ueppigkeit, Hoffart und Bequemlichkeit der reichen und aristokratischen Klosterherrn, durch den Geist der Zeit, durch die neuen Factoren in

Kunst und Wissenschaft, sowie durch die neuen Orden, welche aus dem Bedürfniß und Verlangen der durch die Kreuzzüge bereicherten und gebildeteren Städte nach Predigten und Schulunterricht in der Volkssprache hervorgingen. Die **Dominikaner** und **Franziskaner** traten im 13. Jahrhundert als die alle bisherigen Erscheinungen des Mönchthums weit überbietenden Triebe des alten Stammes auf, breiteten sich, gegründet auf die drei Gelübde des Mönchsthums, ohne Sorge für Grundbesitz, weithin aus, erzeugten große Lehrer an Universitäten, Kirchen und Schulen und lieferten — besonders die Franziskaner — auch die meisten Schul- und Lehrbücher, sowie die Lehrer in den Städten, wo keine Stifter oder Kathedralkirchen waren. Ihr Streben war auf die Masse des Volkes gerichtet: „sie lebten meist in der Sphäre der bildungslosen Volksvorstellungen; in ihrer Lehrthätigkeit trat überwiegend die sinnliche Phantasie an die Stelle des Gedankens." Sie hatten Ordensschulen für die Zöglinge ihrer Orden (scholae claustri) und scholae canonicae, deren Besuch ganz freigestellt war. Mit ihrem Unterricht aber kamen auch sie nicht über die scholastisch-geistliche Methode hinaus. Das Vaterunser, der Glaube, Gebetsformeln, Kirchenmelodien und Latein — waren die Lehrgegenstände in den meisten ihrer Schulen, und nur an wenigen Orten überlieferten sie ihren Schülern zugleich die artes logicales und naturales d. h. die damals übliche scholastische Philosophie. Die Form ihres Unterrichts war Gedächtnißübung. Sie haben nie so Vieles und so Großes geleistet, als die Benedictinerschulen in ihrer Blüthezeit; aber dennoch zog man sie, da sie ihre Klöster nicht fern von den Städten, sondern mitten in denselben anzulegen pflegten und der Besuch ihrer Schulen daher nicht mit so vielen Unbequemlichkeiten und Gefahren verbunden war, — auch wegen ihrer neuen Schulbücher (— das Doctrinale von Alexander aus Dole —), die das bisher übliche Unterrichtsmaterial in besserer und bequemerer Form darstellten, den Benedictinerschulen vor. Ihr Streben tendirte mehr nach der Breite als nach der Tiefe. Aus ihrer Praxis gingen auch die scholares vagantes und mendicantes, die Currenten und Singchöre mit ihrer Rohheit, das Klassensystem, die Investitur per ferulam et baculum, das Mönchslatein, die versifizirten Regeln ꝛc. hervor. Sie waren das stehende Heer der päpstlichen Hierarchie, — die Dominikaner besonders ausgezeichnete Ketzerrichter und daher überall zu finden, wo ein freieres wissenschaftliches Leben herrschte, als erklärte Gegner der Philosophie; — die Franziskaner hingegen das Gebäude der Hierarchie mit umstürzend, indem sie überall lehrten und dadurch auch unter dem niederen Volke Bildung

beförderten, und indem sie, gleichsam ein demokratisches Princip in der Kirche repräsentirend, den allgemeinen Interessen des Geistes sich hingaben und das Recht der einzelnen Lebenskreise und der Individuen überhaupt wider Willen begründeten. —

3. Die Dom- und Stiftsschulen. So hoch in der Mitte des achten Jahrhunderts die Regulares oder Ordensgeistlichen der Benedictiner durch ihre strengen Grundsätze in Ansehen stiegen; eben so sehr waren in derselben Zeit die Pfarrgeistlichen (parochi) als seculares oder Weltgeistliche wegen ihrer Rohheit und Unwissenheit, wie wegen ihres wilden Treibens (— sie verbrachten die Nebenstunden ihres Amtes in Jagd, Trunk, Spiel und Liebesdienst —) berüchtigt. Dies bewog **Chrodegang**, Bischof zu Metz von 742 bis 766, die an seiner Kathedral- oder Domkirche angestellten Geistlichen zu klösterlicher Eingezogenheit und Erziehung der Jugend nach Benedicts modificirter Regel (canon) zu vereinigen. Die nach dieser gemeinsamen Regel oder nach dem Canon lebenden Geistlichen (Canonici) wohnten wie in einem Kloster beisammen, trieben gemeinschaftliche Arbeiten und übten (-- die Jüngeren gegen die Aelteren —) strengsten Gehorsam. Ihr Leben war nach festen Gesetzen geordnet; die Beschäftigungen waren ihnen genau vorgeschrieben; der Unterricht in der heiligen Schrift und im Gesange nahm die erste Stelle ein. Von den Mönchen unterschieden sie sich dadurch, daß sie eigenes Vermögen haben durften. Sie speisten an sieben Tischen; während der Mahlzeit wurde aus der Bibel vorgelesen und dabei allgemeines Stillschweigen zur Pflicht gemacht. Ihre Schulen — die **Kathedral- oder Domschulen** — hatten zunächst die Bestimmung, Diejenigen, welche in den Dienst der Kirche treten wollten, für denselben durch wissenschaftlichen Unterricht und fromme Uebungen vorzubereiten. Daneben dienten sie jedoch auch dazu, solche, die für weltliche Thätigkeit eine höhere geistige Bildung bedurften, bis zu einer gewissen Stufe emporzuführen. Uebrigens war es mehr das Leben als die Lehre, mehr die Zucht als der Unterricht, worauf man hinzielte. Chrodegang hebt es ausdrücklich hervor, wie die Lenker der Kirche zu wachen hätten, daß die ihrer Genossenschaft anvertraute Jugend durch die kirchlichen Zuchtmittel gehörig beschränkt werde, damit nicht das zu Fehlern und Ausgelassenheiten so sehr hinneigende Jugendalter Gelegenheit zu Abwegen finde. Deshalb müsse Einer aus der Genossenschaft (frater) von bewährtem Lebenswandel mit der besonderen Aufsicht über dieselbe beauftragt werden und sie sehr streng halten, damit sie mit kirchlicher Gelehrsamkeit und geistigen Waffen gerüstet einst würdig zu den Ehrenstufen der Kirche aufsteigen könne; denn schon die Väter des Concils

zu Toledo (633) hätten bemerkt, jegliche Lebensstufe von Jugend an sei zum Schlechten geneigt, die Knaben und Jünglinge des Clerus müßten deshalb einem ganz bewährten Aelteren übergeben werden, in welchem sie einen Lehrer der Wissenschaft und einen Zeugen des Lebens hätten. — Das Leben in den Dom- und Kathedralschulen war nur ein modificirtes Mönchsleben. So viel mönchisches Wesen und so viel Düsterheit jedoch auch über ihnen lag, — sie haben doch das Verdienst, Wissenschaft und Unterricht über die Klostermauern emporgehoben und vorzüglich die großen Städte, in denen sie sich befanden, zu Mittelpunkten der christlichen Bildung gemacht zu haben: neben den theologischen Wissenschaften wurden in ihnen Virgil, Homer, Sallust, Statius, Terenz, Cicero, Seneca ꝛc. gelesen, lateinische und griechische Verse gemacht, Unterricht im Malen und kalligraphischen Kunstschreiben ꝛc. ertheilt. Zunächst wurde Grammatik, besonders lateinische, Kirchengesang und Rechnen gelehrt. Der zweite Cursus umfaßte mit der Gammatik zugleich die Lectüre der alten Klassiker: in der paderbornschen Domschule lehrte man Mathematik, Physik, Musik, Rhetorik, Dialektik, Homer, Virgil ꝛc. Bruno las zu Utrecht den Statius und trieb eifrig Griechisch. — Die Domschulen wurden mit allgemeinem Beifall begrüßt, und bereits 816 zu Aachen unter Ludwig dem Frommen alle Domkirchen der karolingischen Monarchie gesetzlich mit Schulen versehen, die sich unter päpstlicher Autorität in der ganzen occidentalischen Kirche verbreiteten. — Oft auch wurden neben der Domkirche an anderen Kirchen, sowie in kleinen Städten, sogenannte Stifte oder Collegiatstifte errichtet, mit denen gleichfalls Lehranstalten, **die Stiftsschulen**, verbunden waren, die eine ähnliche Einrichtung hatten und unter denselben Gesetzen, wie die der Domschulen standen. In den kleineren Städten näherten sich die Stiftsschulen den erst nach den Kreuzzügen entstehenden Stadtschulen, indem in ihnen nicht die sieben freien Künste (das Plenum), sondern nur das Trivium gelehrt wurde, indeß man an den Bischofssitzen Trivium und Quadrivium ad plenum als Unterrichtsgegenstände hatte und die sacram paginam hinzufügte, so daß sie zu Priesterseminarien wurden, die nach den Kreuzzügen gegen die überall neu entstehenden Stadtschulen ein beschwerliches Monopol übten. Und doch eilten die kanonischen Institute ihrem Untergange entgegen, als seit der Mitte des elften Jahrhunderts die Kirche durch den Kampf mit der weltlichen Macht zerrüttet ward und die Universitäten sich entwickelten. Von den Klosterschulen unterschieden sich diese Stifts-, Kathedral- und Domschulen im Ganzen dadurch, daß in den Klöstern, wie Kramer sagt, mehr ein mühsamer und in's Einzelne gehender Fleiß,

wie zum Beispiel im Abschreiben und im Handhaben philosophischer Kritik herrschte, während bei den Kathedralen die Wissenschaft mehr im Allgemeinen gepflegt wurde. —

13.

Lehrer und Schüler in der geistlich-scholastischen Erziehungsperiode.

Die Lehrer.

Die höchste Würde in den Kloster- und Kathedralschulen war die des **Scholasticus**, des Scholasters, Schulmeisters, Schulhalters, Didascalus, in Italien Magniscola. In der früheren Zeit war der Scholaster zunächst Lehrer, und zwar Lehrer der studirenden Jünglinge, der sogenannten Domicellaren, welche, Alumnen des Stifts ꝛc. in demselben bis zum Weihegrade des Priesters herangebildet wurden und dann gewöhnlich in die Präbenden des Stifts ꝛc. eintraten. Diese lehrte der Scholaster die gelehrten Kenntnisse, die scholastischen Wissenschaften, Philosophie und Theologie, Sprache und Literatur. Später jedoch, bei dem großen Zudrange von Schülern, führte er nur noch die Oberaufsicht, entwarf er den Lectionsplan, prüfte und stellte er die ihm untergeordneten Lehrer an, wies er denselben ihre Lehrfächer zu, beaufsichtigte er die Abschreiber, corrigirte er die Bücher, besuchte er an jedem Sonnabend die Schule, trug er die in den Frühmetten zu lesenden kirchlichen Abschnitte vor und sah er darauf, daß streng nach der Interpunction gelesen wurde. Die Einkünfte des Scholasters waren beträchtlich, so daß diese Präbende eine der einträglichsten und gesuchtesten war. Zugleich stand der Scholaster in hoher Ehre und großem Ansehen. Daher strebten selbst Männer aus altadeligen Familien nach dieser Würde. Der Scholaster war Prälat und zwar dritter im Range, stand im Chore zur Seite des Decans und trug wie dieser das farbige Pallium. Seine Einkünfte bestanden zumeist in den Gefällen seiner Präbende; Präsenzgelder wurden ihm nur dann, wenn er Canoniker und Mitglied des Kapitels war. Die Scholastereigüter zu Liebfrauen in Frankfurt a. M. bestanden 1383 in ungefähr anderthalb Huben Ackerland und Wiesen, welche für 15 Achtel Korn oder den Ersatzwerth von 100 Gulden verpachtet waren. Die Wohnung des Scholasters war eine der Curien des Stifts ꝛc. und in der Regel eine der geräumigsten

und ansehnlichsten. — Der Untergebene des Scholasters und in den späteren Zeiten der einzige Schulmeister war **der Rector** — rector scholarium, ludi rector, ludi magister, Kindermeister, Kinderlehrer, Lehrmeister. Er wurde von dem Scholaster eingesetzt, beaufsichtigt und besoldet. In der Regel wurde einem der Vicare das Rectorat übertragen; doch versahen auch Laien, verheirathete Männer, das Amt. Er mußte den Schülern zunächst die trivialen Kenntnisse, Lesen, Schreiben, Rechnen, lateinische Grammatik beibringen. Als sich jedoch der Scholastiker dem Schulunterrichte mehr entzog, waren auch die höheren Stufen des Unterrichts dem Rector überlassen. Zugleich hielt er die Schüler zum Besuche des Chors an, achtete darauf, daß sie sich im Chor, in der Schule, bei Processionen, auf der Straße ꝛc. nur der lateinischen Sprache bedienten, und stand bei festlichen Gelegenheiten, insbesondere bei Processionen an ihrer Spitze. — Dem Scholaster und Rector zunächst folgte der **Cantor**, der den Gesang zu leiten, die Leseabschnitte für die Festtage anzugeben, den Kirchenkalender zu fertigen und nach Maßgabe seiner besonderen Befähigung in einzelnen anderen Fächern Unterricht zu ertheilen hatte. — Neben den Lehrern für die verschiedenen Unterrichtszweige gab es an größeren Schulen **Circatores** oder Knabenaufseher, welche die ihnen untergebenen Schüler in und außer den Lehrstunden streng überwachen mußten. An den Kathedralen stand noch, dem Scholasticus und Cantor beigeordnet, **der Primicerius**, welchem die Unterweisung der Diaconen und überhaupt der Geistlichkeit niederer Weihen, besonders in den kirchlichen Verrichtungen und im Chorsingen, oblag.

Die Lehrer standen in hohem Rang. Die Canonici oder regulirten Chorherren hatten die Rechte eines geistlichen Senats (capitulum, kleines Oberhaupt), der dem Bischofe berathend zur Seite stand, wie im Kloster die Conventualen ihrem Abte. Wer von ihnen (— den Domherrn, Dom-Kapitularen, Stiftsherrn —) ein tüchtiger Scholaster oder Cantor gewesen war, konnte, ohne Unterschied der adeligen oder bürgerlichen Geburt, zum Bischof gewählt werden. — Mit der Achtung der Lehrer ging die der Schulen parallel, und umgekehrt. Als daher, zuerst in Trier 977, die Kanoniker, ihrer regelmäßigen häuslichen Eingezogenheit müde, ihre Pfründen (praebenda) in Freiheit, da, wo ihnen ein Forst zum Jagen, ein Flecken zum Wohnen gefiel, verzehren wollten und die adeligen Kanoniker dennoch ihre alten Aemter gleichsam als kirchliche Lehngüter und persönliche Würden mit ihren Renten als Erbschaften ihrer Vorfahren beibehielten, die Arbeiten der Schule aber einem bürgerlichen Rector, Magister und Succentor (Sub-

Cantor) gegen einen kärglichen Lohn überließen: da sank der Ruf der Lehrer und mit ihnen der der Schulen. —

Die Methode, die diese Lehrer in den Schulen übten, war rein formal und formell bildend. Sie bestand in Dictiren, Vorsagen, Nachsagen, Vortragen, Disputiren, Memoriren, — erging sich in Aeußerlichkeiten, in Silbenstecherei, in haarspaltenden Definitionen, in spitzfindigen Deuteleien. Die ganze Schulwissenschaft war zerstreuende Vielwisserei, inhaltsleerer Schematismus. Mit der Grammatik nach dem Donatus begann der Unterricht. Die weitere Stufe beschäftigte sich mit den lateinischen Klassikern, statt deren jedoch gewöhnlich elende Glossatoren derselben docirt wurden. Den Schlußstein bildete die Dialektik; ein fast in allen Schulen gelesenes Buch war Boëthius de consolatione. In der Astronomie wurden die 24 Verse des Cicio-Janus eingelernt; in der Musik Psalmen, kirchliche Lieder ꝛc. gesungen. Die meisten Schulen absolvirten, wenn die Schüler Latein sprechen und versificiren, etwas lesen, schreiben und rechnen konnten.

Die Schüler.

Der geistliche Stand war alleiniger Besitzer aller Kenntnisse. Für den gedrückten Landmann gab es im Allgemeinen außer der Kirche keine Unterrichtsstätte; und dem Feudalherrn war kaum an Schreiben und Lesen seiner Untergebenen gelegen. Zwar wurde seit Karl dem Großen bei den Klöstern für die Volksbildung gesorgt. Alles hing hierbei jedoch von dem Interesse ab, das die Bischöfe für den Volksunterricht hatten, und dieses Interesse war im Allgemeinen so gering, daß der Bischof von Orleans Theodulf eine große Ausnahme machte. Den Vornehmen waren die äußeren Schulen der Klöster und Kathedralkirchen geöffnet; aber auch hier wurden Adelige und Prinzen nur in den Kenntnissen unterrichtet, welche die Geistlichen mitzutheilen für rathsam hielten; diese Kenntnisse bestanden deshalb in einigen Religionsbegriffen, in Lesen, Schreiben, Rechnen, etwas Grammatik und Musik. Die Prinzen wurden außerdem körperlich ausgebildet und in den Gesetzen unterrichtet; in der Landeskunde förderte sie das wandernde Leben der Höfe, an denen sie zugleich in die Wissenschaften eingeführt wurden. Aus der Schule nahm auch der Adelige im Allgemeinen weiter nichts in die Welt mit hinaus, als einige Fertigkeit im Lesen, auswendig gelernte Liederweisen, die Anfangsgründe des Mönchschristenthums und tiefe Ehrfurcht vor dem geistlichen Stande und dessen Oberhaupte. Der geistliche Stand allein war wie der Inhaber aller Bildung, so auch der alles Unterrichts. Sobald ein Knabe Lust und Befähigung hatte, in den geistlichen Stand einzutreten, nah-

men ihn, wenn er arm war, die Klöster und Kathedralkirchen unentgeldlich auf und reichten ihm Unterricht, Wohnung und Beköstigung. Innocenz III. gewährte armen Studirenden sogar Stipendien, gab Denen Präbenden, die sich durch Sittlichkeit und Wissenseifer auszeichneten, und beförderte gerade diejenigen zu höheren kirchlichen Aemtern, die „längere Zeit in den Schulen geschwitzt", und kräftig gewirkt hatten, damit sie „nach langen, den freien Künsten geweihten Arbeiten sich von ihren Anstrengungen in der Kirche erholen und sich mehr der Ruhe ergeben könnten." — Doch auch der Unterricht im geistlichen Stande war nicht eine harmonische Entwicklung der Geisteskräfte: er bestand in einer einseitigen Ausbildung des Verstandes und gelangte nicht zu einem innern lebengebenden Wissen, sondern nur zu einer innerlich unzusammenhängenden Polyhistorie.

Das vornehme Mädchen (— von dem armen schweigen die Denkmäler, doch lernten auch die Töchter von Bürgern und Bauern spinnen, weben und schneidern —) wurde einer Erzieherin übergeben, die zugleich über die gesammte weibliche Umgebung des Fräuleins gesetzt war. Sie ward zur Zucht und Sitte angeleitet, mußte weben und spinnen lernen und wurde vom Geistlichen oder Mönch, oft in Klosterschulen, unterrichtet. Die Frauenklöster besonders wurden die gewöhnlichen Unterrichtsanstalten der reicheren Mädchen. Kenntniß der Legenden, der Gebete und einiger biblischen Geschichten nebst weiblichen feineren Arbeiten waren die Unterrichtsgegenstände. Ein heiliges Buch war zuweilen ein Theil der Mitgift, und der Psalter war recht eigentlich Frauengut. Lesen und Schreiben waren nicht gewöhnlich; doch waren diese Künste im Allgemeinen bei Frauen häufiger als bei Männern: selbst Wolfram von Eschenbach konnte nicht lesen und schreiben, und auch Ulrich von Lichtenstein mußte zu seinem Schreiber seine Zuflucht nehmen, um den Inhalt des Briefes der Geliebten zu erfahren. Im 8. Jahrhundert ward auch schon in den Frauenklöstern Lateinisch gelehrt, und Karls des Großen Tochter lernte bei Paul Warnefried nicht bloß Lateinisch, sondern auch durch einen Eunuchen Griechisch. Die Tochter Herzog Heinrichs I. von Bayern, Hedwig, lernte zu St. Gallen Lateinisch und verstand Horaz und Virgil. Und daß auch unter den Ottonen in den Nonnenklöstern die lateinische Sprache gepflegt ward, beweist die Nonne von Gandersheim. Eine französische Jungfrau, Dorame, soll, nach dem Roman von Karl dem Kahlen, französisch, lateinisch, lombardisch, romanisch, bretonisch, überhaupt 14 Sprachen verstanden haben. Kriege, Reisen und längerer Aufenthalt in fremden Ländern machten die Männer mit fremden Sprachen bekannt; Knaben

und Jünglinge wurden zu diesem Zwecke auf Reisen geschickt: überhaupt galt das Reisen als treffliches Bildungsmittel und im scandinavischen Norden war es ein wesentlicher Theil der Erziehung. Dieses Bildungsmittel ging nun zwar den Frauen ab, und sie waren auf den Unterricht im Hause beschränkt; doch wurden auch sie zuweilen in ihrer Jugend in's Ausland geschickt. Im Ganzen aber beschränkte sich die geistlich-scholastische Erziehungsperiode darauf, dem weiblichen Geschlechte körperliche Fertigkeiten und häusliche Geschicklichkeiten beizubringen, sowie dasselbe mit der Anstandslehre bekannt zu machen. Das Nibelungenlied führt die Frauen noch in hausmütterlichen Beschäftigungen vor. Die Hausfrau, deren Symbole die Spindel und das Schlüsselbund waren, führte die Aufsicht über das Gesinde und hatte, unterstützt von ihren Töchtern, für Vorrathskammer, Küche und Keller, sowie für die Bekleidung der ganzen Familie zu sorgen.

14.

Unterrichtsgegenstände in der geistlich-scholastischen Erziehungsperiode.

Die Unterrichtsgegenstände in den Schulen der occidentalischen Kirche unterschieden sich in religiöse und nichtreligiöse.

A. Die **nichttheologischen Unterrichtsgegenstände** umfaßten die sieben freien Künste: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie.

Gramm (atica) loquitur; Dia (lectica) vera docet; Rhe (torica) verba colorat;

Mus (ica) canit; Ar (ithmetica) numerat; Geo (metria) ponderat; As (tronomia) colit astra.

Grammatik, Dialektik und Rhetorik bezogen sich auf die Sprache und die sprachlichen Verhältnisse, und zwar auf die Redetheile und Redeformen, auf die Redeunterschiede und auf die Redefiguren. Sie umfassen die Disciplinen, welche ad eloquentiam führen sollen. In ihnen wurde bereits, namentlich seit der Kaiserzeit, jeder alte Römer, der nur irgend auf allgemeine Bildung Anspruch machte, unterrichtet, und

da es in den ältesten Zeiten zu Rom Sitte war, die Kinder in den ersten Elementen auf solchen Plätzen zu unterrichten, wo drei oder mehrere Wege zusammen kamen und wo die Lehrer ihre Buden hatten, welche Orte trivia hießen, so nannte man den gewöhnlichen Kreis menschlicher Erkenntniß triviale Bildung: im Mittelalter Grammatik, Rhetorik und Dialektik — das Trivium. — Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie umfaßten das Wissen der Raum- und Zeitverhältnisse im Allgemeinen und dessen wissenschaftliche und künstlerische Anwendung, — die Disciplinen, welche ad sapientiam führen. Einzeln und in ihrer Ordnung hat sie zuerst Jamblichius († 333 n. Chr.), der berühmteste der die alte klassische und die christliche Bildung vermittelnden neuplatonischen Philosophenschule, aufgeführt, indem er auf das brüderliche Verhältniß der Arithmetik und Geometrie hinwies, indem jene die Grundlage der Musik, diese die Basis der Sphärik sei. Die Vorstellung von dieser Zusammengehörigkeit ging vom Morgenlande in das Abendland über, welches dafür den Namen Quadrivium schuf. Im nördlichen Afrika begegneten und durchdrangen sich Trivium und Quadrivium zuerst und bildeten beide **die sieben freien Künste,** die an die heilige Bedeutung der Siebenzahl sich anlehnend von nun ab den Gesammtinhalt des menschlichen Wissens ausmachten und von Africa aus in der ganzen christlichen Welt Verbreitung fanden. Das Trivium zu lernen, hielt man für Jeden nothwendig, der auf Bildung Anspruch machte; das Quadrivium beschäftigte Diejenigen, welche das Trivium durchlaufen hatten und nun noch eine höhere Bildung erstrebten. Doch scheint man sich in den Trivialschulen nicht genau an das eigentliche Trivium gehalten zu haben, da sich in vielen derselben auch andere Lehrgegenstände fanden und man überhaupt neben dem Latein das Einüben der in den Kirchen üblichen Melodien und Lieder, sowie etwas Rechnen für nothwendiger als Dialektik und Rhetorik hielt. In dem Aachener Kapitulare von 789 wurden Grammatik, Musik und Arithmetik zum Trivium gerechnet und diese beim Unterricht der Knaben vorgeschrieben, so daß sie nebst einem wenig Latein die Unterrichtsgegenstände der Trivialschulen gewesen zu sein scheinen. — Neben dem Trivium und Quadrivium wurde in den Wahrheiten der Religion Unterricht ertheilt. Die Unterrichtsgegenstände vertheilten sich demnach in den Schulen ungefähr so, wie sich bei Launois von der Schule zu Fleury der Lectionsplan findet: „Des Morgens ganz früh lehrte Odo die Knaben die Grammatik nach Priscianus mit des Remigius Commentar." „Hora I. trug in der höheren Klasse Terricus die Dialektik vor und zwar nach Aristoteles mit

dem Commentar des Porphyrius und Averroes." „Hora III. lehrte Wilhelm die Rhetorik nach Cicero und Quinctilian." „Hora IV. erklärte Gislebert, der Magister, den Theologen die heilige Schrift, wobei er an Sonn- und Festtagen in lateinischer und gallicanischer Sprache predigte, indem er besonders die Juden widerlegte und viele derselben bekehrte."

1. **Die Grammatik** bestand im Unterricht in der lateinischen Sprache, und wurde nach Priscianus, Diomedes und Donatus gelehrt. Zuerst lernten die Schüler lesen, dann die Quantität der Silben, die Formen der Declination und Conjugation. Hierauf schritt man zur Lectüre von leichteren lateinischen Schriftstellern und endlich zu den schweren lateinischen Prosaikern und zu den Dichtern. — Dabei wurden Accent, Wort- und Versfüße, Versmaße, Analogie, Etymologie, Orthographie, Tropen, Barbarismen ꝛc. erörtert. Bei der kritischen Erklärung der Schriftsteller wurde jeder einzelne Vers in grammatischer, metrischer und historischer Beziehung nach allen Seiten hin behandelt und mißhandelt. Terentianus Maurus beschreibt in seinem Buche „de literis et syllabis carmen sotadicum" die Stellung des Mundes bei Aussprache jedes Buchstaben, — in Versen.

Die griechische Sprache, welche seit dem zweiten Jahrhundert vor Christus über ganz Italien und über Südfrankreich verbreitet, im Laufe der Zeit in Italien aber fast untergegangen war, wurde zuerst wieder von Claudianus Mamertus, dem Zeitgenossen des Boëthius, gepflegt. Darauf nahm sich Cäsarius, Bischof von Arles († 552) des Griechischen an. In Bayern schrieb 650 der agilolfingische Herzog Theodo I. den Schulen seines Landes den Unterricht im Griechischen vor. Durch den Africaner Abt Hadrian und durch Theodor von Tarsus endlich wurde die griechische Sprache und Literatur in der occidentalischen Kirche ziemlich allgemein verbreitet und in den bedeutenderen Schulen gelehrt. Bruno von Cöln sammelte griechische Sprachlehrer um sich; die Kaiser Otto I. und Otto II. verstanden Griechisch; in Italien, besonders in Florenz, wurde Homer erklärt.

Die hebräische Sprache war selten Object des Studiums. Nur einzelne Männer der Wissenschaft suchten sich durch Umgang mit gelehrten Juden einige Kenntniß derselben zu verschaffen. Raymundus Lullus empfahl die orientalischen Sprachstudien, doch ohne Erfolg, und auch die Verordnung Clemens V. über orientalische Lehrstühle blieb wirkungslos. Aber der getaufte Jude Nicol. de Lyra gewann Ansehen als Bibelausleger, und Petrus Niger lernte 1467 Hebräisch zur Bekehrung der Juden.

Auch die neueren Sprachen waren noch kein Gegenstand des Unterrichts. Karl der Große begann zuerst die Zusammenstellung einer deutschen Sprachlehre. In der französischen Sprache, die sich zunächst in Belgien und in der Normandie ausbildete und unter Karl dem Kahlen Schriftsprache wurde, ward 1118 am Sonntage Palmarum die erste Predigt gehalten. —

2. **Die Dialektik**, mit der man die Philosophie im Allgemeinen verband, bestand in den niederen Schulen in einer Sammlung von Terminologien: man lernte aus dem Kirchenvater Augustinus die Kategorien, zählte die modos und figuras von Syllogismen auf, compilirte Sentenzen, und übte sich in spitzfindigen Definitionen und Disputationen. Von der Philosophie des Alterthums ward aus Augustin, Macrobius und einer Uebersetzung von Platons Timäos ein Schattenriß des Platonismus in die occidentalische Kirche verpflanzt, der bis in's 13. Jahrhundert herrschte. In den höheren Schulen zog man, besonders vom zehnten bis zwölften Jahrhundert, die theologischen Systeme in die Dialektik hinein. Isidorus, Beda und Alkuin waren Dialektiker. Skotus Erigena gab der Dialektik ein Quadrivium: divisoria, definitiva, demonstrativa, resolutoria. Von Skotus Erigena ist bis zum Ende des 10. Jahrhunderts Grabesstille. Am Ende desselben trat Gerbert auf und schrieb seine Abhandlung über die Dialektik. Das 11. Jahrhundert hatte in Constantin und Abbo zu Fleury, Fulbert in Chartres, Othlon in Magdeburg, Petrus Damiani eben so viele Vertheidiger des Glaubens gegen die Dialektik als Freunde derselben. Berengar von Tours († 1088) stellte sogar die Vernunft über jegliche Autorität, und durch Lanfranc aus Pavia († 1089) ward die Dialektik das vornehmste Rüstzeug der Theologie.

3. **Die Rhetorik** wurde Anfangs nach Quinctilian und Cicero gelehrt; später traten die Lehrbücher von Kapella, Beda und Alkuin an deren Stelle; im 10. Jahrhundert jedoch wurde Quinctilian von Neuem Führer. Die Regeln der Rhetorik wandte man auf die kirchlichen Predigten an, und Guisbert von Nogent († 1324) war der Erste, der eine Homiletik schrieb. Der Unterricht bestand in Definitionen der verschiedenen Gattungen der Reden, der Haupttheile einer Rede und der wichtigsten Figuren.

4. Auf den Unterricht in der **Musik** ward besonderer Fleiß verwandt. Angeregt durch die Sitte, bei den Agapen und dem heiligen Abendmahle zu singen, wurde der Kirchengesang durch Ambrosius von Mailand und durch Gregor den Großen besonders gepflegt. Karl der

Große ließ Gesanglehrer aus Rom kommen und drang beharrlich in seinen Schulen auf musikalische Bildung. Rhabanus sprach aus, daß man ohne die Kunst des Gesanges weder Priester noch Lehrer sein könne. In allen niederen Schulen lernte man daher singen, auch wohl etwas Instrumentalmusik; aber nur mit größter Mühe konnte man in die Musikkunst eindringen, und zehn Jahre gehörten dazu, bis Jemand eine ordentliche Singschule durchgemacht hatte. Es gab bei Ambrosius vier authentische Tonarten, wozu die vier plagalischen des Gregor kamen. Der gregorianische Kirchengesang war ein Singen ohne Rhythmus und Tact: einstimmiger Chorgesang, vorgetragen von den Klerikern, wobei die Gemeinde nur etwa mit einer Antiphonie betheiligt war. Dieser wurde normal für Stifter und Klöster. Der Unterricht schloß sich an die Bücher des Boëthius „de musica". Die Noten wurden mit den Buchstaben des Alphabets bezeichnet, bis Benedict von Pomposa und Guido von Arezzo (1030) das Liniensystem erfanden. Die Bezeichnung der Noten nach ihrer Dauer und Länge wurde im 14. Jahrhundert von Johannes von Myris erfunden, indeß früher die höheren oder tieferen Noten durch auf- und absteigende Linien bezeichnet waren. Es gab Antiphonien und Responsorien und außer dem Choralgesange auch einen melodischen Gesang mit einer notirten Declamation, und zwar in vollkommnerer Weise seit Johann Damascenus (760), dem Erfinder der Intervallen. Der Erzbischof Dunstan von Canterbury erfand dann — 988 — den vierstimmigen Gesang und die Figuralmusik. Die Orgel, die sich im 8. Jahrhundert in Deutschland findet, mit 9 bis 11 Tasten, 1 Elle lang und $1\frac{1}{2}$ Elle breit, wurde mit den Fäusten um einen Fuß tief niedergeschlagen: die Organisten hießen darum sehr lange „Orgelschläger". — Außer der Musik wurden nach Umständen Schönschreibekunst, Bau- und Bildekunst und Miniaturmalerei Gegenstand des Unterrichts. Die Baubrüderschaften hatten zwar mönchischen Ursprung, gingen aber bald von den Mönchen zu selbstständigen Genossenschaften und Kunstübungen in die Hände der Laien über. Die mit der Baukunst eng verbundene Skulptur bearbeitete kirchliche Gegenstände und hatte gegen ihren Hauptvorwurf, die menschliche Gestalt und das menschliche Antlitz, eine entschiedene Anthipathie. Sie wurde in den Klöstern geübt als Holzschnitzerei ꝛc., Buchdeckelverzierung, Schnitzwerk an Altären, Taufbecken ꝛc. Die Malerei war gleichfalls der Kirche dienstbar und bis in's 13. Jahrhundert von byzantinischer Typik und Technik abhängig. Rhabanus Maurus zu Fulda und Salomon und Tutilo von St. Gallen waren ihre Beschützer, und mit dem Aufschwunge des Ordens von Clugny hob sich

auch der mönchische Malereifer. Doch wurden Malerei und Plastik eben so wenig allgemeiner Unterrichtsgegenstand, als die nationale Poesie. Dem christlichen Klerus waren die Gesänge heidnischer Zeit anstößig und er eiferte dagegen. Doch zeigten auch die Mönche einiger deutscher Klöster Liebe zur vaterländischen Poesie: Otfried; der niederdeutsche Heliand; — auch erhob sich der Mönch wohl zum Heldengesang — Gesang über den Sieg bei Vimeu 882 —; aber ein Epos von größerem Umfange fehlt den Deutschen bis zum 12. Jahrhundert. Die romanischen Völker dichteten mit Endreimen und Assonanz, und seit dem 11. Jahrhundert hatten die Franzosen Volksgesänge, die Castilianer Heldenromanzen, indeß ächt nationale Poesie in Italien erst mit Ende des 13. Jahrhunderts hervorwuchs. Alle diese Anfänge nationalen Lebens aber waren nicht für, sondern gegen die occidentalische Kirche entsprossen, auch nicht Kinder ihrer Pflege, sondern Gegenstände ihres Aergernisses.

5. Nächst der Musik war **die Arithmetik** ein Hauptlehrgegenstand. Doch bestand der Unterricht in derselben nicht sowohl in Anweisungen, wie man mit Zahlen umgehen müsse, sondern vielmehr in den Phantasien des Nikomachus über die geheimen und wunderbaren Kräfte einer jeden Zahl. Um die Zahlen zu bezeichnen, nahm man Hände und Finger zu Hülfe: die linke Hand auf der Brust bezeichnete 10,000, beide Hände gefaltet 100,000. In Handlungs- und Haushaltungsrechnungen bediente man sich eines Rechenbrettes, mittelst dessen man die vier Species der Rechenkunst ausführte. Es bestand aus einer Tafel, worauf senkrechte Linien parallel gezogen waren, welche die Werthstellen der Einheiten, Zehner, Hunderte ꝛc. bezeichneten. Diese Linien wurden, um Zahlen auszudrücken, mit Steinchen belegt, wollte man z. B. die Zahl 2413 anschreiben, so legte man auf die erste Linie zur Rechten drei, auf die zweite ein, auf die dritte vier, auf die vierte zwei Steinchen. Sollte diese Zahl multiplicirt werden, so mußte man sie so viel mal anlegen, als der Multiplicator groß war. Erst Gerbert (nachher Papst Sylvester II.) brachte von Cordova, wohin er sich heimlich aus seinem Kloster Fleury begeben hatte, die arabischen Ziffern und eine leichtere Methode mit. Auch die Algebra wurde von den Arabern geholt. — Aus den höheren Schulen kam die Rechenkunst und mit ihr das Einmaleins in die Volksschulen.

6. **Die Geometrie** wurde in höheren und niederen Schulen nach dürftigen Auszügen aus Euklid gelehrt. Man erklärte, was Linien, Figuren und Solida seien; man führte die Hauptarten der Einen und der Anderen an ꝛc.: von einer eigentlichen Wissenschaft war nicht die

Rede. Meist verband man mit ihr eine kurze **Geographie**. Im 7. Jahrhundert schon soll das Kloster St. Gallen im Besitz einer geographischen Karte gewesen sein; und Karl der Große soll auf einem silbernen Tische die Abbildung des Sternenhimmels und der Erde gehabt haben, die sein Enkel Lothar unter die Soldaten vertheilte. Der Irländer Virgilius behauptete, es gebe Antipoden. Die Bearbeiter der Geographie waren meist Araber: Abu Ischak, Scherif Edrisi, Nassio Eddin, Abulfeda, Ulug Beghi. Die einzigen christlichen Geographen waren der Irländer Dicuil 825 und Guido von Ravenna c. 900. Adam von Bremen († 1076) gab die erste gute Beschreibung des Norden. Der Norden überhaupt regte längere Zeit hindurch die geographische Forschungslust an: die Seefahrten der Irländer, die Entdeckung Grönlands und der Ostküste Nordamerikas, „Winlands", zwischen Boston und New-York durch Leif 1000, wohin sich die Schifffahrt des hohen Nordens bis 1347 fortsetzte, reizten den Sinn zur Kenntniß der Erde. Durch Gerbert, der mit seinen geometrischen Figuren sogar in den Ruf eines Zauberers kam, wurde das Studium der Geometrie und Geographie gehoben. Er fertigte mit seinem Lehrer Abbo Wasserorgeln, Himmelskugeln, eine Räderuhr, Fernröhre ohne Gläser ꝛc.

7. **Die Astronomie**, die im alten Griechenland schon durch Thales, Anaximander, Anaximenes, Anaxagoras, vornehmlich aber durch Aristarchos von Samos, Pythagoras, Philolaus, Nicetas, Empedocles, Eudoxus, Eratosthenes, Posidonius ꝛc. und dann von den Arabern, von den Kalifen Almansor, Harun al Raschid, Almamun, von Al Fragan, Thebit Ben Corrah und Albatenius ꝛc. gefördert wurde, lag in der occidentalischen Kirche in Schweigen, bis Karl der Große mit Rhabanus in Briefwechsel über diese Wissenschaft trat. Im 13. Jahrhundert wurde sie durch Alphons X. von Kastilien gefördert: von ihm stammen die alphonsinischen Tafeln, welche ihm 40,000 Dukaten kosteten, 1282 erschienen, das ptolomäische Weltsystem zur Grundlage haben und meist von dem Juden Isaak Aben Sid verfaßt sind. Für die Schule empfahl sich besonders des Engländers Joh. v. Holyrood Buch von der Sphäre „de sacro bosco". Doch stand die Astronomie stets noch mit der **Astrologie** in innigster Verbindung. Auf der Universität zu Bologna hatte die Astrologie so gut wie die Astronomie ihre Lehrstühle. Die Meteore, selbst die Sonnenfinsternisse wurden für Vorbedeutungen geachtet: das erste Nordlicht bemerkte man in Frankreich 1080; das zweite, 1094, deutete man auf den ersten Kreuzzug; das dritte, 1098, sollte unglückliche Zeiten verkünden; der große Komet, 1066, ward für ein Anzeichen auf die Eroberung der Normandie gehalten. In den Klöstern wurde die Astrologie

zur Metoposkopie, Chiromantie ꝛc. — In den niedern Schulen beschränkte sich der Unterricht in der Astronomie auf Berechnung des Osterfestes und überhaupt des Kirchenkalenders; aber auch in den höhern Schulen kam man nicht weit über dieses Ziel hinaus, wie sehr auch Rhabanus Maurus auf den Unterricht in derselben drang. Man gebrauchte den aus 24 lateinischen Versen bestehenden Kalender Cisio-Janus, eine Erfindung des zehnten und elften Jahrhunderts. In ihm hatte z. B. der Januar folgende zwei Hexameter:

Cisio-Janus Epi. sibi vendicat Oc. Feli. Mar. An.
Prisca Fab. Ag. Vincenti Pau. Pol. Car. nobile lumen.

Die Namen der unbeweglichen Feste sind hierin verstümmelt. Cisio ist circumcisio Christi; Epi ist Epiphania; Paulus ist conversio Pauli. Die Zahl der ersten Silbe im Namen des Festes zeigt den Monatstag an, auf welchen dieses Fest fällt: z. B. in Epi ist E die sechste Silbe und bezeichnet den 6. Januar; Pau. ist die fünfundzwanzigste Silbe im Distichon und bezeichnet den 25. Januar, das Fest der Bekehrung Pauli. Die übrigen Silben bezeichnen den Monatstag eines jeden Festes, und die nächsten Tage vor oder nach einem Feste, und kommen als Data oft in Urkunden des Mittelalters vor, z. B. Fus ist der 20. Juli. Im Jahre 1470 erschien der Cisianus deutsch zu Nürnberg auf einem Blatte in Royalfolio mit dem Titel: „Dieß ist der Cisianus tzu teutsch, vnd ain yeglich Wort giebt ainen Tag.“ —

So das Trivium und Quadrivium. Andere Wissenschaften, die später die Repräsentanten besonderer Facultäten wurden, waren jetzt noch mit den andern Studien vermischt. **Die Geschichte** gehörte nicht zu den sieben freien Künsten und war deshalb vom Unterricht ausgeschlossen. Beda sorgte zwar durch sein Geschichtsbuch für einen Unterricht in derselben. Doch drang er nicht durch; auch verloren die Schulen nicht viel daran. Der kritische Sinn für Ausmittlung und Feststellung historischer Wahrheit war jener Zeit fremd; kirchliche Befangenheit gab auf Treu und Glauben wieder, was sie ungeprüft empfangen hatte; Legenden und Wunderdinge standen in der Geschichtsschreibung zuerst und zuhöchst. Geist der Nationalität — sagt Wachsmuth — gibt sich selten durch die gemeinsame lateinische Sprachtünche zu erkennen; weit häufiger Geist der Parteinahme bei hierarchischen und dynastischen Conflicten; die Darstellung ist meist incorrect und unschön; das Streben nach Schmuck des Stils aber zeigt sich nicht bloß im häufigen Schwulst, sondern in dem Gebrauche des Verses für ein gesammtes historisches Werk oder zur Abwechslung mit Prosa. — **Die Jurisprudenz** ging von den Römern mit der römischen Sprache in die occidentalische Kirche über; doch wurde die

Wissenschaft des römischen Rechtes zum Stückwerk. Sie war aber dennoch ein eifriger Gegenstand des Studiums der Geistlichkeit. Auf der Schule zu York ward die Jurisprudenz ausdrücklich als ein besonderer Unterrichtszweig angeführt: sie nahm daselbst die Stelle der Dialektik ein und wurde auch zur Bildung des Urtheils angewandt. Besonders aber ward das kanonische Recht von Dionysius Exiguus 527, von Isidor von Sevilla 630, von Rhegino von Prüm, Abbo von Fleury, Burkard von Worms († 1026) zusammengestellt und in den bischöflichen Schulen gelehrt. Als systematischen Gegenstand höherer Unterrichtsanstalten hat die Rechtswissenschaft zuerst Irnerius 1118 zu Bologna gelehrt. Von den Mönchen durfte sie nebst der Physik seit Alexander III. 1180 nicht mehr getrieben werden, weil sie sich allzueifrig und oft zum Schaden der Theologie dem Studium derselben hingegeben. — **Die Physik** trat bei Erforschung der Naturkräfte zu sehr mit den kirchlichen Anschauungen und mit dem rohen Aberglauben in Opposition, als daß sie über allgemeine Ahnungen hätte hinauskommen können. Während man jedoch auf der einen Seite an Magie, an Teufelskünste ꝛc. glaubte, waren es andererseits wiederum einzelne Klostergeistliche, die das Volk vom Aberglauben frei zu machen strebten. Rhabanus Maurus kämpfte in einer Homilie gegen den heidnischen Aberglauben des Volkes bei der Mondfinsterniß und erklärte dieselbe astronomisch; seit dem neunten Jahrhundert drangen besonders mehrere Lehrer in Irland, Skotus Erigena auch, tiefer in die Lehren der Physik ein. Doch mußten die Kenntnisse als Geheimlehren wegen des Verdachtes der Zauberei vor der Menge verschlossen bleiben. In der langen Zeit der scholastisch-geistlichen Erziehungsepoche war die Physik mit der **Magie** verschwistert. — Und die **Chemie** mit der **Alchemie**. Die Hauptaufgaben der Chemie waren die Versuche der Goldmacherkunst und die Auffindung eines Lebenselixirs. Im Allgemeinen ruhte der Verdacht der Kirche nicht so sehr auf der Chemie, als auf der Physik, und „der Stein der Weisen" gehörte nicht zu „des Teufels Mineralien". Von den Arabern kam die Chemie ins Abendland und aus ihrer Periode stammen viele der gebräuchlichsten Körpernamen: Alkohol, Syrup, Naphtha, Kampher, Kali, Alkali ꝛc. Das Product mittelalterlicher chemischer Praktik war das Schießpulver. Den Branntwein, aqua vitae, kannte der Chemiker Arnold Bachuone (Villanovus), Professor zu Barcellona, † 1313. Im 13. Jahrhundert schon breitete Raimundus Lullus, ein Franziskanermönch, die chemischen Kenntnisse der Araber aus: er soll vor Eduard I. 50,000 Pfund Quecksilber in Gold verwandelt haben. — **Die Medizin** wurde so wenig, als die Physik und als die Chemie zu den freien

Künsten gerechnet. Sie war deshalb nirgends Katheder-doctrin. Sie bestand bis zum 11. Jahrhundert nur in der Praxis, die von Geistlichen, besonders Mönchen, und von Juden geübt ward. Außerdem waren einige Dynastien mit wunderthätigen Kräften begabt: die französischen Könige besaßen das Vermögen, Kröpfe zu heilen, den englischen Herrschern wurde die Heilkraft gegen Scropheln zugeschrieben ꝛc. Auch Amulete ꝛc. erhielten ihre Geltung. Als jedoch auf der Medizinschule zu Salerno das Studium der arabischen Uebersetzungen des Hippokrates, Galenus und Dioskorides sowie der arabischen Schriftsteller begann, fing sich auch bald anderswo der Eifer für die Heilkunde zu verbreiten an. Montpellier wurde darauf berühmte Lehrstätte für die Medizin; Friedrich II. verordnete das Studium der Anatomie; in Bologna und Montpellier mußten Leichname von Verbrechern an die Anatomie abgeliefert werden. — Vor Gründung dieser Schulen waren die Klöster die einzigen Zufluchtsstätten für die Medizin, wie auch für die Chemie. In den älteren Zeiten scheint selbst jüngeren Kindern ein medizinischer Unterricht (wahrscheinlich diätetische Regeln) ertheilt worden zu sein. Wenigstens verfügt noch eine Verordnung Karls des Großen an die Klöster, von denen wahrscheinlich das Maß des medizinischen Unterrichts überschritten ward, „daß die infantia mit der medicina verschont bleiben soll", dagegen diese Wissenschaft an den Kathedralschulen getrieben werden müsse. — —

B. Gegenüber den sieben freien Künsten trat **die Religion** als zweites großes Bildungsmittel auf. Die Wissenschaft derselben hieß noch nicht Theologie, sondern sacra pagina und bestand in der Kenntniß der kirchlichen Abschnitte (Perikopen), der lateinischen Bibelübersetzung (Vulgata), in Predigtauszügen (post-illa sc. verba textus) der Kirchenväter und in der Liturgie des Gregor in seinem Meßbuche (missale). Der Unterricht in den artibus war nur auf die Bildung der Geistlichen berechnet; die artes wurden deshalb auch nur um der Theologie willen betrieben. Im Sinne der geistlich-scholastischen Periode sagt Rhabanus Maurus: „Die Grammatik zeigt die Auslegungskunst der alten Poeten und Geschichtsschreiber, nebst der Fertigkeit, fehlerfrei zu reden und zu schreiben. Man kann ohne sie die Tropen und uneigentlichen Redensarten der heiligen Schrift nicht verstehen, folglich den rechten Sinn des göttlichen Wortes nicht ergreifen. Auch die Prosodie darf man nicht vernachlässigen, weil in den Psalmen so viele verschiedene Versarten vorkommen; daher ist die fleißige Lesung der alten heidnischen Dichter und wiederholte Uebung in der Dichtkunst nicht zu versäumen. Nur müssen die alten Dichter vorher sorgfältig gesäubert werden, damit nichts darin

bleibt, was auf Liebe und Liebeshändel, und auf die heidniſchen Götter Bezug hat. Die Rhetorik, welche die verſchiedenen Gattungen und die Haupttheile der Rede nebſt den dazu gehörigen Regeln angibt, iſt nur ſolchen Jünglingen wichtig, die noch nichts Ernſteres zu betreiben haben, und muß nur aus den heiligen Vätern gelernt werden. Die Dialektik hingegen iſt die Königin aller Künſte und Wiſſenſchaften. In ihr wohnt die Vernunft: ſie zeigt ſich hier, bildet ſich darin aus. Nur die Dialektik allein kann Kenntniſſe und Weisheit verleihen; ſie zeigt allein, was und woher wir ſind, ſie lehrt uns allein unſere Beſtimmung, durch ſie lernen wir allein das Gute und Böſe ꝛc. kennen. Und wie nöthig iſt ſie einem Geiſtlichen, um den Ketzer bekämpfen oder beſiegen zu können! Die Arithmetik iſt wegen der Geheimniſſe wichtig, die in den Zahlen enthalten ſind; auch fordert die Schrift zu ihrer Erlernung auf, da ſie von Zahlen, Maß ꝛc. redet. Die Geometrie iſt nöthig, weil in der Schrift bei dem Bau der Arche Noah und des ſalomoniſchen Tempels Zirkel aller Art vorkommen. Muſik und Aſtronomie ſind Bedürfniſſe des Gottesdienſtes, welcher ohne Muſik nicht mit Würde und Anſtand und ohne Aſtronomie nicht an feſten und beſtimmten Tagen gefeiert werden kann." — Die Wiſſenſchaft der Religion ſelbſt war ohne Leben und ohne innere Kraft. Die Exegeſe ermangelte der linguiſtiſchen Friſche, da ſie der Grundtexte entbehrte. Einer der erſten Exegeten iſt in der occidentaliſchen Kirche Gregor der Große: aus Mangel an Sprachkenntniſſen verfiel er jedoch in myſtiſches Moraliſiren. Weiter verſuchten ſich an der Bibelerklärung Beda, Alkuin, der freiſinnige Claudius von Turin († vor 840), Rhabanus, Haymo, Remy v. Auxerre, Notker Balbulus († 912), Bruno, Biſchof von Würzburg, Manegold von Murbach und Bruno, Stifter der Carthäuſer. Doch trug die Thätigkeit Aller auf dem exegetiſchen Felde keine beſondere Frucht. Mikrologie war auch hierbei der Geiſt der Zeit, — eine Mikrologie, die finden konnte, daß die Bibel 3,566,480 Worte zähle, den Namen „Jehova" 6855, das Wörtchen „Und" 42,227 mal habe, und Pſalm 117 das mittelſte Bibel-Kapitel ſei. — Das Leſen der Bibel war den Laien erſchwert und ſelbſt bei den Klerikern nicht allgemein. Dagegen häuften ſich Erbauungsſchriften, meiſt jedoch nur für die Klöſter beſtimmt: viel gebraucht ward das Agoniſtikon des Ratherius 974; viel geleſen das Leben Jeſu von dem ſtraßburger Karthäuſer Lud. Saxo † nach 1326; berühmt die Schriften Gerſons; über alle aber trug das Büchlein de imitatione Christi von Thomas a Kempis († 1471) den Preis davon. — Die Predigt ward im Cultus für minder weſentlich als die Meſſe gehalten. Eine Poſtille verfaßte Paul Warnefrieds Sohn in der Zeit grober Unwiſſenheit des

Clerus. Bald nachher hob sich die Kanzelberedtsamkeit mit Theodulf, Rhabanus, Haymo, Abbo, und eindringlicher ward sie bei häufigerem Gebrauch der Landessprache. Hochberühmt als Redner wurden die Kreuzprediger Peter von Amiens, der heilige Bernhard, Fulko von Neuilly, und darauf die Bettelmönche Antonius von Padua, Joh. von Vicenza, Card. Bonaventura, Berchtold von Regensburg († 1272), Joh. Tauler 1294—1361 in Straßburg, sowie dessen Lehrer Meister Eckard und sein Mitschüler Heinrich Suso († 1365).

Unterrichtsgegenstände in der Religion waren für die Geistlichen besonders Schrifterklärung, Kenntniß der Kirchengesetze und der nothwendigsten Stücke des Kirchendienstes, aber auch patristische und dogmatische Studien, sowie Kanzelberedtsamkeit. Für die Adeligen und Prinzen bestand der Religionsunterricht im Hersagen der vier Hauptstücke des Katechismus, — beim Volke in einigen Sätzen, die nicht auf die Wahrheit der Religion, sondern auf Das, was man der Kirche schuldig war, Bezug hatten: das Ziel seines religiösen Wissens hatte der Laie erreicht, der das Vaterunser und das Glaubensbekenntniß auswendig wußte. Ein solcher Religionsunterricht konnte natürlich die Völker nicht aus ihrem alten Aberglauben und aus ihren nationalen Vorurtheilen herausreißen, vorzüglich da so Viele mit dieser Religion, in der sie unterrichtet wurden, ihre alte Freiheit verloren hatten. Was konnten — so fragt Ruhkopf treffend — die Religion in den Augen der Sachsen für einen Werth haben, welche die Franken mitgebracht hatten und welche zum Theil mit einer veränderten Lebensweise, mit Zehntenabgaben an Priester ꝛc. verbunden war: sie, noch in Colonien, auf zerstreuten Höfen wohnend, sollten anfangen, sich näher zusammenzuziehen, sollten am Sonntage, vielleicht einem schönen Jagdtage, ruhen und mehrere Stunden weit gehen, um einer Messe beizuwohnen und einem Prediger zuzuhören, — sollten ihr geliebtes Pferdefleisch fahren lassen und sich an eine vorgeschriebene Diät gewöhnen, — sollten nicht mehr so heirathen dürfen, wie sie es sonst gewohnt waren, — sollten ihre Todten begraben, die sie sonst verbrannt hatten! — Dazu dann Geistliche, die größtentheils Fremde waren, mit der Sprache und der Vorstellungsart der Eingepfarrten völlig unbekannt und mit so mangelhafter und dürftiger Kenntniß ausgestattet, daß sie sich nur in geringen Stücken über ihre Lehrlinge erhoben. Man meinte, sagt Ruhkopf, ein Landgeistlicher wisse schon genug, wenn er die lateinischen Formeln der Liturgien, der Sacramente ꝛc. verstände, daß er sich derselben im Singular oder Plural, im Masculinum oder Femininum nach Maßgabe der Umstände bedienen könnte; wenn er im Stande wäre, die Episteln und Evangelien

lateinisch beim Gottesdienst abzulesen und ihren buchstäblichen Sinn zu verstehen, wenn er die Psalmen auswendig wüßte und die vierzig verdeutschten Homilien des heiligen Gregorius nebst den Auslegungen des apostolischen Glaubensbekenntnisses, der zehn Gebote und des Vaterunser im Hause hätte. Man glaubte, es sei hinlänglich für einen Landprediger, wenn er seine Bildung in den Trivialschulen der Klöster empfinge; der Besuch der höheren Schulen ward gar nicht von ihm gefordert. — Wie sollten solche Geistliche Interesse an der Bildung und Erziehung des Volkes haben! — Was die Laien von der Religion lernten, war sogar bis in's 9. Jahrhundert hinein Lateinisch, denn die deutschen Uebersetzungen des Vaterunser nebst beigefügter Erklärung der Hauptstücke, des apostolischen und athanasianischen Glaubensbekenntnisses und des Liedes „Gloria in excelsis" waren nur für die Geistlichen bestimmt. —

15.

Schulmaterialien und Lehrbücher beim scholastisch-geistlichen Unterricht.

Da die Hauptbeschäftigung der Priester und besonders der Mönche die Schreibekunst war, die deshalb auch vorzugsweise ars clericalis hieß: so fand sich fast bei jedem Kloster ein Saal, das Museum, für Abschreiber eingerichtet, an dessen Wänden Regeln mit Versen angehängt waren, die ermahnten, keine Worte beim Abschreiben von Büchern einzumischen, langsam zu schreiben, gehörig abzusetzen und richtig und genau zu interpunktiren. Im Kloster Hirsau auf dem Schwarzwalde saßen im 11. Jahrhundert zwölf Mönche als beständige Schreiber, um Abschriften von der Bibel und von patristischen Werken zu fertigen: es war ihnen ein Schreibmeister vorgesetzt, der die Arbeiten vertheilte, die abzuschreibenden Bücher bestimmte und die Correcturen besorgte. *Schreibmaterialien* waren deshalb das vorzüglichste Handwerkszeug des Gelehrten, auch der Schulen der geistlich-scholastischen Periode. Als *Schreibstoff* wurde in Italien bis in's 6. Jahrhundert der Papyrus, seitdem im Norden meist das aus Häuten wilder Thiere gefertigte Pergament gebraucht. Weil jedoch das Pargament so theuer war, daß es bei zu leistenden Zahlungen statt Silbers angenommen wurde und man ein Meßbuch mit Weinbergen, Wiesen und Gehölzen erkaufte, bediente man sich öfters der Baumrinde, während Wachstafeln nur zum

Concipiren und zu Rechnungen gebraucht wurden. Zuweilen auch kratzte man die Schrift vom Pergament ab, um Raum für neue zu gewinnen. — Mit der Veränderung der Schreibmassen veränderte man natürlich auch die Schreibwerkzeuge. Bei harten Schreibmassen nahm man den Griffel, der von Gold oder anderem Metall, von Glas oder Holz war. Auf ägyptischem Papier schrieb man mit Schilfrohr, das unseren wahrscheinlich früher schon als das Linnenpapier gebrauchten Federn ähnlich geschnitten war. Die Tinte wurde anfangs aus Ruß, später aus Weinstein und Kohlen, auch aus Vitriol bereitet. Die Tintebehälter waren von Horn, gingen unten spitz zu und wurden durch ein Loch in das Schreibpult gesteckt. Die kostbarste Schrift war die Gold- oder Silberschrift: mit der Silberschrift schrieb man oft den ganzen Text der heiligen Schrift oder anderer kirchendienstlicher Werke; mit der Goldschrift die Anfangsbuchstaben der Capitel. Das Latein war vor allen anderen Schriftarten herrschend. Cursivschrift kam im 5. Jahrhundert auf. Interpunction war seit dem 8. Jahrhundert gebräuchlich. Mit dem 11. Jahrhundert wurden Abkürzungen gewöhnlich. — Waren die Bücher auf Baumrinde oder Bast, späterhin auf Papier geschrieben, so wurden sie gewöhnlich mit Cedernsaft bestrichen, um sie vor Fäulniß und vor Würmern zu bewahren und dann an einem runden, zu beiden Enden mit Knöpfen versehenen Stabe befestigt und aufgerollt.

Die wichtigsten Lehr- und Schulbücher in der scholastisch-geistlichen Periode waren folgende:

1) Das erste Schulbuch und die Grammatiken. Das erste und Hauptschulbuch für die niederen Schüler war Cato: vier Bücher Distichen eines gewissen Dionysius Cato, — ein Auszug aus dem Sittengedicht des alten Censor Cato, — kurze, einfache Sinnsprüche über die Verehrung Gottes, der Aeltern, Verwandten und Lehrer, über den Umgang mit Guten, über Reinlichkeit und Bescheidenheit, über Scham, Fleiß und über Gehorsam gegen die Obrigkeit. — Unter den Grammatikern nahm Aelius Donatus (um 320) besonders mit seiner Schrift über die acht Redetheile und den Barbarismus und mit seiner ars prima et secunda die erste Stelle ein. Neben Donat stand Priscianus aus Cäsarea (um 527 Sprachlehrer in Constantinopel): er stellt in seinen 18 Büchern grammatischer Erklärungen alle Lehren der Grammatik zusammen. Auch Diomedes wurde öfter gebraucht: seine Grammatik ruht auf den vier Pflichten des Varro: officia grammatici constant lectione, enarratione, emendatione, judicio. Außerdem die

Grammatiken von Alcuin und Beda. In die griechische Sprache führte die Grammatik des Aristarch ein.

Von lateinischen Schriftstellern wurden meist nur kirchliche gelesen; vor heidnischen Klassikern hatte man Scheu, doch waren Virgil, Ovid, Horaz, Cicero, Sallust, Seneca, Lucanus, Terentius, Plinius ꝛc. aus der stillen Klosterzelle nicht gänzlich verdrängt: sie wurden gelesen, und die handschriftlichen Copien von ihnen verrathen ein thätiges Interesse für die antike Literatur. Auch waren und wurden sie in die kirchlichen, scholastischen und geschichtlichen Werke verwebt und durch die viel gelesenen Sammelwerke des Boëthius, Marcianus Capella, Isidor von Sevilla blieben einige Kenntnisse und Notizen aus dem klassischen Alterthum in stetem Umlauf, während sich andere, wenn auch verstümmelt, durch Sage, Legende und Dichtung (— in den Märchen vom trojanischen Kriege, von Alexander dem Großen ꝛc. —) fortpflanzten. Doch erschien im Ganzen die durch Kunst verschönte Lebensanschauung der Alten als eine dem Christenthum feindliche Macht und die Zeit, in der sie gehaust hatten, als eine Nacht, in welcher die Menschen Dämonen angebetet hätten. Und wegen dieser Weltanschauung blieb das Studium des klassischen Alterthums immer nur das Privatwerk Einzelner und konnte die Beschäftigung dieser Einzelnen für die Gesammtbildung keine Frucht tragen. Endlich auch wurden die Werke der Alten, wo sie auftraten, nach Belieben verkürzt und erweitert, verstümmelt und verchristlicht, und die Anschauungen der Geister aus den verschiedenen Zeiten in die Maschine der Gleichmacherei gelegt: die philosophische Moral des Aristoteles durfte der kirchlichen nicht widersprechen; die Schriften des Cicero, Seneca und Boëthius wurden in gleichem Range neben einander betrachtet; Florus und Eutropius galten dasselbe, wie Sallust und Livius; neben Virgil, Juvenal Persius ꝛc. hatten gleiches Ansehen Alanus ab Insulis, Johannes von Salisburh ꝛc.

2) Marcianus Felix Capella, geboren zu Madaura in Africa, gab 470 eins der vorzüglichsten Schulbücher heraus. Unter dem Titel „Satyra" oder Satyrikon enthält es 9 Bücher in Prosa und Poesie, von denen die beiden ersten de nuptiis Philologiae et Mercurii, die sieben folgenden de septem artibus liberalibus in folgender Ordnung: grammatica, dialectica, rhetorica, geometria, arithmetica, astronomia, musica — handeln. Jedes der einzelnen Bücher beginnt mit einer zum Theil in Versen verfaßten Einleitung; die Behandlung selbst besteht mehr in Reflexion, als sie auf Belehrung zielt. Im Kapitel von der Grammatik ist mehr von Worten und Silben, als von

der Sprache ſelbſt die Rede; auch kommt in ihr die Metrik vor, die ſich zum Theil noch einmal in der Rhetorik und Muſik findet. Mit der Geometrie wird die Geographie in kurzen Kapiteln: de divisione terrae; de monte Pyrenaeo; de Sicilia ꝛc. abgehandelt. — Kein derartiges Buch hat längere Dauer und Berühmtheit gehabt. Faſt tauſend Jahre hindurch war es der Beherrſcher der Schulen.

3) Bald nach Capella — um 500 — ſchrieb Boëthius, vir consularis zu Rom, neben anderen theologiſchen und philoſophiſchen Werken ſein Buch „de consolatione philosophica“, das in den Schulen viel geleſen ward und von dem 1501 zu Straßburg eine Ausgabe mit Holzſchnitten erſchien. Dieſes Buch hat Jahrhunderte hindurch einen Platz neben der Bibel eingenommen und die Barbarei und den Fanatismus einer finſteren Zeit durch ſeinen Idealismus erhellt. Es iſt ein Product der neuplatoniſchen Schule, aber getragen zugleich von dem alten Römergeiſte, von dem praktiſchen Sinne, der bei jeder Lehre auch nach ihrer Wirkung auf den Willen fragt. Die Grundüberzeugung deſſelben iſt, daß ein vollkommen guter Gott iſt. Dieſer Gott braucht zur Regierung der Welt keiner ihm äußeren Hülfsmittel. Er iſt allmächtig und nichts iſt, was ihm unmöglich wäre. Nur das Böſe iſt ihm unmöglich; alſo iſt das Böſe nichts. Das Böſe ſetzt uns herunter und beraubt uns der Natur, welche wir haben ſollten: durch dasſelbe hören wir auf Menſchen zu ſein. Darum müſſen Die, welche das Licht des Himmels und des Heils erblicken wollen, vorwärts, aber nicht rückwärts, nicht in die Nacht des Tartarus ſchauen, um nicht, das Böſe erblickend, den Gewinn ihres Lebens zu verlieren. Wenn wir mit Freiheit dem Guten uns zuwenden, erheben wir uns über die Schläge des Schickſals. Das Gute erhält Gott, das Böſe wendet er ab. Er beherrſcht die Körper- und die Geiſterwelt; auch das Schickſal ſteht unter ſeiner Vorſehung. Wer ſich zu Gott erhebt, entzieht ſich dem Schickſal; und je mehr wir unſere Gedanken zur Erkenntniß des göttlichen Geiſtes aufrichten, um ſo freier ſind wir. — Die Schrift des Boëthius über die drei artes: de arithmetica, zwei Bücher, in denen zuerſt der Name und die tiefere Begründung des Quadriviums gefunden wird; de musica, fünf Bücher; de geometria, zwei Bücher; — iſt gehaltvoller als die des Capella und ward in den Schulen viel gebraucht. Von pſychologiſcher Einſicht und Erfahrung zeugen ſeine Belehrungen über die phyſiſche Behandlung der Kinder; über den Unterricht in den erſten Elementen, der mit dem ſiebenten Jahre beginnen ſoll; über den Gehorſam der Schüler; über die Eigenſchaften der Lehrer, welche mit Gelehrſamkeit und Lehrfähigkeit Sanftmuth und Würde verbinden

müſſen; über die vier Temperamente und ihre Kennzeichen an der Jugend, über die verſchiedenen Fähigkeiten (Stumpfheit, Mittelmäßigkeit, Trefflichkeit) der Schüler und über die verſchiedene Handlungsweiſe derſelben.

4) Magnus Aurelius Caſſiodorus, vir consularis, ſpäter Mönch im Kloſter von Vivareſi, ſchrieb um 500 ſein Werk „de septem disciplinis“, welches ſich wegen ſeiner Kürze und ſeiner tabellariſchen Ueberſichten, vorzüglich aber wegen des geiſtlichen Anſehens ſeines Verfaſſers als Schulbuch empfahl. Es ſuchte das allgemeine Gebiet der damaligen Wiſſenſchaft zuſammenzufaſſen.

5) Iſidor, Erzbiſchof von Sevilla, † 636, ſchrieb eine erweiterte Encyklopädie unter dem Titel Originum s. Etymologiarum libri XX. (letzteres mit der Aufſchrift de quatuor disciplinis mathematicis). In demſelben handelt er nicht nur das Trivium und Quadrivium ab, ſondern er ſpricht auch von der Medizin, von den Geſetzen und Zeiten, von den Kirchendienſten, von Gott, von Engeln und Gläubigen, von der Kirche und den Secten, von den Sprachen, Geſellſchaften, Verwandten (auch vocabula ordine alphabeti eorumque origines), von dem Menſchen und den Wunderdingen, von den Thieren, von den Steinen und Metallen, von der Landwirthſchaft, von Krieg und Spielen, von Schiffen, Gebäuden und Kleidern, vom Hausrathe und von den Werkzeugen für das Land und für das Haus. Das war — bemerkt Schwarz — der Inbegriff der damaligen Gelehrſamkeit und der vollkommne Studien-Cyclus.

6) Beda (Venerabilis), der größte Polyhiſtor ſeiner Zeit, verfaßte gegen 700 eine Encyklopädie, welche enthielt: cunabula grammatices in Frage und Antwort; 2) de octo partibus orationis, 3) de arte metrica, 4) de orthographia; 5) mehrere Bücher, einzelne Theile der Arithmetik behandelnd z. B. de indigitatione; 6) mehrere Bücher von der Muſik; 7) mehrere Bücher aſtronomiſchen Inhalts.

7) Rhabanus Maurus, geboren 776, gab den Inbegriff des Wiſſenswürdigſten encyklopädiſch für Schulen in ſeiner Schrift de Universo, worin er in 22 Capiteln von Gott, von den Perſonen des alten und neuen Teſtamentes, den Evangeliſten, Apoſteln und Märtyrern, von der heiligen Schrift, von Bibliotheken, von den Menſchen und den Thieren, von der Aſtronomie, von der Erde und den Naturerſcheinungen, von Metallen, von Gewicht und Zahl, von Muſik, Medizin, Oekonomie, Kriegsangelegenheiten, Kampfſpielen ꝛc. überall unter Beibringung von Bibelſtellen und theologiſchen Bemerkungen handelt.

8) Gegen Ende der ſcholaſtiſch geiſtlichen Periode wandte man vorzügliche Sorge auf die Erleichterung des Gedächtniſſes und arbeitete dafür durch eigene neue Schulbücher. Dieſe Bücher, theils in der Landes-, theils in der Gelehrtenſprache, immer aber in Reimen abgefaßt, haben mehrentheils den Titel „Doctrinale“ mit einander gemein und kamen beſonders ſeit dem Anfange des 13. Jahrhunderts in Gebrauch. Der Erſte, der die Grammatik in Verſe brachte, war Eberhard von Bethüra. Sein Buch, das gegen 1212 erſchien und den Titel „Gräcismus“ führte, hat Conrad de Mure zu einer Summe von 10,560 Verſen erweitert. Es ward jedoch verdrängt durch das Doctrinale des Alexander de Villedieu, auch, weil er in Dole geboren war, Alexander Dolenſis genannt. Dieſes wurde ſchon im 13. Jahrhundert in den meiſten Schulen von Frankreich, bald auch in den benachbarten Ländern eingeführt und blieb bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts in Gebrauch, wo es von der Grammatik des Despautère erſt in den niederländiſchen, dann in allen franzöſiſchen Schulen verdrängt wurde. Das Werk des Alexander Dolenſis iſt in leoniniſchen Verſen abgefaßt und beſteht aus 12 Abſchnitten: der erſte handelt von den Declinationen, der zweite von den regelmäßigen und unregelmäßigen Declinationen, der dritte von der Comparation, der vierte vom Genus, der fünfte von der Conjugation, der ſechste von den anomaliſchen und unregelmäßigen Verben, der ſiebente von den regelmäßig abweichenden Verben, der achte von den Wörtern, die einen beſondern Caſus regieren, der neunte von der Conſtruction, der zehnte von der Verskunſt, der elfte vom Accent, der zwölfte von den grammatiſchen Figuren. Zugleich hatte Alexander Dolenſis in 212 Hexametern den ganzen Inhalt des alten und neuen Teſtaments zum Schulgebrauch bearbeitet. — Auf dieſe Bücher, die für Gelehrte beſtimmt waren, folgte eine große Anzahl ähnlicher zum Volksgebrauch und beſonders ſolcher, die nach Art des alten Dionyſius Cato die Moral in kurze Sentenzen brachten: ſo ein Spruchbuch in franzöſiſcher Sprache unter dem Titel „Cato“; ein ähnliches — das Doctrinale des Souvage; beſonders aber der „Anti-Claudian“ des Alain de Liſle, in dem durch einen tugendhaften, himmliſchen Mann alle Tugenden herniedergebracht werden — urſprünglich lateiniſch verfaßt, aber ſchon im 13. Jahrhundert noch in franzöſiſche Reime übertragen. —

B. Zucht.

16.

Die Zucht der Schule und des Hauſes im ſcholaſtiſch-geiſtlichen Zeitalter.

Die Zucht der Schule wie des Hauſes war eine klöſterlich rauhe, — ernſt, feſt und ſtreng. Die Kaiſerchronik ſagt:

„Da ſprach der König hehre,
Nun vernehmet meine Lehre:
Wer den Beſen dem Leibe des Sohnes entzieht,
Der haſſet und ſchadet dem Sohn.
Zucht und Furcht iſt gut;
Wer aber das nicht thut,
Sondern ihn zart erzieht,
Der ziehet allzuoft den Trägen.
Wenn er dann kommt zu Jahren,
Daß er das Erbe ſoll beſitzen,
So kann er nicht Maß halten,
Weder im Thun noch im Laſſen.
— —
Ich hörte meinen Vater ſagen,
Daß der Sohn und der Knecht
Haben ganz gleich Ein Recht.
Wenn er erwächſt zum Mann,
Das Erbe beſitzt er dann.
— —
Meine Kinder müſſen werden bezwungen
Mit Froſt und auch mit Hunger,
Mit Nöthen und mit Arbeit,
Ueberwinden ſie ſo die Kindheit,
Dann ehret ihre Weisheit das Reich.

In dem Schachgabelbuche („Wie Kaiſer Octawianus ſine kint hies leren") heißt es:

Daß er ſeine Söhne hieß lehren
In der Jugend, und ihren Fleiß kehren
An Kunſt, und ließ ſie an ſich nehmen,
Was zu froher Jugend und Mannskraft möchte geziemen.
An aller Art Dingen — Schwimmen, Springen, Ringen,
Oder was ſonſt mochte männlich ſein.
Auch hieß er lehren die Töchterlein — was ein Weib ſoll können.
Sie nähten und ſie ſpannen — Wollen und ſeiden Werk.

Sie durften nicht unterlaſſen
Irgend weibliche Arbeit aus weiblicher Verſchämtheit,
Mit dem Spinnrad, am Stickrahmen,
Mit Stricken und in Nadeln fein,
Und mancherlei Werk genug.
Wenn ſie es lernen in der Jugend,
Es bewahrt ſie in keuſcher Tugend,
Denn junger Leute Müßigkeit
Wird ihnen in dem Alter leid.

1) **Die Schulzucht** war gegen Reiche und Arme gleich hart, ſtreng, mönchiſch finſter. Die Ruthe war das allgemeine Strafinſtrument. Faſten und Kaſteiungen gehörten zu den Schulſtrafen. War es doch in St. Gallen Sitte, daß die Kloſtergeiſtlichen, wenn ſie gegen die Ordensregel gefehlt hatten, an eine Säule gebunden und nach Ablegung der Oberkleider gegeißelt wurden; und ließ doch ſogar der Abt von St. Genoveva einen Bruder acht Tage lang auf der Erde neben den Hunden eſſen. Auch Robert von Sarbonne zu Paris ſchreibt den Gebrauch des Stockes in den Schulen ausdrücklich vor, ſowohl gegen die Schüler ſelbſt, als auch gegen die unteren Lehrer (parvi magistri) an den niederen Schulen, wenn der Vorſteher (magnus magister) an jedem Sonnabend die Schüler nach ihrer Lection fragt und ſie herſagen läßt, einige derſelben ihre Lection nicht wiſſen und er findet, daß ſie von Unterlehrern ſchlecht unterrichtet ſind. — Und doch gelangte man mit der harten Zucht nicht zu dem rechten Ziele. Die Schüler blieben unbändig und roh. Zwiſchen größeren und ſelbſt kleineren Schülern kam es oft zu Mord und Todtſchlag. So wurde unter dem heiligen, 865 verſtorbenen Ansgarius, dem Erzbiſchofe von Hamburg und Glaubensboten der Skandinavier, als derſelbe Scholaſticus zu St. Peter war, ein kleiner Knabe, Namens Fulbert, von einem ſeiner Mitſchüler mit der Schreibtafel todt geſchlagen. Und als 937 unter dem ſtrengen Thieto einige Schüler zu St. Gallen, die am Feſte des heiligen Markus mancherlei Unbill verübt hatten, gezüchtigt werden und ein Schüler aus den obern Klaſſen Ruthen holen ſollte, warf er, um ſich und ſeine Genoſſen zu retten, einen Feuerbrand ins Kloſter, wodurch daſſelbe mit vielen Büchern faſt ganz verbrannt wurde.

Zwiſchen die traurige Zeit der harten Zucht fielen beſtimmte **Ergötzungstage.** An ihnen waren als Spiele geſtattet: das Würfelſpiel, wofür es beſondere Häuſer gab; das Laufen nach einem geſteckten Ziele (Barlaufen); das paarweiſe Ringen mit geſalbten Händen; das Stockſpiel, wobei die in zwei ſich entgegenſtehende Theile geſonderten Knaben den gefaßten Stock ſich zu entringen ſuchten; das gepanzert ſich mit

Steinen Werfen; das Kartenspiel und Würfelspiel (bis beide auf der Synode zu Würzburg im 14. Jahrhundert für Mönche und Nonnen verboten wurden). Bei solchen Gelegenheiten empfingen die Schüler Wein, Bäder und, um ihre Spiele bis in die Nacht ausdehnen zu können, Lichter, wobei sie den Wunsch hegten, daß ihr Aufseher (circatores) „so stumm und blind wie die Maulwürfe," die Lehrer aber „so selig sein möchten, daß sie glaubten, sie seien auf die elisäischen Felder versetzt." Für kleinere Kinder waren die Spiele des „Kreiseltreibens" (doppen, toppen), des „Reifschlagens" (repen), des „Braut- und Bräutigamspielens" (malen, malenspel), des „Hinkeln" oder auf einem Beine Tanzen, des „Burzelbaumschießens," des „Schaukelns," des „Fingerschnellens" ꝛc.

Neben den Spielen waren es **die Schulfeste**, welche der rauhen Strenge der Disciplin ein Gegengewicht verliehen. Zu ihnen gehörte: 1) Das heilige Christfest. Sobald der heilige Abend hereindämmerte, zogen weißgekleidete Masken, welche den Herrn Jesus vorstellen sollten, zu den Häusern, in welchen sich Kinder befanden. Die Aeltern, ihre Kinder an der Hand, zogen ihnen mit Räucherwerk entgegen. Die Kinder wurden dem heiligen Christ vorgestellt: sie mußten vor ihm beten und erhielten dann von ihm Geschenke, besonders Kleider, die sie am Christfeste anzogen. Um neun Uhr wurde die heilige Nacht eingeläutet, man begab sich zur Kirche, wo Knaben mit Christfackeln in den Händen das Lied „Quem pastores etc." anstimmten, worauf bis Mitternacht abwechselnd gesungen und gepredigt ward. Am Morgen des Christtages zog der Cantor, Weihnachtsgesänge, besonders „Puer natus in Bethlehem etc." mit den Knaben singend, in der Kirche processionsweise umher, worauf der Gottesdienst seinen Anfang nahm. 2) Das Neujahrsfest war gleichfalls ein Schulfest; an ihm gingen die Kinder bei ihren Taufpathen umher, um von denselben unter Glückwünschen Geschenke zu empfangen. 3) Fastnacht wurden von den Kindern in biblischen Darstellungen Komödien aufgeführt und feierliche Umzüge gehalten. Auch das Dreikönigsfest, Lichtmeß, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten und Michaelis waren Kinder- und Schulfeste. 4) Das wichtigste Kinder- und Schulfest war das seit dem neunten Jahrhundert zum Andenken an Gregor den Großen gefeierte Gregoriusfest, an dem die Knaben in Aufzügen als Krieger, Handwerker, Bauern, die sieben freien Künste ꝛc. maskirt, erschienen, — an demselben Tage (den 12. März), wo im alten Rom die Quinquatrien der Minerva, der Göttin der Künste und Wissenschaften gefeiert und den Lehrern von den Schülern Geschenke, Minervalia, gebracht wurden.

In Süd-Deutschland vertrat das Nikolausfest das Fest des Gregorius, das eigentliche Schulkinderfest. Es bestand seit dem 9. Jahrhundert zu Ehren Gregors des Großen, des Schutzpatrons der Schulen. Grimm beschreibt eine solche Feier also: „Aus den Schülern wird einer zum Bischof gewählt und zwei andere zu Pfarrern. Diese drei erhalten eine angemessene Kleidung, die übrigen Schüler gehen in ihren Kleidern, nur die Kleinen werden phantastisch ausgeputzt mit Federbüschen und Bändern, und tragen Fahnen und Degen, auf welche auch wohl Birnen gesteckt wurden. Der Zug geht in Begleitung der ordentlichen Lehrer unter dem feierlichen Geläute der Glocken zur Kirche. Dort setzen sich der Bischof und seine zwei Untergeistlichen vor den Altar auf drei Stühle und machen beständig seltsame und lächerliche Geberden. Der ordentliche Prediger hält eine Rede; sobald er fertig ist, wird ein Gregorius- (Nikolaus-) Lied angestimmt und nun spricht oder vielmehr agirt der Bischof die Bischofspredigt, die gewöhnlich in Reimen abgefaßt ist. Darauf besteigt er ein Pferd. Die Untergeistlichen gehen neben ihm zu Fuß, und das Umsingen durch die ganze Stadt hebt an. Die älteren Schüler singen; die jüngeren, in Apostel, Heilige, Engel, Könige, Priester, Edelleute, Schneider, Narren und Heiden verkleidet, sammeln an allen Thüren Geschenke ein. Dem Bischof werden zwei Maien, Zuckerbäume und Stangen mit Bretzeln und Bändern vorgetragen. Die Lehrer folgen dem Zuge."

Bei solchen Festen fanden gewöhnlich **dramatische Aufführungen** statt, die ursprünglich in Darstellungen aus Terentius ꝛc. bestanden. Schon im zehnten Jahrhundert wurden in einem sächsischen Kloster die Komödien des Terenz gelesen und auch wohl aufgeführt; und in Italien, wo frühzeitig die Mysterien aufkeimten, haben sich bei Freunden und Verehrern klassischer Bildung die Aufführungen griechischer und römischer Theaterstücke durch das ganze Mittelalter hindurch erhalten. So späterhin an dem gelehrten, geistreichen und freisinnigen Hofe des Herzogs von Ferrara, Alphons von Este: als 1543 der Papst Paul III. diesen Musensitz besuchte, mußten die jungen Familienglieder des Herzogs, unter ihnen seine drei Töchter, in Verbindung mit der sechzehnjährigen Peregrino Morata, der klassisch gebildeten Tochter des Fulvio Peregrino Morato, eine lateinische Komödie, die Adelphi des Terenz, zum Besten geben. Die Lustspiele wurden zu dem speciellen Zwecke der Uebung im mündlichen Gebrauche der lateinischen Sprache und ohne Kostüm aufgeführt. Die Blüthezeit der Schulcomödie fällt mit der des Humanismus und der neuesten Zeit der Reformation zusammen. Die Schulcomödien wurden in dieser Zeit nicht selten zur Arena vor-

reformatorischer Kämpfe, und ihr Einfluß reicht weit über die Mauern der Schule hinaus. —

Diesen antiken Komödien gegenüber wurden von **Hrotsvitha**, berührt von der halbgriechischen Bildung des sächsischen Kaiserhauses, sechs lateinische Komödien: Gallicanus, Dulcitius, Callimachus, Abraham, Pafnucius, Fides et Spes gedichtet. Sie selbst schreibt sich „Hrotsvith", auch „die starke Stimme oder der laute Ruf von Gandersheim" (clamor validus Gandeshemenis). Im 17. Jahrhundert machte ein Literat, M. F. Seidel, daraus „Helene von Rossow" — ohne Grund. Bis im 15. Jahrhundert Conrad Celtes in Regensburg das bestaubte Manuscript ihrer Schriften fand, wußten die gründlichsten Geschichtsforscher 500 Jahre hindurch nichts von ihr. Gleich nach Veröffentlichung der Handschrift wird sie „Roswitha" genannt; Gottsched, der sie nur unter diesem Namen kennt, hatte den Einfall, denselben als „Rosa blanca" übersetzen zu wollen. — Ihre Dramen stehen in der Geschichte ihrer Zeit einzig da. Es ist rhythmische Reim- und Alliterationsprosa. Sie zeigen, daß in Deutschland dem 10. Jahrhundert wahrscheinlich die Idee dramatischer Darstellungen weniger fremd war als dem 12. und 13., ehe die Mysterien und Moralitäten unter den Geistlichen reif wurden und aus den Historien und Gauklerpossen des Volks das regelmäßige Fastnachtsspiel sich entwickelte. Weil die Stücke der Hrotsvith manche schlüpfrige, derbe Stelle darbieten, hat man es unglaublich gefunden, daß sie je in einem Kloster aufgeführt worden wären. Hierauf ist mit Löher zu antworten: Was eine Klosterfrau schrieb, konnten andere Klosterfrauen auch wohl ohne Entsetzen ansehen; weibliche Zartheit ist eine moderne Eigenschaft. In besagten Dramen zeigt sich die Klostermoral in ihrer wahren Gestalt. So scheuen sich z. B. die Heiligen keineswegs, wenn es ihre heiligen Zwecke gilt, Sünder und Weltkinder mit falschen Versprechungen zu kirren. In „Gallicanus" geräth der Kaiser Constantin in nicht geringe Verlegenheit, als sein Feldherr um seine Tochter wirbt. Denn die Feinde bedrohen das Reich, und er fürchtet den Zorn und Abfall desselben, wenn er ihn abweist, und weiß doch, die Prinzessin ist eine Christin geworden und hat in Folge dessen heimlich ein Gelübde der Keuschheit gethan. Aber Constanze ist nicht allein fromm, sondern auch klug und weiß sich zu helfen. Die Scene zwischen Vater und Tochter gibt eine gute Probe von Hrotsvitha's Stil:

Kaiser: Tritt heran, meine Tochter, ich will ein paar Worte mit Dir sprechen.
Constanze: Hier bin ich, Herr! Befiehl, was Du willst.

Kaiſer: Ich bin von Herzensangſt ergriffen, und eine ſchwere Traurigkeit beugt mich darnieder.

Conſtanze: Gleich, als ich dich kommen ſah, bin ich dieſe Traurigkeit gewahr geworden. Ohne die Urſache davon zu wiſſen, fühlte ich Furcht und Sorge.

Kaiſer: Deinetwegen traure ich.

Conſtanze: Um mich?

Kaiſer: Um Dich.

Conſtanze: Ich erſchrecke. Was iſt es, Herr?

Kaiſer: Ich fürchte, Dich zu betrüben, ſage ich es Dir. Herzog Gallicae, den eine ganze Reihe von Triumphen zum höchſten Rang unter den Fürſten erhoben, und deſſen Hülfe uns ſo oft zur Vertheidigung des Vaterlandes nothwendig geweſen —

Conſtanze: Was mit ihm?

Kaiſer: Er begehrt Dich zur Gattin.

Conſtanze: Mich?

Kaiſer: Dich!

Conſtanze: Lieber will ich ſterben!

Kaiſer: Ich wußt' es vorher.

Conſtanze: Es kann Dich nicht wundern; denn mit Deiner Erlaubniß war es, daß ich meine Jungfrauenſchaft Gott geweiht.

Kaiſer: Wohl gedenk ich deſſen.

Conſtanze: Kein Tod wird mich je zwingen, mein Gelübde zu verletzen.

Kaiſer: Das ziemt ſich ſo. Aber um ſo mehr beunruhigt es mich. Denn wenn ich Dir nach meiner väterlichen Pflicht erlaube, Deinen Vorſatz auszuführen, ſo wird der Staat keinen geringen Schaden darunter leiden. Wenn ich aber, was ferne von mir ſei, mein Wort zurücknehme, ſo ſetze ich mich den ewigen Strafen aus.

Conſtanze: Wenn ich am göttlichen Beiſtande verzweifelte, ſo müßte ich, ich mehr als irgend Jemand, mich dem Schmerze überlaſſen.

Kaiſer: Allerdings.

Conſtanze: Allein es iſt kein Raum zur Traurigkeit geblieben in meinem Herzen, das ganz von Gott erfüllt iſt.

Kaiſer: Wie ſchön geſagt, meine Conſtanzia!

Conſtanze: Verſchmähſt Du nicht, meinen Rath anzunehmen, ſo will ich Dir ein Mittel vorſchlagen, dieſe doppelte Gefahr zu umgehen.

Kaiſer: O wäre dem ſo!

Conſtanze: Stelle Dich, als ſeiſt Du, wenn der Feldzug beginnt, geneigt, ſeine Wünſche zu erfüllen; und um ihn glauben zu machen, daß auch ich einwillige, ſage ihm, ich begehre zum Pfande der Liebe, die uns vereinigen ſoll, daß er ſeine Töchter Attica und Artemia während ſeiner Abweſenheit bei mir laſſe. Er aber ſoll meine beiden oberen Hofbeamten Johannes und Paulus als Begleiter mit ſich nehmen.

Kaiſer: Und was thun, wenn er ſiegreich zurückkehrt?

Conſtanze: Wir müſſen den Schöpfer aller Dinge anflehen, daß er unterdeſſen Gallicanus' Sinn anders lenkt.

Kaiſer: O Tochter, Tochter! Wie hat die ſüße Milde Deiner Worte den bittern Kummer Deines Vaters gemildert. Schon fühle ich mich nicht mehr von Unruhe über dieſe Sache gequält.

Conſtanze: Es bedarf ihrer nicht.
Kaiſer: Ich gehe und beſteche Gallican mit dieſem erfreulichen Verſprechen.
Conſtanze: Geh in Frieden, Herr! —

Eine Scene aus „Callimachus“:

Callimachus: An Dich, o Druſiana, richte ich meine Rede, Du meine herzlich Geliebte!
Druſiana: Aeußerſt verwundert bin ich, was Du von mir willſt, Callimachus, indem Du Deine Rede an mich richteſt.
Callimachus: Du wunderſt Dich?
Druſiana: Sehr!
Callimachus: Zuerſt von Liebe.
Druſiana: Was von Liebe?
Callimachus: Es meint, daß ich Dich vor allen Dingen liebe.
Druſiana: Was ſind die Bande der Blutsverwandtſchaft, welche geſetzliche Bedingungen des Verhältniſſes bewegen Dich, mich ſo zu lieben?
Callimachus: Deine Schönheit!
Druſiana: Meine Schönheit?
Callimachus: Ja wohl!
Druſiana: Was iſt ſie Dir?
Callimachus: Leider, leider bis heute noch nichts; aber ich hoffe, bald ſoll ſie mich näher angehen!
Druſiana: Steh ab, ſteh ab, ſchändlicher Verführer! Ich erröthe, länger Worte mit Dir zu wechſeln. Ich fühle, Du biſt voll teufliſchen Betrugs!
Callimachus: Meine Druſiana, ſtoß nicht den Liebenden zurück, der mit ganzer Seele an Dir hängt. Vielmehr erwiedere meine Liebe.
Druſiana: Fort! Deine Schmeichelworte ſchätze ich gering; Deine Begierden ekeln mich an, und ich ſelbſt verachte Dich.
Callimachus: Bis jetzt hab' ich dem Zorn nicht Raum gegeben. Vielleicht erröthetſt Du nur zu geſtehen, daß meine Zärtlichkeit auch in Dir etwas für mich weckt.
Druſiana: Nichts anderes, als Zorn.
Callimachus: Noch hoffe ich, Deine Gefühle werden ſich ändern.
Druſiana: Niemals, niemals werd' ich mich ändern.
Callimachus: Vielleicht.
Druſiana: Wahnſinniger! Raſender! was täuſcheſt Du Dich? Warum Dich mit falſchen Hoffnungen verblenden? Aus welchem Grunde, aus welchem Wahnſinn ſollte ich Deinem Zudringen nachgeben, ich, die ich ſchon ſo lange dem Bette des geſetzlichen Gatten mich entzogen?
Callimachus: Bei Göttern und Menſchen ſei es geſchworen, gibſt Du mir nicht gutwillig nach, werde ich mich nicht beruhigen, werde nicht abſtehen, bis ich Dich ſo umſtrickt habe, daß Du mein werden mußt.

Hrotsvithas erſte Stücke haben immer nur einen Inhalt: die ungeſtüme Liebe des Mannes wird beſiegt durch die keuſche Kraft in der Seele des Weibes: — der Centralgedanke, um den ſich ihre Zeit dreht, die in der Verklärung der Frauen die hehre Macht des Chriſtenthums und in der Wildheit der Männer das heidniſche Weſen ſich abſpiegeln

läßt. Aber zugleich deuten dieselben auch auf der Nonne eigne Seelengeschichte hin, die der Liebe Lust und Leid selbst erfahren zu haben scheint und die durch ihr „Dichten in Entsagung der gefährlichen Lust der Heiden entgehen" wollte. Auch sind diese Stücke noch, wie ihre Zeit, gemischt von altgermanisch derber Lustigkeit und ehrlicher Andacht und Frömmigkeit: hinter allen Lastern und Possen liegt ein religiöser Hintergrund, vor dessen Erhabenheit das menschliche Thun zusammenschwindet. In den drei ersten Komödien erscheinen christliche Jungfrauen den Verfolgungen heidnischer Liebhaber ausgesetzt; die Christinnen bleiben standhaft und finden zum Theil den Märtyrertod; die Heiden werden entweder bekehrt, oder finden ihre Strafe. In Abraham und Pafnucius werden Mädchen, die sich einem liederlichen Lebenswandel ergeben hatten, durch Einsiedler, die sich, in Liebhaber verkleidet, bei ihnen einfinden, bekehrt und zur Buße geleitet. „Fides et Spes" enthält das Märtyrerthum der drei Schwestern Fides, Spes, Charitas, Töchter der Sapientia. In den letzten Dramen liegt die Leidenschaft des Herzens hinter der Dichterin und in den Vordergrund tritt die gewaltige Macht, welche die Erkenntniß der Weltgesetze verleiht gegenüber allen irdischen Leiden und Lockungen. Die letzten Stücke mit ihren Flocken aus der Philosophie, mit ihrer Katheberweisheit von der großen und kleinen Welt, über die Sphärenharmonie und irdische Musik, über die Dreieinheit ꝛc. zeigen wenigstens, daß und wie die Wissenschaft jener Zeit überall in die gebildeten Kreise eingedrungen war.

In seiner Schrift „Roswitha und Conrad Celtes" (Wien 1867) hat Aschbach die Aechtheit der Schriften unserer gelehrten Nonne in Zweifel gezogen. Er sagt also: Zuerst entdeckt und herausgegeben wurden die Schriften der Roswitha 1501; die erste Edition veranstaltete Conrad Celtes. Dieser berühmte Humanist, gekrönte Dichter und Professor an der Wiener Hochschule hatte, wie er im Vorwort erzählt, im Benediktinerkloster St. Emmeran zu Regensburg einen alten Codex mit Werken einer sächsischen Nonne Roswitha aus Gandersheim entdeckt. Aber, so meint Aschbach, er hat nicht die Werke einer Nonne, wie sie uns jetzt bekannt sind, sondern nur das Legendenbuch der Nonne Roswitha gefunden. Celtes hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, den Humanismus in Deutschland zu verbreiten und in musischen Sachen mit Italien zu wetteifern. Den dünkelhaften italienischen Humanisten wollte er zeigen, daß schon in einer Zeit, in der in Italien alles geistige Leben darnieder lag, sich bei den gebildeten Männern in dem als ganz barbarisch verschrieenen sächsischen Land Wissenschaft und Dichtkunst gefunden habe, ja daß es in diesem Lande sogar eine Frau, eine Nonne

gegeben, welche in reiner lateinischer Sprache mit Kenntniß der Verskunst und dichterischem Schwunge, mit taktvoller und philosophischer Bildung poetische Werke zu produciren vermochte. 1491 hatte Celtes eine gelehrte Gesellschaft, „Sodalität" um sich vereinigt, um durch sie die klassischen Studien und die Poesie zu fördern. Diese Gesellschaft übernahm die poetische Bearbeitung der im Legendenbuche der Roswitha vorkommenden Stücke. Im Jahre 1501 veröffentlichte Celtes seine und seiner Freunde Production als Werke der Roswitha und leitete sie mit der erwähnten Vorrede ein, damit den Italienern die Spitze geboten werde. Als Beweise für seine Hypothese führt Aschbach Folgendes an: Erstens war die elegante Latinität, die Art der Versification, die Menge von Gräcismen, welche sich in den Dichtungen zeigt, dem 10. Jahrhundert durchaus fremd; dagegen besitzt ihre Sprache alle Eigenthümlichkeiten der humanistischen Poesie des 15. Jahrhunderts; auch waren es gerade Celtes und Reuchlin, welche die Abfassung und Darstellung lateinischer Dramen, die sie theilweise selbst verfaßten, lebhaft begünstigten. Zweitens beweist Aschbach aus dem Briefwechsel Celtes', derselbe habe sich 1494 ein Zeugniß vom Prior zu St. Emmerich ausstellen lassen, daß er die Werke einer Nonne handschriftlich aus dem Kloster erhalten, habe aber statt des Legendenbuchs, das sich wirklich vorfand, einen Pergamentcodex zurückgegeben, der seine und der Sodalität Dichtungen unter dem Namen der Roswitha enthielt. Das ursprüngliche Legendenbuch wurde vernichtet, um einer Entdeckung des Betrugs vorzubeugen. Den Schluß der Aschbach'schen Untersuchung bildete der Nachweis, daß Celtes Character und wissenschaftliche Tendenz ganz darnach angethan gewesen, einen derartigen literarischen Betrug ins Werk zu setzen. — Die Zeit wird lehren, ob die der Roswitha bis jetzt zugeschriebene Bedeutung zu retten ist.

Die Analogie mit andern Nationen, als auch bestimmte Erwähnungen, wie der Schauspieler und Mimen, die zur Zeit Ludwigs des Frommen bei großen Festlichkeiten sich zum Vergnügen des Volks einfanden (Thegan, Leben Kaiser Ludwig des Frommen), später der Sonnenwendfeste, des Todaustreibens, der Vermummungen ꝛc., die sicher in die vorchristliche Zeit zurück greifen, lassen es nicht bezweifeln, daß auch die Deutschen Volksfeste hatten, in denen Umzüge, mimische Darstellungen und Wechselrede vorkamen. Die Ausbreitung des Christenthums beseitigte allerdings den alten heidnischen Cultus; aber die festlichen Bräuche und Lustbarkeiten, die von demselben ihren Ausgang genommen, waren der Masse des Volks, die darin ein von den Vätern überkommenes werthes Erbtheil erblickte, viel zu theuer, als daß sie

widerstandslos aufgegeben worden wären. Um darum die noch vielfach schwankenden Neubekehrten nicht irre zu machen, entschloß sich schon Gregor der Große zu Concessionen. Man gab den unangetasteten Formen der alten Bräuche einen christlichen Inhalt: so entstanden wohl zuerst Weihnachtsspiele, dann Passions- und Osterspiele — Herodes sive magorum adoratio aus dem 9. Jahrhundert, Ordo Rachelis (der bethlehemitische Kindermord) aus dem 11. Jahrhundert (Weinhold, Weihnachtsspiele ꝛc. Grätz 1853), Ludus scenicus de nativitate domini, lateinische Handschrift des 13. Jahrhunderts, Ludus incunabile, Weihnachtsspiel des 13.—14. Jahrhunderts, Ludus paschalis de adventu et interitu Antichristi, Ludus paschalis sive de passione Domini, in resurrectione Domini, Marienklage (Deutsch), Osterspiele zu St. Florian, sämmtlich Handschriften aus dem 13. Jahrhundert. (Gödeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtkunst. Hamm 1859). — Fast gleichzeitig, oder doch nur wenig später wurden andere biblische Stoffe dramatisch, oder vielleicht auch nur in dialogischer Form bearbeitet: die Stücke der Hrosvith, die aber wohl nicht aufgeführt wurden, dann aber Sacra comoedia de Josepho vendito et exaltato der Heresburger Mönche 1264, Kindheit Jesu aus dem 14. Jahrhundert (bei Weinhold), Ludus de decem virginibus von 1322, Auf diesem Boden erwuchs allmählich ein ernstes biblisch-geistliches Drama, das sogenannte Mysterium, welches endlich nur selten noch etwas Belustigendes, wie den nimius cachinnus in dem Benediktbeurer Ludus scenicus de nativitate domini darbot, und dadurch, wie durch die Unverständlichkeit der lateinischen Sprache die schaulustige Menge wieder auf ihre alten Bräuche zurück wies. Dem zu begegnen, fügte man in die lateinischen Spiele einzelne Scenen weltlichen und belustigenden Inhalts in deutscher Sprache ein, wie den Handel Magdalenens und ihrer Mägde mit dem Farbenkrämer im Ludus paschalis sive de passione Domini, und faßte endlich die Spiele ganz in deutscher Sprache ab. — Diese Spiele, gewöhnlich von Klerikern verfaßt, wurden auch von Klerikern aufgeführt. Doch wurden schon früh die Alumnen der Klosterschulen zur Mitwirkung herbeigezogen, wie in dem Spiele von den 10 Jungfrauen, welches in Eisenach a clericis et a scholaribus aufgeführt wurde, und auch im grauen Kloster zu Berlin brachten die Mönche mit ihren Schülern größere geistliche Komödien zur Darstellung.

Zuerst fanden die Aufführungen in den Kirchenräumen statt; später zog man lieber, die herbeirufenden Vorläufer oder Ausschreier an der Spitze, durch die Straßen hin auf den Markt oder einen anderen freien

Platz. Hier verſammelte ſich auf einer Bühne das ſpielende Perſonal und ſtellte ſich auf, wie der Ausſchreier oder der Leiter des Spieles es angab; die Zuſchauer ſtanden um die Bühne her, oder ſaßen auf der Erde. Dann erhoben ſich und traten — je nachdem der Verlauf es erforderte — mit Wort und Handlung die einzelnen Spieler aus ihrem Kreiſe hervor, erbauten, rührten und beluſtigten, und endlich ſchloß in lächerlich oder züchtig frommer Rede die Perſon, die zuletzt im Spiele geſprochen, oder wiederum der Ausſchreier. Auch kamen, zuweilen ſelbſt mit Tanz begleitet, eingeſchaltete Lieder einzelner Perſonen und ganzer Chöre vor, und Schluß- und Anfangslieder, in welche das zuſchauende Volk mit einſtimmte. Die von Helfenſtein angeführten und geſchilderten, 1498 und 1506 in Frankfurt aufgeführten Paſſionsſpiele geben ein getreues Bild dieſer Schauſpiele. Die Scene derſelben war der Platz vor dem Römer; Spielende 250 Perſonen; Dauer der Spiele zwei ganze Tage oder vier Tage hindurch Nachmittags. Unter Muſik und Trompetenſchall wurden die Perſonen des Spiels auf den Ort der Darſtellung begleitet. Dort angekommen, erhoben die Knaben ihre Stimme mit dem Rufe: „Schweiget! ſchweiget!“ Der Ausſchreier tritt ſodann vor, ermahnt nochmals zur Stille und gibt kurz den geſchichtlichen Inhalt des zu ſpielenden Stückes. Ein Dialog der Juden folgt als altteſtamentliches Vorſpiel, wobei es nicht an ſtichelnden Bemerkungen gegen die Juden fehlt, und beim Schluß dieſes Dialogs ſingen Alle den Antiphon: „Puer Jesus proficiebat.“ Jeſus begegnet dem Johannes, dem Satan. Bei der Verſuchungsſcene ſtellt ein Faß die Zinne des Tempels, ein anderes den hohen Berg vor. Jeſus ſetzt die Jünger ein, heilt Blinde, Lahme, Ausſätzige, Stumme und Gichtbrüchige; es folgt die Enthauptung Johannis des Täufers, die Auferweckung des Lazarus. Der Einzug in Jeruſalem führt zu dem Nachtmahl des Herrn und zum Gang auf den Oelberg. Auf einer erhöhten Stelle ſind Bäume aufgepflanzt, um den Garten am Oelberg zu bezeichnen. Mit der Gefangennehmung des Heilandes folgt die Verleugnung Petri, das Ende des Judas, der in imagine (wahrſcheinlich eine ausgeſtopfte Puppe) zum Galgen geſchleift wird; das Gericht des Pilatus und die Kreuzigung, bei welcher angeordnet iſt, daß die Wunden des Heilandes zuvor ganz ähnlich auf deſſen Körper angemalt werden ſollen. Mit dem Begräbniß des Erlöſers endet der erſte Theil des Spieles, um das Volk nicht durch die Länge zu ermüden und am folgenden Tage die Auferſtehung des Herrn deſto feierlicher zu machen, wahrſcheinlich auch, um in der Zwiſchenzeit die nöthigen Veränderungen der Bühne zu machen. Nachdem der Aufſchub durch die Leiter des Spieles (rectores) beſchloſſen, ladet der

Schreier das Publikum ein, den folgenden Tag wieder zu erscheinen. Am zweiten Tage ist der auferstandene Heiland in seiner ganzen Herrlichkeit, gekleidet in Triumphgewänder, die Krone auf dem Haupt, Kreuz mit Fahne in der Hand zur Vorhölle hinabgestiegen; er klopft an die Pforten und singt: „Tollite portas paradisi", und beim dritten „Tollite portas" thut sich das Thor der Unterwelt auf; Adam und die anderen frommen Seelen kommen herbei, singend: „Advenisti desiderabilis", und folgen ihm in's Paradies. Er begibt sich wieder in's Grab, steht dann unter Donnergeroll, das die Wächter daniederwirft, aus dem Grabe auf, begleitet von dem Gesange: „Terra tremuit et quievit". Der Herr erscheint den frommen Frauen und den Jüngern und steigt endlich mit den frommen erlösten Seelen zum Himmel auf. Er trägt wieder Kreuz und Fahne in der Hand, die Erlösten folgen ihm, in lange weiße Gewänder gehüllt. Die Scenerie bildet ein Podium von genügender Höhe und Ausdehnung, wo Gott der Vater in seiner Majestät sitzt; Christus steigt auf Stufen, die bei demselben angebracht sind, mit den Erlösten bis zum Throne des Vaters empor und singt: „Pacem meam do vobis", darauf alle Seelen mit ihm: „Ascendo ad patrem meum", worauf er von den Engeln gekrönt wird; ihm schauen nach die Apostel, denen die Engel zusingen: „Viri Galylei quid ammiramini!" Den Schluß bildet die Andeutung der wachsenden christlichen Kirche im Dialoge der Kirche mit der Synagoge, und mehrere Juden werden getauft. — Diese Spiele waren roh und unbeholfen; sie waren aber ein Bildungselement für die Spielenden und ein Festgenuß — auch für die schauende Menge. Doch waren sie in den letzten Jahrhunderten vor der Reformation meist ausgeartet, — voll von Schauder und Entsetzen, wie voll roher Possen. Gott selbst wurde als Carricatur auf die Bühne gebracht, und der Teufel spielte die Rolle eines Hofnarren am göttlichen Hofe. Darum gelangten bei den von sittlichem Gehalte erfüllten Hieronymianern die klassischen Dramen der Griechen und Römer von Neuem zu Ansehen und zur Aufführung.

2. **Die häusliche Zucht und Erziehung** lag in der Hand der Mutter. Die Mutter des Mittelalters nährte ihr Kind an ihrer Brust; doch finden sich schon im 6. Jahrhundert bei reichen Angelsachsinnen Ammen, und im 15. Jahrhundert war es in der ganzen vornehmen Welt stehender Brauch, Ammen zu nehmen. Das neugeborene Kind ward in Tücher gehüllt und in eine Wiege (— im 13. Jahrhundert waren den heutigen ähnliche Wiegen von Holz in Gebrauch —) gelegt. Weiter wuchs das Kind unter Gespielen und Spielen auf: die Docke, die Puppe, war im 9. und 10. Jahrhundert schon allgemeines Spielzeug

des Mädchens; außerdem ſpielten die Kinder mit Hausgeräth, mit Würfeln, Knöcheln ꝛc. Die Zahl der Spiele war nicht unbedeutend, und in der Provence ſoll es im 13. Jahrhundert eigene Unterrichtsanſtalten für Spiele gegeben haben. Zucht in der Sitte, Frömmigkeit im Wandel war das höchſte Ziel der Familienerziehung, und dieſer ſittſame und fromme Sinn wurde durch das Beiſpiel der Frauen, doch auch durch Strenge und, wo Ermahnungen nicht halfen, durch den Stock eingeübt. Die Mutter war die Seele des Hauſes und aus ihrem Schooße erblühte die reiche Welt des Gemüthes, die Quelle der Geſittung, der Ehre und des Charakters. Der Vater vertrat das rohe Element. Der Mann war jähzornig, das eigene Leben wie das Anderer gering anſchlagend, an Schlacht und Gefahr gewöhnt, den Ausdruck eines weichen Gefühls verſchmähend, ſein Weib, wenn ſie nicht nach ſeinem Sinne handelte, züchtigend, ohne den Grund der Züchtigung immer genau abzumeſſen. Da konnte denn auch die Zucht der Kinder von ſeiner Seite nicht milde ausfallen. Nur erſt als ſeit dem 11. Jahrhundert ſtatt der rauhen Kriegsleute geglättete Ritter auftraten, über die ſtolz die Frauen, die ſich fortan im Mittelpunkte des Lebens bewegten, geboten, artete auch die Zucht der Kinder oft in Verzärtelung aus, ſo daß Berchtold (13. Jahrhundert) in ſeinen Predigten an die alte Zucht mahnen mußte. „Alſo Niemand iſt deſſen ſowohl ſchuldig, als ihr. Denn was es irgend böſe Worte ſpricht, ſo ſollt ihr ein kleines Rüthlein nehmen zu euch, das allezeit oben ſtecke in der Dielen oder in der Wand, und ſo es eine Unzucht treibt, oder ein böſes Wort ſpricht, ſo ſollt ihr ihm einen Schmitz damit thun auf den Bloßen. An das bloße Haupt ſollt ihr es nicht ſchlagen mit der Hand, denn ihr könntet es wohl zu einem Thoren machen und es dumm ſchlagen.“ —

III. Die Entwicklung der geiſtlich-ſcholaſtiſchen Erziehung.

17.

Die Grundlegung der Staaten und der geiſtlich-ſcholaſtiſchen Erziehung.

Die Völkerwanderung iſt ein neuer Schöpfungsproceß im Menſchengeſchlecht. Aus chaotiſchen Maſſen ringen ſich neue Bildungen hervor; und die Germanen ſind dabei das ordnende und bildende Princip.

Im Westen lassen sich die Sueven und Vandalen zuerst in Portugal nieder, werden aber von den Westgothen unterjocht und verdrängt. Die Vandalen gehen nach Africa. In Spanien, Portugal und einem Theile von Südfrankreich bildet sich das westgothische Reich. 507 werden jedoch die Westgothen durch die Franken auf Languedoc (711 verlieren sie auch ihre Herrschaft in Spanien an die Araber) eingeschränkt, die vom Rhein bis an die Seine und Loire, auch am Main wohnen und unter ihrem Heerführer Chlodwig den Rest der römischen Herrschaft in Gallien vernichten, die Alemannen am Oberrhein besiegen und den Hauptsitz des fränkischen Reiches in Paris aufschlagen. In Italien wird von Theodorich das durch Odoaker gestiftete Reich der Heruler und Rugier zu Grabe getragen und das ostgothische Reich gestiftet, das jedoch schon von den Byzantinern unter Belisar wieder zerstört wurde, worauf 670 die Longobarden in Italien einrückten, indeß nach Unteritalien Normannen zogen und Britanien sich Angeln und Sachsen unterwarfen, so daß dort angelsächsische Königreiche neben den Briten entstanden. In all' diesen Ländern vermischten sich die Eroberer mit den gebildeten Einwohnern und aus dieser Mischung entstanden die romanischen Völker. Unvermischt blieben in Deutschland zwischen Rhein und Elbe die Alemannen, die Bojoarier, die Thüringer und die Sachsen. Eben so unvermischt wohnten im Norden die Skandinavier, die ihre Heereszüge unter dem Namen der Normannen ausführten, während im Osten von Europa die slavischen Nationen Königreiche bildeten.

Damit waren die Grundlagen zu den Herrscherstämmen der bisherigen christlichen Geschichte — zu den Romanen und Germanen gelegt. Beide bilden eine Einheit, wo es sich um Erringung hoher menschlicher Ziele handelt: sie sind die Nationen der Wissenschaften, der Erfindungen und Entdeckungen. Von ihnen geht auch die Weiterentwicklung und Ausbreitung der christlichen Ideen aus. Niemals — sagt Ranke — haben die slavischen Völker selbstständige Einwirkung auf die großartigen Strebungen des Occident geübt; dienend und widerstrebend erscheinen sie in der Geschichte der Cultur; die Wellen der allgemeinen Bewegungen laufen zuweilen in ihnen ab. Dieser Eine Geist der Fortentwicklung, der sich in den Romanen und Germanen zeigt, offenbarte sich dann näher in der Aehnlichkeit der Sitten, der Gesetze und der Geistesbildung — eine Aehnlichkeit, die durch die gleiche geistliche Bildung der Kirche gefördert ward; er offenbart sich in der vorreformatorischen Zeit auch in der Gleichförmigkeit und Verwandtschaft der Erziehung und des Unterrichts, so daß meist Das, was von den Franzosen gilt, auch bei den Deutschen

und Engländern Anwendung findet ꝛc. — Doch nahmen fortan auch Romanen und Germanen einen eigenen Charakter an, der sich in seiner ganzen Eigenthümlichkeit durch ihre Sprachen ausdrückte. Die Germanen behielten ihre Sprache rein in Deutschland, Skandinavien und England. Der vollere und härtere oberdeutsche Dialekt gehörte den süddeutschen Völkern, denen sich die Longobarden und Burgunder näherten; die breitere und weichere niederdeutsche Sprache war in Norddeutschland heimisch, und ihr nahe standen die Skandinavier, Angelsachsen und Gothen, indeß in der Mitte die Mundarten der Hessen und Thüringer lagen. In den Staaten hingegen, die sich auf den eigentlichen Trümmern der römischen Weltherrschaft aufbauten, bildete sich die römische Volksmundart, lingua rustica, unter wesentlichem Einflusse der Sprache der Sieger um, ein Umbildungsproceß, dessen Resultat die romanischen Sprachen, die provenzalische, die spanische, die italienische, die französische waren. Wie die Sprachen, so auch die Bildung. Die Erziehung nahm gleichfalls, trotz der Aehnlichkeit, in jeder Nation ihren eigenen Charakter an. —

Von den aus der Völkerwanderung hervorgehenden Staaten treten die Reiche in Italien, England, Deutschland und Frankreich in den Vordergrund der Geschichte.

Bei den **Vandalen** Africa's werden zwar, selbst unter Geiserich, Wissenschaften, Künste und Schulanstalten gepflegt. Namentlich leuchtet Karthago auch unter ihnen noch durch seine Schulanstalten und durch seine Lehrer hervor. Außer der lateinischen Sprache wird hier die griechische eifrig betrieben. Fulgentius wurde um die Mitte des 5. Jahrhunderts zu Karthago von seiner Mutter zuerst im Griechischen unterrichtet; nur dann, als er den ganzen Homer auswendig gelernt und Vieles von den Werken des Menander gelesen hatte, schickte sie ihn zu einem lateinischen Lehrer in die Schule. Unter Thrasamund und Hilderich entstanden selbst lateinische Gedichte der africanischen Vandalen, die also trotz ihrer Feindschaft gegen die Geistlichkeit (— sie sollen in Africa 4976 Kleriker, allein in Karthago mehr als 500 Priester vernichtet haben —) nicht ohne Bildung im Allgemeinen waren. Während ihrer Herrschaft konnte auch **Marcianus Capella** die sieben freien Künste zur Encyklopädie des gesammten menschlichen Wissens zusammenstellen. Durch Justinian ward jedoch die vandalische Macht bereits vernichtet.

Auch **die Westgothen** traten nur einen historischen Augenblick auf das Theater der Geschichte. In ihrer Hauptstadt Toledo hielten sie jährliche Concilien, ohne jedoch aus deren Beschlüssen Gewinn für die

Bildung zu ziehen. Sie kamen nicht über das Dürftige der geistlichen Wissenschaften und des klösterlichen Lebens hinaus. Diejenigen Knaben, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollten, wurden Geistlichen zum Unterricht übergeben: die Priesterweihe fand frühestens im 25., die Uebernahme des Amtes im 30. Lebensjahre statt. Mit dem 10. Jahre wurden die Kinder, welche sich dem Mönchsstande weihten, in's Kloster aufgenommen. Für alle gelehrten Gegenstände wurde die lateinische Sprache gebraucht. Von Männern der Wissenschaft ragt allein **Isidorus**, Erzbischof von Sevilla, hervor, der in seinen „Origines" einen Auszug aus Kirchenvätern und einen Inbegriff der geistlichen und weltlichen Wissenschaften gab. In einem eifersüchtigen Glauben verschloß er sich den Reizen der Dichtkunst, welche nur die Begierden entflamme, und scheute die weltliche Wissenschaft, welche nur durch schöne Worte glänzen wolle und ihren Hochmuth verrathe. Nicht Worte, sondern die Wahrheit soll man lieben; die weltlichen Lehren könnten nichts helfen, wenn man in göttlicher Erkenntniß leer bliebe. — So das Beispiel und das Abbild der höchsten Wissenschaft bei den Westgothen.

Von **Italien** ging die Bildung des Mittelalters aus, und das ostgothische Reich machte den Uebergang von der alten Wissenschaft zur Literatur der scholastisch-geistlichen Zeit. **Die Gothen** waren der gebildetste der germanischen Stämme. Sie waren reich an Poesie, — an Heldenliedern, die sie mit der Harfe begleiteten: Harfensänger gab es bei ihnen von Beruf und Ruhm und selbst Könige übten diese Kunst. Schon vor ihrem Eindringen in die römischen Länder hatten sie das Christenthum angenommen, und die Priester aus ihrer Mitte leiteten den Gottesdienst in gothischer Sprache, in die auch **Ulfilas** gegen 370 die Bibel übersetzte und damit eine Schriftsprache einführte: die erste Bibel in germanischer Sprache, die erste germanische Prosa, die erste noch erhaltene germanische Schrift. In Italien blieben die Gothen abgesondert unter ihren Herzögen, Grafen und Hauptleuten: ihr Beruf war der Wehrstand; den Römern wurde die bürgerliche Thätigkeit überlassen. Jedoch nahmen die Ostgothen auch einen Theil der römischen Bildung und Sitte, damit aber auch die Vorstellung eines göttlichen Ranges selbst der schlechten Kaiser und die Hierarchie, die Begriffe von Rang und Adel an, die sich von da aus auf die germanischen Völker vererbten. **Theodorich**, der vier Sprachen gesprochen und sie mit vier Geistern, die er in sich trage, verglichen haben soll, war ein hochgebildeter Mann, der, obschon Arianer, sich nie in die römischen Kirchenangelegenheiten mischte und sogar den katholischen Cassiodor an die Spitze seiner Regierung stellte. **Cassiodor** hat im Abendlande die erste

eigentliche theologiſche Schule gegründet, in welcher die Reſte der alten Bildung mit der chriſtlichen Theologie verbunden wurden: die Muſteranſtalt für die geiſtlichen Schulen des Mittelalters. Für die Mönche ſeines Kloſters (— gegen Ende ſeines Lebens zog er ſich in ein Kloſter zurück —) ſchrieb er eine Anweiſung, wie ſie die dürftige allgemeine Bildung ſeiner Zeit mit einem asketiſchen und beſchaulichen Leben, ſowie mit nützlichen körperlichen Arbeiten verbinden könnten. Er war der Anſicht, daß das Chriſtenthum und das Mönchsweſen doch wenigſtens eines Theiles der ſchwindenden antiken Kenntniſſe bedürften; mußte jedoch, weil die Theologie bereits alles andere Wiſſen verdrängt hatte, in ſeiner Schrift ſich und ſeine Mönche gegen den Vorwurf der Weltlichkeit ihres Wiſſens vertheidigen. Er ſuchte daher zu beweiſen, daß die weltlichen Kenntniſſe einem chriſtlichen Theologen nützlich und unentbehrlich ſeien. Vieles könne in der Erklärung der heiligen Schrift nicht verſtanden werden, wenn nicht der von ihm empfohlene Unterricht vorhergegangen ſei; auch Moſes ſei in der Weisheit der Aegypter unterrichtet geweſen. Nicht den Verſtand wolle er beläſtigen, ſondern er gebe nur Regeln, um ſie dem Gedächtniß einzuprägen. Den Geiſtlichen ſei vorzugsweiſe die Sorge für das Gedächtniß, ſowie für die Stimme und den Vortrag zu empfehlen: für das Gedächtniß, weil man es zum Behalten der heiligen Schrift brauche; für Stimme und Vortrag, weil ſie beim Predigen und beim Abſingen der Pſalmen nöthig ſeien. Die von ihm empfohlenen und behandelten Schulwiſſenſchaften waren das Trivium und Quadrivium: die heilige Siebenzahl, auf der nach der Anſchauung der katholiſchen Kirche aus das Haus des Herrn ruhte, indem es ſieben Säulen: Prieſter, Leviten (Diakonen), Subdiakonen, Akolythen, Exorciſten, Lehrer und Thürhüter hatte, deren aller Grundſtein der Biſchof war, — und die auch das ſittliche Leben regierte, deſſen Trivium die drei theologiſchen und deſſen Quadrivium die vier philoſophiſchen Tugenden waren. **Boëthius** ſtellte ſodann dieſe Schulwiſſenſchaften in beſonderen Arbeiten ausführlich dar, überſetzte außerdem viele Schriften des Ariſtoteles in's Lateiniſche (— Ueberſetzungen, mit denen man ſich bis gegen das zwölfte Jahrhundert begnügte, wo man durch die Araber auch mit anderen ariſtoteliſchen Schriften bekannt wurde —) und gewährte durch ſeine Schrift über die Tröſtungen der Philoſophie bis in's achtzehnte Jahrhundert herauf Tauſenden Erhebung und Beruhigung. **Caſſiodor und Boëthius waren die Begründer der geiſtlich-ſcholaſtiſchen Pädagogik**, denn ſie hatten dem geiſtigen Leben ſeinen Horizont umſchrieben. Durch die Unterſtützung derſelben hat ſich Theoderich ein bleibendes Verdienſt um

die Wissenschaft erworben, wenn auch die Gothen nachher, als sich Amalasuntha wegen ihrer römischen Bildung mehr zu den Römern hingezogen fühlte und dadurch Verfassung und Verwaltung römisch wurden, von der Erziehung ihres Sohnes sagten, sie erziehe ihn nicht, wie es recht sei und wie es sich für einen König gezieme. „Die Tapferkeit habe nichts mit den Wissenschaften zu thun; Theodorich sei so mächtig geworden, ohne nur etwas davon gehört zu haben; die Wissenschaften schwächten nur; wer einmal die Peitsche gefürchtet, werde nie ein feindliches Schwert oder einen Spieß unerschrocken ansehen; sie solle also den Gelehrten den Abschied geben und dafür ihrem Sohne Kameraden zugesellen, unter welchen er Lust zum Herrschen bekäme." — Während der Herrschaft der Ostgothen in Italien vernichtete auch **Benedict von Nursia** 529 am Berge Casino in Calabrien den dem Apollo geweihten Tempel und den den Göttern geweihten Hain, um an deren Stelle ein Kloster, dessen Mönche dem Gebete, wie leiblicher und geistiger Arbeit geweiht sein sollten, zu errichten: er war damit der Gründer der **Benedictinerklöster**, der festen und sicheren Pflegstätten der sieben freien Künste, die sich durch die Gunst der Päpste über Italien und Sizilien, durch Benedicts Schüler Maurus nach Gallien und Spanien, durch Abt Augustin nach England und über die britischen Inseln, durch Bonifacius und die fränkischen Könige und deutschen Kaiser über Deutschland verbreiteten und zur ausschließlichen Herrschaft in allen Klöstern der occidentalischen Kirche gelangten. Und so weit verbreitete sich auch ihre wissenschaftliche und erziehende Thätigkeit: aus Monte Casino, dem Sammelplatze von Handschriften und geschichtlichen Dokumenten, gingen Paul Warnefried oder Paulus Diakonus, der Geschichtsschreiber, Dichter und Kenner der griechischen Sprache, † 799, Abt Berthorius, ausgezeichnet in der Medizin, hervor; zu Bobbio, der Gründung Columbans, trat im 10. Jahrhundert durch den gelehrten Abt Gerbert wissenschaftliches Leben auf; zu Rom und Mailand gelangten Benedictinerschulen zu hoher Blüthe; in England erlangte das St. Peterskloster zu Canterbury mit seiner Schule durch den Mönch Theodor von Tarsus und seinen Begleiter Hadrian wissenschaftlichen Ruf, sowie das von Benedict Biscop 673 gegründete Doppelkloster Wearmouth und Jarrow, zu dessen Zierden der gefeierte Lehrer des Occident Beda Venerabilis, † 735, gehörte, auch York, aus dessen durch Egbert und Adelbert zur Blüthe gelangten Schule Alkuin hervorging; in Frankreich glänzten die Klosterschulen zu Tours, wo Alkuin wirkte, zu Corbie in der Picardie, wo im 9. Jahrhundert Paschasius Radbertus, Ratramnus ꝛc. lehrten, zu Fleury, das unter

Abbo im 10. Jahrhundert 5000 Jünglinge zählte, zu Clermont, Ferrieres, wo Servatus Lupus im 9. Jahrhundert die Studien förderte, zu Fontenay, Rheims, Aniane, Marmoutier, Lobbes bei Lüttich ꝛc.; in Deutſchland St. Gallen mit Iſo, Marcell, Notker Balbulus, Ratpert, Reginbert, Salomo, vier Ekkeharde, Notker dem Arzt, Notker dem Großlefzigen ꝛc., — Reichenau im 9., 10. und 11. Jahrhundert mit Walafried Strabo und Hermann dem Lahmen, — das heſſiſche Fulda unter Rhabanus Maurus, — Fritzlar, Hersfeld, St. Alban in Mainz, St. Matthias und St. Maximin in Trier, Prüm an der Eifel, — in Süddeutſchland Lorſch, Weiſſenburg im Elſaß mit Otfried, Hirſchau, St. Emmeran in Regensburg, St. Peter in Salzburg, — in Norddeutſchland Neu-Corvey, die Tochter Alt-Corbie's, von wo im 9. Jahrhundert durch Ansgar ꝛc. die Chriſtianiſirung des Nordens ausging und deſſen Schule unter den ſächſiſchen Kaiſern zu hohem Anſehen gelangte. — — Unter den griechiſchen Kaiſern, von Exarchen zu Ravenna regiert, ſank Italien. Von den **Longobarden** aber ward die römiſche Kirche dadurch weſentlich gefördert, daß Theudelinde in Verein mit Gregor für den katholiſchen Glauben wirkte und mit ihrem zweiten Gemahle Agilulf den arianiſchen Longobarden einen rechtgläubigen König gab. Das ganze Streben **Gregors des Großen** nämlich richtete ſich auf allgemeine Geltendmachung der päpſtlichen Autorität: von ihm aus wuchs das Chriſtenthum immer mehr in's Kraut und nur noch in einzelnen Glaubensboten trat der ehrwürdige Charakter der Liebesreligion in den Vordergrund, indeß ſchon in Auguſtins Sendung zu den Angelſachſen, vor Allem aber in Winfrieds Weihung zum päpſtlichen Sendboten das hierarchiſche Papſtthum als Zweck und Ziel erſchien. Aus ſenatoriſchem Geſchlecht entſproſſen, hatte Gregor den Palaſt ſeines Vaters in ein Kloſter umgewandelt, bis er von da zur Regierung der Kirche gerufen ward und hier als höchſter Leiter des geiſtlichen und geiſtigen Reiches dahin ſtrebte, einen Prieſterſtand zu bilden, deſſen Herrſcherthum auf geiſtige Ueberlegenheit gegründet war, ſowie alle Wiſſenſchaft und Bildung in eine chriſtlich-kirchliche zu verwandeln. Er hielt es für unwürdig, das Wort Gottes in die Regeln des Donat zu zwängen, und war mit dieſer Abneigung gegen die klaſſiſche Literatur des Alterthums, wie mit dieſer Anſicht, daß ſich der neue Geiſt des Chriſtenthums nicht in die engen Regeln der bisherigen Sprachweiſe binden könne, der Gründer des barbariſchen Lateins im Mittelalter. Dem römiſchen Gottesdienſte gab er ſeine geheimnißvolle Pracht. Für die Kirchenmuſik legte er eine Unterrichtsanſtalt an. Sein Meßkanon iſt in der römiſchen Kirche herrſchend

geworden. Die Responsorien, die in der griechischen Kirche das Volk sang, wies er an die Chorsänger. Er sammelte die vorhandenen Melodien und verbesserte und vermehrte sie. Mit seinem Antiphonarius gab er eine Sammlung von Singweisen als bleibende und bindende Norm für alle Kirchen heraus: dieses Gesangbuch, das einestheils schon vorhandene kirchliche Melodien und anderntheils Responsorien enthält, die nach den kirchlichen Zeiten eingetheilt und geordnet sind, war vor dem Altare St. Peters an einer Kette befestigt, um spätere Abweichungen der Reihe nach darin zu verzeichnen. — Nach Gregor verstummte die Wissenschaft in Rom, und die päpstliche Curie kann in den nächsten Jahrhunderten keinen Mann des Wissens aufweisen, der sich mit Beda oder Alkuin messen könnte. Die literarischen Schulen bedeckte tiefe Finsterniß. An dem reichen Hofe zu Benevent und zu Salerno wurden die Künste der Rhetorik und Geschichtsschreibung mitten im Tumulte der Umwälzungen Italiens gepflegt, wurden Grammatik, Dialektik und Jurisprudenz in den Schulen gelehrt; in Rom hingegen war nach und nach die weltliche Wissenschaft von den kirchlichen Bedürfnissen verdrängt; nur die Musik blühte noch in der einst von Gregor errichteten Schule des Lateran. Der stolze Bau der lateinischen Sprache zertrümmerte eben so wie Rom mit seinen Tempeln und Altären. „Wenn man die Dokumente des 8. Jahrhunderts liest, sagt Gregorovius, so sieht man vor sich die Ruinen der Sprache des Cicero und Virgil und sieht in dieselben das christlich-romanische Sprachwesen sich einleben. Die Sprache des 8. Säculum ist das völlige Abbild der Stadt Rom und der Contraste ihrer Architektur und ihrer Lebensformen überhaupt, da überall die majestätische Larve des Alterthums noch über den neuen Bildungen emporragte. Die grammatische Unfähigkeit entsprang aus diesem Widerspruche des Todten und Lebendigen; die klaren und logischen Sprachgesetze der alten Römer waren zersprengt, und das alte Latein, die Sprache der Helden und der Staatsmänner, hörte mit dem Fall der heidnischen Religion und alten Staatsgesellschaft allmählich auf, als ein lebendiger Strom zu fließen. Der Uebergang in das Neuvulgäre ward durch träge Verstümmelung der Ausgänge, durch Abwerfen der römischen Endconsonanten, die der Zunge und dem Ohre bereits schwer fielen, durch Vermischen der Vocale, Vertauschen der Mitlauter, durch Annahme des Artikels, allmählich bewirkt, so daß die Unfähigkeit, Casus oder Geschlechtsform zu behaupten, schon im 8. Jahrhundert italienisch klingende Formen erzeugte, die dann im 10. und 11. Säculum die völlige Oberhand gewinnen." —

Die Ostgothen hatten die Verschmelzung des deutschen und römischen Elementes begonnen. Ihre Fortsetzer waren die Longobarden gewesen, von denen wenigstens die materielle Verjüngung Italiens durch das Einströmen des deutschen Blutes in dem größten Theile des Landes vollbracht ward. Doch wurde Italien innerlich von ihnen nicht germanisirt: „sie selbst waren durch den italienischen Boden und Himmel weicher gegen die Eindrücke des römischen Elementes gestimmt worden, und dieses hatte durch die allmähliche Hingabe der Longobarden an die katholische Kirche einen entschiedenen Sieg errungen.“ Der gelungenste Versuch zur Lösung des Problems einer Verschmelzung des germanischen und römischen Elementes wurde von den **Franken** gemacht, die in der Mitte der römischen Länder angekommen, sogleich durch die Annahme des Katholizismus die Hauptscheidewand zwischen sich und den Römern wegräumten. „Zugleich dienten sie, indem sie allmählich nicht nur fast alle germanischen Reiche auf römischem Boden in sich aufnahmen, sondern auch ihre Ausdehnungskraft nach Deutschland hin bethätigten, der Aufgabe, das gesammte Material des germanischen Wesens mit dem Ergebniß der bisherigen Culturarbeit der europäischen Menschheit in Verbindung zu bringen.“

In **England** hatten die **Briten** schon unter römischer Herrschaft das Christenthum angenommen. Sie hatten und bewahrten dasselbe, als sie von den Angelsachsen in die westlichen Länder gedrängt wurden: in ihrer Kirche herrschte eine tüchtige Gesinnung und seltene Gelehrsamkeit. Die britischen Mönche machten öde und verwilderte Gegenden urbar, und ihre Klöster waren Sitze der Gelehrsamkeit und Bildung. In **Irland** hatte Patrik um die Mitte des 5. Jahrhunderts das Christenthum eingeführt, und von irischen Mönchen wurden in **Schottland** Christenthum und strengster klösterlicher Sinn verbreitet. **Patrik** hatte auf der Insel Hy Schulen angelegt, in denen im Lesen, Schreiben und Psalmsingen unterrichtet ward. Bei den **Angelsachsen** endlich wurde ungefähr 150 Jahre nach ihrer Einwanderung in England durch den von Gregor dem Großen gesandten römischen Abt **Augustin** das Christenthum verkündet, ohne daß jedoch die daselbst gestiftete Kirche gänzlich Rom unterworfen werden konnte, indem sie, immer antipäpstlich, eine nationale blieb, und Gebete und Predigten in der Nationalsprache zu dem Herzen des Volkes drangen. Augustin brachte mit dem Christenthum zugleich bessere Schrift, mechanische Künste und geistliche Bildung. In dem Kloster Cantwara (Canterbury), das er anlegte, errichtete er zugleich eine Schule. Eine feste Ordnung gab der angelsächsischen Kirche der Erzbischof von Canterbury, **Theodor von Tarsus.** Er machte

sich um die Bildung der Geistlichen verdient und verbreitete neben der römischen auch die griechische Sprache und Literatur: in seiner Abtei las man die Gedichte des Homer neben den Werken des Chrysostomus. Unterstützt wurden solche Bestrebungen von mehreren Königen: Oswald, Siegbert und Edwin. Durch den Bischof **Egbert** wurde die Schule zu Eboracum (York) gegründet, die bald mit der Lehranstalt von Canterbury wetteiferte und aus der Alkuin hervorging. Bei weitem der ausgezeichnetste und wichtigste Gelehrte der Angelsachsen war jedoch **Beda**, mit dem Beinamen **Venerabilis**, ein Mönch in dem Kloster Yarrow (677—735), bescheiden und einfach, unermüdet thätig und von Herzen fromm, der sein Leben in Uebungen der Andacht und vielseitigen Studien zubrachte und der fast alles Wissen, was ihm sein Jahrhundert bieten konnte, belebte und gestaltete. Seine theologischen Schriften haben viele Jahrhunderte hindurch in jedem Kloster Europas Leser und Abschreiber gefunden; seine Kenntnisse der griechischen Sprache, der Metrik, der Astronomie, der Arithmetik und der Medizin erregten die Bewunderung seines Zeitalters; sein Werk von den sechs Lebensaltern der Welt ist die Grundlage der meisten mittelalterlichen Universalchroniken geworden; seine Encyklopädie enthielt die Summe der ganzen damaligen Gelehrsamkeit und ward die Quelle, aus der fast alle pädagogischen Schriftsteller des Mittelalters schöpften. Er hat zugleich Theile der heiligen Schrift in die Volkssprache übersetzt, die Vulgata mit dem griechischen, die Septuaginta mit dem hebräischen Texte verglichen, die Kirchengeschichte seines Volkes und besonders das Leben der um die englische Kirche verdienten frommen Männer geschrieben. Er zog alles Wissenswürdige in den Kreis seiner Beschäftigungen. Davon zeugt seine Schrift über Orthographie: alphabetisch geordnete, lexicalische und grammatische Notizen, Redensarten ꝛc., — seine Schrift de arte metrica: Belehrung über kurze und lange Silben, über Versfüße und Versmaße, — sein Buch de schematis et tropis sacrae scripturae: eine Rhetorik der heiligen Schrift, — sein Werk de natura rerum: über den Lauf der Planeten und des Mondes, über Sonnen- und Mondfinsternisse, Luft, Winde ꝛc., — seine Schrift de temporum ratione: Erklärung der Zeitabtheilungen im chronologisch-geschichtlichen wie im natürlichen Sinne. Er war bis zum Ende seines Lebens ein Lehrer. —

In **Gallien** fanden die Franken das Christenthum bereits vor: es war in mehrere kirchliche Provinzen getheilt, deren jeder ein Metropolit vorstand, welcher mit einer Ueberzahl von Geistlichen in wohlgegliederter Ordnung eine starke Macht bildete. Es hatten hierher die Römer zu-

gleich mit ihrer Herrschaft die Liebe zu den Wissenschaften verpflanzt, und diese Liebe wurde seit dem vierten Jahrhundert, wo das Christenthum das Uebergewicht über das Heidenthum gewann, gefördert und geheiligt. Die heidnischen Schulen sanken in dieser Zeit zusammen; dagegen wurde zu den ersten christlichen Schulanstalten in gleicher Zeit der Grund gelegt. Die Klöster im Süden von Frankreich entstanden in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts, und sie wurden nach kurzem Bestehen die philosophischen Schulen des Christenthums: von ihnen ging die Ketzerei aus; in ihnen fanden die Ansichten des Pelagius ein halbes Jahrhundert hindurch Nahrung und Rückhalt; in den Abteien von St. Victor und Lerins wurden die großen Fragen über den freien Willen, über die Prädestination, die Gnade und die Erbsünde auf's Lebhafteste discutirt. Um 410 hatte **Martinus von Tours** in seinem Kloster schon eine Schule, die von 80 Schülern besucht gewesen sein soll. Ueberhaupt nahm früh schon der französische Klerus eine hohe Stufe der Wissenschaft ein. Als König Guntram — wird berichtet — seinen Einzug in Orleans 540 hielt, wurde er von einer Schaar Jünglinge, die unter der Leitung des dortigen Bischofs ihren kirchlichen Studien oblagen, in lateinischer, griechischer, hebräischer und syrischer Sprache empfangen und wurden ihm sofort die Glückwünsche derselben in Gedichten, die in denselben Sprachen abgefaßt waren, überreicht. — Durch **Chlodwig** wurden auch die Gallien im Besitz habenden Franken dem Christenthum zugeeignet — einer Sammlung von Glaubenslehren und äußeren Gebräuchen, die das Gemüth nicht berührten. Chlodwig selbst blieb eben so habsüchtig, grausam und heimtückisch, wie er als Heide gewesen war, und die vorherrschenden Charakterzüge seiner Nachfolger waren Grausamkeit und Wollust. Die Großen wetteiferten mit ihrem Königshause in Hinterlist, Meineid und Mord, und die Priester entehrten sich durch Sinnenlust und Rohheit, durch Gewaltthätigkeit und Schwelgerei. Der Prozeß der Verschmelzung der germanischen Welt mit den Elementen der christlich-romanischen Bildung, wie er seit Chlodwig Aufgabe des fränkischen Reiches geworden, war wie jede Neubildung mit Aufruhr und Zerstörung verbunden, und konnte nur langsam und allmählich zum Ziele gelangen. Als dann aber das kräftige germanische Volksthum mit dem Samen der römischen Bildung und des Christenthums befruchtet war, trieb es reichliche Früchte auf dem Gebiete des Rechts und der Verfassung, wie der Wissenschaft und Kunst. Auf dem Lande wurden, jedoch nicht regelmäßig, von der Geistlichkeit Vorbereitungsschulen gegründet, um junge Leute, aus denen dann gewöhnlich Kleriker wurden, lesen zu lehren und zunächst

zu kirchlichen Vorlesern zu bilden: das Concil von Vaison empfahl die Verbreitung solcher Landschulen dringend. Den Mittelpunkt der Schulen aber bildeten die Kloster- und Kathedralschulen. Ein Schüler Benedicts, **Maurus**, errichtete an der Loire die Abtei Glannafalium. **Chrodegang von Metz** führte die Regel Benedicts im Geiste Gregors des Großen durch seine mehr dem Leben und der Welt sich nähernde Gestalt der Schulen aus. Er ward dadurch der Stifter der **Dom-, Kathedral-** und **Stiftsschulen**, die in Ostfranken und Westfranken Klassiker und lateinische Poesie pflegten, von Karl dem Großen und Rhabanus Maurus (de institutione clericorum) besonders unterstützt wurden, im Zeitalter der sächsischen Könige und der ersten Capetinger auch im nördlichen Deutschland zu Utrecht, Hildesheim, Paderborn ihre Blüthezeit erreichten und seit der Mitte des 11. Jahrhunderts zerfielen. In Frankreich waren bis zum 8. Jahrhundert die blühendsten bischöflichen Schulen die von Poitiers, Paris, Le Mans, Bourges, Vienne, Clermont, Arles ꝛc.; die vorzüglichsten Mönchsschulen in Luxeuil, in St. Vaudrille in der Normandie, wo zuweilen bis 300 Schüler waren, zu St. Medard in Soissons, auf Lerins ꝛc. Es waren theologische Berufsschulen; ihr Charakter war theologische Ausschließlichkeit. Alle Gegenstände wurden so behandelt, wie sie für tüchtige Geistliche nützlich waren, und oft wurden die profanen Wissenschaften aus dem Unterricht verbannt. Als ein Bischof von Vienne im 6. Jahrhundert Grammatik in seiner Schule lehrte, verwies es ihm Gregor, weil es nicht angemessen sei, daß die Lippen, die zum Lobe des Herrn geweiht seien, sich zum Lobe Jupiters öffneten. —

Von Franken aus Gallien (— Amandus, Bawo, Eligius und Maternus —) wurde das Christenthum in **Belgien** verbreitet und von Lambert aus Mastricht und dem Schotten Rumold in **Lüttichsche** und nach **Brabant** gepflanzt, so daß mit Utrecht die erste christliche Kirche im 7. Jahrhundert unter den Friesen gegründet ward, worauf mit der Herrschaft der Franken auch das Christenthum immer weiter vordrang. Seit der Ernennung **Willibrords** zum ersten Bischof aller Friesen, 714, wurde Utrecht der Hauptbildungssitz der nördlichen Niederlande, und unter dem Schüler des Bonifacius, dem Bischof **Gregor von Utrecht**, der Sammelplatz für die strebsame Jugend aus allen benachbarten Ländern, für den Adel aus Gallien und aus Britanien, für die neubekehrten Friesen und Sachsen, selbst für die Jünglinge aus Bayern und aus dem Lande der Sueven. Einer der berühmtesten Schüler Gregors war der heilige Ludger, der erste Bischof von Münster. Er war aus Friesland gebürtig; und die Friesen — sagt Cramer — zeichneten sich

nicht allein durch sinnliche Kraft und Derbheit, nicht allein durch Liebe zu irdischer Unabhängigkeit und Freiheit, sondern auch durch ein höheres und freieres Leben des Geistes aus, und ragten, wie überhaupt, so damals besonders durch ihr religiöses Streben hervor, daher sie gerade zu den höchsten kirchlichen Würden, namentlich des nördlichen Deutschlands, berufen und besonders ausersehen wurden, wenn es galt, neue Mittelpunkte des Christenthums zu gründen und dieselben durch Schwierigkeiten aller Art hindurchzuführen und zu befestigen. „Bei aller Frömmigkeit und Strenggläubigkeit der Friesen hielten sie doch immer an der Einfachheit und Natürlichkeit fest, und waren daher vielleicht die einzigen Katholiken der gesammten abendländischen Christenheit, welche bis in das 15. Jahrhundert nicht leicht unverheirathete Priester duldeten, weil sie, streng auf die Keuschheit ihrer Frauen haltend, diese durch die Ehelosigkeit der Geistlichen gefährdet glaubten, zugleich auch wohl, weil sie das Cölibat für ein unnatürliches Gebot hielten." —

In das jenseit des Rheins gelegene **Deutschland** kam das Christenthum von Irland und England. Darum war auch die Ausbreitung desselben Anfangs nicht im Geiste und Interesse des Papstes, und darum auch hier das Christenthum selbst reiner in seinen Lehrsätzen und weniger mit kirchlichen Gebräuchen überladen. Von Irland aus ging **Gallus** nach der Schweiz und gründete daselbst 613 die Benedictiner-Abtei **St. Gallen.** Hier wurde die griechische Sprache gelehrt und bildete sich eine hellenische Gesellschaft. Die berühmtesten Männer: Grimaldus, Marcellus Iso, Radbertus, Gerald, Eckhard III. als Lehrer des Griechischen und Lateinischen, der Grammatiker und spätere Bischof von Lüttich Notker Labeo ꝛc. lehrten daselbst geistliche und weltliche Wissenschaften, Bibel, Kirchenväter, antike, namentlich lateinische Literatur, selbst die Muttersprache, und zogen Schüler aus weiten Gegenden, selbst Fürstensöhne an. Marcellus Iso war von diesen Schülern so sehr gefeiert, daß ihm einst 40 Kanoniker, die bei ihm gebildet waren, ihren Dank abstatteten und ihm versprachen, daß ihm einst jeder von ihnen 30 Messen lesen würde. — Nicht lange nach Gallus kam **Kilian,** starb 689, in die Gegend des heutigen Würzburg, — mit seinem Gefährten **Emmeran,** der die Abtei Regensburg gründete. Bei den Thüringern predigte Kilian das Christenthum. Rudbert ging in die Gegend des alten Juvavium und legte eine Abtei an, aus der die Stadt und die hohe Schule Salzburg hervorgingen. — Durch die angelsächsischen Missionäre kam das römisch-katholische Christenthum auch nach Deutschland. Der bedeutendste Repräsentant derselben ist

Winfried oder **Bonifacius**, der Apostel der Deutschen genannt, der von 718 an Friesland, Thüringen, Hessen und Bayern durchzog und auf seiner letzten Missionsreise nach Friesland 754 von den Heiden erschlagen wurde. In dem Eide bei der Bischofsweihe zu Rom mußte er schwören, daß er den katholischen Glauben in seiner Reinheit lehren, an der Einheit dieses Glaubens, in welchem alles Heil der Christen bestehe, halten und sich niemals gegen die Einheit der einen und allgemeinen Kirche erklären wolle. Bonifacius hat seinen Schwur gehalten, und nicht allein das Christenthum unter den Heiden verbreitet, sondern auch die Christen, welche bereits in Deutschland vorhanden, aber an einem einfacheren Christenthume festhielten, für die katholische Kirche gewonnen. Mit ihm erst gelangte der Primat Petri im Abendlande zu allgemeiner Anerkennung: er ist der Begründer der deutschen Hierarchie. — Ueberall aber, wo Bonifacius wirkte, wurden Bisthümer gegründet: Würzburg für Ostfranken, Büraburg für Hessen, Eichstädt für die an den Böhmerwald stoßenden Gegenden des Nordgaus, Erfurt für Thüringen (Erfurt und Büraburg wurden später mit Mainz vereinigt). Ueberall auch, wo Bisthümer gestiftet wurden, erstanden Schulen: **Ohrdruf** in Thüringen, **Fritzlar** in Hessen, vor Allem aber **Fulda**, das als Scheidemark zwischen Hessen und Thüringen Stützpunkt für des Bonifacius Bekehrungswerk und Unterrichtsstätte für die zu bildenden Priester sein sollte. Das Kloster ward von dem Lieblingsschüler des Bonifacius, Sturm, 744 erbaut und gelangte durch ihn, den ersten Abt des Klosters, und durch die Thätigkeit seiner Mönche, durch reiche Geschenke und bedeutende Privilegien zu großem Reichthume und hohem Ansehen. Hier wirkte seit 813 Alkuins großer Schüler **Rhabanus** (Rabanus, Hrabanus) **Maurus**, der sich den Beinamen „primus praeceptor Germaniae“ erwarb. Maurus wurde etwa um 766 in Mainz von angesehenen Eltern geboren. Sein Vater, Rudhard, soll früher Kriegsmann gewesen sein. Seine fromme Mutter, Adelgunde, gab ihm die sorgfältigste Erziehung und unterrichtete ihn selbst in den Elementen des Wissens. Zur Vollendung seiner Bildung und um den vielversprechenden Knaben dem Herrn zu weihen, wurde er später als „puer oblatus“ dem Kloster Fulda übergeben. In der bereits berühmten und ansehnlichen, mit vielen Bildungsmitteln und namentlich auch mit einer sehr ansehnlichen Bibliothek ausgestatteten Klosterschule legte Rhabanus den Grund zu einer sehr gediegenen wissenschaftlichen Ausbildung. Vermuthlich in seinem 26. Lebensjahre wurde er Alkuins Schüler zu Tours, der ihm auch den Beinamen Maurus beilegte, um damit zu erkennen zu geben, daß ihm Rhabanus in einem Grade Lieblingsschüler sei, wie

einst der heilige Maurus dem heiligen Benedictinus Lieblingsschüler gewesen war. Als der Meister seinen Jünger entließ, übernahm Letzterer die Leitung der Fuldaer Klosterschule, an die ihn lebhafte Dankbarkeit fesselte. Ersterer schrieb ihm bei Uebernahme dieses neuen Amtes: „Ermahne die Kleinen, welche um Dich sind, zur Keuschheit des Körpers, zum reuigen Bekenntniß ihrer Sünden, zur Ausdauer im Lernen und zu verständigem Umgange. Lehre sie die Unmäßigkeit und Eitelkeit der Welt fliehen. In ihrer Jugend sollen sie lernen, damit sie im Alter lehren können; gegen die Senioren sollen sie sich ehrerbietig benehmen und die kirchlichen Verrichtungen lieben. Trage Sorge, daß sie an Dir ein Muster haben und ermahne sie mit heiligen Worten!" Was die in dem Schreiben erwähnten Senioren betrifft, so hatte es damit folgende Bewandtniß. Dem Abte zu Fulda standen als Rath zwölf der angesehensten und gelehrtesten Mönche zur Seite, die er in allen wichtigen Angelegenheiten fragen konnte, ohne den ganzen Convent zu versammeln. Sie hießen Senioren und hatten zugleich den Unterricht in der Schule zu ertheilen. Ueber ihnen stand der Magister, der nur vom Abte abhängig war, die Unterrichtsgegenstände bestimmte und den Senioren die Schulen zuwies. Der Abt Eigil erhob den Rhabanus zum Magister. Als solcher brachte er die Schule zu hohen Ehren; ihr Ruf zog nicht nur aus Nah und Fern diejenigen herbei, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollten, sondern auch Weltliche, selbst aus den höchsten Ständen. Es wurde in ihr Grammatik, Rhetorik und Dialektik, Arithmetik und Geometrie, Dichtkunst und Musik, Astronomie, Physik, Philosophie und Theologie gelehrt. Als die Frequenz der Schule immer bedeutender wurde, trennte man die zukünftigen Geistlichen von den Zöglingen, welche sich für das praktische Leben vorbereiten wollten. Die Ersteren wurden im Kloster selbst unterrichtet, die Anderen in einem besonderen Gebäude außerhalb der Klausur. Rhabanus widmete sich vorzugsweise der Schule innerhalb des Klosters und unterwies seine Schüler mit dem Eifer und der Begeisterung eines Mannes, der seiner Sache von ganzem Herzen zugethan ist; außerdem verfaßte er in seinen Mußestunden mehrere in der damaligen Zeit epochemachende Schriften. Im Jahre 822 wurde er zum Abte des Klosters erwählt und 847 zum Erzbischof von Mainz befördert, in welcher hohen Stellung er nach allen Seiten hin die größte Thätigkeit in Wort und Schrift entfaltete. Er starb 856 auf seiner Villa zu Winkel im Rheingau. — Ausgestattet mit reicher Gelehrsamkeit, fromm, sanft und milde, jedem Lernenden neidlos und liebreich sich hingebend, behandelte er seine Schüler, die aus Jung und Alt be-

ſtanden, mit väterlicher Sorgfalt und lehrte Jeden nach ſeiner Individualität, nach Maßgabe des Alters, der Fähigkeit und des Charakters. „Nicht Einen lehrte er wie den Andern, ſondern Manche bloß in der Grammatik, Manche auch in der Rhetorik, Manche endlich auch in den geiſtlichen Wiſſenſchaften, ſowie Jeden ſeine Anlagen fähig machten, und Alles in einer ſolchen Aufeinanderfolge, wie es die Natur des Schülers forderte.“ Er ſelbſt war nicht nur ein Meiſter in den ſieben freien Künſten; er beſaß auch zu ſeiner Zeit die meiſte Kenntniß des Griechiſchen und ſoll ſchon den wahren Ausſpruch gethan haben: „Wie der Bach aus der Quelle, ſo iſt aus der griechiſchen Sprache die lateiniſche abzuleiten, und Jeder, der die Bekanntſchaft mit der Quelle verſchmäht, erkennt keineswegs die eigentliche Kraft des Baches, aus dem er ſchöpft.“ Seine Schule war zunächſt eine Akademie für Theologen; aber nicht bloß Bibelkunde und Religionswiſſenſchaft, ſondern alle freien Künſte und Wiſſenſchaften wurden vorgetragen; Prälaten ſchickten ihre Mönche von weither nach Fulda; auch vornehme Laien kamen aus weiter Ferne zum Studium dahin. Von der Schule des Rh. Maurus kam ein Umſchwung in das Schulweſen und die Gelehrſamkeit Deutſchlands. Er iſt in Wahrheit der erſte eigentliche Schulmann in Deutſchland. — Unter den vielen Schülern des Rhabanus Maurus glänzt vor Allen Walafried Strabo (der Schielende), geboren 806 in Allemanien. Als Knabe wurde er in der Kloſterſchule zu Reichenau am Bodenſee unterrichtet und dann nach Fulda zu Rhabanus geſchickt, um ſich unter ihm zum Lehramte vorzubereiten. Später wurde er Lehrer an der Kloſterſchule zu Reichenau und 842 Abt des Kloſters. Er ſtarb bereits 849. Ueber ſeine Studien und Erlebniſſe als Schüler in Reichenau hat er ein Tagebuch geführt, durch deſſen Entdeckung und Veröffentlichung eine genaue, lebendige und intereſſante Schilderung des damaligen Unterrichts- und Erziehungsweſens in den Kloſterſchulen gewonnen iſt. Sie erſchien zuerſt in dem Jahresberichte über die Erziehungsanſtalt des Benedictiner-Stiftes Maria-Einſiedeln von 1856 bis 1857 und iſt ſeitdem in mehrere geſchichtspädagogiſche Werke übergegangen. Das Tagebuch lautet:

Ich war völlig unwiſſend und ſtaunte ſehr, als ich die großen Kloſtergebäude ſah, in denen ich von nun an wohnen durfte; ich war ſehr erfreut, die Menge von Kameraden und Spielgenoſſen zu ſehen, die mich freundlich bewillkommneten. Uebrigens hab auch ich denſelben manche Freude gemacht, indem mir Alles neu und ungewohnt vorkam, weswegen ich oft linkiſch und ungeſchickt oder zur Unzeit nachahmte, was ich Andere thun ſah.

Allein schon nach wenigen Tagen fand ich mich besser zurecht, und kaum hatte ich in die gemeinsame Ordnung mich fügen gelernt, so überwies mich der Scholastikus Grimald einem der Meister, bei welchem ich lesen lernen sollte. Ich war da nicht allein, sondern es waren noch mehrere Knaben meines Alters bei ihm, vornehmen wie geringen Standes, welche aber alle schon weiter vorgerückt waren, als ich. Die gütige Nachhülfe meines Lehrers und der Ehrgeiz trieben mich wechselsweise an, dieser Beschäftigung mit Eifer obzuliegen, und nach einigen Wochen hatte ich es soweit gebracht, daß ich nicht nur dasjenige, was man mir auf meine Wachstafel schrieb, sondern auch das lateinische Buch, welches mir gegeben wurde, mit einiger Geläufigkeit lesen konnte. Darauf bekam ich ein deutsches Büchlein, das mir zwar beim Lesen mehr Mühe kostete, aber dafür eine herzliche Freude machte. Denn wenn ich etwas gelesen hatte, verstand ich es auch, was beim Lateinischen nicht der Fall gewesen war, so daß ich mich anfänglich sehr wunderte, wie man lesen, und das Gelesene zugleich verstehen könne.

Im Herbste, zur Zeit der Obstlese, war mehrere Tage keine Schule; wir fuhren mit unsern Lehrern nach Herzenslust auf dem See oder lasen Aepfel unter den reichbeladenen Bäumen auf, welche das Kloster umgaben. Als diese Freudentage vorüber waren, mußte ich anfangen, die Buchstaben, welche ich nun kennen und verbinden gelernt hatte, auf meiner Wachstafel nachzuzeichnen, ein Geschäft, das mir nicht recht zusagen wollte. In meiner Langeweile verfiel ich auf manche andere Dinge, und neckte meine Kameraden, was mir Verweise und manchmal auch Schläge zuzog. Indessen lernte ich die Schreibkunst den Winter hindurch und kam im Frühjahre 816, in meinem 10. Lebensjahre, zum Lehrer der Grammatik, zu Magister Gerard.

Jahr 816. — Das erste, was ich da thun mußte, war, daß ich einige lateinische Redensarten auswendig lernte, um mich auf Latein mit meinen Kameraden verständigen zu können. Die meisten von meinen Mitschülern waren schon weit vorgerückt, die einen im zweiten, die andern im dritten und vierten Jahre der Grammatik. Sie mußten deßhalb, die Erholungszeit ausgenommen, immer lateinisch mit einander reden, uns Anfängern dagegen war es verstattet, uns, soweit es nöthig war, deutsch mit einander zu verständigen.

Nach einiger Zeit wurde mir die Grammatik des Donatus in die Hand gegeben und ein älterer Schüler beauftragt, mich darüber solange abzufragen, bis ich alle acht Wortarten und die Regeln über deren Abwandlung im Gedächtniß hätte. Die ersten paar Stunden gab sich der Lehrer selbst die Mühe, mir zu zeigen, wie ich beim Lernen dieser

Wörter und Redeformen verfahren müsse; später jedoch kam er nur am Ende der Lehrstunden, um meinen Meister zu fragen, wie ich meine Sache gemacht hätte. Dieser konnte nun freilig nur zufrieden sein in den Fortschritten, die ich im Donat machte; ich fand nebenbei noch Zeit allerlei Possen zu treiben und meine Kameraden zu stören. Ich wußte nämlich, daß mich der Schüler, der uns lehrte, nicht schlagen durfte und mich zu sehr liebte, um am Ende der Schulstunde dem Lehrer Anzeige zu machen. Zuweilen aber geschah es, daß ich die Sache zu weit trieb, daß auch diejenigen, welche in einer andern Abtheilung des Saals die zweite und dritte Grammatik studirten, es bemerkten und durch ihr Lachen den Lehrer, der sich mit ihnen beschäftigte, aufmerksam machten. Das erste Mal kam ich mit einem scharfen, ernsten Blick davon, das zweite Mal trat er zu mir und fragte, ob ich denn so gar vergeßlich sei, oder drohte mir mit erhobenem Zeigefinger; wenn aber das Alles nicht half, so ließ er mir eine Portion meines Mittagsmahls zurückbehalten, oder nahm die Ruthe von der Wand herunter.

Jeden Nachmittag mußten wir die Regeln anwenden lernen, die wir Morgens dem Gedächtnisse eingeprägt hatten. Der Schüler, oder auch manchmal der Lehrer, sagte uns deutsch größere und kleinere Sätze vor, die wir sogleich lateinisch auf unsere Wachstafel schreiben mußten; die Wörter waren uns theils aus dem Donat oder auch aus täglichen Gesprächen bekannt, auch durften wir die Lehrer darum fragen. Da wir aber nach dem Gehör schrieben, ohne die Wörter zu sehen, so wurden sie von mir oft wunderlich genug geschrieben. Abends wurde uns ein Abschnitt der biblischen Geschichte erzählt, den wir jedesmal am andern Morgen wieder erzählten.

Während wir den Donat zum zweiten und dritten mal zusammen wiederholten, wurde der Kirchenbau in unsrer Nähe vollendet. Zwischen unserm Schulgebäude und der Clausur erhob sich das herrliche Münster. Als ich auf die Reichenau kam, war es schon ausgebaut, nur an der vollständigen Ausschmückung des Innern arbeiteten die Brüder noch unabläßig. Endlich kam der ersehnte Tag der Einweihung der prachtvollen Kirche. Unzählige Volksmassen waren herbei geströmt zu dem Feste; schon 2 Tage zuvor war der See mit Schiffen bedeckt, aus denen mit dem Volke Herrn und Ritter aus der Nähe und Ferne herbeieilten. Auch mehrere Bischöfe und Abgeordnete vom Hofe Ludwigs waren gekommen, denn der Abt war ein guter Freund Karls, seines großen Vaters, gewesen. Zur Ehre Mariens, unsrer lieben Frau, ward das Münster eingeweiht vom Abt und Bischof Hatto im Beisein aller Bischöfe, die in ihrem vollen Ornate an der Feier theilnahmen. Es

war ein wunderschöner Anblick: siebenhundert Brüder, hundert Zöglinge der innern und vierhundert der äußeren Schule bildeten einen Chor, wie ich ihn noch nie gesehn und gehört hatte; und bei dem Hochamte antwortete das ganze Volk auf die Gebete des Bischofs. Da zum ersten Mal in meinem Leben regte sich etwas Unnennbares in meinem Herzen, eine unendliche Wehmuth kam über mich, Gottes Größe und Güte erfüllte meine Seele, und ich faßte den Entschluß, mich ganz und ungetheilt seinem Dienste zu widmen.

Von diesem Zeitpunkte ab war ich ernster und stiller in meinem ganzen Wesen, worüber meine Lehrer, besonders Dominus Grimald, sich freuten und alle meine Mitschüler sich verwunderten. Abt Hatto wollte, bevor er auf seinen bischöflichen Sitz nach Basel zurückkehrte, unseren Schulprüfungen beiwohnen. Er war mit meinen Antworten besonders zufrieden; ich redete mit kindlichem Zutrauen zu dem hohen und freundlichen Manne, den ich vor wenigen Tagen so groß und herrlich in der Mitte der Bischöfe, Grafen und Ritter gesehen hatte, und der nun als gütiger Vater in unsrer Mitte saß. Er empfahl mich dem Dominus Grimald zur besonderen Obsorge.

Jahr 817. — Den folgenden Winter hindurch beschäftigte uns der zweite Theil der Grammatik, die Rechtschreibekunst, und von jetzt an mußten auch wir immer Lateinisch sprechen, wobei freilich manches zum Vorschein kam, das zu großer Erheiterung unsrer Lehrer und Mitschüler diente. Jeden Tag wurde uns ein Abschnitt des Psalters gelesen. Wir schrieben ihn auf unsre Wachstafeln; dann mußte Jeder die Schreibfehler seines Nachbars verbessern, einer von denjenigen, welche das vierte Jahr Grammatik studirten, mußte dann die Arbeiten durchsehen. Hierauf wurde Wort für Wort durchgegangen und alles erklärt, und am andern Morgen mußten wir den Abschnitt auswendig lernen. Auf diese Weise prägten wir im Laufe des Winters und nachfolgenden Sommers den ganzen Psalter unserm Gedächtnisse ein. Von nun an durften wir gleich den andern Zöglingen am Chorgesange der Brüder Theil nehmen. Jedoch war dies für uns, die Zöglinge der äußeren Schule, nur an Sonn- und Festtagen der Fall, während diejenigen der inneren Schule, gleich den Brüdern selbst und mit ihnen, in 24 Abtheilungen wechselweise den ganzen Tag das Lob Gottes sangen. Sie durften im Chore selbst stehen; wir dagegen hatten demselben zunächst unsern Platz, weil wir das Ordenskleid nicht trugen und Niemand ohne dasselbe weder das Chor noch die Clausur betreten darf.

Jahr 818. — In diesem Jahre ward auch der erste Weinstock auf der Insel gepflanzt, und als wir unsre Prüfungen in Gegenwart

des Dominus Erlebald, der die innere Schule leitete, wohl bestanden hatten, durften wir die ersten Trauben verkosten. Mit neuer Lust gingen wir an die Lesung Alkuins und der Distichen Catos, die es nothwendig machten, daß wir nun die Metrik erlernten; ich bekam ein Exemplar, im welchem die Grammatik Alkuins und die Metrik Bedas beieinander waren. Andere bekamen die Metrik Victorins, wobei wir uns selbst in Gegenwart der Lehrer über die Regeln der Prosodie und später auch der Verskunst mit einander zu besprechen hatten. An den Gedichten Prospers und Iurencus, sowie an denjenigen des Sedulius, die wir je zwei und zwei zusammenlasen, prüften und erprobten wir unsre Regeln und unser Gedächtniß, und legten der Reihe nach in den Abendstunden den Lehrern darüber Rechenschaft ab. Zur Uebung des Gedächtnisses mußten wir die Hymnen der kirchlichen Tag- und Festzeiten auswendig lernen, die uns übrigens durch die öftere Wiederholung theilweise schon geläufig waren. Auch wurden wir vom Sommer an gleich den Uebrigen der Reihe nach beauftragt, am Tische zu lesen, wozu wir uns, anfänglich unter der Leitung eines älteren Schülers, vorbereiteten. Hierbei überkam mich zum erstenmal das Gefühl der Bangigkeit, weßhalb ich viele Fehler machte und vom Correktor, der auch nicht das Geringste ungerügt durchgehen ließ, so oft zurückgewiesen wurde, daß ich beinahe den Muth verlor. Gerade in dieser Zeit verloren wir den Vorstand unserer Schule, Dominus Grimald, welcher zugleich mit Dominus Tatto, der ebenfalls zur Zahl unserer Lehrer gehörte, von Abt Hatto in das Kloster Aniane gesendet wurde; bei dieser seiner Abreise verfaßte ich meinen ersten lateinischen Brief, in welchem ich meine kindliche Liebe und Dankbarkeit aussprach und den ich mit einem mühsam zusammengestoppelten Distichon beschloß. Er schenkte mir eine Abschrift der Eklogen Virgils, die ich in meinen Mußestunden immer und immer wieder durchlas und studirte. Vorstand der Schule wurde nun Watin, der Bruder Grimalds, und blieb es bis zu seinem Tode, dessen merkwürdige Umstände ich, wie ich später sagen werde, in Hexametern beschrieben habe.

Jahr 819. — Um unsere grammatischen Stunden zu vervollständigen, wurden wir beauftragt, den Winter hindurch in der nämlichen Weise die neueingetretenen Schüler in der Sprach- und Schreiblehre zu unterrichten, wie Andere früher an uns gethan hatten. Diesem Geschäfte unterzog ich mich mit ebensoviel Liebe als Erfolg und erwarb mir hierdurch die Zuneigung Watins in hohem Maße. Gleichzeitig machte uns Meister Gerard, der Lehrer der Grammatik, mit Figuren und Tropen der Rede bekannt, wobei er uns dieselben zuerst in der

heiligen Schrift nachwies und nachher verlangte, daß wir ihm aus den Dichtern, die wir bereits gelesen, sowie aus Statius und Lucan, die wir jetzt lasen, Seitenstücke und Beispiele dazu vorzeigten. Diejenigen aus uns, welche zur Unterweisung Anderer weder Beruf noch Anlage fühlten, beschäftigten sich nach Anleitung des Lehrers mit Abschreiben von Grammatiken Priszians, Marius Victorinus und Cassiodors, oder übten sich in Anfertigung lateinischer und deutscher Sätze, die dem täglichen Leben, der biblischen Geschichte oder den gelesenen Schriftstellern entnommen waren. Hierbei konnten wir das Wörterbuch der Synonymen benutzen, welches Magister Gerard unterdessen für uns ausgearbeitet hatte, und das uns auch beim Versemachen die trefflichsten Dienste leistete.

Unter derartigen Beschäftigungen kam die Zeit heran, wo alle diejenigen, welche aus der Grammatik in die Rhetorik übergingen, 32 an der Zahl, durch die Schlußprüfungen dazu befähigt werden sollten. Wir wiederholten daher Ende Sommers mit unsern Lehrern die drei Theile der Grammatik: die Etymologie, die Orthographie und die Metrik, sowie auch die Lehre von den Figuren und Tropen. Am bestimmten Tage kam Dominus Erlebald mit den übrigen Lehrern der inneren Schule in den großen Saal unseres Gebäudes und stellte selbst an jeden von uns mehrere Fragen über die Fächer, die wir studirt, und über die Schriftsteller, die wir gelesen hatten. Aus letzteren mußten wir für jede Regel Belege geben. Auch über die Erzählungen der biblischen Geschichte alten und neuen Testamentes, die wir diese vier Jahre hindurch gehört hatten, sowie über deren Sinn und Bedeutung wurde von uns Rechenschaft verlangt. Diejenigen, welche in irgend einem Punkte zurückgeblieben waren, wurden angewiesen, sich darüber noch genauer unterrichten zu lassen, und diejenigen, welche einige Gleichgültigkeit oder Nachlässigkeit gezeigt hatten, erhielten von Dominus Erlebald, der uns damals als ein überaus ernster und strenger Mann erschien, eine scharfe Rüge. Nicht alle von meinen Mitschülern traten jedoch mit uns in die Rhetorik über; manche junge Adelige gingen nach Hause, oder wurden von ihren Aeltern abgeholt, um als Knappen die ritterlichen Künste zu lernen, zu denen in der Klosterschule keine Anleitung geboten war. Denn wenn wir auch jeden Tag Ritter und Grafen in dem Gastgebäude neben uns absteigen sahen, so kamen wir doch in gar keinen Verkehr mit ihnen, nur die Geistlichen und Bischöfe kamen zuweilen in unser Zimmer, um uns zu prüfen oder sich an unsern fröhlichen Spielen zu erfreuen. Ich erinnere mich noch immer, wie sehr ich mich beschämt fühlte, als ich bei einem in Gegenwart

eines Biſchofs angeſtellten Wettlaufe zu Boden ſtürzte und dafür noch ausgelacht wurde. Seit dieſem Tage gefiel mir dieſe Erholungsweiſe nicht mehr, und ich beſchäftigte mich lieber mit Würfel- und Stockſpiel.

Während der Erholungstage, die uns dies Jahr durch kleine Ausflüge auf die dem Kloſter zugehörigen Maierhöfe noch angenehmer wurden, kamen zu unſerer großen Freude auch die beiden Lehrer Dominus Grimald und Dominus Tatto wieder in die Reichenau zurück. Erſterer wurde beauftragt, in der Kloſterordnung diejenigen Reformen einzuleiten, die er vermöge ſeiner in Aniane gemachten Erfahrungen nothwendig erachte; Tatto dagegen übernahm es, uns in die Geheimniſſe der Rhetorik einzuweihen.

Jahr 820. — Am Gedächtnißtage des heiligen Pirminius, unſeres heiligen Stifters und unſeres erſten Abtes (den 3. November), begannen wir unſere rhetoriſchen Studien. Unſer Lehrbuch war Caſſiodor, der den meiſten von uns ſchon bekannt war, weil man uns ſchon in der Grammatik ſeine auf das Fach bezügliche Schriften gegeben und zur Lektüre empfohlen hatte. Nebſtdem erklärten und laſen wir in der Schule die rhetoriſchen Schriften Ciceros; die Leſung Quinctilians dagegen wurde Jedem freigeſtellt. Bis dahin hatten wir außer einigen kleineren Briefen keine Aufſätze zu machen gehabt; jetzt aber mußten wir beinahe jeden Tag die verſchiedenen Arten und Redeformen, wie ſie im Lehrbuche zur Sprache kommen, ausführen lernen. Dieſe Arbeiten beſchäftigten uns den ganzen Winter hindurch.

Im Frühling begann das Studium der Geſchichte, in der wir bereits aus dem Martyrologium durch die Tiſchleſung und durch das Geſpräch mit unſern Lehrern einige Kenntniß erworben hatten. Das Chronikon Beda's wurde dabei zu Grunde gelegt und uns zum Nachſchlagen das Buch gegeben, in welchem der Bibliothekar Reginbert die Chroniken des Euſebius von Cäſarea, des heiligen Hieronymus, Proſpers, Caſſiodor's, der Biſchöfe Jornandes und Mellitus hatte zuſammenſchreiben laſſen. Hiezu laſen wir in der Schule zuerſt den Salluſt, ſpäter den Titus Livius, in welchem wir überdies die rhetoriſchen Regeln und Formen nachzuweiſen hatten. Ich las in dieſer Zeit auf Tatto's Anrathen auch den Dialog Alkuins von der Rhetorik und den Tugenden, den er uns mitgebracht hatte, und fand darin ebenſoviel Belehrung als Vergnügen.

Zur Abwechslung erklärten wir einzelne Stücke aus Virgil's Aeneide, ſowie aus Prudentius und Fortunat, und fertigten von Zeit

zu Zeit ſelbſt kleinere lateiniſche Gedichte. Zu letzterem jedoch wurden nicht alle verpflichtet; ich dagegen that es mit ſolcher Luſt, daß ich oft darüber die anderen Arbeiten verſäumte. Endlich mußte ſich jeder von uns eine der Chroniken abſchreiben, um ſie ſpäter vorkommenden Falls immer bei der Hand zu haben.

Jahr 821. — Den nächſtfolgenden Winter hindurch beſchäftigte uns unter Tatto's Leitung die Dialektik; er unterwies uns in derſelben nach der Schrift Alkuins, welche er aus Frankreich mitgebracht hatte; weil aber von ihr einſtweilen nur eine einzige Abſchrift vorhanden war, ſo wurde uns Caſſiodor und die Einleitung des Porphyrius, ſpäter auch Boëthius und Bedas Schrift über die Dialektik des Ariſtoteles in die Hand gegeben. Wir mußten nun abwechſelnd über die Dialektik mit einander Beſprechungen halten. Beſonders liebte es Tatto, einen jeden von uns über den nämlichen Gegenſtand ſeine eigene Dispoſition machen und dann die Richtigkeit derſelben gegen die Angriffe der Gegner vertheidigen zu laſſen. Wenn wir hierbei in allzugroße Hitze geriethen, ſo wurde die Disputation gleich abgebrochen und durfte erſt des andern Tages wieder fortgeſetzt werden. Ich fand am meiſten Gefallen an der Logik und beſchäftigte mich häufig damit, zu den Belegſtellen, welche Alkuin aus Virgils Gedichten anführte, noch andere zu ſuchen, wozu mich Tatto beſonders aufmunterte. Denn die Leſung der Dichter ſowohl, als auch das Studium der Geſchichte wurde fortgeſetzt und jede Woche wurde von Jedem an dem dafür beſtimmten Tage über beides Rechenſchaft abgelegt.

Den Sommer hindurch machte uns Tatto mit den Geſetzesſammlungen bekannt, welche uns in das wirkliche Leben einführen und den reichſten Stoff zu unſern dialektiſchen und rhetoriſchen Uebungen bieten ſollten. Manche von uns, welche ſich in der Dialektik nicht zurecht finden konnten, hatten dieſe Sammlungen ſchon früher zur Hand genommen, und die Geſetzbücher des Theodoſius, der ſaliſchen und ripuariſchen Franken, ſowie der Longobarden fleißig durchblättert. Nun wurden dieſelben noch einmal von allen durchgegangen, wobei uns Tatto aus ſeiner reichen Erfahrung die herrlichſten Erläuterungen mittheilte. Er hatte ſeine Jugendzeit in der kaiſerlichen Pfalz zugebracht und war daher unerſchöpflich an Thatſachen aller Art, womit er uns Alles anſchaulich machen, und zugleich weiſe Rathſchläge für die Zukunft daran knüpfen konnte. Unter den vielen Geiſtlichen und Biſchöfen, welche dieſen Sommer unſere Schule in Augenſchein nahmen, war auch Thegan,

Chorbischof *) von Trier, ein alter Freund unseres Abtes Hatto, der beinahe jedes Jahr einmal die Reichenau besuchte.

Jahr 822. — Der ganze Winter wurde nun zur Einübung von Regeln verwendet, die wir in den letzten zwei Jahren über Rhetorik und Dialektik gehört und unserm Gedächtnisse eingeprägt hatten. Diese Uebungen waren zwiefacher Art, erst mündlich, sodann auch schriftlich. Es wurden uns aus der Geschichte, aus dem täglichen Leben oder aus den Gesetzsammlungen Stoffe zugewiesen, die wir in Reden und Gegenreden zu behandeln hatten. Dabei übten wir uns in der Kunst der Beweisführung und bildeten gleichzeitig unsere Sprache. Gewöhnlich mußten wir dem Lehrer zuerst unsere Beweise in streng dialektischer Form vorlegen, und hierauf sie mit dem rhetorischen Gewande umkleiden, wobei nicht selten verlangt wurde, daß wir das Nämliche, auf sechs bis sieben, ja oft noch mehr verschiedene Arten gleich gut auszudrücken wußten. Auch Lebensgeschichten von Heiligen mußten wir frei nacherzählen oder auch Charakterschilderungen und Lobreden schreiben und vortragen. Von Zeit zu Zeit machten wir auch deutsche Verse, nach dem Muster der Sammlungen von Volksliedern und Sagen, die uns Tatto vorlas. Abt Hatto war von dem großen Karl wiederholt aufgefordert worden, der deutschen Sprache an der Klosterschule mehr Geltung zu verschaffen. Diesem Auftrage gemäß gab uns Tatto nun Anleitung, zuerst deutsche Wörterbücher, sodann Uebersetzungen und Reden zu machen, und mehreren von uns gelangen die letzteren sogar besser als die lateinischen. Nur mit der Rechtschreibung kamen wir nicht zu Stande, weil sich viele deutsche Laute mit lateinischen Buchstaben nicht ausdrücken lassen und Jeder von uns je nach der Gegend, aus der er stammte, wieder seine eigne Aussprache und somit auch Schreibweise hatte. Es gelang uns deswegen weit eher, einen freien Vortrag in deutscher Sprache zu halten, als eine Uebersetzung oder einen Aufsatz niederzuschreiben.

Mittlerweile rückte der Zeitpunkt heran, der uns in einen neuen Kreis von Lehrgegenständen herüberführen sollte. Zuvor hatten wir jedoch eine Prüfung zu bestehen, welche durch ein ganz unerwartetes Ereigniß besondere Bedeutung erlangen sollte.

---

*) Chorbischöfe waren wirkliche Bischöfe, welche als Gehülfen der Stadtbischöfe solche Funktionen in den entfernteren Gegenden sehr großer Diöcesen verrichteten, zu welchen die bischöfliche Würde erforderlich war. Ohne besondere Erlaubniß des Stadtbischofs durften sie jedoch keine höheren Weihen ertheilen.

Wir hörten nämlich, Abt Hatto, der seit meinem Geburtsjahre (806) das Kloster geleitet hatte, wolle seinen Hirtenstab in jüngere, rüstigere Hände legen und die übrigen Tage seines Lebens in stiller Zelle ausschließlich dem Dienste Gottes und dem Heile seiner Seele widmen. Es war somit das letzte Mal, daß er unseren Prüfungen beiwohnte, und nachdem er uns alle über die Grammatik sowohl, als auch über die Rhetorik und Dialektik lateinisch und sogar einigemal deutsch hatte antworten lassen, fragte er uns:

Wozu wir nun das Alles, was wir gelernt, gebrauchen wollten? „Nur im Dienste Gottes", sagte er dann, „werdet ihr eure Talente und Kenntnisse zu eurem eignen Glücke und zum Heile Anderer verwenden können. Weder Macht und Ansehen, noch Reichthum und Sinnengenuß vermögen je euren Herzen den Frieden zu geben."

Ich verstand noch nicht, was er damit sagen wollte, als ich aber am folgenden Tage sah, wie der Greis im Chore des Münsters herunterstieg von seinem Thronsessel, Erlebalds Hand ergriff, ihn hinaufführte, den Stab und die Mitra ihm übergab unter lautem Weinen und Schluchzen aller Anwesenden, und dann zurücktrat in die Reihen seiner Brüder, freudigen Blicks und mit heiterem, fröhlichem Antlitze, und als ich den strengen Erlebald weinen sah — da wurde es Licht in meiner Seele, und ich erkannte die Nichtigkeit alles Irdischen, wie noch nie, und ich fühlte in mir die Kraft zu ähnlicher Entsagung und zu gleichem Opfer. Und wie ich nachher oftmals am späten Abend in unserm Garten saß bei meinen Mitzöglingen, und wenn sie von ihren Burgen und Schlössern sprachen, und von den herrlichen Palästen der Fürsten und Herzöge, und von den glänzenden Festen und Turnieren, da blickte ich indessen schweigend hinaus auf die ruhige Fläche des See's, in welcher die stille Mondsichel oder der flimmernde Abendstern sich spiegelte und dachte an Gott, an den Gott meines Herzens, und die Abschiedsworte des greisen Abtes ertönten wieder in meiner Seele. Einige von uns hatten auf diese Feier Gedichte gemacht und sie beim Mahle unter Begleitung von Musik und Gesang vorgetragen, und Tatto beschloß nun, sie Thegan, dem Landbischof von Trier, zuzusenden, dem wir schon bei seiner Anwesenheit im Herbste eine solche Sendung hatten versprechen müssen. Wir thaten es jetzt um so lieber, da wir ihn als einen alten, innigen Freund unseres theueren Abtes Hatto kannten, und ich schrieb dazu im Auftrage meines Lehrers eine kleine briefliche Einleitung, welche Thegan in Versen erwiederte, worauf wir unsern poetischen Verkehr und Briefwechsel bis an seinen jüngst erfolgten Tod fortsetzten. In ein ähnliches Verhältniß kam ich um diese Zeit, eben-

falls durch Tattos Vermittlung zu Agobard, dem Erzbischof von Lyon, dem ich bei seinem Besuche vor zwei Jahren schon unverdienter Weise genannt worden war; auch an ihn schickte ich einen Brief in Hexametern, der die wohlwollendste Aufnahme fand. Das Alles trug dazu bei, mich mit einer beinah leidenschaftlichen Liebe nicht bloß für die Dichtkunst, sondern auch für die Wissenschaft zu erfüllen. Mit solchen Gesinnungen begann ich nun im Sommer 822 unter Tatto's Leitung das Studium der Arithmetik; zuerst erklärte er uns die Bücher des Consul Manlius Boëthius über die verschiedenen Arten und Eintheilungen, sowie über die Bedeutung der Zahlen; dann lernten wir das Rechnen mit den Fingern und den Gebrauch des Rechentisches (Abakus) nach den Büchern, welche Beda und Boëthius darüber geschrieben haben.

Die Zeiteintheilungen der Hebräer, Griechen und Römer, sowie die Anleitung zur Berechnung des Kalenders, der goldenen Zahl, der Epakten, der Indiktion, nahmen unsere Zeit sowohl, als unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch. Zur Abwechslung und Unterhaltung lösten wir die mathematischen Räthsel, welche Alkuin für den großen Karl gefertigt hatte. Ich versuchte es späterhin selbst, dergleichen Räthsel zu entwerfen, und habe mehrere derselben in Hexametern ausgearbeitet. Viele vermochten nicht allen diesen Berechnungen zu folgen, und bevor wir zu der Geometrie übergingen, traten diejenigen aus, welche sich fortan dem Studium der Medizin, den Rechtswissenschaften oder den Künsten der Malerei und Bildhauerei widmen wollten. Letztere wurden im nächsten Frühlinge den Brüdern übergeben, welche auf einer andern Seite des Klosters ihre Werkstätten hatten, und bei denen sie dann zwei oder auch mehrere Jahre verblieben. Diejenigen aber, welche die Arzneikunde erlernen wollten, erhielten von jetzt an ihren Unterricht von Dominus Richram, der jenseits der Abtwohnung in einem eignen Gebäude wohnte, den Garten der Heilkräuter mit Sorgfalt pflegte, mit besonderem Geschick die Tränke und Balsame zu bereiten und, von einigen Brüdern unterstützt, die Kranken zu besorgen verstand.

Jahr 823. — Nach dieser Trennung waren wir noch etwa zwanzig an der Zahl und setzten unsre Studien nach Boëthius fort; zunächst beschäftigten uns seine drei Bücher über die Geometrie, wozu wir überdies eine Sammlung mehrerer anderer geometrischer Schriften benutzen konnten.

Nachdem wir die Figuren und deren Eigenschaften kennen gelernt hatten, mußten wir selbst ähnliche entwerfen und bestimmen lernen.

Auch nahmen wir späterhin Vermeſſungen von Linien, Flächen und Körpern vor und vermaßen nicht nur die Grundſtücke des Kloſters und deren Entfernungen auf der Inſel, ſondern auch die Höhe der Gebäude und Thürme.

Unſere Hauptbeſchäftigung war es, die Erde und ihre verſchiedenen Theile, Länder und Meere nach ihrer Beſchaffenheit, ihren Erzeugniſſen in Steinen, Pflanzen und Thieren kennen zu lernen. Zwar hatten wir bereits in der Geſchichte mannigfache Kenntniſſe auch hierüber erhalten, jetzt aber wurden dieſelben tiefer begründet, durch Berechnungen nachgewieſen und aus ihren Urſachen erklärt. Die Schriftſteller, welche uns hierbei dienten, waren das Intinerarium Antonins, die Kosmographie des Ethikus, die Schriften Bedas über dieſe Gegenſtände, ſowie das Werk des heiligen Iſedor. Am meiſten Freude gewährten uns die Karten und Figuren, mit denen wir reichlich verſehen waren, und es geſchah oft, daß wir während der Erholungszeit die Umriſſe der Länder und Erdtheile, die Oberfläche, ihre Zonen, Flüſſe und Gebirgszüge im Sande unſeres Spielplatzes in größerem Maßſtabe zu entwerfen ſuchten. Alle dieſe Aufſchlüſſe über die Naturerſcheinungen und ihre Urſachen waren uns höchſt willkommen, und keines von allen Fächern bildete ſo oft den Gegenſtand unſerer Unterhaltungen und unſerer Fragen an unſern Lehrer Dominus Tatto. Ich bewunderte oftmals die Geduld und Bereitwilligkeit, mit welcher derſelbe jederzeit unſere Fragen beantwortete, und fühlte mich wunderbar angezogen durch den ſtillen Frieden, der in ſeinen Zügen lag, aus ſeinen Augen leuchtete und aus ſeinem Munde ertönte. Dieſer Gottesfriede übte gewiſſermaßen eine Zaubergewalt über unſere gährenden Köpfe und unruhigen Herzen, und wenn es noch ſo ſtürmiſch ausſah bei uns, ſobald er erſchien oder zu uns redete, ſo wurde es ruhig und heiter in unſerem Kreiſe. Auch verſtand er es gar wohl, die Fähigeren unter uns durch wohlberechnete Fragen und Bemerkungen in der Demuth zu erhalten, die ſchwächeren und minder Begabten dagegen durch leichtere ſtufenweiſe vorangehende Fragen zu ermuntern.

Auch Dominus Grimald war von Zeit zu Zeit zu uns gekommen, obwohl er nicht mehr unſer Lehrer war, um ſich von unſern Fortſchritten zu überzeugen und uns aufzumuntern; allein er wurde dieſen Winter nach Aachen an den Hof des Kaiſer Ludwigs berufen und als Erzkaplan an demſelben zurückbehalten. Wir blieben, ſoweit es möglich war, im lebhaften Verkehr mit ihm, und ich ſandte ihm manchmal einige von meinen Gedichten. Er theilte ſie den Biſchöfen mit, welche ſich um den Zuſtand unſerer Schule erkundigten, und ſo kam es, daß

ich genöthigt wurde, denselben besondere Gedichte zu übersenden. So sandte ich eines an den Erzbischof Ebbo von Rheims, als er im Begriffe stand, als Missionär nach Dänemark zu gehen; ein anderes Drago, dem ernannten Bischof von Metz, der einen so wunderbaren Glückswechsel hat erfahren müssen. Mit Modorin, dem Bischof von Autun, wurde ich durch seinen Neffen bekannt, der ungefähr um die nämliche Zeit mit mir seine Studien in der Reichenau begonnen und sich mir näher angeschlossen hatte. Auch an ihn habe ich später manchmal Zuschriften gerichtet.

Mit Ostern des folgenden Jahres machten wir uns an das Studium der Musik. Obwohl ich wenig Anlagen zur Ausübung dieser Kunst besitze, so war ich dennoch von einer leidenschaftlichen Liebe zu ihr eingenommen. Mit um so mehr Eifer studirte ich daher die Bücher des Boëthius und las Beda. Tatto war selbst ein berühmter Musiker und komponirte verschiedene Hymnen und Gesänge; er hielt uns ausführliche Vorträge über die Aufeinanderfolge und das gegenseitige Verhältniß der Töne und über die Gesetze der Composition. Dann erklärte er uns die Natur und den Gebrauch verschiedener Instrumente, die Regeln des Gesanges, die mannichfachen Tonzeichen, deren allmälige Entstehung und jetzige Bedeutung.

Beinahe ein Jeder von uns hatte entweder den Gesang, oder auch eines der Instrumente schon in früheren Jahren spielen gelernt; der Eine spielte das Organum, welches allein zur Begleitung des Gesanges im Münster angewendet wurde, der Andere schlug die Harfe, ein dritter blies die Flöte, die Trompete oder die Posaune, einige spielten die Deltazither, oder die dreisaitige Leier; Alle erhielten der Reihe nach Anleitung dazu und verwendeten einen großen Theil ihrer Zeit darauf, sich in diesem Fache vollständig auszubilden. Ich dagegen hatte trotz wiederholter Versuche keines dieser Instrumente lernen können, obwohl ich beim Psalmengesang wohl mitsingen mußte, und da mir viele freie Zeit übrig blieb, so verwendete ich sie anfänglich auf Versuche, mehreren Liedern eine Melodie zu geben. Dominus Tatto hatte es mir abgerathen; da ich aber nicht nachließ, ihn zu bitten, so gab er es zu, daß ich in dem Unterrichte, den er einigen Andern darüber ertheilte, beiwohnen durfte. Ich merkte mir die Regeln genau und versuchte es, auch, sie anzuwenden, was mir denn auch gelang; als mir aber der Meister das, was ich gemacht hatte, vorsingen ließ, so klang es so wunderlich und so verkehrt, daß ich diesen Gelüsten für immer entsagte. Dominus Tatto machte mir nun den Vorschlag, das Griechische zu erlernen, und weil er selbst keine Zeit hatte, verwendete er sich für mich

bei Dominus Wetin, daß er mir Unterricht in dieſer Sprache ertheile. Dieſer entſprach mit aller Bereitwilligkeit meinem Geſuche, und mehrere meiner Kameraden bekamen nun auch Luſt, es mit dem Griechiſchen zu verſuchen; allein nach zwei oder drei Wochen ließen ſie den Muth ſinken, ſo zwar, daß ich allein ſtandhaft bei meinem Entſchluſſe blieb. Wetin gab ſich die größte Mühe, mir das Studium leicht und angenehm zu machen. Nachdem ich mir das Hauptſächlichſte der Formlehre nach der Grammatik des Doſitheus eingeprägt hatte, fing ich an, den Homer zu leſen; Dominus Grimald, der ihn beſonders liebte und ſogar den Namen deſſelben angenommen hatte, ſchenkte mir zu dieſem Zwecke eine eigene Handſchrift, die er in Aachen von einem Griechen aus Konſtantinopel gekauft hatte. Uebrigens hätten wir auch ſonſt an Exemplaren des Homer keinen Mangel gehabt, da Hatto und Erlebald vor dreizehn Jahren mehrere gekauft hatten, wie ſie als Geſandte König Karls beim griechiſchen Kaiſer in Konſtantinopel waren.

Damit brachte ich die langen Winterabende hin; ich las mit Wetin die erſten Geſänge des homeriſchen Gedichtes, das den Titel führt Ilias, und Dominus Wetin ertheilte mir den Unterricht in der gleichen Weiſe, wie er ihn ſelbſt mit Erlebald von dem Schotten Klemens, zu dem Hatto ſie ſchickte, erhalten hatte. Er erzählte mir, wie dieſer Klemens und ſein Genoſſe Dungal nach Gallien zum König Karl gekommen ſeien, dieſe beiden Männer, die des weltlichen Wiſſens, ſowie der heiligen Schrift ganz unvergleichlich kundig waren, landeten nämlich mit britanniſchen Handelsleuten an den Ufern von Gallien. Sie boten aber keine käuflichen Waaren zur Schau, ſondern, wenn die Menge kaufluſtig herbeikam, ſo war ihr Ruhm: So Jemand Begehren hat nach Weisheit, der komme zu uns und empfange ſie, denn ſie iſt deshalb bei uns zu kaufen. Daß ſie dieſelbe aber für Geld feil hätten, das ſagten ſie deshalb, weil ſie ſahen, daß das Volk nicht um das, was umſonſt geboten würde, ſondern um die theuren Waaren handelte, damit ſie die Leute auf ſolche Weiſe entweder anreizten, die Weisheit, wie die übrigen Dinge einzuhandeln, oder, wie der Erfolg gezeigt, durch ſolchen Aufruf ſie zur Verwunderung und zum Erſtaunen brächten. Kurz, ſie riefen ſo lange dies aus, bis es durch diejenigen, welche ſich darüber verwunderten, oder ſie auch für verrückt hielten, zu den Ohren des Königs Karl gelangte, der beſtändig große Liebe und heftiges Verlangen nach der Weisheit empfand. Er nun ließ ſie eiligſt vor ſich fordern und fragte, ob ſie denn in Wahrheit, wie er durch das Gerede vernommen, die Weisheit bei ſich führten. Sie erwiederten: „Freilich haben wir ſie und ſind bereit, ſie denen zu geben, welche im Namen

des Herrn würdig darnach verlangen." Und da er weiter fragte, was sie dafür verlangten, antworteten sie: „Nur passende Orte und empfängliche Seelen und was man auf der Pilgerfahrt nicht entbehren kann, Nahrung und Kleidung." Da er es vernommen, freute er sich ausnehmend, und anfangs zwar behielt er Beide eine Zeit lang bei sich, nachher aber, da er zu Kriegszügen genöthigt wurde, hieß er den Einen (Klemens, den Lehrer Wetins) sich in Gallien niederlassen, und empfahl eine große Zahl mehr oder weniger vornehmer und geringer Knaben seiner Obhut, verordnete auch, daß ihnen das Nöthige, wie sie dessen bedürften, gereicht werde, und wies ihnen geeignete Wohnungen zum Obdach an; den Andern, Namens Dungal, schickte er nach Italien und wies ihm das Kloster des heiligen Augustinus bei Pavia an, damit sich dort alle, welche dazu geneigt wären, zum Lernen um ihn versammeln könnten.

Solche und ähnliche Geschichten theilte mir Wetin zur Zeit unseres Unterrichtes aus dem unerschöpflichen Reichthum seiner Lebenserfahrungen viele mit; ich ehrte und liebte ihn, wie einen Vater, und konnte nicht müde werden, seine Reden zu hören; allein nur zu bald sollte auch er mir entrissen werden. Am 30. Oktober dieses Jahres, Abends, fühlte er sich etwas unwohl und nahm einen Heiltrank, der aber seinen Zustand so sehr verschlimmerte, daß er am 5. Tag darnach starb. In diesen 5 letzten Tagen hatte er eine Erscheinung: sein heiliger Schutzengel führte ihn durch Himmel, Hölle und Fegfeuer und ließ ihn da wunderbare, geheimnißvolle Dinge schauen; auch gab er ihm Mahnungen und Aufträge, welche Dominus Wetin bei seinem Wiedererwachen in Gegenwart Bischofs Hatto, des Abtes Erlebald, des ehrwürdigen Seniors Thegamnar und unseres Meisters Tatto erzählte. Da ich den willkommenen Auftrag hatte, seiner zu pflegen, so war ich bei allen diesen Vorfällen zugegen und beschrieb dieselben zu Ostern des folgenden Jahres auf Bitten des Erzkaplans Grimald, welcher genauen Bericht über die Erscheinung und über den Tod seines theuren Bruders zu erhalten wünschte. Da ich Alles in diesem längeren Gedichte umständlich erzählt habe, so will ich es hier nicht wiederholen.

In meinem Schmerze schrieb ich damals an Dominus Grimald, als ich ihm das traurige Ereigniß meldete:

„Ach, was schreibe ich noch, nachdem uns der Schreiber gestorben,
Welcher bisher, unser Herz mit den Schätzen der Weisheit bereichert,
Aller Jahrhunderte Bau zur Vollendung zu führen bestrebt war,
Aber, vom Tode erfaßt, vermochten die Hände des Künstlers
Nicht, bis zum luftigen Giebel empor diesen Tempel zu führen.

Unwerth waren wir wohl des ſo vortrefflichen Lehrers;
Wenn auch des Himmels Beſitz ihm unbezweifelt geworden,
Zollt unſer Auge ihm doch des Verluſtes bittere Thränen;
War ja doch er's, der zuerſt den Samen die Furchen bereitet,
Um in die Scheunen des Herrn ihn als reichliche Ernte zu bringen
Und ſo als Pflüger dereinſt auch den eigenen Lohn zu empfangen;
Dies war ſein Wunſch, ſein Gebet, ſeines Herzens ernſte Beſtrebung.
Darum beklagen wir jetzt in bitterem Schmerze den Acker,
Welchen nun plötzlich der Tod ſeines liebenden Pflegers beraubt hat.
Aber vor Allen geziemt es mir, dem Verwaiſten, zu jammern,
Weil ich den zärtlichen Vater verlor . . . . . ."

Jahr 825. — Der Eindruck, den Wetins letzte Lebenstage auf mich machten, war ganz eigenthümlicher Art; es war mir, als ſei ich ſelbſt mit ihm geſtorben; ſchon längſt hatte ich den Glauben im Herzen getragen, daß ich berufen ſei, in der Reichenau Gott zu dienen; der Entſchluß war nun auf einmal gereift, und ich bat Abt Erlebald um die Aufnahme in die Zahl der Brüder. Er fand für gut, mich zuerſt das Studium der mathematiſchen Wiſſenſchaften vollenden zu laſſen, und ſo beſuchte ich denn den kommenden Winter und Frühling hindurch die Vorleſungen Tatto's über Aſtronomie. Allein ich war mittlerweile mit andern Gedanken beſchäftigt, und ſo anziehend mir dieſes Fach zu andern Zeiten erſchienen war, ſo wenig vermochte ich jetzt meine Aufmerkſamkeit zu feſſeln, und ich ſah mich ſpäter in Fulda genöthigt, meinen Rhabanus noch beſonders in dieſer Beziehung um Vervollſtändigung meiner Kenntniſſe bitten zu müſſen. Auch Dominus Tatto konnte uns jetzt nicht mehr ſo viele Zeit und Aufmerkſamkeit ſchenken, als er wünſchen mochte, weil er an die Stelle Wetins treten und nun die ganze Schule leiten mußte. Immerhin erklärte er uns den Grundriß des Boëthius und die Schriften Bedas über Sonnen-, Mond- und Planetenlauf, lehrte uns die Sternbilder, den Thierkreis, die Urſachen der Finſterniſſe, den Gebrauch des Aſtrolabs und Horoskops, der Sonnenuhr und des Tubus kennen. Auch Figuren ließ er uns zeichnen; zur Nachtzeit, wenn die Sterne glänzten, beobachtete er dieſelben mit uns und hielt alle Schüler dazu an, daß ſie ſich den ſchrägen Gang der Geſtirne in den verſchiedenen Gegenden des Himmels ſowohl beim Aufgang, wie beim Niedergang bemerkten. — —

Das Chriſtenthum war jetzt im ganzen Süden und in der Mitte Deutſchlands verbreitet, und zwar das Chriſtenthum in der römiſchen Geſtalt, auch das in eine Verbindung mit dem Staate eingegangene Chriſtenthum. Nur die Frieſen zum Theil und die Sachſen widerſtanden noch. Für ſie und ihre Abneigung gegen das Chriſtenthum

war die Aeußerung des friesischen Herzogs Radbod, des Zeitgenossen Pipin's von Heristal, charakteristisch. Er stand schon in der Taufwanne, als man ihm auf seine Frage, wo denn seine Vorfahren nach dem Tode hingekommen seien, antwortete: In die Hölle. Sogleich sprang er wieder heraus und sagte, so wolle auch er lieber mit diesen tapferen Männern in die Hölle fahren, als mit den Christen in den Himmel kommen. Mit den Sachsen aber, einem Völkerbunde, der aus den Westphalen an der Weser, den Ostphalen an der Elbe und den in der Mitte zwischen beiden wohnenden Engern bestand, mußte Karl der Große erst einen 32jährigen Kampf durchkämpfen, ehe er ihre nationale Selbstständigkeit und ihre alte heidnische Freiheit mit der Herrschaft der Franken und mit dem Christenthum, das sich überall in deren Geleite befand, vertauschen konnte. —

18.

Karl der Große mit seinen Staaten und Alfred der Große.

Beim Eintritt des römisch-germanischen Kaiserthums ward bereits an vielen isolirten Punkten des Abendlandes die kirchliche Wissenschaft, wenn auch nur mechanisch, betrieben. Vorzüglich waren es in den wildesten Zeiten des Mittelalters, im 7. und 8. Jahrhundert, die angelsächsischen Gelehrten gewesen, die sich des positiven Materials des kirchlichen Wissens bemächtigt und dann das Abendland damit befruchtet hatten. Damit war die Möglichkeit erhalten, den einstweilen zu Boden gefallenen Culturfaden wieder aufzunehmen. Die karolingische Periode nahm ihn soweit auf, daß sie von dem aufgespeicherten Wissen Das, was für die praktischen Zwecke der Kirche dienlich war, auserwählte, excerpirte und zusammenstellte. „Dabei war die Grundbestimmung der ganzen wissenschaftlichen Richtung ein Verzagen an der eigenen Kraft und ein demüthiger Rückblick auf eine größere geistige Vergangenheit." Aber doch zeigte sich eine Bewegung der Geister und eine Theilnahme am Geistesleben in allen Ländern und Nationen des Abendlandes, die nur der Leitung bedurfte, um helle Funken zu schlagen. Diese Leitung übernahm **Karl der Große.** Mit und in ihm ward der Versuch gemacht, die Idee des christlich-germanischen Staates zu verwirklichen. Die Begriffe „Römisch" und „Christlich" fielen jetzt, wo man das römische Wesen nur in seiner Amalgamirung mit dem Christenthume kannte,

zusammen. Karl der Große strebte, dieses römisch-christliche Wesen so mit dem Staatsorganismus zu vereinigen, daß dieser als der reine Abglanz der göttlichen Ordnung erschien und also der Gegensatz zwischen Staat und Kirche im Grunde beseitigt wurde, obschon beide noch neben einander, aber nur als verschiedene Wege zu demselben Ziele, standen. Der Staat bahnte jetzt von Natur der Kirche den Weg; denn er hatte sich selbst das Ziel der Kirche gesetzt, die Erziehung des christlichen Volkes zum Himmelreiche, ein Ziel, das sich auch im irdischen Dasein möglichst vollkommen darstellen sollte. Die Kirche selbst, die im Papste ihren Repräsentanten hatte, mußte sich unter die Oberhoheit dieses römisch-germanischen Kaiserthums begeben, und sie that es um so mehr, als das Papstthum gewohnt war, einen weltlichen Herrn anzuerkennen, als es seine eigene Existenz von demselben garantirt erhielt, ja als es selbst vom karolingisch-christlichen Staate zu seiner allgemein anerkannten Stellung an der Spitze der ganzen abendländischen Kirche gelangt war. Endlich aber ertrug die Kirche um so eher die Einordnung in den Organismus von Karl's Reich, da Das, was er scheinbar als unumschränkter Regent und Gesetzgeber der Kirche that, mit Dem, was der bessere Theil der Kirche selbst wollte, übereinstimmte. Der Kaiser schützte und förderte die kirchliche Gelehrsamkeit und setzte die Kirche selbst, den bisher erduldeten Anfechtungen von Laien gegenüber, auf den ihr herkömmlich gebührenden ersten Rang unter allen menschlichen Organisationen. Karl der Große erwies sich in Wahrheit als christlich-germanischer Kaiser, nicht nur durch die weite Ausdehnung seines Reiches zwischen Eider und Garigliano, zwischen Raab und Ebro, sondern auch dadurch, daß er das Ansehen, die Vorrechte und die Reichthümer (— Einführung des Zehnten —) der Geistlichkeit mehrte und sie mit den mächtig werdenden Vasallen in's Gleichgewicht setzte, sowie dadurch, daß er mit dem Lehnsstaate eine weltliche Hierarchie errichtete, in der Grafen, über welche die höchste geistliche Behörde, der Bischof, die natürliche Controle führte, des Kaisers Bann übten und seinem Gericht wie seinem Heerbann vorstanden, auch Sendboten Ordnung und und Einheit in die Reichsverwaltung brachten. So entstanden zwei Stufenleitern menschlicher Ordnung: die der Hierarchie und die der Lehnsmonarchie, die beide in innigster Wechselwirkung standen — die Kirche erhielt vom Staate ihren Schutz und der Staat von der Kirche seine Weihe.

Die Universalmonarchie Karls des Großen sollte wesentlich eine geistige sein. Er achtete alle Großthaten des Krieges nur gering gegen die Bemühung, seinen eigenen Geist durch

Kenntnisse zu bereichern und Bildung, Wissenschaft und Kunst in seinem Reiche zu fördern. Ihm war — sagt Giesebrecht — aufgegangen, daß ein eigenthümlicher Hauch göttlichen Wesens Kunst und Wissenschaft durchwehe, und darum erhob er seinen Blick weit über die engen Schranken, in welche die abendländische Kirche den Geist eingezwängt hatte, wo nur die römische Gelehrsamkeit, von der Geistlichkeit in ihrem Sinne umgebildet, Raum behalten hatte; er erkannte, daß das Christenthum in sich die Tendenz zu einer universellen Bildung der Menschheit trage, die aber deshalb auch alle höheren geistigen Elemente, die sich in der Eigenthümlichkeit der verschiedenen Nationen zerstreut finden, in sich aufnehmen könne und müsse. Darum erhielten deutsche Sprache und Poesie seine besondere Theilnahme: er selbst versuchte sich an der ersten Grammatik; er war der Erste, der eine Sammlung deutscher Heldenlieder aufschreiben ließ; er hielt die Geistlichkeit an, den Deutschen deutsch zu predigen und die Deutschen in deutscher Sprache zu unterrichten. Neben dem nationalen Elemente erkannte er aber auch die gewaltige Kraft der antiken Bildung. Mitten unter seinen kriegerischen Beschäftigungen las er römische Schriftsteller; und sie hoben seinen Sinn und lenkten seinen Geist auf die hohen Vorbilder in der alten Welt, unter deren Ruinen er gewandelt und mit deren Kunstwerken er seine Pfalzen und die neuen Kirchen in seinem Heimathlande geschmückt hatte. Zur Einpflanzung dieser antiken Wissenschaft und Kunst in sein Reich hatte er die Geistlichkeit ausersehen. Denn die höchste Cultur war ihm das Christenthum, und alle Bildung ging ihm in der christlichen Religion auf: folglich mußten auch die Repräsentanten des Christenthums die Vertreter der Kunst und Wissenschaft sein. Die Geistlichkeit, die mit der weltlichen Macht auf's Engste verknüpft war, so daß Bischöfe und Aebte Gefolgsherren waren und nicht selten den Krummstab mit dem Schwerte vertauschten, und daß Synoden und Reichsversammlungen gewöhnlich vereint zusammentraten, — sollte nach seiner Anschauung der Träger nicht allein des Evangeliums, sondern jeder höheren geistigen Bildung sein: er wollte mit ihr und durch sie die Kultur des Alterthums auf christlich-germanischer Grundlage herstellen und wieder beleben.

Darum richtete sich sein Augenmerk zuerst auf die Hebung der Geistlichen selbst. Er verbot ihnen, Waffen zu tragen, Falken, Hunde und Possenreißer zu halten. Er schärfte ihnen Mäßigkeit, Anstand und würdevollen Wandel ein. Er verdammte den Bilderstreit und untersagte im ganzen Umfange seines Reiches die Anbetung der Heiligen. Er hielt in dieser Beziehung mit den Bischöfen eine literarisch

berichtliche Correspondenz; auch wurden die Bischöfe zur jährlichen Visitation ihrer Sprengel, die Geistlichen zu jährlichen Rechenschaftsberichten über ihre Amtsführung verpflichtet. Keiner sollte Priester werden, der nicht wissenschaftlich dazu vorbereitet sei, und außer Schreiben, Singen, Rechnen und den geistlichen Wissenschaften verlangte er von ihnen die Fähigkeit, Bücher abzuschreiben und Briefe aufzusetzen. Die geistlichen Wissenschaften begriffen Bekanntschaft mit den Beschlüssen der Kirchenversammlungen, mit den Büchern, die den Dienst der Kirche bestimmten, und mit den Homilien zur Erbauung an den einzelnen Festtagen. Vor allen Dingen sollte der Priester Gottes in der heiligen Schrift bewandert sein, den rechten Glauben an die Dreieinigkeit haben und ihn Andern lehren, seine Pflichten streng erfüllen, den ganzen Psalter auswendig wissen, das Glaubensbekenntniß und das Taufformular inne haben, sowie das Pönitentialbuch oder die Anordnung der Gebete beim Bußsacramente und die für jede Sünde festgesetzten Büßungen und Strafen. — Damit die Geistlichen in ihrer Bildung nicht zurückblieben, hatten sie sich von Zeit zu Zeit bei den Domkirchen einzufinden, um von den Bischöfen in ihrer Fortbildung unterstützt zu werden. Für die Geistlichen, welche selbst keine Predigt arbeiten konnten, ließ Karl durch Paul Warnefried eine Sammlung von Vorträgen älterer Kirchenlehrer veranstalten und machte diese zum Gebrauch für Kirchen mit einer Vorrede bekannt, in der er die Geistlichen zum eifrigen Studium der heiligen Schrift ermahnte. Die Mönche forderte er zur Arbeit auf dem Felde und in den Schulen, wie zum Bücherabschreiben auf, und er selbst sammelte sich eine Bibliothek. Der Verbesserung des Kirchengesangs widmete er seine besondere Aufmerksamkeit. Er ordnete den Unterricht im Orgelspiel an. Von Papst Hadrian ließ er zwei Sänger kommen, von denen der eine in Metz, der andere in Soissons seinen Wohnsitz hatte, und bei denen Jeder, der in einer Schule den Gesang lehren oder an einer Kirche Vorsänger werden wollte, Unterricht empfangen haben mußte. Zu St. Gallen gab Rhamus den ersten Unterricht im Gesange, und in Metz wurde derselbe so gefördert, daß die daselbst durch Chrodegang schon berühmt gewordenen kirchlichen Anstalten durch den Gesang in hohen Ruf kamen: soll doch von Metz der Name Messe entlehnt sein. So also sorgte Karl zuerst durch Verbesserung der Geistlichkeit und der Kirche für Cultivirung und Bildung seines Volkes.

Sodann forderte Karl von der Geistlichkeit, daß der Glaubensinhalt der besonderen Landessprache der einzelnen Völker angepaßt werde. Vom Jahre 813 wurde von der

abendländischen Geistlichkeit die Volkssprache angewendet, die Predigt in der Landessprache gehalten, der Fassungskraft des Volkes angemessen die Belehrung über den katholischen Glauben in dem Idiome der verschiedenen Völker ertheilt und das Glaubensbekenntniß und das Vaterunser in der Muttersprache gelernt. Fulda und St. Gallen wurden darauf besondere Pflegestätten der Muttersprache. Bald erschien die erste sogenannte Katechese in deutscher Sprache, welche die zehn Gebote, das apostolische und athanasianische Glaubensbekenntniß, das Vaterunser nebst Erklärung, die Todsünden und eine Absagung des Teufels enthielt. Bald auch trat die deutsche Sprache auf den Boden der Literatur — in den um 870 gedichteten Evangelienharmonien, der oberdeutschen des Otfried und der niedersächsischen im Heliand. Im Frankfurter Capitulare Cap. 52 verordnet er: „Es möge Niemand glauben, daß Gott nur in drei Sprachen (der lateinischen, griechischen und hebräischen) anzubeten sei, da er doch in jeder verehrt werden kann und der Mensch auch erhört wird, wenn er nur um das Rechte bittet." Das Concil zu Rheims Cap. 15 gebietet: „Die Bischöfe sollen sich bemühen, die Reden und Homilien der heiligen Väter, je nachdem es alle verstehen können, nach der Eigenthümlichkeit der Sprache zu verkünden." Das Concil zu Tours Cap. 17: „Jeder möge diese Homilien in die rusticale romanische oder deutsche Sprache übertragen, damit die Versammelten das, was gesagt wird, desto leichter verstehen können." Bekannt ist auch, daß Karl an die Abfassung einer deutschen Grammatik ging, auf Reinigung und Bereicherung unserer Sprache drang und eine Sammlung uralter deutscher Lieder, welche die Heldenthaten des Volkes zum Gegenstande hatten, errang.

Zur weiteren Bildung des Volkes hatte Karl schon 789 verordnet, daß die Priester in den einzelnen Klöstern und Bisthümern Schulen errichten sollten, in welchen Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen, namentlich der Psalmen, gelehrt werde, und wo man auf wohlverbesserte katholische Bücher, die nur von Erwachsenen mit aller Sorgfalt geschrieben und vor aller Beschädigung bewahrt bleiben müßten, halten solle. Es wurden dieser Anordnung zufolge die Schulen der Klöster geöffnet, aber auch besondere Schulen errichtet, an denen Presbyter lehrten. Vorzüglich sorgte der nach Frankreich berufene, um 794 zum Bischof von Orleans erhobene Theodulf dafür, daß die Presbyter auf den Landgütern und in den Dörfern Schule hielten, und verbot den Lehrern, für den ertheilten Unterricht etwas Anderes, als freiwillige Geschenke, welche ihnen die Liebe der Aeltern machen würde, anzunehmen, damit sich auch der Aermste die zum bürger-

lichen Leben nothwendigen Kenntniſſe verſchaffen könne. „Die Prieſter müſſen — ſchreibt er in einem Capitular — in den Dörfern und Burgflecken Schule halten, und wenn einer der Gläubigen ihnen ſeine Kinder anvertrauen will, damit er ſie in den Wiſſenſchaften unterrichte, müſſen ſie dieſelben in vollkommener Liebe und Sorgfalt erziehen.“ — Von zwei Schotten, die unter Karl's Regierung mit britiſchen Kaufleuten nach dem Frankenreiche kamen, öffentlich ausrufend, ob Jemand die Weisheit kaufen wolle, ſchickte Karl den einen nach Italien in das Kloſter des heiligen Auguſtin, um da als Lehrer zu wirken, dem andern aber, Clemens, überwies er in Frankreich, indeß er in den Krieg zog, eine Anzahl von Söhnen ſowohl der vornehmſten Aeltern, als auch aus dem Mittelſtande und aus den unteren Schichten der Geſellſchaft zum Unterrichten, und ließ ſich nach ſeiner Rückkehr die Briefe und Gedichte der Schüler vorlegen, die faulen Söhne der vornehmen Aeltern beim Examen auf die linke und die fleißigen Armen auf die rechte Seite ſtellend, mit dem kräftigen Eidſchwure: „Ihr Söhne der Edlen, ihr feinen Burſchen, die ihr euch ſo vornehm dünket, daß ihr nicht lernen zu dürfen glaubt, ihr faulen, unnützen Buben, euch ſage ich: Euer Adel und eure hübſchen Geſichter ſollen euch nichts helfen. Wenn ihr euer Weſen nicht ablegt und euch nicht beſſert, ſollt ihr Stallknechte werden, nicht Marſchälle und Grafen, wie eure Väter ſind.“ — Dabei ſchrieb er aber auch dem Volke vor, was es nothwendig wiſſen ſolle, und durch ihn veranlaßt, verordnete das Mainzer Concil 813 faſt gleichzeitig mit vielen anderen Kirchenverſammlungen: „Das Glaubensbekenntniß und das Vaterunſer zu lernen, müſſen die Prieſter immer erinnern, und Die, welche darin nachläſſig ſind, ſollen durch Faſten oder andere Züchtigungen geſtraft werden. Auch ſollen die Aeltern ihre Kinder zur Schule ſchicken, entweder in die Klöſter, oder außerhalb derſelben zu den Presbytern, damit ſie den katholiſchen Glauben und das Vaterunſer recht lernen und es zu Hauſe Anderen lehren können; wer es nicht anders kann, mag es in ſeiner Mutterſprache lernen.“ Daß dieſen Forderungen genügt werde, dafür ſollten nicht allein die Biſchöfe, ſondern auch die Sendboten ſorgen, welchen mit dem irdiſchen das geiſtige und ſittliche Wohl der Länder, die ſie bereiſten, oblag. Alle Ungehorſamen ſollten eine Buße erleiden, zu außerordentlichem Faſten oder ſonſtigen Züchtigungen verurtheilt werden. Der Gedanke, durch Schulzwang und Verſäumnißſtrafen die Verbreitung allgemeiner Bildung zu unterſtützen, war bereits in der Seele dieſes Herrſchers lebendig.

Die Idee der allgemeinen Volksbildung, die Karl erfaßt hatte und durchzuführen ſuchte, konnte jedoch nur von der gelehrten Bildung ihren Ausgang nehmen. In dieſer Abſicht erließ er Mahnungen an die Geiſtlichkeit zur Neubelebung der Kathedral- und Kloſterſchulen. Den Charakter dieſer Anſprachen zeichnete die Ordonanz an den Abt Baugulf ab: „Eurer frommen Devotion thun wir zu wiſſen, daß wie erſprießlich erachtet, daß man in den Bisthümern und Klöſtern, welche von Gottes Gnade unſerer Leitung anvertraut ſind, nicht nur Sorge trage, regelmäßig und unſerer heiligen Religion gemäß zu leben, ſondern auch alle Diejenigen, welche mit Gottes Hülfe zu lernen im Stande ſind in den Wiſſenſchaften zu unterrichten. Denn obgleich es mehr werth, iſt, zu handeln, als zu wiſſen, ſo muß man doch wiſſen, um handeln zu können. Nun haben uns mehrere Klöſter in dieſen letzten Jahren Schriften übermacht, in welchen ſie uns kund thaten, daß die Brüder in ihren heiligen Ceremonien und frommen Uebungen auch für uns beteten; in der Mehrheit dieſer Schriften aber haben wir bemerkt, daß zwar die Geſinnung gut, die Worte aber grob und ungebildet waren, daß die Gefühle, welche eine fromme Ergebenheit im Innern ſchön eingegeben, von einer ungeſchickten und vernachläſſigten Sprache nicht ohne Fehler ausgedrückt werden konnten. Das hat in uns die Beſorgniß rege gemacht, daß eben ſo, wie wenig Geſchick zum Schreiben vorhanden war, auch die Einſicht in den Sinn der heiligen Schriften wohl geringer ſein möchte, als billig iſt. Wir ermahnen euch daher nicht nur das Studium der Wiſſenſchaften nicht zu vernachläſſigen, ſondern auch dahin zu arbeiten, daß ihr im Stande ſeid, die Geheimniſſe der heiligen Schriften ſicher und leicht zu ergründen. Da es aber in denſelben viele Allegorien, Figuren und anderes dergleichen gibt, ſo iſt gewiß, daß Derjenige ſie am beſten und in ihrem wahren geiſtigen Sinn verſtehen wird, welcher in den Wiſſenſchaften wohl unterrichtet iſt. So wähle man denn zu ſolchem Werke Männer, die den Willen und die Fähigkeit beſitzen, zu lernen, und die Kunſt, andere zu unterrichten. Verfehlet nicht, ein Exemplar dieſes Briefes allen Biſchöfen und Klöſtern zuzuſchicken."

Dieſes Circular blieb keine fruchtloſe Aufmunterung. Es hatte die Wiederherſtellung der Studien in den biſchöflichen Sitzen und in den großen Klöſtern zur Folge. Erzbiſchof Leidrad von Lyon ſchreibt an Karl den Großen: „Nachdem ich nach Eurem Befehl von dieſer Kirche Beſitz genommen, wirkte ich nach meinen ſchwachen Kräften mit aller Anſtrengung dahin, den geiſtlichen Dienſt zu verbeſſern. Es hat

Eurer Frömmigkeit gefallen, meiner Bitte die Wiedererstattung der früher unserer Kirche zugehörenden Einkünfte zu gewähren. Mit Hülfe derselben haben wir unter Gottes und Eurer Gnade eine Gesangschule gestiftet, worin wir soviel als möglich den Ritus der Palastschule befolgen. Ich habe Schulen für Cantoren, deren mehrere schon weit genug sind, um Andere zu unterrichten. Außerdem habe ich Schulen für Lectoren, welche nicht nur während des Gottesdienstes vorlesen, sondern sich auch durch Nachdenken über die heiligen Schriften die Früchte der Einsicht in die geistlichen Dinge sichern." —

Karl suchte die kirchliche neulateinische Gelehrsamkeit zu fördern; und sie war es, welche die von ihm an seinen Hof gezogenen Gelehrten, der aus der Schule von York hervorgegangene Alcuin, der lateinische Geschichtsschreiber der Longobarden Paul Warnefried (Paulus Diakonus), sein Biograph der deutsche Eginhard und sein Vetter Adelwald vertraten und in gelehrtem Vereine, zu dem er sich mit diesen Männern zusammengesellte, pflegten. Den vorzüglichsten Einfluß auf Karl und seine Bildungsanstalten hatte **Alcuin**, der 735 zu York geboren, daselbst in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache, in der Theologie, in der Rede- und Dichtkunst und in der Mathematik unterrichtet und dann 766 Vorstand der dortigen Schule ward, wo er für die Bildung zahlreicher, später berühmt gewordener Schüler (— Lindger, der nachmalige Bischof zu Münster war einer derselben —) wirkte, bis er auf einer Reise nach Rom mit Karl zusammentraf und demselben auf dringendes Bitten versprach, ihn bei der Anlegung von Unterrichtsanstalten in dem ganzen Umfange seines Reiches zu unterstützen. Alcuins Verdienst im Reiche Karls, in dem er seit 782 wirkte und 793 sich bleibend niederließ, war vorzüglich, daß er die in England heimische Lehrweise auf den fränkischen Boden verpflanzte und der Eigenthümlichkeit des Volkes anpaßte, daß er zu Lehrmitteln vornehmlich die formale Bildungskraft der alten Sprachen und alle Schätze der freien Künste verwandte und vor allen Dingen tief und ernst in die heilige Schrift einzuführen bemüht war. Die sämmtlichen Schulwissenschaften theilte er in Ethik (das Trivium), in Physik (das Quadrivium) und in Theologie — parallel mit den drei großen Gebieten Mensch, Natur und Gott. Fast über alle diese Gegenstände hat er Schriften geschrieben, die, wenn auch nicht aus wissenschaftlichem Forschungsgeiste hervorgegangen, doch geschickte Zusammenstellungen aus früheren Werken sind und in ihrer entwickelnden und dialogischen Weise zeigen, wie er sich der Fassungskraft seiner Zeit und seiner Schüler anzupassen verstand. Mit diesem Manne, auf den Karl stolz war, den er seinen in Christo geliebtesten

Lehrer nannte und den er in der glänzenden Versammlung zu Frankfurt a. M. 794 als seinen Freund vorstellte, hat er in der finsteren Zeit ein Unterrichtswesen geschaffen, welches das Erstaunen aller Zeiten erregt, und vorzüglich auch Schulen zur Bildung des Clerus errichtet, die zugleich Seminarien für Staatsdiener, welche damals meist aus der Geistlichkeit genommen wurden, sein sollten.

Die Schule in seiner nächsten Nähe war die nach älteren Vorbildern errichtete **Hofschule**, schola Palatina. Schon zur Zeit der Merovinger war eine Schule im königlichen Palast, worin sich die Jugend des Adels für die Aemter, welche eine literarische Bildung verlangten, vorbereitete. Bei Karl's Regierungsantritt befand sich jedoch dieselbe in dem traurigsten Zustande. Durch Karl ward sie neu begründet und zu einer nie erreichten Blüthe gebracht. Sie wurde von ihm selbst und von Alcuin geleitet und folgte ihm von Aachen nach Paris, Thionville, Nymwegen, Ingelheim ꝛc. Karl ließ sich in ihr von Alcuin Vorlesungen über Rhetorik, Dialektik und Astronomie halten. Neben den Söhnen Karls, Pipin, Karl und Ludwig, erhielten seine Räthe und Hofgeistlichen, auch vornehme junge Leute, wie Angilbert und die Frauen des Hofes, Gisla, Karls Schwester und Gisla, Karls Tochter, Richtrud und Gundrud höheren Unterricht, der sich über Verschiedenes, wohin gerade die Wißbegierde sich wandte, verbreitete und darüber Auskunft gab, ohne ein bestimmtes vorgezeichnetes Ziel zu verfolgen. Man lehrte in dieser Schule alle Wissenschaften, von der Grammatik bis zur Astronomie; aber das Ziel, dem alles zustrebte, war auch hier die Religion. Man studirte die Grammatik, um die heilige Schrift verstehen und correct abschreiben zu lernen; die Musik war fast durchaus Kirchenmusik; Rhetorik und Dialektik betrieb man, um leichter in die Gedanken der Kirchenväter einzudringen und die religiösen Irrthümer widerlegen zu können. Die Schloßschule war die Musteranstalt in dem Reiche Karls des Großen. — Neben der Hofschule glänzte **die Schule zu Tours**, die schon seit 570 im Kloster des heiligen Martinus existirte, von Alcuin aber nach dem Muster der Schule zu York umgestaltet wurde. Alcuin suchte daselbst, wie er an Karl schreibt, Manchen mit dem Honig der heiligen Schrift genüglich zu letzen, Andere mit dem alten Weine der Wissenschaften zu berauschen, Andere mit dem Obste der grammatischen Subtilitäten zu ernähren, Andere mit der Ordnung der Sterne, gleich der Decke eines Hauses zu erleuchten, um so Mehreren Mehreres zu werden zum Besten der Kirche und zum Ruhme seines Königs. Aus dieser Schule gingen mehrere der bedeutendsten Männer als Alcuins Schüler hervor: der bereits vorgeführte Rhabanus, Hatto, der

Nachfolger des Rhabanus zu Fulda; Haimo, der gelehrte Abt zu Hersfeld und Bischof zu Halberstadt, Samuel, Bischof zu Worms ꝛc. — Die Schule zu **Lyon** stand ihnen würdig zur Seite unter dem thätigen Bischof Leidrad, der sich besonders die Bildung der Geistlichen angelegen sein ließ. Als Lehrer an derselben wirkten ihrer Zeit berühmte Schriftsteller: Florus Agobardius, Remigius, Antonius ꝛc. Zu **Osnabrück** gründete Karl eine Stiftsschule, in der nach seinem Willen besonders die griechische Sprache getrieben werden sollte. Eine gleiche Stiftsschule legte er zu **Paderborn** an, und auch die Schule zu **Fontenelle** wurde wahrscheinlich auf sein Anregen vom Abt Gerwold 787 gestiftet. —

So wirkte Karl der Große, — schon in seiner äußeren Gestalt ein Herrscher, — sieben Fuß lang, mit großem und lebhaftem Auge, glänzend weißem Haar, heiterem und fröhlichem Gesicht, stehend und sitzend voll hoher Würde, mit einem Geiste und mit einem Arme, der Jeden im Volke überwand, durch seine Sorge für die Bildung einzig in seiner Art dastehend. Ueber die persönliche Bildung dieses großen Mannes berichtet Eginhard, ein früherer Mitschüler der Hofschule (vita Karoli cap. 25 und 26) Folgendes: „Er war sehr beredt und konnte, was er wollte, sehr geschickt ausdrücken. Nicht nur mit der Muttersprache zufrieden, gab er sich auch in der Erlernung fremder Mühe, unter denen er die lateinische so gelernt hatte, daß er eben so in dieser, wie in jener beten konnte. Das Griechische verstand er besser, als er es sprach. Ueberhaupt war er so wortreich, daß er selbst als Lehrer auftreten konnte. Die freien Künste achtete er sehr hoch und erwies ihnen große Ehre. In Erlernung der Grammatik hörte er den Peter von Pisa, den Diakonus; in den übrigen Wissenschaften hatte er zu seinem Lehrer den sehr gelehrten Angelsachsen Albinus, mit Beinamen Alkuin, bei dem er viel Zeit und Mühe in der Erlernung der Rhetorik, Dialectik, besonders aber in der Astronomie hinbrachte. Er erlernte auch die Kunst, den Kalender zu berechnen, und mit eifrigem Fleiße erforschte er den Lauf der Gestirne. Auch zu schreiben versuchte er und pflegte sein Schreibtäfelchen im Bette unter dem Kissen zu haben, damit er, wenn er Zeit hätte, die Hand an der Bildung der Buchstaben gewöhnte; aber nur wenig Erfolg hatte die so spät angefangene Beschäftigung. Die Wissenschaft des Lesens und Singens hat er sorgfältig verbessert; denn er war in beiden Dingen wohl unterrichtet, obwohl er selbst weder öffentlich vorlas, noch jemals anders als heimlich und nur im Chore mitsang." — Die Sorgfalt, welche Karl der Bildung des Volks und aller Stände widmete, ist — so bemerkt Cramer mit Recht — einer der schönsten Edelsteine in seiner Kaiserkrone. —

Nur ein Mann wie Karl konnte ein Reich von so ungeheurer Ausdehnung und von so gemischten Nationalitäten mit festem Zügel zusammenhalten. Sobald die Seele aus diesem Riesenleibe gewichen war, sagt Herder, trennte sich der Körper und ward auf Jahrhunderte hin ein verwesender Leichnam. Mit dem Reiche selbst aber, in dem sich die in gleichförmigem Reichsmechanismus zur äußerlichen Einheit verbundenen Nationalitäten mittelst wilder und verworrener Kämpfe loslösten, sank auch die Bildung. Konnte doch selbst Karl, so sehr er sich um Ausbreitung von Cultur und Wissenschaft bemühte, dieselben nicht allgemein machen, indem örtliche Hindernisse seinen Plänen hemmend entgegentraten. Deutschland besonders hatte noch keine Städte, wenig innern Verkehr, in vielen Gegenden eine Menge wüster oder waldigter Landstrecken. Die Klöster lagen weit auseinander: nur Wohlhabende konnten, und zwar auch nur zum Theil, diese Hindernisse aus Liebe zur Wissenschaft besiegen; diese Liebe aber war nicht einmal allgemein, da man einestheils nach der altgermanischen Freiheit zurücksah, anderntheils aber in Kriegen und Unruhen sattsame Beschäftigung fand. Auch sank mit ihm selbst die Idee des christlich-germanischen Kaiserreiches sowohl in der Wirklichkeit, als in der Anschauung der Menschen, während die Kirche bald nicht bloß als eine an sich höhere und unmittelbar von Gott stammende Institution, sondern auch als an sich zur Unabhängigkeit von der staatlichen niederen Sphäre bestimmt erschien. Karls Sohn, Ludwig, selbst zwar fromm, unterrichtet und gelehrt, so daß er Griechisch und Lateinisch las und verstand, hatte nicht die nöthige Einsicht und Erfahrung, um das geistige Leben seines Reiches auf der Höhe zu halten. Die besten Klöster wurden auf's Neue rüstigen, bloß im Kriege zu gebrauchenden Aebten übergeben, und die unter Karl entstandenen Schulen fielen zusammen. Ludwig drang zwar bei Gründung von Bisthümern und Stiftern jedesmal auch auf Errichtung von Schulen, die von den Kanonikern verwaltet werden sollten; auch schärfte er die früheren auf den Schulunterricht bezüglichen kaiserlichen Befehle von Neuem ein: aber es fehlte ihm an der Kraft, seinem Willen der Bequemlichkeit und der Herrschsucht des Clerus gegenüber Geltung zu verschaffen. Schrieb doch der Abt Lupus von Ferrieres an Eginhard: „Unter Karl hat die Beschäftigung mit den Wissenschaften Ehre gebracht, jetzt aber werden die Gelehrten als müßige Leute angesehen, und man schreibt jeden Fehler, den man an ihnen entdeckt, nicht der menschlichen Schwäche, sondern den Wissenschaften zu." Im Jahre 817 war auf der aachener Synode verordnet, daß nicht ferner Laien als Zöglinge in die Klosterschulen aufgenommen werden sollten, weil der Anwachs von Schülern

die Aufrechthaltung strenger Klosterzucht, die bald nach Karls Tode in Verfall gerieth, unmöglich machte. Tief fühlten die besseren Bischöfe den mit dem Verfall der Schulen zusammenhängenden Verfall der Kirche, und sie stellten deshalb mehrfache Anträge auf Verbesserung und Wiederherstellung derselben. Das sechste Concil zu Paris 829 bat den Kaiser auf's Dringendste, nach dem Vorgange seines Vaters an den drei geeignetsten Orten seines Reiches kraft kaiserlicher Autorität öffentliche Schulen zu errichten, um nicht aus Nachlässigkeit die Bemühungen seines Vaters und seine eigenen für wissenschaftliche Bildung untergehen zu lassen. Doch umsonst. Das Volk selbst stand noch auf einer Entwicklungsstufe, auf der weder Wissenschaft noch Bildung hervorsprossen konnten. Auch verhießen die Wissenschaften weder Glanz noch Gewinn; wer den ersteren suchte, tummelte sich mit den Waffen umher; wem der zweite am Herzen lag, suchte ihn in Handel und Gewerben; die Wissenschaft blieb allein an die Geistlichkeit gewiesen. Sie fand ihre Freistätte in den Stiftern und Klöstern und schlief da einige Jahrhunderte hindurch ihren Winterschlaf; sie war ohne Productivität; aber doch war dadurch ihre Existenz gesichert. Geistlichkeit und Wissenschaft fielen hinfort zusammen: fast alle schriftlichen Denkmale vom 9. bis zum 13. Jahrhundert in Deutschland rührten von Geistlichen her; selbst die scharfsinnigsten Schriftsteller hatten selten eine neue, fruchtbringende Idee, selten einigen Sinn für den wahren Werth der Wissenschaft. Ueberall wurden die Wissenschaften nur in Beziehung auf das Kirchenthum bearbeitet und gelehrt. Die Schulen waren fortan fast nur noch Vorbereitungsanstalten für Geistliche. Zwar bestellte Ludwig an den Klosterschulen eine Einrichtung, nach der außer den innern Schulen für künftige Mönche, welche die klösterliche Kleidung trugen und als Mitglieder des Stiftes kostenfrei erzogen wurden, auch äußere für Die, welche der Welt, sei es als Geistliche, sei es als Laien, angehörten, aufgethan wurden. Es blieb jedoch bei der Verordnung. Nur erst nach dem Vertrage zu Verdun, nach dem Ludwig der Deutsche Ostfranken bis an den Rhein, Karl der Kahle Westfranken und Lothar die Kaiserwürde mit Italien erhielt, ging über Schule und Erziehung noch einmal ein schwaches Licht auf. Fortan entwickelten sich Deutschland, welches christliche und romanische, Italien, das germanische Bildungselemente in sich aufgenommen hatte, sowie Frankreich, das die romanische und germanische Cultur gleichmäßig in sich zu verarbeiten strebte, eine Zeit lang neben einander.

Besonders segensreich wirkte **Karl der Kahle** für die Hebung des Unterrichts. Von ihm rühmt Heinrich von Auxerre, daß, wo irgend

auf der Erde Lehrer nützlicher Künste blühten, er sie von allen Seiten her mit besonderem Eifer zur Beförderung der Schulen herbeigezogen habe, wie namentlich aus Griechenland und Irland, welches letztere fast ganz mit einer Schaar von Philosophen an Frankreichs Gestaden gelandet sei; sein Palast wurde deshalb mit Recht eine Schule genannt, deren Haupt sich nicht weniger mit wissenschaftlichen und theologischen, als mit militärischen Studien beschäftige. Karl legte den Gelehrten seiner Umgebung oft selbst Fragen vor und veranlaßte sie zu wissenschaftlichen Arbeiten. Auf dem ersten Concil zu Meaux wurde bestimmt, daß jeder Bischof nach seinen Mitteln einen solchen Mann halten solle, der neben dem reinsten und ungetrübtesten Verständniß der Kirchenväter über den Glauben und die Beobachtung der göttlichen Gebote die Presbyter des Volkes unterweise und belehre. Derselbe müsse frei von Geldgier und von reinen Sitten sein. Auf dem zweiten Concil daselbst 855 ward über Schulen für göttliche und menschliche Weisheit verhandelt und vier Jahre später zu Toul festgesetzt, daß überall, wo sich geeignete und wahre Lehrer fänden, öffentliche Schulen für die heiligen Schriften wie für die Ausbildung in menschlicher Weisheit errichtet werden sollten, weil aus Vernachlässigung derselben die nachtheiligsten Folgen für das kirchliche Leben hervorgingen. Aus Griechenland holte Karl Mannon, der die Ethik des Aristoteles und dessen Schrift de coelo, so wie die Republik, die Gesetze und den Timäos des Platon übersetzte. Scotus Erigena, der tiefsinnige Philosoph, der die Schriften des Dionysius Areopogita über die himmlische Hierarchie für seinen fürstlichen Gönner übersetzte, war der Hauptlehrer der Hofschule, die man, von den Fortschritten der Schulen überrascht, nicht mehr schola Palatii, sondern Palatium Scholae nannte. Sein Unterricht wie der des Mannon richtete sich vornehmlich auf die Philosophie und die klassischen Werke des Alterthums. Scotus hat mehrere Werke der neuplatonischen Schule übersetzt und Commentare über mehrere Werke des Aristoteles gegeben. Daß er das Griechische gut verstand, sieht man aus seiner Uebersetzung der dem Dionysius Areopagita zugeschriebenen Abhandlungen. Und da auch Mannon neben den alten Sprachen die alte Philosophie zum Hauptgegenstande seiner Studien machte, so ist zu schließen, daß das klassische Alterthum und die heidnische Philosophie zur Zeit Karl des Kahlen in Frankreich selbstständiger betrieben wurden, als zur Zeit Karls des Großen. Seit Scotus und Mannon ist die Reihenfolge der Lehrer an der pariser Schloßschule auf einige Zeit unterbrochen, bis Remigius von Auxerre wieder als Haupt einer bedeutenden Schule in Paris auftrat. Remigius war seiner Zeit

die vorzüglichste Stütze der literarischen Studien. Erst zu Rheims, um die dortige Geistlichkeit zu unterrichten, begab er sich später nach Paris, wo der Ruf seiner Schule bald so groß ward, daß der Mönch Abbo von Fleury, nachdem er selbst schon in seinem Kloster den Unterricht geleitet hatte, noch nach Paris ging, um sich an der dortigen Schule zu vervollkommnen.

Von nun ab fallen Deutschland, Frankreich und Italien gemeinsam mehr als ein halbes Jahrhundert in geistige Barbarei zurück. In Deutschland thaten die Großen, was ihnen beliebte, und die Ungarn drangen wiederholt nach Sachsen und Schwaben. — Und doch war Deutschland noch vor den andern Ländern voraus; hier wurden noch die höchsten geistigen Ansprüche an die Geistlichen gemacht; hier nahm der Adel noch den lebendigsten Antheil an der gelehrten Bildung; hier gediehen anfangs die Klosterschulen unter Leitung gelehrter Aebte, später die Dom- und Stiftsschulen noch am meisten. Wie spärlich hingegen in Frankreich fortan die Bildung wuchs, erhellt aus den Anforderungen, welche Hinkmar von Rheims, Walther von Orleans und Rikulf von Soissons nach der Mitte des neunten Jahrhunderts an ihre Pfarrer machten. Diese waren nämlich nicht viel höher gespannt, als die, welche schon vor Karl dem Großen an die Geistlichen gestellt waren. Vor Karl dem Großen war von einer Synode gefordert worden: „Ein Pfarrer soll das apostolische Symbolum und Vaterunser auswendig wissen und sich schriftliche rechtgläubige Erklärungen darüber verschaffen, um das Volk hiernach unterrichten zu können, oder wenigstens beides wissen und glauben. Er soll die gewöhnlichen Gebete und Gesänge gut verstehen, wo nicht, sie doch deutlich und auswendig hersagen können, — wünschenswerth ist, daß er auch den Wortverstand derselben kennt. Er soll das athanasianische Symbol auswendig wissen und täglich singen. Er soll die Beschwörungs- und andere Formeln sowohl im Singular als Plural deutlich herzusagen und manche andere wenigstens gut zu lesen im Stande sein." Zu diesen Forderungen fügten Hinkmar, Walther und Rikulf in ihren capitulis oder constitutionibus nur die Kenntniß des Rechnens, die Lectüre einiger Predigten und den Besitz eines Missale, Lectionarium, Psalterium ꝛc. bei. Der Geist schwieg vor den Kämpfen der Mächtigen, den Grafen von Flandern, Poitou, Vermandois ꝛc., die mächtiger als der König waren und diesen sogar einmal absetzten und mehrere Jahre gefangen hielten. — In Italien gingen die Bemühungen Lothars für Erschaffung von Schulen gleichfalls unter, trotzdem daß Eugenius II. und Leo IV. in seinem Sinne handelten. Die Bischöfe mußten bei ihren Visitationsreisen fragen,

ob die Pfarrer auch die Evangelien und die vorgeschriebenen Gebete lesen können, und im zehnten Jahrhundert wies ein Bischof von Orleans auf der Synode zu Rheims die Befehle der römischen Bischöfe zurück, da der allgemeinen Sage nach in Rom Niemand sei, der nur so viel Kenntnisse besitze, als man anderswo von einem Thürhüter verlange — Die öffentliche Ordnung zerfiel, die Sitten verwilderten überall. Dem gegenüber erhoben die Häupter der Kirche mit Nachdruck ihre Stimme: sie mahnten die Könige an ihre Pflichten; sie nahmen die Heiligkeit der Ehe gegen die sinnlichen Großen in Schutz; sie vertheidigten ihre eigne Freiheit und Würde gegen die Eingriffe der königlichen Gewalt, wie gegen die Anmaßungen der Großen; sie bereisten ihre Sprengel und hielten an den verschiedenen Orten ein scharfes Sittengericht. Vor diesen Sittengerichten, welche von Bischöfen mit Hülfe von sieben älteren und rechtlichen Männern, die schwuren, nichts verheimlichen zu wollen, feierlich gehalten wurden, mußte Jeder bei Strafe des Kirchenbannes erscheinen und Rechenschaft von seinem Denken und Thun ablegen. Unter den von Rhegino, einem Mönche zu Prüm († 915), aufbehaltenen Visitationsfragen befinden sich folgende: ob Jemand im Kirchsprengel sei, der einen Menschen umgebracht; ob Jemand einen Reisenden oder Sklaven durch Schmeichelei angelockt und außer Landes verkauft habe; ob ein Jude vorhanden sei, der mit christlichen Sklaven Handel treibe; ob sich ein Zauberer oder Wahrsager vorfinde; ob Jemand bei Bäumen, Brunnen, Steinen zauberische Opfer bringe; ob Frauen vorhanden, welche vorgeben, die Gemüther zum Hasse oder zur Liebe verlocken zu können, des Nachts mit dem Teufel auf gewissen Thieren zu reiten, mit demselben im Bunde zu stehen und Mittel zu besitzen, durch welche das Gericht Gottes verkehrt werde. Die Strafen der Angeklagten bestanden theils in Geldbußen, theils in Fasten und Beten, wobei einen Monat nichts als Wasser und Brod genießen so viel galt, als 1200 Psalmen knieend, oder 168 stehend beten.

Mit der allgemeinen geistlichen Direction der geringen übrigbleibenden Cultur wurde die nationale Bildung, die sich in Sprache, Sage, Poesie, Recht und Gericht ausdrückte, immer mehr in den Hintergrund geschoben und die römische Bildung und Wissenschaft in den Vordergrund gestellt. Sie wurde in Schulen gelehrt und aus Büchern geschöpft. Auch ward sie von den höheren Klassen der Gesellschaft, die aus Geistlichen, oder aus solchen, die von Geistlichen gebildet waren, bestand, um so lieber verbreitet, je mehr die Volkspoesie, die Rechtsüberlieferung ꝛc. an die alte Freiheit erinnerten, welche Geistliche und

Fürsten zu unterdrücken suchten. Das Fremde siegte über das Einheimische, die Bücherweisheit über die naturwüchsige Bildung und Entwicklung, und in den Schulen, die sämmtlich in Verbindung mit Kirchen und Klöstern standen, wurden die Schriften des Boëthius, des Marcianus Capella und des Augustinus gelesen — Schriften, in denen nicht die geistige individuelle Freiheit, sondern Unterwürfigkeit gegen Geistliche und Fürsten als gegen Gesalbte des Herrn der Grundton war. Doch konnte der von Karl dem Großen gepflegte Geist nicht gänzlich ausgerottet werden, und ein unter dem Vorsitze des Erzbischofs Rhabanus Maurus 847 zu Mainz gehaltenes deutsches Concil schärfte von Neuem die 813 erlassene Vorschrift ein, daß die Predigt nicht mehr lateinisch, sondern in deutscher oder romanischer Sprache gehalten werden solle. Das Verdienst des Rhabanus, der neben dem altklassischen und christlichen das nationale Element in gleiche Pflege nahm, ist es auch, daß mit der überhandnehmenden römischen Bildung die deutsche Literatur fortschritt, in der sich nach dem Beispiele Otfrieds der geistliche Laiengesang bildete, so daß den Laien neben dem Kyrie eleison, das sie in der Kirche zu singen hatten, für den außerkirchlichen Gebrauch fortan geistlicher Gesang in der Heimathssprache gegeben ward.

Während dieser Zeit trauriger Zerrüttung auf dem Continente erhob sich im Inselreich, wo schon im 6., 7. und 8. Jahrhundert, dann in der Zeit Karls des Großen und nachher fortdauernd die Schulen blühten und Einfluß auf die Gelehrsamkeit des festen Landes übten, ein großer Reformator des Geisteslebens und der Erziehung, Karl dem Großen ähnlich — **Alfred der Große**, 871—901. Verzogen von des Vaters Liebe, als Knabe ohne Kenntnisse gelassen, als Jüngling den gewaltigen, naturgetreuen Bardentönen der vaterländischen Dichtkunst lauschend und in anhaltende Studien vertieft, suchte er als König mit seiner angebornen Schlauheit, mit seiner Staatsklugheit und Gelehrsamkeit, wie mit seinem Sinne für Recht und Ordnung, mit seiner wahren Frömmigkeit, wie mit seiner Tapferkeit und Ausdauer im Kriege, seinem Volke nach außen die Freiheit zu geben, nach innen sowohl die Verfassung und die Rechtspflege durch Eintheilungen in Zehnte, Hunderte und Gauen oder Grafschaften zu verbessern, vorzüglich aber Wissenschaft und Bildung allgemein zu verbreiten. Er selbst war seinem Volke das schönste Vorbild. In der Schule des Unglücks war sein Herz gestählt, hatte sein Geist Erfahrung und Menschenkenntniß erworben. Mit einem schwächlichen Körper behaftet, war er dennoch rastlos thätig. Recht und Gesetz, Freiheit, Zucht und Häuslichkeit suchte er überall zu verbreiten, und in dem Bestreben, seinem Volke eine nationale

Bildung zu geben, übersetzte er des Orosius Historien, Beda's Kirchengeschichte, Boëthius Schrift von dem Troste der Philosophie und das Hirtenbuch Gregors als eine Anweisung für seine Geistlichen zur Beförderung der Sittlichkeit — in die angelsächsische Sprache. Seine Zeit theilte er in drei Theile und bestimmte, in Ermangelung einer Uhr, durch brennende Kerzen seine Stunden. Ein Drittheil des Tages und der Nacht war der Pflege des Körpers, dem Essen und dem Schlafe geweiht. Das zweite Drittel gehörte den Regierungsgeschäften: hier setzte er durch feste, eiserne Strenge eine solche Ordnung und Sicherheit in das öffentliche Leben, daß man sprichwörtlich sagte, wenn ein Reisender eine Tasche voll Geld auf dem Wege verliere, würde er sie nach Monaten noch an derselben Stelle unberührt wiederfinden. Das dritte Drittheil des Tages brachte er in frommen Uebungen und gelehrten Arbeiten zu. Eifrig sorgte er für die Erziehung seiner Kinder. Seinen jüngsten Sohn Ethelward ließ er in Gemeinschaft mit den Söhnen mehrerer Unterthanen zum Gelehrten erziehen; dem Thronfolger Edward gab er die Weisung, nicht bloß König, sondern auch Vater der Waisen und Freund der Witwen zu sein, am Gesetz zu halten und sich in allen Dingen an Gott zu wenden. Für die Wissenschaft sorgte er, indem er ausgezeichnete Gelehrte an seinen Hof zog, unter denen Wernfrith, Plegmund und Athelstan aus Mercia, Grimbald aus Frankenland, der Irländer Johannes Scotus Erigena und der Mönch Asser aus Wales die berühmtesten sind. Schulen entstanden in zahlreicher Menge und in zweckmäßiger Einrichtung. Die Klöster wurden Bildungsanstalten. Die Beamten, welche nicht lesen und schreiben konnten, mußten das Versäumte nachholen. Er erklärte, daß die Kinder jedes freien Mannes ohne Unterschied lesen und schreiben lernen, in der lateinischen Sprache Unterricht erhalten müßten. Alfred ist als Kämpfer in 56 Schlachten und als Gesetzgeber, als König und als Gelehrter, als Christ und als Mensch, als Gatte und als Vater — der Große. —

19.

Das zehnte und elfte Jahrhundert.

Im zehnten Jahrhundert ist unter den **Ottonen** **das deutsche Reich** der Mittelpunkt des staatlichen und wissenschaftlichen Lebens in der abendländischen Welt. In **Frankreich** fehlte (der Besitz der Könige

war zuletzt auf eine einzige Stadt herabgebracht) die Hoheit königlicher Gewalt, und mit dem staatlichen Leben verfiel das sittliche und das wissenschaftliche. Doch führte die große Entartung und Verwilderung der französischen Geistlichen und Klöster zu einer Erneuerung der ursprünglichen Ordensregel durch die Aebte Berno und Odo von Clugny (910 ꝛc.) und zur Gründung der ersten Congregation, — der **Congregation von Cluguy**, die mehr den Geist strenger Askese und Werkheiligkeit, als den der Wissenschaft athmete, und die im hildebrandischen Zeitalter auf die Entwicklung des hierarchischen Systems von großem Einfluß war. Schlimmer als in Frankreich stand es in **Italien**, wo vollständige Anarchie, Rohheit und Verwilderung herrschte. Selbst die Päpste machten hiervon keine Ausnahme. Theodora, eine römische Buhlerin, hatte mit ihren gleich schönen und ausschweifenden Töchtern, Theodora und Marozzia, die Herrschaft in Rom und damit auch die Papstwahl in ihren Händen. Sie setzte ihre Liebhaber und Kinder auf den päpstlichen Stuhl, der jetzt durch alle Laster geschändet ward. Konnte doch inmitten dieser Schändlichkeiten die Sage entstehen, daß 855 ein Mädchen, Johanna, dritthalb Jahre auf dem päpstlichen Stuhle gesessen, bei einem feierlichen Umzuge plötzlich entbunden worden und bald darauf gestorben sei. Der Lateran war ein Haus der Unzucht und Gotteslästerung. Und wie der Herr, so der Knecht. Die ganze Nation, sagt Giesebrecht, stürzte sich, als sei der ausgelassenste Geist des Alterthums zurückgekehrt, in baechantischem Taumel von Sinnenlust in Sinnenlust. Nur auf Essen und Trinken, auf prunkende Schätze und schöne Weiber war man bedacht. Nach der Schilderung des Lothringer Rather kleideten sich die vornehmen Bischöfe der Lombardei in Prachtgewänder von Constantinopel und Bagdad, und lagen sie beim Mahle, umtönt von verbuhlten Liedern und gefesselt von lüsternen Tänzen, eilten dann zur Jagd und ließen zu raschem Fluge den Falken aufsteigen oder fuhren prunkend auf hohem Wagen einher, stolz herabsehend auf die sie umwogende Menge, bis sie der Einbruch der Nacht aufs Neue zu den Genüssen der Tafel rief, worauf sie den Freuden des Bettes zueilten, auf dem sie am Morgen mit einem Fluche auf den Lippen erwachten. In der Literatur zeigte sich die nackte Sinnlichkeit des entarteten Alterthums. Sie hatte einen rein weltlichen Charakter. Damit wurde sie aber auch die Mutter der praktischen Wissenschaften, der Medizin und Jurisprudenz, und die älteste Schule der Medizin Salerno, wie die der Jurisprudenz, Pavia, läßt sich bis ins 10. Jahrhundert verfolgen. —

Anders in **Deutschland**. Zwischen Kaiser und Papst ward zwar wegen der gegenseitigen Rechte gekämpft. Aber Einmischungen des

kirchlichen Oberhauptes in die Regierung der Diöceſen waren nicht erlaubt, und die Geiſtlichkeit blieb dem deutſchen Könige untergeordnet. Die Könige ernannten die Biſchöfe und inveſtirten ſie, denn „nicht Scepter und Diadem, unter Krummſtab und Mitra geborgen, ſind das Emblem jener Zeiten, ſondern das gezückte Schwert mit der Krone, Crucifix und Brevier beſchirmend.“ Beſſere Geſittung hatte ſchon Heinrich der Städteerbauer begründet: Handel und Wohlſtand wurden mit den Städten verbreitet, die mit Entdeckung der Silbergruben des Harzes, der erſten in Deutſchland noch vermehrt wurden. Einen tieferen religiöſen Sinn, der in der fürchterlichen Noth der Zeit im Volke erwacht war, ſo daß es überall nach unmittelbaren Zeugen und Zeichen göttlicher Barmherzigkeit ſuchte, aber bei den ſteifen Biſchöfen mit den vergilbten Kirchengeſetzen und dogmatiſchen Streitigkeiten nicht finden konnte, pflegten die durch Normannen und Dänen aus ihrem Vaterlande vertriebenen und nach Deutſchland herübergekommenen iriſchen und britiſchen Mönche: — Männer von wiſſenſchaftlicher Nüchternheit und religiöſer Phantaſtik, von Werkheiligkeit und wahrhaft innerer Glaubensfreudigkeit, vorzüglich aber von wahrer Frömmigkeit, aufrichtiger Demuth und hingebender Liebe. In der Wiſſenſchaft beſtrebten ſich von Neuem die drei von Karl dem Großen ſchon angeſchlagenen Culturmaſſen zu durchdringen: die antike, die ſich in der römiſchen Welt abgelagert hatte; die chriſtliche, welche rang, die alte trümmerhafte Cultur zu beſeelen; und die von friſchem, ſchöpferiſchem Leben erfüllte germaniſche. Es war eine geiſtige, ideale Welt über den germaniſchen Urwäldern aufgegangen. Glaube und Wiſſen, Religion und Bildung floſſen in einander — belebt vom anſchwellenden Nationalgefühl, denn die Ungarn, die langjährigen Bedränger Deutſchlands, waren aufs Haupt geſchlagen; in die weit geöffneten Länder der Dänen und aller ſlaviſchen Völker zogen ſiegreich die deutſchen Eroberer, Glaubensboten und Anſiedler; die Brautfahrt des deutſchen Königs nach dem Süden hatte Rom und die Kaiſerkrone gewonnen und ſelbſt mit Conſtantinopel, der „Stadt, wo die Männer in prunkvollen langen Gewändern gingen und die Rhetoren nie ermüdeten in glänzender Sophiſtik“, war man in Verbindung getreten. Zwar kamen aus dem Süden auch unterwürfige Hofetikette und griechiſche und italieniſche Ausdrücke in die Sprache, ſowie Knochen der Heiligen in Fülle: aber bei den Knochen war auch Geiſt, freilich der Geiſt des Papſtthums, der im Durchdringungsproceß des Antiken, Chriſtlichen und Germaniſchen bald die Oberhand gewann. Schon ward nach römiſchen Muſtern gemeißelt, gemalt, geſchrieben, ge-

verfelt, — kein nationaler Ton und Klang, — Latein als Sprache der Kirche, des Hofes, der Gebildeten.

Der wissenschaftliche Geist der Zeit hatte lange und zumeist seinen Mittelpunkt in dem jüngsten Sohne Königs Heinrich, in dem Bruder von Otto I. — **Bruno.** Bruno stand an geistiger Kraft und unermüdlicher Thätigkeit Otto nicht nach; aber sein Leben war durch seine Erziehung in andere Bahnen gewiesen. Zum geistlichen Stande bestimmt und schon in frühen Jahren nach Lothringen zur Bildung gesandt und von dem Bischofe Balderich aus Utrecht erzogen, arbeitete er sich mit beharrlichem Fleiße in die Wissenschaften hinein, wobei die Form nicht minder als der Gedanke des Schriftstellers seinen Geist beschäftigte. Es wird erzählt, daß der christliche Dichter Prudentius zuerst Bruno in die Hand gegeben wurde, nachdem er die Anfangsgründe der Grammatik erlernt hatte, und er war entzückt über den gläubigen Inhalt, den lebendigen Fluß der Gedanken, die Wahl des Ausdrucks und den Reichthum und Wandel des Versbaus. Als er dann später die Lustspiele des Terenz las, sah man ihn bei den ausgelassensten Stellen keine Miene verziehen, und kein Lächeln kam über seine Lippen: so empfand er die Schönheit der Form und so nahm sie seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Früh übte er sich im Sprechen der lateinischen Sprache und brachte es darin zu einer solchen Fertigkeit, daß er später ein trefflicher Lehrer derselben für Viele ward. Als ihm 940 Otto als Erzkapellan die Leitung der Kanzlei übergab, unterzog er sich den ihm übertragenen Geschäften mit der größten Pünktlichkeit, und fast alle Urkunden sind in den nächsten dreizehn Jahren von ihm selbst ausgestellt; doch vergaß er dabei auch seine geliebten Studien nicht. — Ein solcher Geist und auf solche Höhe gestellt, mußte bald der anziehendste Mittelpunkt für alle geistigen Bestrebungen der Mitwelt werden. Alle, die Interesse für Wissenschaft und Bildung hatten, eilten an den Hof und fanden in ihm ihr Vorbild. Indeß lernte er selbst von den Griechen, die theils als Gesandte vom Hofe zu Constantinopel erschienen, theils in den deutschen Klöstern wohnten, und die sich vor den Abendländern an Umfang der Kenntnisse, an Gewandtheit in Rede und Schrift, und an feiner geselliger Bildung auszeichneten. Vorzüglich auch wirkte der irländische Bischof Israel auf ihn, und die von den irischen Geistlichen angeregte tiefere Auffassung der Religion und des geistlichen Amtes, die der in St. Gallen gebildete Bischof Ulrich von Augsburg vertrat, ergriff auch ihn. Vor Allem aber belebte er die wissenschaftliche Thätigkeit der Geistlichkeit wieder. Er eröffnete die Hofschule von Neuem und zog tüchtige Lehrer an die-

ſelbe. Neben dem Trivium nahm er auch das Quadrivium wieder in den Lehrkreis auf. Von jenſeit der Alpen wurden die trefflichſten Handſchriften der alten Klaſſiker hergeholt; mit lebendigem Eifer ſtudirte man die alten Dichter, Redner und Geſchichtsſchreiber. Virgil, Horaz, Ovid, Terenz, Cicero und Salluſt, ſagt Gieſebrecht, erſtanden gleichſam von den Todten und wurden die Lehrer der Deutſchen in den freien Wiſſenſchaften. — Vom Hofe aus verbreitete ſich die Theilnahme an der Wiſſenſchaft durchs Land: die Kloſterſchulen nahmen einen raſchen Aufſchwung; St. Gallen und Reichenau gediehen zur ſchönſten Blüthe; Fulda behauptete ſeinen alten Ruhm und Hersfeld eiferte ihm nach; in Sachſen pflegte Korvei die Wiſſenſchaften mit beſonderer Vorliebe; auch Paderborn, Hildesheim, Bremen, Cöln, Lüttich und Utrecht thaten ſich hervor. „Selbſt in den Nonnenklöſtern zu Gandersheim und Quedlinburg laſen die Mädchen neben den Heiligenleben jetzt Virgil und Terenz. Und kaum daß man die Alten kennen lernte, noch geblendet von dem Glanze ihrer Rede, faßte man den Muth, mit ihnen zu wetteifern; man legte hinter Kloſtermauern Hand an Werke, die bei aller Rohheit nicht ohne erhabene Schönheiten ſind, die ein kräftiges Ringen nach Formvollendung zeigen und durch ihren Inhalt für uns einen unvergänglichen Werth beſitzen. Es iſt eine Literatur eigenthümlichſter Art. Sie ruht auf nationaler Grundlage und kleidet ſich in das Gewand der klaſſiſch-römiſchen Sprache; ſie iſt klöſterlich und asketiſch, aber dabei ſinnlich naturaliſtiſch nach der Anſchauungsweiſe der Alten; ſie iſt geiſtlich, aber unbekümmert um dogmatiſche Streitigkeiten und kanoniſtiſche Gelehrſamkeit; ſie iſt endlich höfiſch, aber dabei doch ſchlicht, treuherzig und aufrichtig.“ — Bruno hatte der Literatur faſt für ein Jahrhundert ſeinen Geiſt aufgedrückt. Auf ſeine Verwendung wurde auch **Rhaterius** Biſchof von Lüttich, welcher nächſt Abbo von Fleury (um den ſich an 5000 Schüler ſammelten und der als Schriftſteller über grammatiſche, logiſche, metriſche und aſtronomiſche Gegenſtände ſchrieb) der ausgezeichnetſte Pädagog ſeiner Zeit war. Rhaterius ſchrieb „eine Grammatik d. i. nach damaliger Anſchauung die Hauptſumme aller propädeutiſchen Kenntniſſe, die er ſcherzhafter Weiſe servadorsum oder sparadorsum, „Erhalt' den Rücken“ oder „Spar' den Rücken“ nannte, weil ſeine Erleichterungen, die er dem grammatiſchen Unterrichte verſchaffte, dem Rücken der Knaben beſonders zu Statten kamen.“

Durch Bruno angeregt, beſchäftigte **Otto** ſelbſt ſich mit der Wiſſenſchaft, lernte Bücher leſen und verſtehen und Lateiniſch und Slaviſch

sprechen: — das Erbe seiner frommen und wissenschaftlichen Mutter Mathildis, die sich nach dem Tode ihres Gemahls, Heinrichs I., eifrig den Wissenschaften hingab und selbst alle Diener und Mägde in verschiedenen Künsten sowie in den Wissenschaften unterrichtete. Zur Zeit Otto's lebte auch Gunzo, Diakonus zu Novara, der aus Italien über 100 Bücher, außer den lateinischen Klassikern namentlich auch Aristoteles, Homer und den Timäos des Platon über die Alpen brachte und überall, wohin er kam, durch seine Disputationen geistiges Leben weckte. Der ottonische Hof war zugleich geschmückt mit der Poesie: es entstand eine lateinische Hofdichtung. Und wenn auch all' diese Bildung nur die höchsten Spitzen des Volkes, den Hof, die Geistlichkeit und den in die Nähe des Hofes gezogenen Adel berührte; so war sie doch ein wesentlicher Factor zur Neugestaltung aller deutschen Verhältnisse. — Vertreter der gesammten Wissenschaft war **Gerbert**, der nachherige Papst Sylvester II. Zu Aurillac in der Auvergne gebildet, in Spanien und Italien von der dortigen Literatur angeweht und von Forschungsgeist erfüllt, lehrte er zu Rheims neben andern Wissenschaften auch die Arzneikunde. Er beschäftigte sich mit Astronomie, berechnete den Umlauf der Erde und der anderen Planeten und verfertigte Erd- und Himmelsgloben, sowie Sonnenuhren. Im Jahre 997 schrieb ihm Otto III.: „Wir möchten gern euch, verehrungswürdiger und ausgezeichneter Mann, in unserer Nähe sehen, um dauernd den Umgang eines so trefflichen Führers genießen zu können, zumal eure erhabene Weisheit gegen unsere Einfalt stets Nachsicht geübt hat." Gerbert kam mit der Antwort: „Wenn ein schwacher Funke der Wissenschaft in mir glüht, so hat ihn allein euer Ruhm angefacht, euer trefflicher Vater ihn genährt, euer erhabener Großvater ihn entzündet. Wir können euch daher nicht Schätze bringen, die unser Besitzthum wären, sondern nur das uns anvertraute Gut euch zurückstellen; auch vermögen wir euch Nichts zu bieten, was ihr nicht schon besäßet oder doch ohnehin bald erlangen würdet, wie dies gerade euer edles, treffliches und einer solchen Stellung so würdiges Verlangen zeigt. Wahrlich, es ist eine göttliche Erscheinung, wenn ein Mann, Grieche von Geburt, Römer nach der ihm übertragenen Herschermacht, die Schätze der griechischen und römischen Weisheit gleichsam wie sein Erbgut in Anspruch nimmt. Wir gehorchen also eurem kaiserlichen Gebot hierin, wie in Allem, was eure göttliche Majestät sonst uns befehlen möchte." Im Frühjahr zog er nach Sachsen. Bald „sammelten sich in der Kaiserburg die berühmtesten Gelehrten der Zeit, und von ihren Disputationen hallte der Hof wieder." —

Im 11. Jahrhundert trat **Deutschland** unter den fränkischen Kaisern in seiner Culturentwicklung hinter Frankreich zurück. Der Bauernstand war in Deutschland gedrückt und gefesselt; ein deutsches Volksleben entwickelte sich nur in den aufblühenden Städten, in denen sich das Gewerbe immer mehr und mehr als selbstständiger Stand ausbildete. Die deutsche Sprache erschien verwildert, — deutsch und lateinische Worte bunt durch einander geworfen; doch entstand in dieser Zeit die deutsche Predigt, und in lateinischer Sprache zeichneten die Deutschen sorgfältig ihre Geschicke auf. Unter weltlichen und geistlichen Herren herrschte die größte Zuchtlosigkeit. Heinrich IV. mußte von einem Orte zum andern ziehen und seinen Aufenthalt schnell wechseln, um den Unterthanen mit seiner Erhaltung nicht zu beschwerlich zu fallen. Deutschland sank unter kriegerischen Stürmen und unter dem Streite der Parteien, welcher Treue und Glauben aufhob und die Völker ihrer Eide entband. Unter solchen Auspicien konnten die Pflanzstätten der Wissenschaft nicht gedeihen. Zwar entstanden Stifter und Klöster in großer Menge, aber nur als Sitze der Bequemlichkeit und der Herrschsucht unter dem Schirme der Religion. Die Kenntniß des klassischen Alterthums verlor sich fast ganz. Dem Volke wurde jede gesunde religiöse Nahrung entzogen. Gregor widersetzte sich mit Energie dem Gottesdienste in den Landessprachen. „Es hat — sagte er zu dem Herzoge von Böhmen — dem Allmächtigen mit Recht gefallen, daß die heilige Schrift an manchen Stellen dunkel sei, weil sie, wenn sie Allen klar und verständlich wäre, an Ansehen und Bedeutung verlieren und durch Mißverständnisse die weniger Fähigen in Irrthümer führen würde." Zwar forderte Wippo, der Kapellan und Biograph Heinrich III., den Kaiser auf, durch eine Verordnung allen Wohlhabenden und Adeligen in Deutschland zu befehlen, ihre Kinder in den Wissenschaften unterrichten zu lassen, wie es in Italien gewöhnlich sei, wo die gesammte Jugend, wenn sie über die Jahre der ersten Spiele hinaus sei, in den Schulen schwitze; dadurch sei Rom groß geworden; in Deutschland aber beschränke sich die Bildung auf die Geistlichen und werde von den Großen als etwas Leeres, ja Schimpfliches verachtet. Doch blieb diese Aufforderung ohne Erfolg.

Dagegen erreichte **das Papstthum** unter Gregor VII. seine Glanzperiode. **Gregor VII.** war ein großer Mann — stark an Geist, fest im Charakter, sittenrein, fromm, gelehrt, im Eifer für die Kirche entbrannt. Er strebte nach sittlicher Erhebung des Menschengeschlechts. In der Kirche, der Trägerin des Geistes und der Sittlichkeit, fehlte

jedoch dieſe am meiſten. Die hohe Geiſtlichkeit beſchäftigte ſich mit Staatshändeln und mit der Sorge um Mehrung ihrer Einkünfte; die niederen Geiſtlichen waren dem Trunk und dem unſittlichen Leben ergeben. Gregor wollte den Uebeln dadurch abhelfen, daß er die Kirche aus den Händen der weltlichen Macht wand und ſie zur Herrin der Welt hinſtellte. „Die Kirche — ſagt er — iſt jetzt ſündlich, weil ſie nicht frei iſt, weil ſie an die Welt und weltlichen Menſchen gekettet iſt; ihre Diener ſind nicht die rechten, weil ſie von den Menſchen der Welt geſetzt und nur durch dieſe ſind, wie ſie ſind. Die Religion liegt im ſchweren Kampfe, das Herz der Menſchen iſt kalt für das göttliche Wort. Alſo muß die Kirche frei werden, und dieſes durch ihr Haupt, durch die Sonne des Glaubens, den Papſt. Dieſer muß die Diener des Altars losreißen von den Banden der weltlichen Macht. Wie nichts Geiſtiges ſichtbar iſt ohne das Irdiſche, wie die Seele nicht wirkt ohne den Körper, wie von dieſen Beiden nicht eines ohne Mittel der Erhaltung iſt; ſo iſt die Religion nicht ohne die Kirche, dieſe nicht ohne Beſitz eines ſie ſichernden Vermögens. Der Geiſt nährt ſich durch's Irdiſche, im Körper; die Kirche alſo durch Land und Gut. Daß ſie ſolches erhalte, daß es ihr bleibe, iſt die Pflicht Deſſen, der das oberſte Schwert hält, des Kaiſers. Darum ſind der Kaiſer und die weltlichen Großen nöthig für die Kirche, die nur iſt durch den Papſt, wie dieſer durch Gott. Die Welt wird gelenkt durch zwei Lichter, durch die Sonne, das größere, und den Mond, das kleinere. Die apoſtoliſche Gewalt iſt wie die Sonne, die königliche Gewalt wie der Mond. Wie dieſer nur leuchtet durch jene, ſo ſind Kaiſer, Könige und Fürſten nur durch den Papſt, weil dieſer durch Gott iſt. Alſo iſt die Macht des Stuhles weit größer, als die Macht der Throne, und der König iſt dem Papſt unterthan und Gehorſam ſchuldig. Weil der Papſt durch Gott iſt, darum iſt unter ihm alles; Weltliches und Geiſtliches muß vor ſeinen Richterſtuhl gelangen; er ſoll belehren, ermahnen, ſtrafen, beſſern, richten und entſcheiden. Die römiſche Kirche iſt die Mutter aller Kirchen der Chriſtenheit, und alle Kirchen ſind ihr unterthan, wie Töchter der Mutter; Aller Sorgen nimmt ſie auf ſich, von Allen kann ſie Ehrfurcht, Achtung und Gehorſam fordern. Sie, die Mutter Aller, gebietet daher Allen und jedem einzelnen Gliede in Allem; ihr ſind Kaiſer, Könige, Fürſten, Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Aebte unterthan.“ — Dieſe Anſchauungen waren der Zeit, die im Papſte den Stellvertreter Chriſti auf Erden ſah, nicht fremd; darum packten ſie die Zeit. Darum auch vermochte ſie Gregor durchzuſetzen. Die Simonie, den ſchändlichen Pfründenhandel, hob er auf, und durch das Cölibatgeſetz, durch das Herausreißen des

Klerus aus der Freude und Sorge des Familienlebens, suchte er 1074 die Unabhängigkeit der Kirche zu erringen, ohne ihren Grundbesitz zu verlieren. Mochte die Geistlichkeit selbst auch den Kampf der Verzweiflung gegen Gregor kämpfen: die Mönche, die gegen die Weltgeistlichen erbittert waren, weil diese gegen die Sittenlosigkeit der Mönche eiferten, regten das bethörte Volk auf, das an manchen Orten die Geistlichen zwang, ihren Weibern zu entsagen und das Gregor's Gebot fürchtete, nach dem Dessen der Bann warte, der bei einem verehelichten Priester Messe hört; auch die weltlichen Großen traten in Bund mit Gregor, weil sie das Vererben der geistlichen Pfründen befürchteten. Mochten da Kaiser und Könige sich gegen die Anmaßungen Gregor's empören: er ertrotzte die Oberlehnsherrlichkeit des päpstlichen Stuhles über Ungarn; er machte in Böhmen bei einem Streite der Großen mit dem Könige den Richter; er brachte die Fürsten Spaniens unter den Gehorsam der Kirche; er schrieb dem Herzoge von Polen gebieterisch kirchliche Einrichtungen vor; er gab den Königen von Schweden, Norwegen und Dänemark Gesetze; er verlieh dem Herzoge von Dalmatien den Königstitel und ließ ihn den Vasalleneid schwören; und als Heinrich IV. drei Tage lang barfuß und im Büßerhemd im Schloßhofe zu Kanossa stand und um Gnade bettelte, zeigte er, wie er die weltliche Macht, die sich seinen Geboten widersetze, herabzuwürdigen verstehe. Nach solchen Thaten begriff der Klerus, weshalb die Opfer seines häuslichen Glücks gebracht werden müßten: — zur Glorie des Geistlichkeitsreiches, das in der Person von Urban II. den Bann wider Philipp von Frankreich wegen seiner ehebrecherischen Vermählung mit der Gräfin Bertrada sprach, das jeden Eid der Treue eines Geistlichen in die Hand eines Weltlichen verbot, und das sich in den Kreuzzügen an die Spitze der großen Völkerbewegung des Abendlandes stellte. Ueberall feierte das Papstthum Siege. Nur in Italien standen die Longobarden als offene Gegner dem Papst gegenüber, und in Rom selbst war eine starke Partei gegen ihn. Die italienischen Städte waren in rascher Entfaltung ihrer Selbstständigkeit begriffen. In Amalfi und Venedig wehten die stolzen Handelsflotten. Und dieser Geist der Weltlichkeit war stärker als der Geist der Geistlichkeit. Sie konnte mit ihrem Kirchenthum die Grundeigenschaften des Italieners, Pfiffigkeit, Hinterlist, Rachsucht, Grausamkeit, Geiz, Wollust und Hang zur Sinnenlust nicht ändern. Zwar hatte Italien seinen Franz und seine Clara von Assisi, seine Flagellanten und seine Katharina von Siena: es war aber auch das Vaterland der Katharer und Mailand der Hauptsitz der Ketzerei.

In **Frankreich**, wo nicht, wie in Deutschland, die einheimische und die lateinische Sprache schroff von einander geschieden waren, sondern das germanische das antike Element in sich aufgenommen und mit sich verschmolzen hatte, begann sich vom Süden her die provençalische Dichtkunst der Troubadours zu verbreiten. Hier empörte sich zum ersten Male die menschlich schöne Sinnlichkeit gegen die Dogmen und Abstractionen der Kirche mit der geistlich-scholastischen Wissenschaft. Die Troubadours zogen mit ihren Sängern, den Jongleurs, an den Höfen der Großen umher und sangen von den Heldenthaten ritterlicher Kämpfe, wie von der unerreichbaren Schönheit der Liebe. Die Cours d'amour, aus angesehenen Damen und Herrn zusammengesetzt, entschieden in den Wettkämpfen der Dichtung und der Waffenübung. Für Gesang und Musik überhaupt verwandelte Guido von Arezzo 1030 die gregorianische Benennung der Töne A B C D ꝛc., als er sein Tonsystem in Hexachorde statt der bishin gebräuchlichen Tetrachorde eintheilte, in die Silben ut, re, mi, fa, so, la (Solmisation), und bezeichnete die Noten zuerst durch unter und über die Linien gesetzte Punkte. Auch die Schulen erhoben sich zu neuem Leben. Selbst Volksschulen traten auf, und namentlich werden um 1000 in den Diöcesen von Toul, Soissons, Verdun, Lüttich Kinderschulen genannt, in welchen Knaben vom siebenten Lebensjahre ab im Glauben und im Psalter unterrichtet wurden. Zugleich verbreitete sich eine gelehrte Bildung über Frankreich, und was Gerbert zu Rheims und Paris angefangen hatte, das führte Lanfranc (1005—1089) fort: vom Kloster Bec, wo er lehrte, von Poitiers, wo er gleichfalls auftrat, von Avranche, wo er eine Schule bildete, gingen eine große Anzahl von Aposteln seiner Scholastik in alle Gegenden, und um sie sammelten sich hunderte, ja tausende von lernbegierigen Schülern. Berühmte geistliche Schulen waren die Schule von Notre-Dame in Paris, die von St. Genofeva und St. Victor an den Thoren von Paris, die unter Gerbert berühmte Kathedralschule zu Rheims, die in Chartres, Toul, Metz, St. Vincent ꝛc. In diesem neuen geistigen Leben lag auch der Grund, daß, während Deutschland in äußerem Aberglauben unterging, in Frankreich, besonders in der südlichen Gegend, die biblische und sittlich-practische Richtung der Waldenser sich verbreitete.

In **England** wurde durch Wilhelm von der Normandie eine strenge Feudalherrschaft eingeführt, in der alle höheren Vasallen Franzosen waren. Auch die französische Sprache war die der Vornehmen und der Schulen, wodurch die Landessprache allmählich umgestaltet, zur englischen Sprache umgebildet ward, in der die Namen der Naturgegen-

stände britischen, die einsilbigen Wörter und die Bezeichnungen der gewöhnlichen Lebensverhältnisse und des Verkehrs angelsächsischen, die politischen Kunstwörter und chevaleresken Ausdrücke normanischen Ursprungs sind. Der Bardenorden (— in Schottland und Irland sangen an den Höfen der Vornehmen die Barden, wie an denen der Skandinavier die Skalden —) wurde wieder hergestellt, und jeder Häuptling hatte seinen Bardenorden. Das geistliche Leben ordnete Wilhelm von Nenem. Vor seiner Ankunft war das Studium der heiligen Wissenschaften, sagt Wilhelm von Malmesbury, sowie die Uebung des religiösen Lebens gänzlich bei den Angelsachsen zerfallen. Die Kleriker gaben sich bloß mit politischer Alltagsliteratur ab und vermochten kaum die lateinischen Worte des Meßbuches herzustammeln; wie ein Wunder ward angestaunt, wenn Einer die Grammatik verstand. Die Mönche verhöhnten durch Anlegung feiner und üppiger Gewänder, durch Hintansetzung der Fastengebote die klösterliche Regel, und der Adel fröhnte dem Bauche und der Unzucht. Das Studium der lateinischen und griechischen Sprache war dem Erlöschen nahe. Die Normannen nun riefen die abgestorbene Religion wieder in's Leben. Ueberall entstanden Kirchen und Klöster. Das Land gelangte zu einem geistigen und geistlichen Aufschwunge und Lanfrane war wie in Gallien so auch in Britannien der Schützer und Förderer dieses Lebens.

In der **Niederlande** blühte, besonders seitdem der von Bruno begünstigte heilige Everaklus (Euraklus) 959—972 Bischof von Lüttich war, die Kathedralschule zu Lüttich, „gleichsam die Hochschule des ganzen nordwestlichen Deutschlands" und der Höhepunkt der niederländischen Schulen. Außer ihr zeichneten sich die Schulen zu Lobbes und Gembloux, zu Stavelot, St. Trond, St. Hubert, Waulsort, Brogne und die der Abteien St. Laurent und St. Jacob in der Diöcese Lüttich, die Schule zu Doornik, berühmt durch den Scholastiker Odon von Orleans, und in Flandern die der Klöster St. Peter und St. Bawo zu Gent, sowie die zu Thourout und Affligbem aus. Everaklus gründete in den Klöstern Schulen und forderte, daß sie auf ein klares und genaues Verständniß des Gelernten dringen sollten; denn er wolle lieber hundertmal das Unklare den Schülern erläutern, als sie beim halben Verständniß lassen. Weil es an Lehrern fehlte, führte er eine dem gegenseitigen Unterrichte ähnliche Methode ein. — In Lüttich lebte auch der aus Griechenland geflüchtete, von Otto I. liebevoll aufgenommene Bischof Leo, durch den das Griechische wesentlich in den Niederlanden gefördert ward, bis er durch die Vermählung Otto's II. mit der griechischen Prinzessin Theophania allge-

meine Verbreitung erlangte. Endlich aber erhob Lüttichs Ruhm zur höchsten Höhe ein Glied der Familie Notker: der Familie, die über ein Jahrhundert eine Geburtsstätte von Gelehrten war, in der schon Notker Balbulus († 912) als Knabe geistliche Lieder und Gesänge verfertigte und später durch gründliches Wissen und durch sein frommes Beispiel auf die Jugend wirkte, — worauf dessen Zögling Notker Physikus durch seine Kenntnisse in Musik, Malerei, Schreibekunst und Medizin sich auszeichnete, — nachher dessen Neffe, der Abt Notker, für die Söhne seiner Vasallen und Edelknechte eine adelige Akademie errichtete, worin er sie ihrem Stande gemäß erzog, dem Fleißigen Waffen und Stoßvögel gewährte, die Trägen aber mit Ruthen züchtigte, — ein Notker auch, Labeo (der Großlippige † 1022) in der Musik, Dichtkunst, Mathematik, Astronomie, heiligen Schrift, wie in der griechischen, lateinischen und deutschen Sprache bewandert war und die deutsche Sprache vorzüglich durch seine Auslegung der Psalmen förderte. Notker von Lüttich war ein so eifriger Lehrer, daß er selbst auf Reisen mehrere Schüler mit sich führte und von seinem Kapellan unterrichten ließ. „Lüttich wurde durch ihn ein treffliches Seminar für Lehrer, die von da in verschiedene Provinzen von Frankreich, Deutschland und selbst in die Länder der Slaven geschickt wurden. Noch im 11. Jahrhundert fand in den Klosterschulen der Niederlande ein reges geistiges Leben statt." — In ihnen allen trat, dem Charakter der Niederländer gemäß, das klassische Element mehr zurück. Während in St. Gallen außer den kleinen Kindern kein Studirender von reiferen Jahren ein deutsches Wort sprechen durfte und die Schüler die Aufsätze sogleich lateinisch niederschreiben mußten, auch das ganze Leben ein solch' antikes Gepräge hatte, daß die christliche Kirche senatus populusque oder respublica, das Gewissen und der Teufel praetor, der Heiland Augustus und censor, die Kanzel rostra genannt wurden: fand man in den niederländischen Schulen, die von dem durch seine Strenge und Frömmigkeit einzig dastehenden, 909 durch den Grafen Wilhelm von Aquitanien gegründeten Kloster Klugny beeinflußt wurden, den Mittelpunkt der Thätigkeit in Uebung der christlichen Wissenschaft und der streng theologischen Disciplin. Lehrer und Schüler in der Niederlande hielten sich strenggläubig an die kirchlichen Satzungen, und wie sie theoretisch den Glauben der Kirche ehrten, so strebten sie auch praktisch, der Kirche ihren Besitz ungeschmälert zu erhalten, weshalb von ihnen der Sinn für Kirchenrecht angeregt und gepflegt ward: Burchard, Bischof zu Worms, der Verfasser der zwölf Bände Decreta, war im Kloster Lobbes erzogen, und Algerus von Lüttich nimmt unter den kirchenrechtlichen Schriftstellern

keine geringe Stelle ein. — Doch waren die Niederländer dem antiken Leben nicht gänzlich fremd, und namentlich mögen antiquarische Gegenstände — wie Cramer bemerkt — die Unterhaltung gebildet haben, wenn Mönche des einen Klosters die eines anderen, mit denen sie in Confraternität standen, besuchten, wie Lüttich mit Tours, St. Armand oder Elno mit den Kanonikern der Kollegiatkirche des heiligen Servatius zu Mastricht. Als die Hubertianer die Bewohner des Klosters Prüm im Trierschen besuchten, ergingen sie sich in heiteren Gesprächen über die Treue und Verschwiegenheit des Papirius, die derselbe gegen seine Mutter beobachtete, über den goldenen Ring des Gyges nach Platons Darstellung, über die innige Freundschaft des Damon und Pythias. Leidenschaftlich waren die niederländischen Mönche und Geistlichen dem Spiel ergeben: Wiebold, Bischof zu Cambrai, erfand 964 deshalb, um dieser Neigung eine gute Richtung zu geben, das geistliche Spiel, ludus clericalis, wobei auf 56 Feldern eines Brettes 56 verschiedene Tugenden verzeichnet und numerirt waren, und Der, welcher eine dieser Tugenden würfelte, sich dieselben nach Kräften eigen machen und überall bethätigen mußte. — Auf solchem Boden blühten die niederländischen Klosterschulen selbst noch im zwölften Jahrhundert, namentlich die im lätienſiſchen Kloſter im Hennegau befindliche Schule, wo der Abt Wedrich 1124 durch seine Gelehrsamkeit und Frömmigkeit viele Schüler an sich zog, und das Kloster des heiligen Martin zu Tournai, wo der zu Orleans geborene und erzogene Odo oder Odoard seit seit 1109 Schüler aus Flandern, Burgund, Italien und Sachsen an sich zog und unter diesen allein 200 Kleriker zählte. —

Solche Kloſterſchulen waren jedoch nur noch Blüthen des Spätherbstes. Die geschichtliche Zeit derselben war im 12. Jahrhundert bereits vorüber: von da ab war ihr Dasein nur noch ein Vegetiren. Die Disciplin, das wissenschaftliche Leben, die ökonomischen Zustände der Klöster verfielen fortan. In Fulda war schon im 11. Jahrhundert die Disciplin so gesunken, daß man sich nach England wandte und von dorther neue Pfropfreiser verschrieb. Corvey lag im 13. Jahrhundert sittlich und wissenschaftlich todtkrank darnieder. Lorſch war im 13. Jahrhundert sittlich und finanziell gänzlich zerrüttet. Von Clugny wußte man am Ende des 12. Jahrh. Sittenverderbniß und Unwissenschaftlichkeit nicht mehr abzuhalten. In St. Gallen konnten 1291 weder der Abt noch ein Mönch aus dem ganzen Kapitel schreiben, und in Monte Caſſino fand Baccaccio im 14. Jahrhundert die einst so herrliche Bibliothek in so traurigem Zustande, daß die Bücher dick voll Staub, zum Theil von den Mönchen als Makulatur verkauft, das

Zimmer ohne Thür und Schloß, in den Fenſtern Gras gewachſen war. Die Urſache ſolchen Verfalls war der Reichthum der Klöſter und damit die Bequemlichkeit, Habſucht und Laſterhaftigkeit der Mönche. Man nahm die Verrichtung der im 10. und 11. Jahrhundert aufkommenden mannigfachen religiöſen Gebräuche, mit denen nicht geringe Einkünfte verbunden waren, zum Vorwand, um aus Mangel an Zeit dem mühſeligen und faſt gar nicht einträglichen Geſchäft des Unterrichtens ſich zu entziehen. Bald verweigerte man gänzlich die Aufnahme von Knaben in den Klöſtern, weil die Wildheit, das Lärmen und der Ungehorſam der zu erziehenden Jugend die Kloſterruhe ſtöre und die Mönche am Beten und Faſten hindere. Der Scholaſticus ſah außerdem ſein Amt nur noch für eine Pfründe der Faulheit und Bequemlichkeit an: er verwaltete es deshalb nur dem Namen nach und bekümmerte ſich weder um Schule noch Unterricht, ſondern überließ die Sorge dafür Vikaren, die mehr oder weniger als Miethlinge handelten. Die Verwicklung der Kirche in weltliche Angelegenheiten einerſeits und die Losſagung derſelben vom Leben andrerſeits beſchleunigte daneben den Verfall. „Indem man nämlich die Kirche und Prieſter gar zu ſehr in ein jenſeitiges Gebiet zu verſetzen und von allen weltlichen Banden loszulöſen ſuchte, ſo glaubte man, das Schulehalten und Lehren ſchade nicht allein der Heiligkeit des mönchiſchen Lebens und entfremde daſſelbe ſeinen reingeiſtlichen Uebungen, ſondern es ſchade auch überhaupt die Wiſſenſchaft und die geiſtige Aufklärung der Einfalt und der Unbefangenheit des Glaubens.“ Gregor VII. ſuchte aus dieſem Grunde vom Studium des klaſſiſchen Alterthums abzumahnen. Deſiderius, Abt von Monte Caſſino, hob ſeine weltberühmte Schule auf, weil er die Strenge der Zucht unter den Mönchen zurückführen wollte; und die Schule zu Clugny, deſſen Abte Hugo, dem Zeitgenoſſen Gregors VII., 10,000 Mönche gehorchten, und deſſen Kloſter zur Zeit Peter des Ehrwürdigen, des Zeitgenoſſen vom heiligen Bernhard, mehr als 2000 Abteien, Priorate, Dekanate, 514 Kirchen, Collegien und Klöſter untergeben waren (— die Schule, aus der drei ſtreng kirchliche Päpſte, Gregor VII., Urban II. und Paſchalis III. hervorgegangen waren —), ließ der Abt Peter der Ehrwürdige ſchließen, und damit begann der Verfall des Kloſters. Die letzte und tiefſte Urſache des Verfalls der Kloſterſchulen war dann der neue Geiſt der Zeit, der ſich in der Scholaſtik, in den Univerſitäten, in der Kunſt, Poeſie und Literatur kundgab, und den ſie nicht bewältigen konnten, obſchon ſie ihn mit vorbereitet und eingeleitet hatten: die Anfänge der Scholaſtik gingen von den Benedictinern Lanfranc und Anſelm und ihrer Kloſter-

schule zu Bec aus; die Gründung mehrerer Universitäten wurde von Gliedern des Benedictinerordens veranlaßt; und die deutsche Literatur und mittelalterliche Kunstentwicklung verlebte ihre erste Kindheit hinter Klostermauern.

Die Ursachen, welche die Klosterschulen zum bloßen Vegetiren herabdrückten, stürzten auch die Dom- und Stiftsschulen. Zum selbstständigen Verarbeiten des Ueberlieferten und zum eigenen Schaffen, was von nun ab der Geist der Zeit verlangte, waren weder Kloster-, noch Dom- und Stiftsschulen die geeigneten Gefäße. Zwar traten die Kathedralschulen zur Zeit der Kreuzzüge noch einmal vor, und weil sie dem Leben näher als die Klosterschulen standen, eignete sich der Adel vorzugsweise in ihnen seine geistige Bildung an. Zu Lüttich waren zur Zeit (1145) des Bischofs Alexander 9 Königssöhne, 14 Herzogssöhne, 30 Grafensöhne und 7 Freiherrn und Ritter, die sich wissenschaftliche Kenntnisse aneignen wollten. Neben Lüttich traten besonders die Kathedralschulen zu Tournay (— an welcher der Bischof Stephan waltete, der 1197 verordnete, daß der Scholasticus und Hospitalarius oder der Spitalherr, dem die Aufsicht über die Kranken und Armen übergeben war, aus dem Domherrn selbst erwählt werden müssen, und der festsetzte, daß der Scholasticus, wenn er länger als 20 Tage ohne Erlaubniß des Capitels entfernt sei, seiner Pfründe verlustig gehe —), zu Mecheln und Utrecht hervor. Der Zusammenfluß der vielen Vornehmen daselbst machte jedoch das Leben der Geistlichen weltlich und förderte Reichthum und Ueppigkeit, so daß sich Scholastiker und Cantoren bald durch Adjutoren vertreten ließen, was um so mehr geschah, je mehr die jüngern Söhne des Adels die besten Pfründen an den Kathedralen in Besitz nahmen, ja oft schon unmündige Kinder diese Stellen erhielten. Zu Trier waren die Kanoniker zuerst (977) ihrer regelmäßigen häuslichen Eingezogenheit (Clausur) müde geworden; sie wollten ihre Pfründen (praebenda) in Freiheit verzehren und zogen hin, wo ihnen ein Forst zum Jagen, eine Gegend zum Wohnen wohlgefiel. Die adeligen Kanoniker behielten die alten Aemter gleichsam als kirchliche Lehngüter und persönliche Würden mit ihren Renten als Erbschaften ihrer Vorfahren bei und überließen die Arbeiten des Gesanges und Schulehaltens gleichsam als Afterlehen einem bürgerlichen Rector, Magister und Succentor gegen einige Brosamen, die von ihrem Tische fielen. Das gemeinschaftliche Leben hörte endlich ganz auf, als die Päpste und Fürsten anfingen, die Chorherrnstellen an ihre Günstlinge zu vergeben. Die alten Dom- und Stiftsschulen verfielen, und bei Anlegung von neuen Stiftern wurde weder das gemeinschaftliche Leben, noch die Unterhaltung von

Stiftsschulen zur Pflicht gemacht. Zwar beschlossen noch einzelne Concilien, daß die Bischöfe und Domkapitel an ihren Kirchen einen Lehrer anstellen und ihm eine angemessene Präbende ausmitteln sollten, weil zu besorgen sei, daß es an Männern zur Besetzung der geistlichen Aemter fehlen werde. Doch die Beschlüsse verhallten, — an wenigen Dom- und Stiftsschulen nur wurde dem Rector eine eigene Präbende angewiesen, und wo es geschah, legte man mit dem kärglichen Gehalte noch die Verpflichtung auf, die Notaritatsgeschäfte des Kapitals zu besorgen, auch wohl auswärtige Versendungen und Botendienste zu übernehmen, indeß man an anderen Orten die Lehrer einzig und allein auf das einzunehmende Schulgeld anstellte. Den Scholaster vertrat nun der rector scholarum, den Kantor der succentor — beide mit kärglichem Gehalt wie mit kärglichen Kenntnissen.

Und doch wurde auf diese Weise die erste Veranlassung zur Entstehung eines eigenen Lehrerstandes gegeben und der Grund der Trennung der Schule von der Kirche gelegt, da der Lehrerstand fortan auf sich angewiesen war und sich aus sich heraus ausbilden mußte, wodurch er naturgemäß in Gegensatz mit der in Trägheit und Unwissenheit versunkenen Geistlichkeit trat. Stifts- und Klosterschulen vegetirten zum Theil zwar noch fort, waren aber an Hülfsmitteln wie an Lehrern so kläglich bestellt, daß man in ihnen nur Religionsunterricht und zwar Legenden der Heiligen und Grammatik vortrug, und zwar so trocken und geistlos, daß Luther die Schulen carnificinae (Schindereien) nennt. Der künftige Gelehrte fand in ihnen keine Nahrung mehr; er eilte sobald als möglich zur Universität, wo er unvorbereitet ankam und Jahre brauchte, ehe er wußte, wie und was er studiren wollte.

Mit dem Untergange der Klöster und Domschulen stieg auch die katholische Kirche von dem Höhepunkte ihrer historischen Mission herab. Die Geistlichkeit verfiel von nun an wissenschaftlich und sittlich. Man forderte vom Geistlichen nicht mehr, als daß er die Evangelien und Episteln gut lesen, das athanasianische Glaubensbekenntniß wissen und singen, die Teufelsbeschwörungen und Gebete über die Katechumenen hersagen könne. Und doch war das auch noch zu viel verlangt. Eine Synode zu Exeter machte es 1287 den Archidiaconen zur Pflicht, bei den Predigern umzufragen, ob sie die zehn Gebote wüßten und verständen. — Unter solcher Leitung mußte der Gottesdienst und das Kirchehalten zum mechanischen Geschäft herabsinken. Mechanisches Fingerspiel des Rosenkranzes zu Gebeten, Knien, Bücken, Niederfallen zur Erde, trockne und nasse, laute und stille Messen, Aufstellung des Venerabile und der Reliquien, Räuchern, Klingeln, Singen:

damit wurde der Gott, der ein Geiſt iſt und im Geiſt und in der Wahrheit angebetet werden will, verehrt. Durch Ungeſchmack wurden die heiligen Stätten verunziert, und der Pöbel wurde von der Kanzel mit den plumpeſten Späßen amüſirt. Ein Kapuziner erzählte am Oſtertage von der Kanzel: „Als der Auferſtandene an die Pforte der Vorhölle mit ſeinem Kreuze anklopfte, hielten zwei Teufel ihre langen Naſen ſtatt der Riegel vor; der Herr aber klopfte dergeſtalt auf dieſelben, daß beide ihre Naſen unter furchtbarem Gebrüll im Stich ließen.“ Ein anderer Geiſtlicher trat mit einer Courierpeitſche auf die Kanzel, ließ ſie dreimal erknallen und ſprach dann: „Was wollt's, Courier?“ „Chriſtus iſt erſtanden!“ „Woher?“ „Vom Hofe!“ „Glaub's nit!“ Dreimaliger neuer Peitſchenknall. „Was iſt's, Courier?“ „Chriſtus iſt erſtanden!“ „Woher?“ „Aus der Stadt!“ „Glaub's nit.“ Nach erneutem dreimaligen Peitſchenknall wird endlich dem Courier geglaubt, weil er „aus der Kirche“ kommt. Gailer von Kaiſersberg, Maillard und Menot in Paris, Camus, Biſchof von Bellay, der Dominikaner Barletta und der Pater Abraham a. St. Clara waren auf dieſem Felde die Hauptanführer. Barletta, von dem man ſagte: nescit praedicare, qui nescit barlettare — führte z. B. Jeſum ein, wie er Verſchiedene abwies, welche ſeiner Mutter die Auferſtehung melden wollten, — den Adam, weil er gern Aepfel eſſe unterweges ſich aufhalten möchte, den Abel, weil Cain ihn auf der Reiſe todtſchlagen könnte, den Noah, weil er in einem Gaſthauſe ſitzen bleiben dürfte, den Johannes den Täufer, weil Maria vor ſeinem wilden Aufzuge leicht ſich entſetzen möchte. Endlich wählt er einen Engel, der da ſpricht: Coeli regina, laetare, Alleluja! resurrexit, sicut dixi! Alleluja!“ — **Die Narrenfeſte**, die urſprünglich zur Erhöhung der chriſtlichen Weihnachtsfreude den heidniſchen Gottesdienſt traveſtiren ſollten, wurden jetzt, wo das Heidenthum aus der Erinnerung des Volkes geſchwunden war und alſo auch die Traveſtien darauf keinen Reiz mehr haben konnten, auf die chriſtlichen Religionsgebräuche übertragen. Aus Kirchendienern und anderen jungen Leuten ward ein Narrenbiſchof erwählt, der in der Kathedralkirche feierlich eingeweiht wurde, mit ſeinen Narrendiakonen eine poſſenhafte Narrenmeſſe hielt und dem ſchauluſtigen Volke die Benediction ertheilte, wobei Masken an heiliger Stätte unter obſcönen Geſängen und üppigen Tänzen Poſſenſtreiche übten, indeß der wirkliche Biſchof mit den Prieſtern zuſah, ja dieſe in der Stadt Sens ſogar während ſolcher Zeit auf dem Hochaltar Würfel ſpielten. — Aehnlich **das Eſelsfeſt**, welches die Flucht Chriſti nach Aegypten perſiflirte und an welchem (in Anknüpfung an die moſaiſche Erzählung von Bileams Eſelin) ein Eſel mit geiſtlichen

Gewändern angethan, eine reichgeschmückte Jungfrau obenauf, unter Begleitung des Klerus in die Kirche geführt, vor den Hochaltar gestellt und zum Knieen genöthigt wurde, worauf man ein Hochamt hielt, dessen Schlußgesang hieß:

Amen dicas, Asine!
Jam satis ex gramine.
Amen, Amen, itera
As, sternare vetera
Hé, Sire Ane, Hé!

Nach diesem Liede wieherte der Priester statt des Segens dreimal wie ein Esel, und das Volk antwortete darauf mit Wiehern im Chore. — Als mehrere Päpste auf Concilien diese Feste verboten, erklärten die Verehrer derselben die Feier für eben so heilig, als das Fest der unbefleckten Empfängniß Mariä. Das Papstthum konnte der Verhöhnung des Heiligen eben so wenig, wie der klerikalischen Sittenlosigkeit Einhalt gebieten. Um 1273 prahlte ein Bischof von Lüttich an offener Tafel, daß er eine schöne Aebtissin als Beischläferin halte und daß ihm von anderen Weibern binnen zwei Jahren 14 Kinder geboren seien; und im 13. Jahrhundert achtete man diejenigen Geistlichen für tugendhafte Männer, welche sich Dirnen im Hause hielten. Gab es doch aber auch zuletzt einen Papst (— Alexander VI. —), der nicht bloß die Büchercensur einführte und der nicht allein mit dem Sultan einen vertrauten Bund gegen Frankreich schloß, sondern der auch aus reinem Vergnügen falsch und scheinheilig war, der gegen Niemanden als gegen seine geliebte Rosa Vanozza und ihre Kinder schwach sich zeigte, und der mit seiner Tochter Lukrezia Blutschande getrieben haben soll. Natürlich konnte unter solchen Umständen auch die Kirche an dem Anspruche der Gutsherren auf das Recht der ersten Nacht und der dafür erhobenen Steuer keinen Anstand nehmen. In Schenken, wo sie liederlichen Tänzen beiwohnten, versetzten die Geistlichen Kirchengeräthe, wenn ihnen der Schacher mit Ablaßzetteln und mit Reliquien nicht Geld genug einbrachte. Der Reliquienhandel wurde dabei auf die unverschämteste Weise betrieben. Knochen, Kleiderfetzen, sogar die Milch der Gottesmutter wurden zur Erbauung des Volkes auf den Altären ausgestellt und an das Volk verhandelt, das für solche ihm vorgespiegelte Heiligthümer, sowie für die Loskaufung von den himmlischen Strafen, sein sauer erworbenes Gut hingab. Denn der Aberglaube des Volks war in schwellenden Fluthen angewachsen. Von ihm geleitet, zogen im Jahre 1260 lange Züge von Büßenden in Italien herum — bis zum Gürtel entblößt, mit verhüllten Häuptern, Bußpsalmen an-

ſtimmend, bis auf's Blut ſich geißelnd; und dieſer religiöſe Wahn verpflanzte ſich auch nach Deutſchland, als 1348—50 „der ſchwarze Tod," der allein von den Minoriten 124,434 Mönche wegraffte, daſelbſt die Gemüther verwirrte. Das war die Zeit, wo im ſüdweſtlichen Deutſchland eine ekſtatiſche Tanzepidemie herrſchte, deren Reigen die zuchtlos Entblößten in Krämpfen von Wolluſt und Schmerz in den Gaſſen der Städte aufführten, und wo im wild aufgeregten Fanatismus die Judenſchlächtereien ihren gräßlichen Höhepunkt erreichten, ſo daß allein „der Edle von Rindfleiſch" 1298 zu Würzburg und Nürnberg 100,000 Juden erſchlug, „darum daß ſie die große Bosheit getrieben mit unſeres Herrn Leichnam." Außerdem war das Volk gehetzt und geängſtet durch den Teufel, dem die wahnhafte Einbildung mit Hörnern, als Bock, Kröte ꝛc. erſcheinen ließ. Im 10. und 11. Jahrhundert ſchon war man auf dieſem Wege ſo weit gekommen, daß ungewöhnliches Maß von Kenntniſſen als Werk des Teufels, der ſchwarzen Kunſt, verfolgt, ungewöhnliches Maß von Unwiſſenheit und Stumpfſinn als Attribut der Heiligkeit und Wunderthätigkeit verehrt wurde. Während ſich der Wunderglaube, gefeit durch die Weihe der Kirche, von Zeit zu Zeit an einer blutenden Hoſtie weidete, an Wunderkuren durch Weihwaſſer ꝛc. erbaute, machte der Wahn das Gemüth erbeben vor Daumen der Gehängten, vor Zeddeln des Henkers zum Schußfeſtmachen ꝛc., vor den Hexen vor Allem, deren Vertilgung durch die Bulle (— Summis desiterantes —) von Innocenz VIII. im Jahre 1484 angeordnet wurde. Hexenproceſſe und Ketzergerichte (— Innocenz III. führte zur Vertilgung der Ueberreſte der Albingenſer die Inquiſition ein —) wurden die Feſttage der Zeit. Die Dominikaner hatten das Amt, überall Ketzer aufzuſpüren, zu verhaften, mit der Folter zu inquiriren, zu verurtheilen und in ewige Gefangenſchaft oder auf den Scheiterhaufen zu liefern: der Höhepunkt der Barbarei, der zu Spanien in Torquemada erreicht ward, als unter ſeiner Oberleitung das heilige Officium von 1481—1488 10,000 Perſonen lebendig und 6000 in effigie verbrannte, 97,000 aber zu Freiheitsſtrafen mit Güterconfiscation verurtheilte. Aberglaube, Wahn, Schrecken und Entſetzen auf der einen Seite und Sinnlichkeit und Sittenloſigkeit andrerſeits waren der Charakter der Menge. Selbſt die Frauen ſanken in den Abgrund. Die zügelloſeſte Geſchlechtsluſt graſſirte in Italien wie in Deutſchland, und in den ſüddeutſchen Städten nicht mehr, als in den norddeutſchen. Dem häufigen vorkommenden Ausſetzen von Kindern mußte man mit Errichtung von Findelhäuſern (Nürnberg hatte im Anfange des 16. Jahrhunderts ein ſolches; in Mailand war bereits 787 eins geſtiftet) zu begegnen

suchen. In Frankreich und Italien zogen fahrende Frauen umher und verlockten Männer und Jünglinge; in Frankfurt a. M., in Bologna ꝛc. sahen zahlreiche Dirnen, heimlich sogar junge Ehefrauen, Männer bei sich; seit dem 14. Jahrhundert wurden öffentliche Frauenhäuser mit Genehmigung der Obrigkeit errichtet.

Bis zu diesen Tiefen und moralischen Abgründen hatte die Kirche geführt, die statt des Einen Mittlers zwischen Gott und dem Menschen eine Priesterkaste eingeschoben hatte, welche mit besondern Privilegien von Gott betraut zu sein vorgab und die von dem Volke passive Unterwerfung verlangte, — eine Kirche, die an die Stelle des Volkes von Brüdern eine absolute geistliche Monarchie stellte und den Hohenpriester des lebendigen Gottes mit dem stolzen Haupte von Rom vertauschte, — eine Kirche, die das Grundprincip des Christenthums, die Rechtfertigung durch den Glauben, demgemäß der wahre Glaube eine durchaus persönliche That und die Bedingung der gänzlichen Erneuerung des Menschen ist, zurückschob hinter die Pönitenzen, die mit dem Charakter selbstständig verdienstlicher Werke auftraten, sowie hinter den Schatz, den die Kirche von den mehr als nothwendigen guten Werken der Heiligen aufbewahrte und für den sie Taxen decretirte, — eine Kirche, die den Himmel mit Heiligen bevölkerte, den Athem des Herrn, im Handschuh des Nikodemus aufgefangen, in Verwahrung hatte und am Hute eines Ablaßkrämers eine Feder, gezogen aus einem Flügel des Erzengels Michael prangen ließ, — eine Kirche, die alles innere Leben durch Aeußerlichkeiten verdrängte — — — wo sollten in solcher Kirche Wissenschaft und Sittlichkeit gedeihen können? — —

Im Allgemeinen wird die Menschheit in ihrem sittlichen und intellectuellen Auftreten durch die in ihrer Zeit herrschenden sittlichen und intellectuellen Begriffe geleitet. Natürlich werden sich Einzelne über diese Anschauungen erheben, wie Andere hinter ihnen zurückbleiben. Aber solche sind Ausnahmen von der Regel, und die Mehrzahl, die sich weder im Guten noch im Bösen besonders auszeichnet, weder sehr klug noch sehr dumm ist, wird unwillkürlich von der sittlichen Regel und Geistesbildung ihres Landes und ihrer Zeit fortgezogen. Denn, sagt Lasaulx, im Ganzen und Großen des Völkerlebens herrscht überall der Naturtrieb vor, nicht die individuelle Willkür: wie ein Jeder die Sprache seines Landes und seiner Zeit spricht, so denkt er auch nach deren System, zu Constantinopel muhamedanisch, zu Petersburg griechisch-katholisch, zu Rom römisch-katholisch, zu Berlin protestantisch. Dieser Zeitgeist selbst aber ist nichts Festes und Fertiges. Er ist nie ganz der nämliche in den Ländern, die sich am ähnlichsten sind (Land und Leute, Natur und

Geſchichte, Phyſik und Ethik ſtehen in innigſter Wechſelwirkung), oder in zwei auf einander folgenden Generationen deſſelben Landes. Was in einer Periode als Widerſinn und Ketzerei angefeindet ward, begrüßte eine andere Zeit als die Wahrheit. Die Unſtetigkeit in dem Maßſtabe menſchlicher Handlungen hängt ab von den ſich verändernden geiſtigen und ſittlichen Anſchauungen der Menſchen und Zeiten. So lange dieſes Naturgeſetz des Geiſtes nicht erkannt iſt, wird man anderen Menſchen um ſo mehr ſeine eigene Anſicht aufzwingen, je mehr man ſelbſt von ihr durchdrungen iſt: — der Grund zu religiöſen Verfolgungen, und dieſe der Grund zu Betrug als täglichem Handwerk, zur Heuchelei als Gewohnheit des Lebens, zu Laſter und Irrthum. — Das Chriſtenthum in heidniſch-antiken Formen war an Völkerſchaften heran gekommen, die einem bildungsfähigen Rohſtoffe glichen. Die lateiniſche Sprache und fremdartige Bildung ſchien über den ſterbenden Volksgeiſt (im 10. Jahrhundert) den Sieg davon zu tragen. Aber ſie ſollten nur ihre bildende Kraft an der formloſen Natur bewähren. Der germaniſche Geiſt wurde in Bewegung geſetzt durch die Einwirkungen eines von außen an ihn herantretenden geiſtigen Lebens, wußte aber dieſe Einflüſſe im Laufe der Zeiten zu aſſimiliren, trieb neues Leben aus ſich ſelbſt heraus und wurde endlich die verjüngende Kraft des geiſtigen Lebens der Menſchheit.

3. Das Laienthum und seine Erziehung.

20.

Die Kreuzzüge und die Oberherrschaft des germanischen Geistes über die romanische Weltanschauung.

Nachdem das Germanenthum mit dem Christenthume erfüllt war, suchte es sich von der Knechtschaft, in der es das Römerthum gefangen hielt, zu befreien. Es trat damit eine neue Geschichtsperiode ein: die Periode, in der an der Stelle der Geistlichkeit das Laienthum die Herrschaft übernahm. War die scholastisch-geistliche Periode ein Ueberwiegen des Romanismus über den Germanismus gewesen; so erlangte mit der Herrschaft des Laienthums der Germanismus über den Romanismus das Regiment. Das Ritterthum und das Bürgerthum sind die Kämpfer, die dem Germanismus den Sieg zu verschaffen streben, indem sie an die Stelle des Geistlichen den natürlichen Menschen zu setzen suchen. Unter ihrer Regierung wird das gedankenlose Aufnehmen des Kirchenglaubens von der Scholastik und Mystik, die geistliche Poesie vom Minne- und Meistergesang, die byzantinische von der germanischen Baukunst, die lateinische Sprache von den Nationalsprachen verdrängt. Es beherrscht zwar auch jetzt noch und zwar erst recht die Romantik die Welt, aber es herrscht im Prozesse derselben das Subject über das Object, während in der scholastisch-geistlichen Zeit das Object im Vordergrunde stand; und wenn vormals allein der Glaube als Parole galt, so treten von

nun ab neben dem Glauben Liebe und Leben mit ihren Rechtsansprüchen auf. Auch geht noch die Entwicklung des Ritterthums, wie der Beginn der Kreuzzüge, von dem romanischen, vorzüglich keltisch-romanischen Typus aus, der dazu durch seine physikalischen und ethnographischen Einflüsse, durch die Beschaffenheit des Landes und des Himmels, durch die Nachbarschaft Spaniens und Italiens prädestinirt war. Doch konnte das Ideal des Ritterthums nur durch den Einfluß des germanischen Geistes in Gedanken wie in der That zur Wirklichkeit gelangen. Denn Kampf und Waffen sollten nun wieder wie in der alten germanischen Zeit die einzige rechte Beschäftigung des Mannes bilden; nur daß sie nicht mehr der Bethätigung der persönlichen Kraft, sondern dem ausschließlichen Dienste allgemeiner Ideen gewidmet waren. Daß das Ritterthum eine reale Macht in der Geschichte werden konnte, ist der Beweis, wie weit bereits der germanische Geist zur Herrschaft gelangt war, und wie weit er bereits auch den Idealismus des Christenthums in sich verarbeitet hatte.

Die klassische That des Ritterthums sind die Kreuzzüge. Ihre historische Bedeutung hat wahrhaft groß Hegel entwickelt, wenn er sagt: „Die Christenheit hatte mit der Eroberung des heiligen Landes ihr religiöses Bedürfniß befriedigt, sie konnte jetzt in der That ungehindert in die Fußtapfen des Heilandes treten. Ganze Schiffsladungen von Erde wurden aus dem gelobten Lande nach Europa gebracht. Von Christus selbst konnte man keine Reliquien haben, denn er war auferstanden: das Schweißtuch Christi, das Kreuz Christi, endlich das Grab Christi wurden die höchsten Reliquien. Aber im Grabe liegt wahrhaft der eigentliche Punkt der Umkehrung, im Grabe ist es, wo alle Eitelkeit des Sinnlichen untergeht. Am heiligen Grabe vergeht alle Eitelkeit der Meinung: da wird es Ernst überhaupt. Im Negativen des Sinnlichen ist es, daß die Umkehrung geschieht und sich die Worte bewähren: Du lässest nicht zu, daß Dein Heiliger verwese. Im Grabe sollte die Christenheit das Letzte ihrer Wahrheit nicht finden. An diesem Grabe ist der Christenheit noch einmal geantwortet worden, was den Jüngern, als sie dort den Leib des Herrn suchten: Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten? Er ist nicht hier, er ist auferstanden. Das Princip eurer Religion habt ihr nicht im Sinnlichen, im Grabe bei den Todten zu suchen, sondern im lebendigen Geist bei euch selbst. Die Christenheit hat das leere Grab, nicht aber die Verknüpfung des Weltlichen und Ewigen gefunden und das heilige Land deshalb verloren. Sie ist praktisch enttäuscht worden, und das Resultat, das sie mitbrachte, war von negativer Art: es war, daß nur das subjective

Bewußtsein und kein äußerliches Ding das natürliche Dasein ist. Das war das absolute Resultat der Kreuzzüge, und von hier fängt die Zeit des Selbstvertrauens, der Selbstthätigkeit an. Das Abendland hat vom Morgenlande am heiligen Grabe auf ewig Abschied genommen und sein Princip der subjectiven unendlichen Freiheit erfaßt." Die Kreuzzüge — so fügen wir hinzu — brachten Völker, Stämme und Stände und von allen Seiten die Stammesgenossen zusammen und durch einander. Die Begeisterung für eine Idee, die Opferwilligkeit, in einer großen That alle Schlacken des vergangenen Lebens abzuwerfen, die Befriedigung der ritterlichen Thatenlust, die Romantik der Gefahren und der Abenteuer, das Sehnen und Hinausstreben in das Zauberland der Wunder, die fortdauernde Gespanntheit der Gemüther: das Alles wandelte das Leben im Innersten um und rief ein neues Denken und Fühlen hervor. 50 Jahre nach Beginn der Kreuzzüge (Friedrich I.) war deshalb auch in Deutschland eine ganz neue Welt fertig: ein schwärmerisches Jünglingsleben, dem mit einem Schlage das Verständniß der Schönheit aufgegangen war, das in Dichtung und Kunst seinen Ausdruck fand. Das sich der Sündhaftigkeit bewußte Gemüth sah in den Kreuzzügen einen Weg

„Auf dem der Mensch, wie schwer er sich vergangen,
Folgt er nur fromm, Vergebung soll erlangen."

In diesem Sinne singt auch ein Troubadour:

„Für edel gilt kein Held in dieser Zeit,
Der Kreuz und Grab nicht Hülfe eilt zu bringen;
Mit Waffenschmuck, mit Muth, mit Zierlichkeit
Und dem, was gut und schön vor allen Dingen,
Vermag man Heil und Ehre zu erringen
Im Paradies."

Im Anfange schien freilich die Hierarchie durch die Kreuzzüge erst zu ihrer höchsten Höhe zu gelangen. Alle Könige und Kaiser, die nach dem heiligen Lande zogen, gingen und stritten daselbst im Namen des Oberhauptes der Kirche, um als Vasallen für dasselbe zu erobern: der Papst erschien damit als oberster Herr aller Könige und Reiche der Welt, und sie alle waren tributpflichtig an Rom, welches dadurch, daß die von den Christen zur Eroberung des heiligen Grabes beigesteuerten Gelder in die römische Kasse flossen, auch der Mittelpunkt der weltlichen Schätze der Christenheit ward. So gelangte Rom zum Gipfel seiner Macht, als dessen kräftigster Inhaber Innocenz III. dasteht, der, ein reichbegabter, fester Geist, keine anderen Gedanken, als Befestigung des Kirchenstaates, die Befreiung Italiens von ausländischer

Herrschaft, die Rettung der Kirche im Morgenlande, die päpstliche Bevormundung des christlichen Staatenvereins, die Ausrottung der Ketzer und die strenge Ordnung der Kirche hatte, und der sich auf dem Gipfel seiner Macht mit der Sonne vergleichen konnte, von der das Königthum, der Mond, sein Licht zu Lehn trägt. Er war ein Mann von großer wissenschaftlicher Bildung, schrieb selbst ein Werk über Fürstenerziehung, wandte besonders der Universität Paris und den Kathedralschulen seine Thätigkeit zu und verordnete 1215 auf dem lateranensischen Concil, daß bei allen Kathedralen Lehrer der Grammatik und Lectoren der Theologie angestellt würden, damit nicht ferner ein Mangel an wissenschaftlicher Ausbildung stattfände. — Aber doch waren die Kreuzzüge die erste große That des germanischen Geistes gegen die römische Kirche. „In den einzelnen Zügen des ritterlichen Ideals, sagt Rückert, steht dieser selbstwüchsige germanische Typus oft im directesten Gegensatz mit der kirchlich-christlichen Weltanschauung und deren Idealen. Schon daß Laien, wie die Ritter waren, ihre liebste Beschäftigung, den Kampf im physischen Sinne, zum höchsten von allen guten Werken erheben, und daß die Kirche, deren höchstes Werk bisher das passive Marthyrium war, diesen Kampf anerkennt, ja Propaganda dafür macht, ist das Zeichen, daß sich das bisherige Verhältniß von Romanismus und Germanismus umgekehrt hat. Und wenn sich diese Kirche in Innocenz auch noch so hoch erhoben hatte, — gerade Das, worin sie ihren Triumph sah, die Eroberung des heiligen Landes, wurde ihr Untergang. Macht und Reichthum der Kirche hatten sittliche Entartung und Verweltlichung des Klerus zur nothwendigen Folge: so erzeugten die Kreuzzüge den innern Feind, welcher der kräftigste Bundesgenosse des von ihnen hervorgerufenen äußeren Feindes wurde. Die Berührung mit den Muhamedanern nämlich und mit deren skeptischen Philosophie weckte in der Kirche den Gegner der Kirche, mit welchem sie von nun ab den unversöhnlichen Kampf der Vernichtung zu führen hatte. Die Christen kämpften mit den Muhamedanern; sie standen aber zugleich auch in freundlichem Verkehr mit ihnen. Tausende von Christen hielten sich an den maurischen Höfen auf, halfen von da sogar ihre Landsleute bekriegen; wiederum verkehrten eben so viele Muhamedaner unter den Christen. Kriegsgefangene vermittelten eine Art geistigen Tauschhandels, und italienische Schiffe holten aus der Levante Gewürze, Seide und Metalle. Damit aber hielt auch ein neuer Geist, der Geist allgemeiner Freigeisterei in Europa seinen Einzug. Die Templer, unabhängig durch eigene Macht und päpstliche Privilegien, stellten sich Bischöfen und Königen feindselig gegenüber und vereinigten

mit christlichem Leben und Glauben saracenische Ueppigkeit. Johann ohne Land schickte, ehe er sein Land vom Papste als Lehen nahm, an den muhamedanischen Herrscher Muhamed al Nassir und wollte diesem, wenn er durch ihn in den Besitz seines Reiches gesetzt würde, tributpflichtig werden, das Christenthum, das er für eine bloße Erfindung halte, abschwören und den Islam annehmen. Friedrich II. stand mit allen muhamedanischen Herrschern im freundlichsten Verkehr, empfing vom Oberhaupte der Assassiden in Syrien Gesandtschaften und schloß mit dem Fürsten von Tunis einen Vertrag auf vollkommen gegenseitige Handelsfreiheit; er stellte aber auch den Grundsatz auf, daß der Mensch nur glauben dürfe, was er aus Natur und Vernunft beweisen könne und leugnete deshalb die Geburt Christi aus einer Jungfrau als etwas sich in sich Widersprechendes, ja er soll sogar geäußert haben, daß Moses, Christus und Muhamed die drei größten Betrüger in der Welt gewesen seien, wie er auch beim Anblick eines Priesters, der mit dem Allerheiligsten zu einem Kranken ging, ausrief: Wie lange wird dieser Betrug noch dauern? und beim Einbruch der Mongolen in Deutschland unumwunden erklärte, daß er keine Lust habe, sich der Christenheit gegen die Heiden anzunehmen, so lange ihm das Oberhaupt der Ersteren mehr Verdruß mache, als alle Tartaren.

Eine neue Bildung ward von den Kreuzzügen aus die geistige Atmosphäre der Zeit. Der allgemeine Gesichtskreis war über die bisherigen Schranken, in denen die Völker isolirt neben einander gelebt und nur einzelne Menschen das Leben und Treiben außerhalb der Heimath kennen gelernt hatten, erweitert: Engländer, Franzosen, Deutsche ꝛc., das Abendland und das Morgenland, berührten sich und rissen die einzelnen Nationen aus ihrer Beschränktheit, erfüllten sie mit neuen Lebensanschauungen und Lebensrichtungen. Die gemüthvollen Deutschen gingen mit den phantasiereichen Franzosen und Italienern und kamen vereint nach Constantinopel, dem Zufluchtsorte der alten Kunst, und von da in das heilige Land, das reich an köstlichen Gaben der Natur, wie an Wundern der heiligen Geschichte war. Da mischte sich orientalische Gluth und christlicher Glaube, — ein Amalgamationsprozeß, der nach allen Richtungen hin neues Leben zeugte und das Abendland mit griechischer und arabischer Sprache, Philosophie, Dichtkunst, Mährchen- und Sagenwelt, Mathematik, Arzneikunde, Baukunst, Malerei und Sitten bekannt machte, damit aber die eigene Kunst und Wissenschaft wunderbar erfrischte. Noch mehr. Die verschiedenen Stände ein und desselben Volkes waren in den Kreuzzügen zu einem Ziele und durch ein Streben vereint, — das heilige Land mit eigenen Augen zu schauen.

Und indem sie Alle geistigen Zielen zueilten, und nach Bildung und Einsicht strebten, mußte, — wie Cramer mit Recht bemerkt — der ganze bisherige Bildungsstand verändert werden, mußten für denselben neue Bahnen sich eröffnen, mußte die Geistlichkeit das Reich des Geistes, das sie bisher allein beherrschte, auch mit Andern theilen. „Die Kreuzzüge sind eine Reaction des Laienthums gegen den Klerus, der Sinne gegen den Geist, des Schauens gegen den Glauben, der That gegen das Wort.“ Von nun ab konnte nicht mehr die lateinische Sprache das Vehikel der Bildung und der Wissenschaft sein, weil nicht mehr die Geistlichkeit im Alleinbesitz der Bildung war: in der heimischen Sprache ertönte der Gesang, wie in ihr die Kreuzfahrer von sich den Ihrigen Kunde sandten; es gab verschiedene Uebersetzungen aus einer neuen Sprache in die andere; Italiener und Deutsche dichteten in zwei Sprachen; an den Höfen der Fürsten wurden Söhne und Töchter angehalten, vor Allem die französische Sprache zu erlernen, weil sie sich als bestes Verbindungs- und Vermittlungsglied darbot und weil die neue Richtung des christlichen Ritterthums zunächst von Frankreich ausging. Mit der alten Sprache fiel aber auch die alte Religion: das Christenthum stieg aus der jenseitigen Welt hernieder in die diesseitige, aus der Kirche in das Herz, aus dem Reiche der Vorstellungen in das Gemüth der Menschen. Da erst ward die Sinnlichkeit von der Innerlichkeit der Religion durchglüht, und „diese schöne und fromme Innigkeit, dieses menschliche Fühlen im Widerscheine des Geistlichen, diese schöne Menschlichkeit im Lichte des Himmlischen, dieser Frauendienst, im innigen Bunde mit der gerade damals zur höchsten Blüthe entfalteten Verehrung der Maria, bewirkte, daß das tiefste und heißeste Gefühl des Menschen, die irdische Liebe zur himmlischen sich verklärte, und daß dadurch die Frauen gleichsam mit einem irdischen Heiligenscheine umgeben wurden.“ Eben so in der Wissenschaft. Früher war die Theologie die einzige Wissenschaft, und die ihr untergebene Philosophie beschäftigte sich nur mit Logik und Metaphysik; die Naturwissenschaften hingegen waren geächtet, und die Geschichte bestand in Legenden. „Jetzt sind die Geschichtsschreiber nicht mehr Mönche, welche in ihrer Zelle mit den alten Worten neue Sachen schief und ungeschickt darstellen; es sind Welt- und Geschäftsmenschen, welche, was sie erlebten und wobei sie selbst meist handelnd auftraten, klar und im Zusammenhange erzählen.“ Die Philosophie emancipirt sich fortan von der Theologie, und auf der Universität zu Paris wird 1270 diese Trennung in zwei verschiedenen Facultäten verkörpert. Dazu trug wesentlich die aus näherer

Bekanntſchaft mit der arabiſchen Cultur hervorgehende Verbreitung der ariſtoteliſchen Schriften bei, der Friedrich II. und ſein Sohn Manfred aus allen Kräften Vorſchub leiſteten, indeß ihr Innocenz III. mit aller Macht widerſtrebte. Ungefähr um 1240 wurden durch Wilhelm von Auvergne auch die phyſiſchen Schriften des Ariſtoteles bekannt, und damit beginnt die Erkenntniß und Betrachtung der Natur als einer göttlichen Offenbarung, bis Reimund von Sabunde die geſammten Lehren des Chriſtenthums aus den Geſetzen der Natur und des menſchlichen Geiſtes zu begründen ſucht. Mit der Natur fängt auch der Staat an, auf unmittelbare Berechtigung Anſpruch zu machen; zur Begründung derſelben wird die ariſtoteliſche Politik gründlicher behandelt. In der Kirche ſelbſt traten den Dominikanern, deren Hauptbeſtreben die Vertheidigung der Orthodoxie und der päpſtlichen Allgewalt war, die durch Franz von Aſſiſi († 1226) gegründeten Franziskaner oder Minoriten entgegen, welche die letzte Entſcheidung des Papſtes verwarfen, im 14. Jahrhundert auf ein allgemeines über dem Papſte ſtehendes Concil drangen und im Dogma die ſemipelagianiſche Richtung verfolgten. Sie gehörten ſonit ſelbſt zu den Ketzern (Katharer d. h. Reine; daher gazzari Ketzer), die ſich ſeit dem 11. Jahrhundert überall in Frankreich, in Aquitanien, in Orleans, Arras, Lüttich zeigten und die der Hierarchie und den kirchlichen Gebräuchen entſchieden abgeneigt waren, worauf im 12. und 13. Jahrhundert die Albingenſer und Waldenſer das Evangelium gegen die Kirchenſatzung hielten und läugneten, daß die römiſche Kirche die Kirche Chriſti ſei. Auch die politiſchen Verhältniſſe endlich erlitten eine wichtige Veränderung. Das Ritterweſen bildete ſich während der Kreuzzüge in ſeiner Eigenthümlichkeit aus, und die Städte nahmen einen neuen Aufſchwung. — Hinter alle dem aber blieb die Erziehung nicht zurück. Die Kirche ſelbſt raffte ſich in Folge der Kreuzzüge wieder auf und ſorgte für Volksbildung. Die Dominikaner wirkten erfolgreich als Lehrer (— zu Anfang des 13. Jahrhunderts errichteten ſie die Thomasſchule zu Leipzig —), und die Franziskaner ſuchten auch unter dem niederen Volke Einſicht zu verbreiten. Die Kirchenverſammlung zu Biterre beſchloß 1246, daß die Knaben, ſobald ſie ſieben Jahr alt ſeien, an Sonn- und Feſttagen zur Kirche geſandt und im katholiſchen Glauben, beſonders im Vaterunſer, im Glaubensbekenntniß und in der Begrüßung der Maria unterrichtet werden ſollten. — In den verſchiedenen Ständen ſchoſſen neue Bildungstriebe auf. In Deutſchland wirkte der wiſſenſchaftliche Sinn der höheren Stände, die Kunſt ꝛc. vortheilhaft auf das Volk. In Frankreich wurden unter

Ludwig VI. und VII. (1108 — 1180) neue Schulen angelegt und die alten verbessert. In der Niederlande blühten die Domschulen. In England war durch Wicliffe die heilige Schrift übersetzt und damit, was bishin der Geistlichen und Kirchenlehrer hohes Eigenthum war, zum Gemeingut der Laien gemacht. Selbst in Rußland hatte Czaar Wladimir um 998 durch griechische Architekten Tempel, Schulen und Erziehungshäuser bauen lassen, für den jungen Adel Lehrer aus Griechenland berufen und geboten, daß nöthigenfalls den Aeltern ihre Kinder mit Gewalt genommen und in die Erziehungshäuser gebracht werden sollten, worauf sein Sohn, der Despot Jaroslav, in Nowgorod ein Erziehungshaus für 300 Söhne der Staroſten und Priester errichtete und mehrere Kirchen mit reichen Einkünften unter der Bedingung gründete, daß die Geistlichen sich des Volksunterrichts fleißig annähmen. Vorzüglich aber waren es die Ritter und die Städte, die eine neue, von der Kirche sich emancipirende Erziehung verfolgten. —

A. Das Ritterthum und seine Erziehung.

21.

Die Gestaltungen des Ritterthums.

Der sich vom Romanismus frei machende christlich-germanische Geist, welcher auf dem Throne seine Repräsentanten in dem durch kriegerische Tugend und Hoheit der Gesinnung, sowie durch unaustilgbaren Hang und Drang nach idealer Heldengröße sich auszeichnenden Hause der Hohenstaufen hat, erscheint zuerst im Ritterthum, der jugendlichen Lebenspoesie der germanischen Völker, — im Ritterthum der That: der ritterliche Held, — im Ritterthum des Gedankens: der philosophische Scholastiker, — im Ritterthum der Kunst: der Minnesänger und der germanische Architekt. —

I. Die Scholastik tritt als das Ritterthum der Theologie auf. Sie hat Inhalt und Form aus der geoffenbarten Glaubenslehre und aus den einseitig angewandten Verstandeskategorien des Aristoteles geschöpft. In der Zeit, in welcher sie Kopf und Herz der Begabtesten und Besten beschäftigte, war der unhaltbare Gegensatz zwischen Diesseits

und Jenſeits, Gott und Welt, Innenwelt und Außenwelt, geiſtlichem und weltlichem Leben in den Meinungen der denkenden Menſchen am ſchroffſten ausgebildet. Die Kirche enthielt alle Weisheit in ihren geoffenbarten Glaubenslehren, und ſie machte Anſpruch auf den Vollbeſitz des Einzelmenſchen. Aber dieſer Einzelmenſch war und blieb Sohn der Erde, ein natürliches, mit ſinnlichen und geiſtigen Anlagen ausgerüſtetes Geſchöpf. Darum wurde er hin und her gezerrt von den Anforderungen der die Kirche repräſentirende Geiſtlichkeit und deren der eigenen Natur. Darum einerſeits die Idealiſirung des Lebens, andererſeits die Verlaſſung und Hinwegwerfung der Welt, hier Luſt und Genuß und dort das Büßerthum, hier die Begierde und dort die Entſagung, die nackte, unverhüllte Sinnlichkeit und wiederum eine ſchwärmeriſche, mit dem Schatten des Genuſſes ſich begnügende Ueberſinnlichkeit, hier das Kleben und Hängen am Irdiſchen, dort die losgelöſte Phantaſie, die feſſelloſe, befreite Seele, die der Beſchaulichkeit und Verglückung hingegeben, in das Reich der Gefühle ſich verliert und ihr körperliches Haus vergißt. Konnte man — ſagt Falke — ſchwärmeriſch genug ſein, um den unkörperlichen Dingen, den Abſtractionen der Intelligenz Körperliches beizulegen, ſo iſt es kein Wunder, daß man auch die gemeine Welt erhob und idealiſirte, andererſeits aber ſie verachtete und hinwegwarf und dafür in der erträumten ſeine Luſt büßte. Das ſind die Folgen einer Trennung von Ewigkeit und Zeit, Dieſſeits und Jenſeits. Neben der ſinnlichen Luſt machte ſich auch die ihr Recht verlangende menſchliche Vernunft bemerkbar. Die herrſchende Geiſtesmacht, welche ſich alle Gemüther unterworfen hatte, geſtattete ihr anfänglich nur eine Quelle der Erkenntniß — das Gebiet der geoffenbarten Religion. Nicht aus ſich ſelbſt wagte die Vernunft zu ſchöpfen, nicht aus der als ein Secundäres, an ſich Werth-, Geiſt- und Gottloſes geächteten Natur: ihr ausſchließliches Gebiet war zunächſt das des Glaubens, deſſen geoffenbarter Inhalt ſie zu ſtützen und mit ihren Forderungen in Einklang zu bringen ſuchte. Bei dieſem Geſchäfte mußte ſie ſich allgemach ihrer eigenen Souveränität bewußt werden. Denn, ſagt F. v. Raumer ſehr richtig, wer gewiſſe Vorausſetzungen und Lehrſätze über Unſterblichkeit, Transſubſtantiation, Erbſünde u. dgl. annimmt, wird nothwendig bis zu gewiſſen Endpunkten hingetrieben, oder er muß nach dem Tel est notre bon plaisir einen willkürlichen Endpunkt ſetzen, oder er ſieht ſich genöthigt, die Mangelhaftigkeit der Vorausſetzungen und Lehrſätze anzuerkennen. Schüchtern geſtattete ſich zuerſt die Scepſis die Unzulänglichkeit der dogmatiſchen Beweiſe ans Licht zu ſtellen, und zu zeigen, daß man auf dieſem Wege nichts erreiche. Die Vernunft, als Dienerin

des Glaubens wurde ihrer Vasallenschaft müde und fing leise an, selbst den Herrn zu machen, sich dem Glauben gegenüber die Superiorität zu erringen. Aber lange Zeit hat man gebraucht, um einzusehen, daß der menschliche Geist selbst eine Offenbarung Gottes ist und daß er da, wo er sich zur Ursprünglichkeit und Genialität erhebt, eine Quelle wird, woraus Ströme des ewigen Lebens fließen, daß also das, was man Offenbarung nennt, kein einmaliger, gleichsam krystallinischer, sondern ein fortlaufender Proceß ist, bestimmt, das wahrhaft Menschliche dem Göttlichen immer mehr entgegen zu führen — eine Wahrheit, die selbst in unserer Zeit noch nicht Gemeingut der denkenden Welt geworden ist. Wo sie erkannt wird, erscheint auch das geistige Leben der Menschheit als ein Werdendes, wie die Natur, und die als göttlich anerkannte Vernunft ist berechtigt, das Ergebniß vergangener Tage ohne Ausnahme vor ihren Richterstuhl zu ziehen. — Die Abhängigkeit von der Natur und der Kampf mit derselben lehrte auch dieses große Buch Gottes allmählich als eine Quelle der Wahrheit erkennen. Schon zur Zeit der Scholastik finden sich schüchterne Anfänger einer Naturphilosophie. Später erhebt sie sich immer mehr als eine Hauptgebieterin auf dem Gebiete der Wahrheit und verscheucht die trüben Nebel des Aberglaubens, dem im Mittelalter Menschenopfer unerhört fielen und der sich also im Zeitalter der Transscendenz zu einer entsetzlichen Plage für das Menschengeschlecht, zu einem verzehrenden und verheerenden Moloch gestaltet hatte. Das arme, irrende und schwankende staubgeborene Geschlecht schreitet freilich häufig fort von Extrem zu Extrem; es verlor in neuerer und neuester Zeit bei seinen Naturforschungen vielfach die Macht des Geistes aus den Augen, und während es das Sichtbare in seine Rechte einsetzte, sank es selbst herab zur Anbetung desselben. Heilung ist nur zu finden in jener Anschauung, welche alles Leben als ein einiges und das Universum als ein organisches Ganzes betrachtet, in welchem Innenwelt und Außenwelt, Sichtbares und Unsichtbares, Diesseits und Jenseits zur Versöhnung gelangen. — Erweisen wir übrigens der Scholastik alle Ehre, weil sie trotz der Ketten, in der sie einherging, in einer merkwürdig phantastischen und dunklen Zeit den Adel der menschlichen Seele aufs Neue dokumentirte und weil ihr Kettengerassel und Kettengerüttel den Anbruch einer neuen Zeit, der Zeit der Herrschaft der Vernunft verkündete. Ihr erster Verkündiger war schon **Skotus Erigena** gewesen. Er stammt nach Einigen aus Schottland, daher sein Name „Skotus", nach Anderen aus Irland, weshalb er „Erigena" heißt. Es wird auch behauptet, daß er von den Mönchen des Klosters Malmesbury, in welches er sich zurückgezogen

hatte, 886 ermordet worden ſei. Er hat in Paris gelehrt und bei Karl dem Kahlen in großem Anſehen geſtanden. In Paris und Frankreich verfolgt, weil er ſeine Lehren und Schriften nicht vorher dem Urtheile des Papſtes unterworfen hatte, wurde er in England von König Alfred freundlich aufgenommen und als Lehrer in Oxford angeſtellt. Aber auch hier wieder verfolgt, gründete er in Malmesbury eine eigene Schule. — Seiner Anſchauung lag der Gedanke zu Grunde, daß Gott in der Natur und die Natur in Gott ſei. Gott iſt ihm das allein wahrhafte Sein und darum Zweck und Ziel von Allem. Es gibt keine Prädeſtination und Präſcienz, überhaupt kein Vorher und kein Nachher in Gott. Der freie Wille iſt die Subſtanz des Menſchen. Das Böſe iſt der menſchlichen Natur nicht eingepflanzt, ſondern beſteht in der verkehrten und unvernünftigen Richtung des vernünftigen und freien Willens. Wie viele einzelne Lichter in einem Lichtmeer verſchwimmen und doch jedes einzelne Licht herausgenommen werden kann: ſo verhält ſich die Menſchenſeele zu Gott. — Skotus Erigena ragte zu hoch und zu tief über ſeine Zeit empor, als daß ihn dieſe Zeit hätte verſtehen können. Erſt zwei Jahrhunderte ſpäter trat die von ihm angelegte Philoſophie an das Licht des Tages. Zunächſt durch Lanfranc aus Pavia, auf deſſen Betrieb dem Berengar das Glaubensbekenntniß abgedrungen ward, daß der Leib Chriſti im Abendmahl nicht bloß ſacramentlich, ſondern ſinnlich dergeſtalt gegenwärtig ſei, daß er von den Händen der Prieſter berührt und gebrochen und von den Zähnen der Gläubigen zermalmt werde, — eine Lehre, die, nachdem Hildebert von Tours den Ausdruck transsubtantiatio für dieſelbe gefunden hatte, von Innocenz III. auf der vierten Lateranſynode zum unabänderlichen Glaubensartikel erhoben wurde. — Der eigentliche Begründer der Scholaſtik jedoch war **Anſelm von Canterbury**. Er ſuchte die Vermittlung von Glauben und Wiſſen und ſtellte den Grundſatz auf, daß der Chriſt vom Glauben zur Vernunft fortſchreiten, nicht aber durch die Vernunft erſt zum Glauben gelangen müſſe. Wer nicht glaubt, der erfährt nicht, und wer nicht erfahren hat, der weiß nicht. Der Glaube iſt alſo die Norm für die Vernunft, und ein Wiſſen, daß ſich nicht an den Inhalt des Glaubens hält, kann nur Irrthum erzeugen. — **Abälard** (1079—1142) hingegen ordnete bereits den Glauben dem Wiſſen unter mit ſeinem Grundſatze: Man darf und muß nichts glauben, was man nicht begriffen hat. Erſt durch thätiges Forſchen gelangt man zum feſten Glauben, denn ſolcher Thätigkeit geſellt ſich die göttliche Liebe und gibt, was des Menſchen Forſchen nicht erreichen kann. Abälard auch war es zuerſt, der die ariſtoteliſche Dialektik an

die Stelle der auguſtiniſchen ſetzte, indeß bei Anſelm noch die Dialektik des Auguſtin zu Grunde lag. — Methodiſch dialektiſch vollendete das von Abälard angefangene Werk **Peter der Lombarde** († 1164) in ſeinen 4 Büchern Sententiarum: das herrſchende dogmatiſche Handbuch für die Folgezeit, über das die ausgezeichnetſten Lehrer Commentare ſchrieben, in dem das Ganze der Kirchenlehre zuſammengefaßt war, in dem Philoſophie und Kirchenlehre in äußerlichem Einklange ſtanden und das ſeinem Verfaſſer den Namen „magister sententiarum“ gab. — Zur wahrhaft ſyſtematiſchen Ausbildung gelangte die Scholaſtik erſt durch gänzliches Eindringen der ariſtoteliſchen Philoſophie in dieſelbe. Der erſte Scholaſtiker, der eine durchgängige Anwendung derſelben auf die Theologie machte, war **Alexander von Hales** († 1245) in ſeiner summa universae theologiae. — Ihre Blüthezeit erlangte die Scholaſtik durch dieſe Anwendung in **Thomas von Aquino**, dem doctor angelicus (1224—1274), der bereits behauptete, daß Alles, was der Vernunft widerſpricht, der göttlichen Wahrheit entgegen iſt. Die chriſtliche Theologie, ſagt er, gründet ſich zwar auf eine höhere göttliche Offenbarung, aber die Vernunftwahrheit muß mit der göttlichen Wahrheit übereinſtimmen und weſentlich Eins mit ihr ſein, da die Vernunft von Gott ſtammt. — Dem tiefſinnigen Thomas ſtellte ſich der ſcharfſinnigſte Geiſt des Mittelalters, der Doctor subtilis, **Duns Skotus** (1270—1308) gegenüber, indem er nicht den letzten Zweck der Theologie in die Erkenntniß Gottes ſetzte und das Weſen Gottes nicht vorwaltend als intellectus faßte, ſondern, auf praktiſchem Standpunkte, den letzten Zweck der Theologie in dem Genuſſe Gottes fand und das Weſen Gottes als Willen darſtellte. — An Thomas von Aquino und Duns Skotus ſchloſſen ſich zwei Schulen an, da die Dominikaner als Thomiſten die Lehre des Thomas vertheidigten, die Franziskaner als Skotiſten ſich an Duns Skotus lehnten. Indem ſie durch ihre gegenſeitigen Kämpfe die Lehre ihrer Meiſter immer weiter ausbildeten, wurde der Wille vom Verſtande, das Praktiſche vom Theoretiſchen, der Glaube vom Wiſſen mehr und mehr getrennt, bis **Wilhelm von Occam** († 1347) das Princip der Priorität des Denkens vor der Autorität des Glaubens am entſchiedenſten vertheidigte. Er war zugleich der größte Verehrer des Nominalismus, der ſich vom Anfang der Scholaſtik an dem nach Platon's Vorgange an der objektiven Realität der Univerſalien (universalia ante rem) feſthaltenden Realismus entgegenſtellte und keine allgemeinen Begriffe, keine Gattungen, keine Arten annahm, die Begriffe des Allgemeinen vielmehr nur für bloße Namen, für inhaltsleere Vorſtellungen ohne Realität hielt, demgemäß auch kein reines

Denken, sondern nur ein Vorstellen und sinnliches Wahrnehmen kannte. Nach Occam faßt die Wahrnehmung die Eindrücke auf, welche die Dinge auf uns machen, und das Urtheil verbindet die Zeichen der Dinge zu Sätzen oder Urtheilen. Der abstracten Erkenntniß liegt überall die anschauliche Erkenntniß durch Erfahrung zu Grunde, und selbst die Erkenntniß nothwendiger Wahrheiten läßt sich auf diese Weise ableiten. Alles Denken ist demnach nur ein natürlicher Verlauf der Vorstellungen, welche in unserer Seele hervorgebracht werden, sich unter einander verbinden und in dieser Verbindung auch wieder von uns angeschaut werden, ohne alles Zuthun des Verstandes oder des Willens. Die Theologie hingegen beruht auf Autorität; natürliche Gründe bestätigen den Glauben nicht. Viele theologischen Fragen betreffen nur die Zeichen der Zeichen, und der Sprachgebrauch ist willkürlich, so daß es gerathen ist, in vielen Dingen dem Sprachgebrauche Anderer sich anzuschließen. Die Theologie überhaupt ist nicht eine einige Wissenschaft, sondern faßt verschiedenartige Sätze in sich; selbst die Gebote Gottes, auch das der Liebe Gottes, ist etwas Willkürliches. — Damit war der Gegensatz zwischen natürlichem Erkennen und dem Wunder der übernatürlichen Welt in voller Kraft ausgesprochen. Philosophische und theologische Forschung waren von nun ab zwei verschiedene Gebiete, und die philosophische Untersuchung ward von theologischen Voraussetzungen frei. Das eigentliche Wesen der Scholastik war somit aufgehoben.

Zu dieser Aufhebung der Scholastik hat wesentlich der große Franziskaner **Roger Bacon** (1214—1294) beigetragen. Er suchte das Heil nicht in Dialektik und Theologie, sondern in Sprachkunde, Mathematik und Physik. Die Mathematik empfahl er als die erste und leichteste Wissenschaft, auf welcher alle übrige Erkenntniß beruhe, weil wir das Geistige und Ewige nur durch das Körperliche und Zeitliche erkennen, und weil die Mathematik allein einen wahren Beweis gewährt; die Erfahrung aber ist die Ergänzung zum Beweise, denn nur erst die Erfahrung, das Schauen der Wirklichkeit Dessen, was bewiesen worden, beruhigt den Geist. Daher ist ihm die Erfahrung die Herrin über alle speculative Wissenschaft. In der Naturwissenschaft dringt er auf Erkenntniß des Besonderen und fordert, daß es nicht weniger als das Allgemeine Wahrheit habe, daß es nicht allein aus der Verbindung, aus dem Zusammentreffen der Allgemeinheiten entstehe, verlangt auch, daß es nicht allein auf die Mittel des Versäumnisses, sondern auf den Verstand selbst wirke. — —

Die Scholastik war das Ritterthum des Gedankens. Ihre Werke sind geistige Dome im gothischen Stil. Ihre Waffe war die Speculation. Aber auch auf **Abenteuer** ging sie, ein ächtes Ritterthum, aus. „Was wäre aus Christus geworden, wenn er als Gurke erschienen wäre?" „Kann neben dem Wasser auch mit Luft, Sand oder Erde, mit Bier, Fischbrühe, Lauge, Rosenwasser ꝛc. getauft werden?" „Kann Gott etwas Geschehenes völlig ungeschehen machen, z. B. aus einem Freudenmädchen eine reine Magd?" „Warum hat Adam im Paradiese von einem Apfel und nicht von einer Birne gegessen?" „Wie viel Engel haben Platz auf einer Nadelspitze?" „In welcher Sprache hat die Schlange zu Eva geredet?" War der erste Mensch auch mit einem Nabel ausgestattet?" „Wenn ein Hund oder ein Schwein eine ganze Hostie verschlucken, ist damit der Leib des Herrn auch in den Bauch des Thieres übergegangen? Antwort: Ja, doch wird von dem Thiere der Leib nicht sacramentaliter, sondern accidentaliter genossen." Solche Fragen und solche Antworten waren die geistigen Ungeheuer, mit denen diese Ritter des Geistes zu kämpfen hatten. — Und nicht bloß die Abenteuer des Gedankens, auch die der Liebe kämpfte der scholastische Ritter durch. Die Liebe und die Liebesbriefe von **Abälard** und **Heloise** sind der Höhepunkt dieser ritterlichen Romantik. „Du allein — so schreibt Heloise — bist es, der mich betrüben, der mich erfreuen, der mich trösten kann. Und du bist es allein, der mir das vorzüglich schuldig ist, und am meisten darum, weil ich deinen Willen bis zu dem Grade erfüllt habe, daß ich, in der Unmöglichkeit, dir in irgend etwas zuwider zu sein, weil du es wolltest, mein eigenes Verderben wählte. Nichts habe ich jemals, Gott weiß es, in dir gesucht, als dich selbst, rein nur dich, nicht das Deinige begehrend. Nicht das Bündniß des Ehestandes, nicht Güter habe ich irgend erwartet, auch habe ich nicht meine eigenen Gelüste und Begehrungen, sondern die deinigen, wie du selbst weißt, zu erfüllen gesucht. Und wenn der Name eines Weibes heiliger und mächtiger zu sein scheint, so ist mir doch immer der Name einer Freundin süßer gewesen, damit, je tiefer ich mich dadurch für dich erniedrigte, ich eine desto größere Huld bei dir erreichte, und so auch deiner Hoheit Glanz weniger verletzte. — Täusche sich auch Die nicht darüber, daß sie sich bloß verkauft, welche lieber einem Reichen, als Armen sich vermählt, und in ihrem Manne mehr das Ihrige, als das Seinige begehrt. Einer solchen, welche dieses Begehren zur Ehe führt, gebührt mehr ein Sold, als die Huld der Liebe. Denn es ist gewiß, daß sie nach den Sachen und nicht nach dem Menschen geht, und sich, wenn sie könnte, einem noch Reichern

hingeben würde. Dies zeigt das Geſpräch der Philoſophin Aſpaſia beim Sokratiker Aeſchines, welches ſie mit dem Xenophon und deſſen Gattin führte, und welches mit den Worten ſchloß: Wenn ihr dieſes vollbringt, daß weder ein Mann auf Erden beſſer, noch ein Weib darüber fröhlicher ſei, dann werdet ihr ſicher immer nach Dem, was man für das Beſte halten muß, weit mehr trachten, damit du der Mann des allerbeſten Weibes, und ſie das Weib des allerbeſten Mannes zu nennen ſei! Wahrlich, dies iſt ein heiliger und mehr als philoſophiſcher Ausdruck, mehr der himmliſchen Sophia ſelbſt, als der Philoſophie gehörig. Dies iſt ein heiliger Irrthum, wodurch die vollkommene Liebe das Bündniß der Vermählung unverletzt bewahrt, nicht ſowohl aus körperlicher Enthaltſamkeit, als aus geiſtiger Keuſchheit. Aber was die Täuſchung bei Andern, das hatte bei mir die offenkundige Wahrheit bewirkt. Denn was jene von ihren Männern ſich einbildeten, das habe ich, das hat die ganze Welt von dir nicht bloß geglaubt, ſondern gewußt; ſo daß meine Liebe gegen dich um ſo wahrer ſein konnte, je weiter ſie von der Täuſchung entfernt war. Denn welcher König oder Philoſoph konnte deinen Ruhm erreichen? Welches Land, welche Stadt oder welcher Flecken brannte nicht, dich zu ſehen? Wer, ich bitte dich, eilte nicht nach deinem Anblick, wenn du öffentlich erſchieneſt, wer folgte nicht, gingſt du vorüber, mit ausgeſtrecktem Nacken, mit auf dich gerichteten Augen? Welche Vermählte, welche Jungfrau ſehnte ſich nicht nach dir in der Abweſenheit, entbrannte nicht für dich in der Nähe? Welche Fürſtin oder vornehme Frau beneidete nicht meine Freuden? — — Merke auf, ich bitte dich, was ich begehre, und es wird dir klein und leicht dünken. Während ich um deine Gegenwart betrogen bin, vergegenwärtige mir wenigſtens durch deine Worte, deren du ſolche Fülle haſt, die Süßigkeit deines Bildes. Als du zu Gott eilteſt, bin ich dir in dieſer Lebensart nicht nur gefolgt, ſondern ſogar vorangegangen. Denn als ob du eingedenk wäreſt des Weibes Loth, welches ſich rückwärts wandte, haſt du früher mich durch heilige Kleidung und Kloſtergelübde, als dich ſelbſt, Gott in den Dienſt gegeben. Ich hätte, Gott weiß es, und wäreſt du zu den vulkaniſchen Orten geeilt, keinen Augenblick angeſtanden, auf dein Gebot dir voranzugehen oder zu folgen; denn nicht bei mir, bei dir war meine Seele. Und auch jetzt wahrhaftig, wenn ſie bei dir nicht iſt, iſt ſie nirgends, ſein aber ohne dich kann ſie unmöglich. Aber daß ſie gut bei dir weilen könne, bitte, das verſchaffe ihr; gut aber würde ſie bei dir weilen können, wenn ſie dich gütig fände, wenn du Huld für Huld erwideteſt, Geringes ſtatt des Großen, Worte ſtatt der Thaten ſpendeteſt. Darum flehe ich dich durch

ihn, dem du dich geweiht, unſern Gott, daß du, auf welche Art du kannſt, mir deine Gegenwart ſchenkeſt, und mir durch ein Antwortſchreiben Troſt gebeſt. Als du mich einſt zu zeitlichen Freuden aufforderteſt, beſuchteſt du mich mit häufigen Briefen und brachteſt durch häufige Lieder deine Heloiſe in Aller Mund. Von mir hallten alle Straßen, alle Häuſer wieder. Mit wie größerem Rechte würdeſt du mich nun zu Gott, als damals zur Luſt erwecken! Bedenke, ich beſchwöre dich, was du mir ſchuldig biſt, präge dir ein, was ich fordere, und ſo ſchließe ich meinen langen Brief mit dem kurzen Ende: lebe wohl, du Einziger!" —

Die Scholaſtik beſtand in einer formell logiſch-metaphyſiſchen Denkart: daher die trockene Einförmigkeit und Gleichheit ihrer Geſchichte; daher die aller Genialität und Originalität ermangelnde Beſchränktheit des Geiſtes; daher die ungelenkige Steifigkeit und Schwerfälligkeit in ihrer Haltung; daher das abenteuerliche Weſen in ihrem ganzen Auftreten. Auch in ihren Schulen fand dieſes Treiben ſtatt. Ein Bild von denſelben gibt **der Kampf Abälards mit Wilhelm von Champeaux, ſowie Abälards weitere Geſchichte.** Wilhelm von Champeaux hatte bei Manegolde Unterricht empfangen und ſich bei Anſelm in der Theologie vervollkommnet. Nach Beendigung ſeiner Studien lehrte er an der Schule des Capitels zu Notre-Dame Rhetorik, Philoſophie und Theologie unter gewaltigem Zulauf von Schülern. Unter dieſen Schülern befand ſich auch Abälard, blühend an Jugend, geſchmückt mit äußerer Grazie, reich an Kenntniſſen, an Scharfſinn und Beredtſamkeit, aber auch voll von eitlem Selbſtgefühl. Im Bewußtſein ſeiner Stärke war er nicht zufrieden, ſeine Mitzuhörer zu überragen; er ſuchte mit Luſt den gefeierten Lehrer ſelbſt zu bekämpfen und zu bekritteln und bald darauf ſelbſt eine Schule zu ſtiften. Unterdeß hatte ſich in Folge der Angriffe und Siege Abälards die Schülerzahl Wilhelms vermindert, und dieſer zog ſich aus Aerger darüber aus ſeiner Schule nach dem Kloſter St. Victor zurück, in welchem ſich ein Canonicat nach der Regel des Chrodegang befand. Es folgten ihm dahin mehrere ſeiner Schüler, und auf den Rath vieler angeſehener Geiſtlichen eröffnete er hier eine neue Unterrichtsſtätte. Auch Abälard kam in dieſelbe, um, wie er ſagte, die Rhetorik zu lernen, in Wahrheit aber, um neue Kämpfe und zwar über den damals wichtigſten Gegenſtand, über die universalia, anzufangen. Wilhelm mußte ſich in denſelben zuletzt ſelbſt für beſiegt erklären. Abälards Ruf hingegen verbreitete ſich von da ab weithin, und ſogar der Nachfolger Wilhelms an der Schule von Notre-Dame erklärte ſich bereit, ihm in

der Dialektik ſeine Schule zu übergeben und ſelbſt den Vorleſungen als Zuhörer beizuwohnen. Abälard zog jedoch eine andere Schule vor und lehrte in derſelben mit ungeheuerem Erfolge Philoſophie. Wilhelm hingegen fand in den ſchlechten Sitten Abälards einen Grund, ihm das Privilegium ſeiner Anſtalt zu entziehen. Abälard ging fort, kehrte aber, nachdem Wilhelm die Schule von St. Victor verlaſſen hatte, nach Paris zurück, ließ ſich auf dem Berge von St. Genovefa nieder und bekämpfte von da ab die Schule ſeines Widerſachers. Um ſich in der Theologie zu vervollkommnen, beſuchte er hierauf die berühmte Schule Anſelms von Laon; aber bald auch begann er dieſen zu kritiſiren und zu meiſtern und errichtete ihm zum Trotz in Laon ſelbſt eine theologiſche Gegenſchule, zu der die Studirenden in Maſſen herbeiſtrömten. Anſelm verbot jedoch in ſeinem Gebiete, weil die Verantwortung auf ihn falle, die Fortſetzung von Abälards Vorträgen, worauf dieſer nach Paris zurückkehrte und daſelbſt die eben vacante Stelle an der Kathedralſchule erhielt. Hier nun überſtieg ſein Ruhm als Lehrer alles Maß: in der ganzen gelehrten Welt war von Niemandem als von Abälard die Rede; alle Länder Europa's ſchickten ihre Söhne im Wetteifer nach Paris, daß ſie bei dem Wunderlehrer die glänzenden Künſte der ſchlagenden Dialektik lernten. „Eine unerhörte Popularität erſchöpfte an ihm alle berauſchenden Gunſtbezeugungen, der höchſte Adel ſtritt um die Ehre ſeiner Geſellſchaft, die Frauen um den Vorzug ſeiner Liebe.“ Da unterbrach der Roman ſeiner Liebe mit Heloiſe ſeine Wirkſamkeit: das Ende deſſelben war, daß Heloiſe den Schleier in Argenteuil nahm und Abälard in das Kloſter St. Denys ging. Doch auch hierher riefen ſeine Vorträge bald wieder Schaaren von Lernbegierigen. Zugleich aber erwachte auch der Neid ſeiner früheren Feinde aus Laon: ſie klagten ihn beim Erzbiſchof von Rheims wegen ſeiner dialektetiſchen Behandlung des Trinitätsbegriffes an; man zwang ihn, ſeine Schrift, introductio ad theologiam, ſelbſt ins Feuer zu werfen und das Symbolum Quicunque aufzuſagen. Bald darauf erwarb er ſich durch ſeine hiſtoriſche Kritik neue Feinde, indem er, geſtützt auf Bedas Autorität, in dem heiligen Dionys, deſſen das Kloſter zu St. Denys ſich als ſeines Patrones rühmte, nicht den alten Areopagiten, den Schüler des Paulus, anerkennen wollte. Er mußte das Kloſter meiden; erhielt aber von Ludwig VII. die Erlaubniß, ſich beliebig im Reiche irgendwo niederzulaſſen. Da wählte er die öde Gegend in der Nähe von Nogent sur Seine und baute ſich daſelbſt mit Erlaubniß des Biſchofs von Troyes eine Hütte, ein Bethaus zu Ehren der Trinität, das er, in der Hoffnung, daſelbſt endlich Troſt zu finden, mit dem Namen „Paraklet“ be-

legte. Aber auch hier sammelten sich von Neuem zahlreiche Schüler, die, um seinen Unterricht zu genießen, mit ihm die Mühen eines eremitischen Lebens übernahmen. Neue Kämpfe blieben nicht lange aus. Indem er in seinen Vorlesungen von der orthodoxen Tradition abwich, erhob der Abt von Clairvaux, der heilige Bernhard, seine lauten Klagen gegen ihn. Abälard ging nach St. Gildas in der Bretagne, wo ihn die Mönche zu ihrem Abte erwählt hatten. Wegen Unannehmlichkeiten aber und mit Haß von den Mönchen verfolgt, kehrte er von hier nach Paris zurück, richtete seinen Paraklet für die aus Argenteuil verdrängte Heloise und ihre Nonnen ein und ließ sich bald von Neuem auf dem Berge von St. Genovefa als Lehrer nieder, mit demselben Glanze der Beredtsamkeit und demselben Beifall der lernbegierigen Menge, aber auch mit derselben Freiheit in Behandlung christlicher Glaubenslehren und von derselben Verfolgungswuth der Orthodoxen, wie früher, gepeinigt. Vor dem Concil von Sens erlag er der niederschmetternden Rede Bernhards von Clairvaux und suchte und fand darauf beim frommen Abte Peter von Clugny die Ruhe aus seinem sturmvollen Leben.

In **Abälard** erkennt man das Leben und Treiben der scholastischen Lehrer. **Johann von Salisbury** offenbart den Bildungsgang der scholastischen Schüler. 1136 in Paris, wandte er sich zuerst an Abälard, der auf dem Berge St. Genovefa lehrte. „Ich fing, sagte er, mit einer unbeschreiblichen Gier jedes Wort auf, welches aus seinem Munde fiel. Aber bald mußte er sich zurückziehen, und ich trug um seinen Abgang tiefes Leid.“ Abälards beraubt, hörte er Alberich und Robert von Melun. Nachdem er bei ihnen zwei Jahre hindurch Dialektik getrieben hatte, fing er von Neuem an, Grammatik zu studiren, indem er auf den Rath seiner früheren Lehrer bei Wilhem von Conches Unterricht nahm. Dieser brachte ihm Geschmack für die edlen Muster des Alterthums bei. Als er drei Jahre daselbst verweilt hatte, besuchte er noch sieben Jahre lang die Stunden verschiedener Lehrer, des Richard l'Evêque, Hardnin des Deutschen, Peter Helie, Wilhelm von Soissons, Robert Pullus ꝛc. So studirte er Dialektik, Rhetorik, Mathematik und Theologie. Während der Studienzeit übernahm er, da er nicht reich war, die häusliche Erziehung einiger vornehmer Kinder und eignete sich dadurch die Gegenstände, in denen er Unterricht ertheilte, um so besser an. Sein Studienlauf dauerte zwölf Jahre. Mehrere seiner Genossen im Studium der Dialektik auf dem Berge St. Genovefa waren während dieser ganzen Zeit daselbst geblieben: er fand sie nach Verfluß des Zeitraumes, wie er sie verlassen,

— immer noch mit sophistischen Spitzfindigkeiten und endlosen Disputationen, welche nie zur Aufklärung eines Gegenstandes führten, beschäftigt.

In der Darstellung seines Entwicklungsganges gibt Johann von Salisbury zugleich eine Charakteristik von der Methode des berühmten Grammatikers **Bernhard von Chartres**. Dieser — sagt er — erklärte in seinen Vorlesungen die guten classischen Prosaiker und Dichter, und bei der Lesung übte er seine Schüler, die Regeln, welche sie gelernt, am Text zu beobachten und in mannigfaltiger Weise anzuwenden. Außer diesem eigentlichen engeren Gegenstande der Grammatik deutete er beständig auf die rednerischen Wendungen und auf alle Kunstgriffe und Feinheiten der Rhetorik hin. Er machte auf den eigenthümlichen Werth und Gebrauch der Ausdrücke, auf die Bilder und Metaphern, auf die Bedeutung der Anordnung und Vertheilung des Stoffes aufmerksam; ferner darauf, welchen verschiedenen Charakter der Stil je nach der Verschiedenheit der Gegenstände annehmen, wie er bald einfach, gedrängt und auf das Nothdürftigste beschränkt, bald reich und volltönend sein müsse. Wenn endlich im Lauf der Lectüre sich eine Beziehung auf eine andere Wissenschaft darbot, hatte er Bedacht, den fremden Gegenstand kurz zu beleuchten, ohne jedoch gar zu weit abzuschweifen, oder der Fassungskraft seiner Zuhörer Unverdauliches zu bieten. Auch trug er Sorge, das Gedächtniß der Schüler zu üben und zu bereichern, indem er die besten Stellen aus den erklärten Geschichtsschreibern, Rednern oder Dichtern auswendig lernen und außerdem über das Gehörte genaue Rechenschaft geben ließ. Privatim mußten die Schüler klassische Schriftsteller lesen, nur mit sorgfältiger Auswahl, um nicht etwa einer bloßen eitlen Neugierde zu fröhnen, sondern um sich an den wirklich erhabenen Mustern zu weiden; denn nachzuforschen, was über jeden Gegenstand die erbärmlichsten Schriftsteller vorgebracht haben, sei Sache einer beklagenswerthen Geistesbeschränktheit oder lächerlichen Eitelkeit. Auch genüge es nicht, die Regeln zu lernen, und die Beispiele zu beobachten, wenn man sich nicht zugleich gewöhne, die gesammelten Schätze zu reproduziren, wenn man nicht das in Praxis übe, was man in Speculation gelernt hat. Darum müssen die Schüler täglich eigene Arbeiten in Prosa und Versen anfertigen und in Conferenzen sich gegenseitig examiniren, so jedoch, daß die christliche Liebe diesen lebendigen Wetteifer leitet, und daß die Schüler über den Fortschritten in der Wissenschaft die Demuth nicht hintenansetzen.

Der Bildungsgang Johanns von Salisbury zeigt, daß im 12. Jahrhundert die Beschäftigung mit der alten lateinischen Literatur noch ziemlich lebhaft war und daß neben der Dialektik auch noch Grammatik und Rhetorik blühten. Bald jedoch wurde durch die aristotelische Scholastik das Studium des Alterthums mehr und mehr zurückgedrängt, und bald schienen gegen die Metaphysik die Kenntnisse der Grammatik und Rhetorik arm und verächtlich. Bezeichnend für diesen Standpunkt ist das französische Gedicht des Henri d'Andely, **„die Schlacht der sieben Künste"** — ein Abbild der Studien, wie sie unter der Herrschaft der aristotelischen Scholastik getrieben wurden. Die Dichtung lehnt sich an den damals obwaltenden Streit von Orleans und Paris, weil an dem einen Orte die humanistischen, am anderen die dialektischen Wissenschaften vorgezogen wurden. Die Grammatik schlägt ihr Lager in Orleans, die Logik in Paris auf, beide umringt von einem Heer von Vasallen und Freunden. Die Orleanisten werden von den Parisern Autoriaten geschimpft, wegen der Autoren, die sie zu Grunde legten; die Orleanisten hingegen nennen die Logiker Freunde der Kikelike (Quiquelique). Homer, Claudian, Priscian, Persius, Donat ꝛc. stellen sich zur Fahne der Grammatik; Eudes, Garnier, Johann von Saint Morisse und Balsamon führen das Heer. Wie sie auf Paris losrücken, erschrickt Logik und läßt sich aus Dornik Hülfe kommen. Von dort setzt man schnell einen Kübel auf den Kriegswagen; in den Kübel kommen Trivium und Quadrivium; den Wagen ziehen die Pedelle; den Zügel hat der Rektor, Robert der Zwerg. Die Armee der Logik wächst; unter ihren Hülfstruppen ist auch die Theologie, und für diese bittet sich der Kanzler von Paris den Wein aller Pariser Weinkeller aus, den die Stadt gern hergibt. Die Heilkunst bringt den Hippokrates und Galenus mit sich; die Chirurgie kommt mit einer Schachtel voller Messer und Pflaster; die Musik hat lustige Kleriker mit ihren Instrumenten in ihrem Zuge. Erst um Mitternacht erscheint die Schwarzkunst und opfert auf dem Kreuzwege zwei Tauben und zwei Katzen. Astronomie sagt voraus, daß morgen ein Treffen sein werde; Arithmetik rechnet im Dunkeln; die Geometrie schreibt einen Kreis und bestimmt, daß innerhalb dieses Raumes der Krieg werde beendet werden. Nun beginnt der Kampf. Donat mit dem Platon zuerst: der Sieg wird zweifelhaft, die Logik verläßt das Schlachtfeld. Da, auf ein Mal, wandelt sich das Schicksal: die Astronomie wirft unter das feindliche Heer den Blitz und zerstreut es. Seit dieser Zeit hat sich Poesie, die gewandte, zwischen Orleans und Blois ziehen müssen, und ihre Nebenbuhlerin hat den Sieg in ganz Frankreich davongetragen! Bei Eng-

ländern und Deutschen gilt sie indessen noch etwas; die Lombarden aber können sie gar nicht leiden und würden sie, wenn sie in ihre Hände fiele, erdrosseln. —

In dieser Richtung der Wissenschaft wurde die Ausdrucksweise immer barbarischer: das geistige Leben ging auf in den Spiegelfechtereien der Scholastik. — —

Die Scholastik war ein allgemeines Band für die abendländische Wissenschaft. Durch die ganze Scholastik geht eine einzige Idee, die jedoch in den einzelnen Ländern national auftritt. Die einzelnen Scholastiker sind die Repräsentanten der Nationalitäten. Abälard ist die specifisch französische Nationalphysiognomie, die, wie Rückert sagt, im letzten Grunde auf einem in sich vollständig befriedigten Leichtsinne ruhende Elasticität und Beweglichkeit des Wesens, die sich alles zu leisten zutraut, — Formenfertigkeit und Formengewandtheit, mit welcher er, ohne selbst neue Ideen zu produziren, der ungeordneten Gedanken sich bemächtigt und daraus ein System von Formen schafft. Albertus Magnus — die Charakteristik des deutschen Geistes: „er stützt sich von allen Scholastikern auf die großartigsten Grundlagen von positivem Wissen und schafft eine aus einem Princip heraus construirte Wissenschaftslehre, in welcher alles Wissen seine organische Stelle findet." Thomas von Aquino repräsentirt den Italiener des Mittelalters: „in den Grundlagen seiner Speculation zeigt sich eine eigenthümliche Potenz und zugleich ein scharfer Verstand, der sich aber weniger in der Kritik des einmal Gegebenen, als vielmehr in der Ueberwachung und Regelung der productiven Thätigkeit des Geistes offenbart, — dieselbe Kraft, die in Dante und Rafael die höchste Leistung hat hervorbringen können." In Wilhelm von Occam erscheint der englische Nationalgeist: „Repräsentant des einfachen gesunden Menschenverstandes, der sich in künstlichen Syllogismen der Scholastik nicht beruhigen kann, sondern sie immer neuer Prüfung unterwirft." — Für all' diese verschiedenen Geister, gab es wie innerlich (— das Bedenken der christlichen Dogmen mit dem Verstande —), so äußerlich einen großen Einheits- und Vereinigungspunkt. Paris war dieser Mittelpunkt, in dem sich die Vertreter der Scholastik sammelten und einten. Alle bedeutenden Kräfte der Scholastik mußten eine Zeit lang in Paris lernen und lehren. „Wie die feste Ausprägung der Idee der Kreuzzüge und die Auffindung der Formen des ritterlichen Lebens vom französischen Nationalgeiste ausging; so bildeten sich auch die Formen der Scholastik im Centrum von Nord-Frankreich, in Paris und seinen Schulen aus, so daß die ganze europäische Wissen-

schaft von Paris in Abhängigkeit stand." Hier, im Wesen des französischen Geistes, fand die Scholastik ihr Wesenselement. Beider Wesen ist Formengewandtheit. Darum gerieth auch bereits im elften Jahrhundert ganz Frankreich über die theologischen und philosophischen Fragen der Scholastik so in Bewegung, daß die Städte, die Kirche, die Könige daran Antheil nahmen, daß in Paris selbst die Schulen der Albricaner, Porretaner, Robertiner, Parvipontaner (realistische Spaltungen) Hunderte, bisweilen Tausende von Verfechtern hatten, auch in allen übrigen Orten Frankreichs Schulen und Anstalten der Scholastiker entstanden, ihre Compendien und Summen sich unglaublich schnell vermehrten und nach allen Orten hin verbreiteten. Es trat ein Leben und eine Thätigkeit hervor, ähnlich der Regsamkeit im Jahrhundert des wiedererwachten Studiums der Alten.

Die Scholastik ist, wie das gesammte Ritterthum, eine großartige und die erste große Ketzerei in der katholischen Kirche, — und zwar, weil die Kirche so wenig wie bei den Kreuzzügen ihren Feind sah, eine anerkannte Ketzerei. In und mit ihr trat zum ersten Male dem bisherigen Wissen das menschliche Denken mit dem Anspruche auf Berechtigung gegenüber, und zwar wagte sich das Denken an den höchsten und einzigen Gegenstand des mittelalterlichen Wissens, außer dem alles andere Wissen nur in einzelnen Notizen bestand, an die Theologie. Sie war, sagt Rückert, eine Emancipation des Geistes von der Kirche, obschon sie sich ausschließlich auf diese bezog, nur ihre Magd sein wollte; sie setzte der Autorität der Kirche die auf ihre eigenen Hülfsmittel angewiesene Vernunft gegenüber: unverträgliche Elemente, deren Widerspruch von der Scholastik nur auf Zeit vertuscht werden konnte und bei deren Auseinandersetzung sie zuletzt den Beweis lieferte, daß eine Vermittlung zwischen dem freien Denken und dem kirchlichen Autoritätsglauben nicht möglich sei. Wenn auch die Scholastik wesentlich die von den Kirchenvätern entwickelten Dogmen als objective Wahrheiten voraussetzte und gelten ließ, wenn sie auch den Autoritätsglauben trotz ihres Denkprincips dadurch förderte, daß sie sich auf die Sentenzen des Petrus Lombardus und auf die Stimme des Thomas von Aquino unbesehens stützte, wie der Jurist an den Vorschriften des päpstlichen und kaiserlichen Rechtes und der Mediziner an Galenus festhielt: so verband sie doch damit zugleich die Tendenz, den Glaubensinhalt denkend zu begreifen und denselben, wenn auch nach äußerlichen Kategorien, zu ordnen und einzutheilen. Die Scholastiker strebten nach Klarheit der Begriffe und nach Tiefe der Erkennt-

niß; und wenn sie auch über der Speculation den Werth des historischen Wissens, namentlich auch der klassischen und humanistischen Gelehrsamkeit, vergaßen, wenn sie sich auch in kleinlichen Untersuchungen verloren und das Unbedeutendste mit bedeutendstem Aufwande von dialektischer Kunst behandelten, und die geschickte Handhabung der dialektischen Formen namentlich beim Disputiren meist ihr höchstes Ziel ward: so haben sie doch den Scharfsinn geübt und den Geist in lebendige Thätigkeit gesetzt, so daß sich an ihren Schulen ein reger Sinn für Geist und Geistesleben entwickeln mußte; so haben sie doch die Autorität der Vernunft, das Princip des denkenden Geistes, oft wider Wissen und Willen, der bisher unangetasteten Autorität der Kirche gegenüber geltend gemacht und damit das selbstständige Denken vorbereitet. „Selbst die Mißgestalt und Schattenseite der Scholastik — sagt L. Feuerbach — die vielen absurden Questionen, auf welche die Scholastiker zum Theil verfielen, selbst ihre tausendfältigen, unnöthigen und zufälligen Distinktionen, ihre Curiositäten und Subtilitäten müssen aus einem vernünftigen Prinzipe, aus ihrem Lichtdurste und Forschungsgeiste, der sich aber eben in jenen Zeiten und unter der drückenden Herrschaft des alten Kirchengeistes nur so und nicht anders äußern konnte, abgeleitet werden. Alle ihre Questionen und Distinktionen waren nichts andres, als mühsam eingegrabene Ritze und Spalten in dem alten Gemäuer der Kirche, um zum Genusse des Lichtes und frischer Luft zu gelangen, nichts anderes als Aeußerungen einer erwachten Regsamkeit des Verstandes, eines Thätigkeitstriebes des denkenden Geistes, der, wenn er entzogen dem Kreise vernünftiger Gegenstände und angemessener Beschäftigungen, in einem Gefängniß eingesperrt ist, jeden Gegenstand, den er eben zufällig findet, er sei auch noch so geringfügig, noch so unwürdig der Aufmerksamkeit, zu einem Objecte der Beschäftigung macht, aus Mangel an Mitteln selbst auf die an sich absurdeste, kindischste und verkehrteste Weise seinen Thätigkeitstrieb befriedigt. Erst da, wo die Scholastik selbst nur noch eine todte historische Reliquie war, schmolz sie ganz im Widerspruch mit ihrer ursprünglichen Bedeutung und Bestimmung mit der Sache des alten Kirchenthums in Eins zusammen und wurde sie die heftigste Gegnerin des erwachten bessern Geistes." —

Das Ritterthum war eine Verinnerlichung, Vergeistigung des Lebens. So auch seine Religion. Die Frömmigkeit war nicht mehr blinde Unterwerfung unter die Gebote und Lehren der Kirche: die weltliche Macht

kämpft gegen die Kirche. Laien und Geistliche greifen die Rechtmäßigkeit des geistlichen Oberhauptes an. Dem Einzelnen war der Geist des Christenthums in die Seele gedrungen. Darum wird oft das Ritterthum mit der Zelle vertauscht, wird der Reichthum weggeworfen, um sich der schwärmerischen Liebe zur Armuth zu widmen: Die Grundstimmung war nicht Furcht, sondern Liebe, ein Streben nach einem näheren persönlichen und innigen Verhältnisse dem Herrn und Erlöser gegenüber, ein Verhältniß, das sehr in das Irrische umzuschlagen drohte, als diese Zuneigung unter dem Einflusse des Frauencultus auf die Jungfrau Maria überging. Der Geist des Ritterthums zeigte sich vornehmlich in der **Baukunst** und in der **Poesie.** Die übrigen Künste machen in der Ritterzeit zwar Fortschritte, erringen aber noch keine klassischen Höhepunkte. Die Bildhauerkunst begann jedoch, seitdem Nicolo Pisano, der berühmteste Bildhauer der vorreformatorischen Zeit, nach einem antiken Sarkophag studirte und sich sogar in einer seiner Madonnen völlig an das Ideal der Juno anschloß, das Antike zum Vorbild zu nehmen, die körperlichen Formen naturgemäß darzustellen und sich von der Dienerschaft bei der Baukunst loszumachen. Die Malerei erhob mit dem 13. Jahrhundert in Italien ihre idealen Flügel. Doch waren Guido von Siena 1221, Cimabue 1240 ꝛc. nur erst die Vorposten der klassischen Malerepoche, die nicht in die Blüthezeit des Ritterthums fällt. Einen bedeutenden Fortschritt machte die Musik mit dem Auftreten der Troubadours und Minnesänger: die Dichter waren meist selbst Sänger und begleiteten oft auch ihren Gesang mit dem Saiteninstrument. Doch war die Musik noch Dienerin eines Anderen. Als Selbstzweck trat die Kunst nur in den Blüthen der Bau- und Dichtkunst auf.

Die gothische oder germanische Baukunst folgte der oben geschilderten religiösen Stimmung, emancipirte sich zum Theil von der Kirche, gelangte zu Reichthum und Herrlichkeit. Der früheren Unterwerfung des Individuums unter das Gesetz der Kirche entsprach das schwere, dicke Gemäuer der romanischen Baukunst, das sich mit Mühe an dem Boden erhob. Jetzt „muß der schwere Stein dem Schwunge der Zeit folgen". Die gothische Baukunst hat ihre Geburtsstätte in den Bauhütten, die zuerst, um 925, in England entstanden und von da nach den Niederlanden verpflanzt wurden, um im Jahre 1000 auch nach Deutschland zu gelangen. Es waren Genossenschaften von Künstlern und Handwerkern, die sich zur Erbauung eines Kirchenkunstwerkes verbanden und, da solche Bauten Jahrhunderte erforderten, zu dauernden Verbindungen wurden, welche unter Meistern standen, die sie

im Techniſchen wie im Sittlichen leiteten und auf gegenſeitige ſittliche Förderung eben ſo wie auf künſtleriſche und gewerbliche Fertigkeit ſahen. Der Meiſter machte zu großartigen Bauunternehmungen den Riß, wählte zur Ausführung der Einzelheiten die Künſtler und beſtimmte die Zahl der Handwerker. Der religiöſe und ſociale Gedanke, der die Bauhütten beſeelte, die unter ſich im Zuſammenhange ſtanden, und über welche die Haupthütten (— Köln, Wien, Zürich, Straßburg —) mit dem Großmeiſter die Oberleitung führten, ſprach ſich in einer ſinnvollen Symbolik aus und auch die einzelnen Mitglieder — Pallirer, Geſellen — erkannten ſich an „Wortzeichen, Gruß und Handſchenk.“ In dieſen Bauhütten, die ihre techniſchen Kenntniſſe und geſellſchaftliche Verfaſſung als Geheimniſſe bewahren, wurden die großartigen Plane der Baukunſt entworfen, deren Idee die Vergeiſtigung des Irdiſchen iſt und die deshalb die Erde zum Himmel emporzutragen ſtreben, — die große Steinhieroglyphe von Meiſter Gerhard, der 1248 gegründete Dom zu Köln, — der Babelgedanke Erwins von Steinbach, der Münſter von Straßburg, — der prachtvolle 385 Fuß hohe Thurm des Münſter zu Freiburg, — die wunderbaren Steinmonumente, die Dome zu Regensburg, zu Ulm ꝛc.: der Stolz ächt deutſcher Kunſt, die ſich über Frankreich, England und Spanien verzweigte und auch dieſe Länder mit der Herrlichkeit ihrer Werke ſchmückte. Wie „verſteinerte Himmelsſehnſucht“ ſteigen dieſe Prachtbauten zum Himmel hinauf, dem ſie entſproſſen, und wie himmliſche Ausrufungszeichen weiſen ſie durch die Form des Spitzbogens, mit ihren hohen ſchlanken Thürmen, mit ihrem hochaufſteigenden Kirchendach, den Menſchen empor in ſeine ewige Heimath. Und während ſo das Aeußere, deſſen Schwere dadurch überwunden wird, daß es ſich in unendliche Theile individualiſirt, einerſeits mit ſeinen grandioſen Thürmen das Auge in die Unendlichkeit des Großen trägt, indeß es mit ſeinen unzähligen kleinen und gekünſtelten Verzierungen, die über das Ganze ausgeſtreut ſind und alle Maſſe in Künſtlerſtoff umgebildet haben, in die Unendlichkeit des Kleinen hineinzieht, — gelangſt Du, wenn Du durch das Hauptportal in das Innere trittſt, in einen Wald voll himmelhoher Steingedanken, in denen die unmögliche Verbindung des Ungeheueren mit dem Gefälligen gelöſt iſt. Die Maſſenhaftigkeit wird hier leicht durch die Säulen und Bogen, Fenſter und Gewölbe, die uns überall entgegentreten. Die Säulen beſtehen aus Bündeln von Säulen, elaſtiſch aufſchießend, das Gewölbe tragend und mit den Blätterkronen des Kapitäls in die Bögen und Gurte ſich verflechtend, — die zu Stein gewordenen himmelragenden deutſchen Buchen und gigantiſchen Eichen. Die Fenſter laſſen das Licht durch gemalte Scheiben brechen und er-

innern durch ihren Umfang und verschiedenen Farben an das bei der Einweihung des Kölner Domes erwähnte Sinnbild, das aus Edelsteinen erbaute himmlische Jerusalem. Die Grundform des Ganzen aber ist die symbolische Kreuzform mit ihren drei wesentlichen Theilen: Vorhalle, Schiff und Chor. Von Westen her trittst Du in die Vorhalle, die meist mit Bildern von Adam und Eva geschmückt, den Kommenden an das Paradies erinnert, aus dem der Sünder in das durch Säulenreihen von den Nebenschiffen getrennte Hauptschiff gelangt, um am östlichen Ende, durch Stufen über das Schiff erhöht, den Hochaltar mit dem halbkreisförmigen Chorraum (— Erinnerung an das Himmelsgewölbe —) ahnungsvoll vor sich zu schauen. — Falke: „Die Gewölbe und Lichtgeschosse werden hinaufgehoben aus der niedern Erdnähe, die Fenster erweitern sich und lassen das Licht einströmen in das Innere, wo ein Wald von Säulen und Säulchen es theilt und bricht und seine Schatten dazwischen wirft. Nicht grell und weiß fließt das Licht hinein, sondern erst durch farbige, auf ihre Gesammtwirkung wohl berechnete Fenster spielt der metallene Sonnenglanz. Mit farbigem, bilderreichem Schmucke bedecken sich die Wände, und aus den reichen, mannichfachen Ornamenten der Kapitäle, der wechselnd gegliederten Bogen, der Gesimse leuchtet und blitzt es ebenfalls von Farbe und Vergoldung. Nicht die klassisch ruhigen, gemessenen Formen der Architektur wirken hier auf Auge und Gemüth, sondern ein magisch-malerisches Spiel von Farben und Licht. Das Auge wird hinab gezogen in die Tiefe durch die wechselnde Perspective, wie Pfeiler hinter Pfeiler tritt, und in die Höhe an den Gewölben die Linien ineinander laufen, sich schneiden und lösen, und Fläche sich an Fläche schiebt, um in der Ferne zu verschwinden. Dem Auge folgt die andächtige Seele und verliert sich träumerisch in das verklingende Spiel von Schatten, Licht und Linien, in das farbige, flimmernde Lüstre, das hier heller leuchtet, dort in das ungewisse Dunkel zurückweicht; und so versinkt sie in Vergessenheit und Verzückung, um, durch den Klang der Orgel zurück gerufen, in Sinnen und Beschaulichkeit wieder Einkehr bei sich selber zu halten." Die Dome waren die höheren, für die Masse des Volkes die einzigen Bildungsanstalten, wo die rohen und verwilderten Seelen unwillkürlich und unbewußt von der Scholle des gewöhnlichen Lebens losgelöst und in die Geistessphäre des Himmels emporgetragen wurden, — eine Welt von und voll Idealen mitten in dem Werkeltagsleben voll Kampf und Streit, — das geheimnißvolle Schatzkästlein, in dem der Mensch sein Schönstes geborgen wußte und wo er sein innerstes Leben öffnete.

Die Dome des Mittelalters sind die stummberedten Bildner der mittelalterlichen Menschen. —

Die ritterliche Poesie, deren erste Ursprünge auf Spanien und die Mauren zurückweisen, und die im südlichen Frankreich in der romanischen Sprache, welche bereits im 13. Jahrhundert die Sprache der Höfe war, ihre Lieder sang, erhielt durch die Züge in das ferne, geheimnißvolle Morgenland gegen den Feind des christlichen Glaubens die erwünschteste Nahrung für ihre geistlich-weltliche Richtung, — für eine Richtung, in der die sinnliche und himmlische Liebe wunderbar ineinander spielt. Von den fröhlichen (soulas) und klagenden (lais) Tönen, von den Morgenliedern (albas) und Abendständchen (serenas), von den Tanzliedern (baladas) und Rügeliedern (sirventes), von den Streitgedichten (Tenzonen), Schäferliedern (postorellas), Legenden, Fabeln, Novellen (novas) und Erzählungen (comtes) der Troubadours (— Wilhelm von Aquitanien, Ebles und Bernard von Ventadour, Bertrand von Born, Guillem Ademar, Gaucelm Faidit, Peire Vidaul, Giraud von Borneuil ꝛc. — hallte die Provençe wieder. Der Liebe Leid und Lust ergoß sich in ihren Gesängen; aber in ihren Rügeliedern schossen sie auch die Pfeile sittlicher Entrüstung und heißen Zornes gegen den päpstlichen Stuhl und die Verderbniß der Geistlichkeit aus. „Sie heißen Hirten zwar, — singt zürnend Peire Cardinal, — doch sind sie Mörder gar. Sieht man nur auf ihr Kleid, so sind sie voll Heiligkeit, aber sie gleichen dem Wolf, der, um die Schafheerde zu morden und aufzufressen, in ein Hammelkleid sich steckte. Mit der Höhe ihres Standes steigt nur ihre Schändlichkeit, und seit alter Zeit und immerfort hat es mit Gott und mit den Menschen noch Niemand so schlecht gemeint, wie die Pfaffen." Zu dieser südfranzösischen Lyrik der Troubadours gesellten sich die nordfranzösischen Trouvères mit ihrer Epik, die ihren Stoff aus fränkischkarolingischen, keltischbretonischen und normannischen Sagen, aus kirchlichen Legenden und antiken Mythen schöpfte; und dieses Material nebst den Formen reizte auch in Deutschland zu epischen und lyrischen Dichtungen auf: — zum Minnesang, sogenannt von dem vorherrschenden Tone der Kunstlyrik des 13. Jahrhunderts. Die Liebe, bald als Verehrung und Sehnsucht, bald als Glück der Liebenden, das gesellige Leben bei Hofe, der Tanz mit den Frauen, das Turnier um ihren Dank, die Verehrung der heiligen Jungfrau, der Mai mit seinen Blumen und mit seinem Vogelgesang: das war der Inhalt der Lieder, die Reinmar der Alte, Walther von der Vogelweide, Hartmann von der Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Gottfried von Nifen, der Tannhäuser, Ulrich von Lichtenstein ꝛc. auf den Burgen der Fürsten und Edlen anstimmten.

Besonders öffneten die Höfe von Schwaben, von Oestreich und Thüringen, später die von Skandinavien den Sängern gastlich ihre Pforten. Auf der Wartburg erklangen unter Markgraf Herrmann die Wettgesänge, und an den großen Feiertagen z. B. an Friedrichs Krontage bei Mainz 1184, (— wahrhaften National- und Volksfesten —) horchte das ganze Volk auf die Töne der Minnesänger. Neben den lyrischen Gesängen strömten die Dichter, — Heinrich von Veldeke, Hartmann von der Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg — ihre Gefühle, vorzüglich von den Kreuzzügen genährt, an denen Jeder wenigstens einen idealen Antheil haben wollte, in romantischen Ritterepopöen aus, die von Gottesdienst und Frauenminne, von ritterlicher Tapferkeit und höfischer Sitte, von wunderbaren Liebesgeschichten in mondbeglänzten Zaubernächten und von schauerlichen Abenteuern in wundervollen Märchenwelten, von Kämpfen der christlichen mit der muhamedanischen Welt dichten, indeß das Volksepos (— das herrliche Lied von den Niebelungen, —) in kunstloser Einfachheit das vom ganze Volke Erlebte sagt, wie's in alten Mären Wunders viel erzählt wird, und wie's die fahrenden Sänger, die von Burg zu Burg, von Gau zu Gau wanderten und bei den Volksfesten, in den Sälen der Herrenhäuser, auf den Märkten und Straßen der Städte wanderten, in ihren kräftigen und kunstlosen Gesängen in das Volk hinein- und in ihm fortgepflanzt hatten. — Die ritterliche Poesie, die mit dem Ritterthum überhaupt stieg und fiel, ist eine der herrlichsten Blumen der Romantik. Mit der Kunst des Findens (art de trobar), mit der Liederkunst, der fröhlichen Wissenschaft betraut, haben die Erfinder (trobador), Minnesinger (Minne — Liebe) sich mit den Schwingen christlicher Andacht zum Himmel erhoben, um die Gebenedeite, die Himmelskönigin, das Herz Gottes, anbetend zu verehren, wie sie wiederum mit wollüstiger Sinnlichkeit sich an die heißen Wangen der Geliebten lehnen und ihr üppiges Fleisch umfassen. Die Ritterpoesie mit ihrer Zeit ist das leibhaftige Feenmärchen der Weltgeschichte, — die Heldenzeit, da zum ersten Male das germanische Herz seines vom Christenthum erfüllten Schatzes inne wird und in verschwenderischer Lust lebt, was in ihm liebt und liebt, was in ihm lebt. Zugleich aber war die ritterliche Poesie, als Macht der Zeit, wichtig und einflußreich auf die ganze Bildung ihrer Zeit. Sie milderte die Sitten und belebte das ritterliche Selbstgefühl. Sie war zugleich die erste Emancipation der Kunst, wenigstens der Poesie von der Kirche, denn mit ihr trat zum ersten Male eine weltliche Kunst mit dem Anspruch auf völlig gleiche Berechtigung neben die Kunst der Kirche, eine Kunst, die nicht die kirchliche Kunstsprache redete, sondern sich der ver-

ſchiedenen Landesſprachen als Darſtellungsmittel bemächtigte, die weltlich in Technik, Inhalt und Tendenzen ein abſolut von den kirchlichen Motiven verſchiedenes Material, das natürlich menſchliche Gefühlsleben, verarbeitete und in der Freude an der ſinnlichen Welt lebte, — eine Kunſt endlich, in der das Ritterthum ſein geſammtes Kunſtbedürfniß befriedigte und in der es ſeine Welt rein idealer Thätigkeit hatte. —

III. Der Ritter als Held tritt im ſpecifiſch ſogenannten **Ritterthum** auf: — die romantiſche Poeſie der That. Das Ritterthum iſt das veredelte Feudalſyſtem, das zur Idealität erhobene gymnaſtiſch-kriegeriſche Treiben der altgermaniſchen Stämme, das ſich während der geiſtlich-ſcholaſtiſchen Periode an den Höfen der Großen ausgebildet hatte. Urſprünglich war Jeder Ritter (miles), der die Heerfolge zu Pferde zu leiſten im Stande war, und jeder Freie konnte ein ritterliches Lehen erhalten, der ſolche Kriegsdienſte geleiſtet hatte. Da ſich aber dieſem Heerbanne immer mehrere zu entziehen ſuchten, und die Gewohnheit aufkam, nur die zu belohnen, deren Väter ſchon als Ritter zu Pferde gedient hatten; ſo entſtand ein kaſtenmäßig angebornes Handwerk des Kampfes, eine beſondere Korporation mit äußerlichen Abzeichen — Wehrgehenk, Wappen und Fähnlein — und im 14. und 15. Jahrhundert mit dem Prädicate des Adels. Durch ſeinen ausſchließlichen Beſitz der Wehrhaftigkeit und bei ſeiner kunſtgerechten Führung der Waffen, beſaß das Ritterthum ein geſteigertes Gefühl der Kraft und der körperlichen Tüchtigkeit, das ſich, durch die Kreuzzüge (— in den geiſtlichen Ritterorden verſchmolz ſogar das chriſtliche Mönchsthum und das chriſtliche Kriegerthum in Eins —) religiös geweiht und idealiſirt, als Gefühl der Ehre d. i. als Inbegriff der männlichen und vorzüglich der ritterlichen Würde geltend machte. Im Schutze der Kirche, der Frauen und aller Schutzbedürftigen (— „Gott meine Seele, mein Leben dem König, mein Herz den Damen, die Ehre für mich: das war die franzöſiſche Deviſe, die Deviſe des Ritterthums überhaupt —) bewährte ſich die ritterliche Ehre. Ihre Uebung hatte ſie im Turniere, wenn die ſonſt mit Sammet, Seide und Gold bekleideten Ritter ſammt ihrem Pferde in eherner Rüſtung auf dem Kampfplatze erſchienen und, vom Kampfrichter zugelaſſen, auf Balkonen von Damen und Edlen und ringsum vom Volke umgeben, unter kriegeriſcher Muſik mit eingelegten Lanzen gegen einander ſprengten, daß dieſe oft

an den Bruſtharniſchen zerſplitterten, worauf der Sieger dann aus der Hand der ſchönſten und vornehmſten Dame den Ritterdank (— eine goldene Kette, ein Wehrgehenk, eine geſtickte Leibbinde ꝛc. —) empfing. — Neben der Ehre war die Liebe das Pathos des Ritters. Von den Arabern angehaucht, die zauberhaft in Poeſie und Liebe lebten und bei denen die Frauenliebe (— das ſchwarzäugige, glühende Mädchen im Arme —) die Luſt des Daſeins ausmachte, fand der lebensluſtige Aquitane und Provenzale bald auch in der Frau den Mittelpunkt und die Verklärung des Lebens. Auch hiermit ward ein tiefgermaniſcher Grundzug angeſchlagen: die Achtung vor dem Weibe als Weib — das directe Gegentheil von der kirchlichen Weltanſchauung, die das Weib als das Hauptwerkzeug der Sinnlichkeit und der Sünde anſah. Das mit chriſtlichem Idealismus erfüllte Ritterthum organiſirte hinfort einen Cultus des Weibes als der reineren und höheren Offenbarung des ächt menſchlichen Weſens. Auch jetzt noch war rechtlich das Weib unmündig und unfrei; auch trat die Frau jetzt nicht aus ihrer Sphäre heraus: ſie documentirte ihre ſchaffende Thätigkeit weder in der Kunſt, noch in Wiſſenſchaft und Poeſie. Aber ſie beherrſchte mit ihrem Geiſte den Staatsmann und den Krieger, den Kirchenfürſten und den Mönch, die Geſellſchaft und die Kultur, weil ſie mit der vollen Weiblichkeit in das Leben eintrat und ſich als Herrin des Gemüths zeigte. Zu dieſer hohen Stellung hat erſt das Ritterthum das Weib erhoben, vor dem zwar die germaniſche Welt von Anfang an Ehrfurcht hegte, dem ſie aber bis dahin die Stellung verſagte. Um ſich jedoch eines ihr fremden Elements, des Frauencultus zu bemächtigen, verlegte die Kirche dieſen ritterlichen Frauencultus in den Himmel und ſtellte in Maria die höchſte Verklärung des Weibes, das göttliche Urbild des weiblichen Weſens, auf. Mit reinſter Inbrunſt warf ſich der Ritter in Verehrung vor der Himmelskönigin nieder, und dieſe Verehrung ward — wie Weinhold bemerkt — mit einer Naivetät gepflegt, die nur einer Zeit möglich war, welche neben der feinſten Schwärmerei unvermittelt die nackteſte Natürlichkeit zu ſtellen vermochte: der Marienkult war der durch die Kirche verklärte Frauen- und Minnedienſt. Neben der religiöſen Verehrung der himmliſchen Frau ſtand der Ritter noch im Dienſt der Einen Irdiſchen, der er ſich geweiht, deren Gunſt er durch Treue und Kühnheit erwarb, deren Farben er trug und mit deren Liebeszeichen (— einem Ring, einem Gürtel, zuhöchſt dem Hemd, das ſie getragen —) er ſich ſchmückte. Dieſe Gunſt jedoch ward ihm nur zu Theil, wenn er die Minnekunſt durchgeprobt hatte und zuerſt als Schüchterner die heimliche Liebe im Herzen trug, dann, durch die Frau

ermuthigt, als Bittender das Geständniß wagte, um als Erhörter in Liebesdienst genommen zu werden, und endlich als Liebhaber die höchste Gunst zu genießen. Mit dem Kusse, den sie ihm gab, ward er fortan der Vasall der Herzenskönigin und erprobte seinen Dienst durch Thaten des Gehorsams, indeß sie (— dem idealen Liebesverhältniß fehlte meist auch die Sinnlichkeit nicht —), geschickt und Künstlerin im Lieben, bald Dieses bald Jenes vergönnte und verweigerte und damit den Schmelz über der Liebe bewahrte. Falke: Das Ritterthum ist eine Wahrheit — diese Verbindung von Ideen und Thaten, von Religion und Heldenthum, von Poesie und Leben, von Frauenliebe und Waffenhandwerk. Es ist in diesem Sinne eine geschichtliche Wahrheit, wenn es auch nicht vermochte, die Idee, die es von sich selbst geschaffen hatte, auf die Dauer aufrecht zu erhalten und ihre Verwirklichung der Vollendung entgegen zu führen. Schon das ist etwas, daß man ein solches Ideal des damaligen Menschen zu schaffen und nachdrucksvoll der Zeit vorzuhalten vermochte. Auch darin ist das Ritterthum eine Wahrheit, daß es, eine echte, gesunde Blume, in dem Boden, darin es wächst und gedeiht, seine wirkliche, naturgemäße Heimath findet, daß es nicht aus der Fremde dahin verpflanzt ist und wie ein Treibhausgewächs künstlich gehegt und gepflegt wird. Das christlich-germanische und romanische Abendland ist seine originale Stätte, und seine Luft ist der frische Geist des 12. Jahrhunderts; der durch diese Länder befruchtend hindurchweht. — Drei Dinge waren es, die das Leben des Ritters erfüllten: die Religion, die Liebe und das Waffenhandwerk. Gott und die Frau herrschten über ihn und gaben seinen Thaten ein Ziel. So erhielt das rohe Waffenhandwerk eine höhere Weihe, und dadurch eben unterschied sich der Ritter von den antiken Heroen. Dieser kämpfte um des Kampfes willen, zur Bethätigung der innewohnenden Kraft, um der Lust zu genügen und den Ruhm des Stärkeren davon zu tragen, jener für einen außer ihm liegenden, höheren Zweck; von ihm wurde Entsagung seiner selbst, Aufopferung verlangt, der Andere folgte seinem eigenen Triebe und fand den Genuß in der Erfüllung desselben. —

Das Ritterthum ist der Idealismus des mittelalterlichen germanischen Geistes — und obwohl einseitig und darum mit seiner Einseitigkeit seinen eigenen Untergang herbeiführend, doch für den germanischen Geist ein Gewinn an Freiheit, Tiefe und Fülle. Durch das Ritterthum ward das Weib aus seiner Abgeschiedenheit auf den Schauplatz der Welt gestellt, und gelangte die subjective Freiheit im Ehrgefühl zu Bewußtsein und Recht, wie im Minnegesang das Gefühl des

Herzens sich aussprechen durfte und im Nominalismus der Scholastik die reale Welt zur Anerkennung kam. Und diese Eroberungen, die der Geist der Weltgeschichte mit dem Ritterthum gemacht hatte, waren zugleich der werthvolle Boden, auf dem eine weitere Entwicklung emporsproßte, als seine Tapferkeit, Großmuth, Ehrenhaftigkeit, seine Huldigung der Frauen, seine Liebe zur Kunst, seine Religiösität und Bildung in den einfachen und sittlich kräftigen, betriebsamen Bürgerstand verpflanzt ward. Das Ritterthum selbst jedoch konnte diese Weiterentwicklung des Geschichtsgeistes nicht in der Hand behalten. Sein Grundgedanke, die selbstwüchsige Bethätigung der individuellen Freiheit, mußte durch sein Formel- und Schnörkelwesen in sein eigenes Gegentheil umschlagen. Statt zu der Versöhnung der Form und des Geistes oder der objectiven Ordnung des Lebens und der individuellen Freiheit war, wie Rückert sagt, die Ritterschaft nur zu einer völligen Knechtschaft unter eine Form gelangt, die an sich in vielen einzelnen Dingen mit den allgemeinen Formen der Sittlichkeit übereinstimmt, ihnen aber auch in eben so vielen widerspricht und zuletzt wegen der Voraussetzungen, auf denen sie entstanden war, durch und durch unsittlich oder eine Lüge genannt werden muß. — Die Cultur des Ritterthums war nicht auf das tiefste Innere des Bewußtseins basirt: sie war einerseits nur naturwüchsig und andererseits nur anempfunden. Sie wurde auch nicht getragen durch wahrhafte und selbstbewußte Bildung des Geistes, weder durch das Studium der Alten, noch durch das der Natur und Philosophie; auch die Religion sprang nicht aus dem tiefen Borne selbsteigenen Gefühls, — sie war angelernt. Darum siechte sie hin, sobald ihr die äußeren Lebensbedingungen entzogen wurden. Im Kriege Aller gegen Alle, der nach dem Untergange der Hohenstaufen eintrat, welkte plötzlich die schöne Sommerblume. Ulrich von Lichtenstein sagt: Seit Herzog Friedrich der Streitbare erschlagen lag, waren Steier und Oesterreich gar der reichen Freuden krank; Nacht und Tag wurden die Länder ausgeraubt und Dörfer verbrannt.

„Man sah sie nur des Raubes pflegen,
Der Frauendienst war todt gelegen.
Die Jungen waren ungemuth,
Verschwend'ten lästerlich ihr Gut;
Rauben war die stete Sitt;
Da schändeten sie die Jugend mit.
Sie hatten gar unguten Sinn,
Ihr Leben ging in Nebel hin."

Dem gegenüber zog sich auch die Frau in sich selbst zurück, — statt des Schmuckes ein Paternoster auf der Brust; — in der Gesellschaft

ſchweigſam und ſtumm. „Aus den freien, ſtolzen, freudigen Weltdamen waren ſie ſtille Frömmlerinnen und Beterinnen geworden, ließen den Kopf hängen und ſpielten die Nonne ohne Gelübde.“

Im 14. Jahrhundert arbeitete ſich zwar das Ritterthum aus dieſem Leben, das zwiſchen Rohheit und Kopfhängerei ſchwankte; doch blieb ein Theil des Adels, beſonders in Deutſchland, der Jagd-, Trink- und Fehdeluſt für immer treu, indeſſen der höhere deutſche Adel mit geiſtloſem Ceremoniell und im Zwange der Etiquette prunkte, und auch das Ritterthum in England und Frankreich, das ſich damals an kühneren Thaten emporraffen konnte, that dies nur zum Theil, und ſelbſt hierbei war die Form nur eine angenommene. „Dies erneuerte Ritterthum war nur Außenſeite, und dies war natürlich, denn da der Kern verdorben, ſo machte man die Form in überſpannter Phantaſtik zur Carricatur.“ — Wie einſt die Scholaſtik ſich in Materialismus und Mechanismus auflöſte, ſo änderte ſich mit der Sitte der Kreis ſingbarer Gegenſtände: der ſein ſelbſt ſelige Minneſang ſank zur Bänkel- und Bettelſängerei herab, indeß die Dome halbvollendet ſtehen blieben als Monumente einer großen Zeit, in der zum erſten Male der germaniſche Geiſt ſich auf Andachtsflügeln zum Himmel erhob. —

22.

Die Erziehung im Ritterthum.

Die Bildung des Ritters ſteht im Gegenſatz zur geiſtlich-ſcholaſtiſchen Bildung. Seine höhere wiſſenſchaftliche Erziehung ſchloß ſich zwar an die der Geiſtlichen an, denn chriſtliche Frömmigkeit und Demuth waren trotz des Standesſtolzes und der äußeren Galanterie die nothwendigen Eigenſchaften des Ritterthums; auch beſuchten die Ritter die Kloſter- und Kathedralſchulen. Ihre Bildung ging jedoch über die ſieben freien Künſte hinaus, denn ſie ſetzten denſelben die ſieben ſogenannten noblen Paſſionen des Adels hinzu, die ſieben Vollkommenheiten des Ritters: Reiten, Schwimmen, Pfeilſchießen, Fechten, Jagen, Schachſpielen und Verſemachen (Petrus Alphonsus: Probitates hae sunt: equitare, natare, sagittare, cestibus certare, aucupare, scacis ludere, versificare). Damit war die Gymnaſtik,

die in der geistlich-scholastischen Erziehung nur ein negatives, ein ascetisches, ein das Fleisch geißelndes und ertödtendes Erziehungsmittel war, um auf diese Weise für das Leben in Gott empfänglicher zu machen, in ihrer wahren und eigentlichen Bedeutung anerkannt, und der Leib, der bis dahin ausgezogen werden sollte, als Abbild des Geistes betrachtet. — Waren ferner in der geistlich-scholastischen Erziehung die Frauen kein wesentliches Object, auf das sich die Sorge derselben erstreckt hätte, und wurde das Weib nur als Erzieherin ihrer Kinder anerkannt, so daß sie sich in einsamer Klosterzelle dem Gebete, frommen Betrachtungen und höchstens der Erziehung der Jugend hingeben konnte: so trat in der ritterlichen Erziehung das Weib aus seiner häuslichen und klösterlichen Beschränktheit hervor, und wurde nicht nur Gegenstand der Lieder und des Gesanges, sondern auch von Kindheit auf den sittlichen und menschlichen Anforderungen gemäß erzogen: Frauen erscheinen darum von jetzt ab als Schriftstellerinnen und Erzieherinnen; man schreibt den Frauen einen veredelnden Einfluß auf die Gemüther der männlichen Jugend zu; man hält den freien Umgang und wechselseitigen Verkehr der beiden Geschlechter für ein wichtiges Erziehungsmittel. Wenn man also in der geistlich-scholastischen Erziehung das Weib mit Absicht von dem Manne fern hielt und namentlich die Geistlichkeit von aller Berührung mit Frauen zu entfernen suchte, weil die Frauen vom Göttlichen abführten und ein Hinderniß des heiligen Lebens seien: so brachte man den künftigen Ritter mit Absicht in die Nähe der Frauen, um seinen Geist und sein Herz zu bilden und ihm gefällige und liebenswürdige äußere Sitte zu lehren. „Da ich noch ein kleines Kindel war — erzählt Ulrich von Lichtenstein, — hörte ich oft die Weisen sagen, daß Niemand Würdigkeit erwerben könnte, der nicht ohne Wanken guten Frauen zu Diensten bereit sei. Niemand sei auch so recht froh und wohlgemuth, als wer eine Frau so lieb habe, als seinen eigenen Leib. Ich war ein Kind, als ich dies hörte, und noch so dumm, daß ich auf Gerten ritt, und doch gedachte ich in meiner Dummheit immer den Frauen zu dienen mit Leib, Gut, Blut und Leben. In diesem Gedanken wuchs ich auf bis in das zwölfte Jahr. Nachdem ich dann 5 Jahre bei einer Dame gedient, gab man mich einem Herrn, der hoher Tugenden reich war, dem Markgrafen Heinrich von Oestreich. Der diente den Frauen mit rechter Treu, sprach wohl von ihnen, wie ein Ritter soll, und sagte mir, wer würdig leben wolle, der müsse sich einer Frau zu eigen geben. Er lehrte mich viel von seiner süßen Tugend, er lehrte mich sprechen über Frauen und in Briefen süße Worte dichten." — Während man ferner in der geistlich-scholastischen Erziehung

die lateinische Sprache für das wesentlichste Erziehungsmittel hielt, und sie es in Wahrheit als Medium war, durch das man zu den Wahrheiten der Religion gelangte, wurde es in der Ritterzeit nothwendig, die französische Sprache zu verstehen, und ward es im Laufe des 13. Jahrhunderts bei den Vornehmen Brauch, Franzosen an ihren Höfen zu halten und ihre Kinder französisch lernen zu lassen. Auch wurden Knaben und Jünglinge auf Reisen geschickt, um sich Fertigkeit in anderen Zungen anzueignen, und die Spielleute, die als Handelsleute der geistlichen und sittlichen Waaren von Volk zu Volk zogen, waren Sprachmeister, wie Vermittler der Poesie des Tages. — Endlich trat die ritterliche Erziehung auch in Bezug auf die Zucht mit der geistlich-scholastischen in Gegensatz. Die geistlich-scholastische Zucht war mönchisch-finster und ihr Ziel Unterdrückung der Individualität; die ritterliche Zucht zielte auf Erweckung des Ehrgefühls: mit dem Knappen- und Ritterschlag wurde symbolisch ausgedrückt, daß dies der letzte Schlag sein solle, weil durch Schläge die Ehre verletzt werde.

Von der Mutter erhielten die Kinder in den ersten sieben Jahren treue Pflege, die ersten Begriffe von Gott und der christlichen Religion. Das **Mädchen** war auch über diese Zeit hinaus der Obhut der Mutter anvertraut. Es erwarb zuerst die Geschicklichkeiten des Hauses: Spinnen und Sticken, das Anfertigen der männlichen und weiblichen Kleidungsstücke. An der Gesellschaft nahm das Fräulein Theil, sobald sie ihr Alter und ihre Reife dazu befähigte. In vornehmen, gräflichen oder fürstlichen Familien wurden die Töchter nicht allein, sondern in Gesellschaft einer großen Anzahl von Gespielinnen, die aus dem angehörigen oder befreundeten Adel genommen wurden, unterrichtet. Die junge Schaar bewohnte dann gemeinschaftlich einen besonderen Theil des Hauses, war einer gemeinsamen Hofmeisterin untergeben und erhielt daneben andere Lehrer und Lehrerinnen. War die Tochter bei der Mutter geblieben, so wurde sie später als Gesellschafterin an den Hof einer vornehmen Dame gebracht, um hier ihre Erziehung zu vollenden, die geselligen Talente auszubilden ꝛc.

Schreiben und Lesen war eine Hauptaufgabe bei der Erziehung des Mädchens: die junge Dame mußte in der winterlichen Einsamkeit am Kamin in der Familie oder in Gesellschaft die neuen Lieder, die Sagen und Geschichten vorlesen; sie hatte in ihren Zimmern die Liederbücher und anderen Werke der Dichter. Sie selbst jedoch dichtete meist nicht, denn sie war Gegenstand der Dichtung. Zuerst wurde das Mädchen von einem Geistlichen, später daneben von den fahrenden Künstlern, von Sängern und Dichtern unterrichtet. Zuweilen findet man bei den

Mädchen auch die Kenntniß fremder Sprachen, namentlich des Französischen und Lateinischen: Blankflos war schon in ihrem zehnten Jahre dahin gekommen, daß sie in Latein alles, was ihr vorgelegt wurde, ausdeuten konnte.

Auch im Gesange und im Saitenspiel ward das Burgfräulein unterrichtet. Die Instrumente, welche erlernt wurden, waren Saiteninstrumente, sowohl solche, die geschlagen oder gegriffen wurden, wie die Leier, die Harfe, als auch solche, die man mit dem Bogen streicht: die Fidel oder Geige. Gesang war die gewöhnliche Begleitung des Instruments.

Die Religiösität der hohen Frau hatte eine praktische Richtung: sie ging mit ihren Gesellschafterinnen zur Messe und pflegte in einsamer Zurückgezogenheit Gebetsübungen; am meisten aber drückte sie — wie z. B. die heilige Elisabeth — ihre religiösen Empfindungen durch Werke der Barmherzigkeit aus. Von der Gemahlin Heinrichs des Löwen, Mathilde, erzählt der Geschichtsschreiber Arnold von Lübeck: „Sie, die Tochter des Königs von England, gab ihrer hohen Geburt die Weihe frommer Werke, und den Thaten der Menschenliebe sich widmend, verherrlichte sie diese durch den Schmuck der Religion. Denn sie besaß die höchste Frömmigkeit, fühlte mit Bedrängten auf bewundernswürdige Weise Mitleid, spendete Almosen mit freigebiger Hand, war eifrig im Gebet und eine höchst andächtige Besucherin der Messe, die sie in großer Menge lesen ließ. Die eheliche Treue bewahrte sie rein."

Die Grundlage aller höfischen Sitte ist ächte, wahre Weiblichkeit, Gottesfurcht, Tugend, Schamhaftigkeit und Bescheidenheit, oder die „Maße". Des Weibes Schönheit ist verloren, wenn sie nicht mit der „Krone der Zucht" geziert ist. Die edle Frau muß zur Schönheit „gute Gedanken, schöne Rede und ein keusches Gemüth" haben.

Die Dame des 12. und 13. Jahrhunderts zeigte edle Manieren. Sie traf die Mitte zwischen dem Zuviel und Zuwenig. Die Schönheitslehre war durchdacht. Neben dem kleinen Hemd von weißer Seide oder feiner Leinwand, das die Dame auf bloßem Leibe trug und meistens im Bette anbehielt (später schlief man häufig nackt), hatte sie zwei Hauptkleidungsstücke, ein unteres und oberes, einen Rock und ein Kleid, welche die anständige Dame stets zusammen trug, während dem Bürgerstande meist der Rock genügte. Die Kleider wurden am Oberkörper eingezogen, so daß sie sich von den Schultern herab bis auf die Hüften dem Wuchse völlig anschlossen und alle seine Schönheiten zur Erscheinung brachten.

Das Ideal der weiblichen Erziehung spricht sich aus in den Lehren, welche die Windsbekin ihrer Tochter gibt. Sie lauten: „Traut Kind, Du sollst sein hochgesinnt und sollst in Züchten leben. So wird Dein Lob den Werthen gut, und Dein Rosenkranz steht Dir recht. Den Ehrebegehrenden sollst Du mit Züchten Deinen sanften Gruß geben, und laß in Deinem Herzen Scham und Mäßigkeit stetig sein und hüte Deine Blicke; wo lose Merker sind, laß sie nicht umherschweifen. Scham und Mäßigkeit sind zwei Tugenden, die den Frauen hohen Preis gewähren. Schenkt Dir diese Gott in Deiner Jugend, so grünt das Reis Deines Heiles; Du magst in Ehren alt werden. Was ich da eben umherschweifende, wilde Blicke nannte, sind die, wenn ein Weib still vor sich hinsehen soll und doch die Blicke umhergehen läßt, als wenn sie unsteten Sinn habe. Davon hat ihr Lob einen schwachen Gewinn. Wenn weise Worte die Werke begleiten, so sind Deine Sinne nicht betrogen. Wenn aber die guten Werke fehlen, so sind die weisen Worte nichts als Lügen. Wenn ein Vogel zu früh sein Nest verlassen hat, so gibt er sich den anderen zum Spiel und sein Gefieder wird ausgerupft. So, mein Kind, wird es Dir auch geschehen, wenn Du in Deiner Jugend diese Rede hast, Dich aber dumm in Deinen Werken zeigest. Viel wandelbar sind die Männer. Sie tragen Nebelkappen bei sich, d. h. sie kommen und verschwinden leicht, wenn sie mit ihren Reden bethört haben. Wie es auch um die Untreue der Männer steht, — wir Frauen sollen fester sein und im Allgemeinen Denen Haß tragen, die ihre Zucht nicht an uns zeigen. Thäten wir es, — sie schonten unser gewiß mehr. Man soll die Frauen gütlich bitten und lieblich in dem Herzen tragen; sie aber sollen züchtiglich verweigern. Wäre nun Eine sinnlich und schwach, dann mag sie sich nachher auch nicht allzusehr beklagen; denn späte Reue ist gar nichtig, und die Wandelbare wird verspottet, wenn der Schaden geschehen ist. Handelst Du so, daß Dir kein Vorwurf gemacht werden kann, so bist Du mit Deinen Sinnen auf dem rechten Wege; aber behalte sie auch, daß Dich die Liebe nicht etwa blind mache. Gar weise Herzen sind durch ihre Macht zu Kindern geworden. Wenn aber auch die Kraft von hunderttausend Herzen in dem Deinigen allein liegen möchte, — es würde doch die Meisterschaft der süßen Minne endlich siegen. Wer nun das Zwingen hoher und edler Minne verlangt, der soll Alles, was Schlechtigkeit heißt, verlassen und sich den Werthen werth zu machen suchen. Wenn Du ein keusches Herz trägst, so mußt Du Lob und Ehre haben. Will die Minne nun Dir dies etwa nicht gönnen und will Dich mit Gewalt zwingen, daß Du einen ehrenwerthen Mann liebst, so sollst Du

ihm doch Nichts gewähren, was nicht recht und schicklich ist. Hier kann Dir Mutterrath nicht helfen; Dein eigener steter Muth muß Dich bewahren; denn wer zu sehr hütet und wacht über einen Anderen, der erfährt oft Schaden, und wer daher anders hütet, als er soll und als sich ziemt, der gehet darauf aus, Unehre in sein Haus einzuladen. Nun könntest Du wohl auch fragen um die Minne: ob die hier bei uns auf Erden sei, oder ob sie in den Lüften schwebe. Darüber macht uns ein weiser Mann, Ovidius, klar, der sagt, sie sei genannt Venus und verwunde süße Herzen und mache sie nach ihrem Willen wieder gesund, aber auch wieder siech: so sei immer ihr Wechsel. Unsichtbar fährt sie wie ein Geist und hat nicht Ruhe Tag und Nacht. Die hohe, edle Minne begehrt nur das Herz; für sie ist nicht Höhe oder Niedere des Standes da. Die Herzen Derer, welche ihr behagen, werden eng in einander geflochten und auf die Niederen sieht sie nicht. So muß ein jedes Weib hoher und edler Minne nachstreben." — Gottfried von Straßburg hat im Tristan ein Gemälde entworfen, wie der Held, während ihn die Königin von Irland von seiner Wunde heilt, zum Dank dafür ihre Tochter, die blonde Isold, in höfischem Wissen, in höfischen Künsten und Sitten unterwies und wie seine schöne Schülerin mit Eifer „Beides, Bücher und Saitenspiel" lernt. Sie singt, sie spielt, sie liest, sie schreibt. Sie versteht ihre Dubliner Sprache fein und daneben Französisch und Latein, kann die wälsche Fiedel spielen, mit Händen, weiß wie Hermelin, Leier und Harfe zu vielgestaltigen Tönen rühren und dazu Melodie aller Art singen. Auch besitzt und übt sie die Gabe, Briefe und Lieder zu dichten, und weiß Sagen und Märchen zu erzählen. Außerdem unterrichtet Tristan die Schöne in der „Moralitas", in der Kunst guter und schöner Sitten, in der süßen Kunst, welche rein und glückselig macht, welche allen edlen Herzen als eine Amme für das Leben mitgegeben ist, welche lehrt, wie wir uns zu Gott und zur Welt zu verhalten haben und wie wir beiden gefallen können. — Der Dichter hat damit das Ideal einer höfisch gebildeten Dame aufgestellt. Und daß dieses Ideal der weiblichen Erziehung, wenn auch nicht immer, so doch oft erreicht ward, sieht man an den hohen und ritterlichen Weibergestalten, welche die Männer mit emporzogen; — daß von den Frauen selbst die Kunst gepflegt ward, sieht man an den sieben Frauen, von denen aus dem 13. Jahrhundert Gedichte überliefert sind; — daß Hochbegabte unter ihnen der Wissenschaft nicht fremd blieben, sieht man an Heloise, der sich selbst die Räume der Philosophie öffnen mußten; — und welche Kraft in dem mittelalterlichen Weibe überhaupt verborgen lag, sieht man an der Heroine unter den ritterlichen Frauen, an der

Jungfrau von Orleans, die mit der Allmacht weiblichen Gemüthes und weiblicher Wirksamkeit ihr Vaterland vom Abgrunde des Verderbens rettete. —

Die Ritterfrauen bildeten nur einen kleinen Theil der menschlichen Gesellschaft; aber dieser kleine Theil hat zur Zeit der Blüthe des Ritterthums das weibliche Wesen im edlen Sinne repräsentirt. Im Allgemeinen gilt von den damaligen Edelfrauen, was Walther von der Vogelweide singt:

„Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen:
Es ward nie Nichts so Wonnigliches anzuschauen
In Lüften, noch auf Erden, noch in allen grünen Auen.
Lilien und Rosenblumen, wo die leuchten
Im Maienthum durch das Gras und kleiner Vöglein Sang,
Das ist gen solcher wonnetragenden Freude krank,
Wo man ein' schöne Frau sieht. Das kann trüben Muth erfeuchten
Und löschet alles Trauern zu derselben Stund,
Wenn lieblich lachet in Liebe ihr süßer, rother Mund,
Und Strahlen aus spielenden Augen schießen in des Mannes Herzensgrund."

Die Schule, die der **Ritter** durchzumachen hatte, dauerte in der Regel bis zum 21. Jahre. Diese ganze Zeit war dem Lernen und dem Dienste gewidmet. Was er später von Andern forderte, dessen sollte er vorher durch eigene Ausübung kundig werden. — Vom 7. Jahre ab wurde der Knabe gewöhnlich, damit er eine strenge und rücksichtslose Zucht erführe, aus dem älterlichen Hause weg an einen fremden Hof oder zu einem fremden Rittersmann gegeben, um hier meist gemeinsam mit andern Knaben zu dienen und höfische Sitte zu lernen. Letzteres geschah am leichtesten in unmittelbarer Nähe der Edelfrau. Vom 7. bis 14. Lebensjahre war er als Edelknabe ihrem Dienste gewidmet, mußte sie bei Tische bedienen, ihre Aufträge und Befehle vollziehen, ihren Boten machen, auf Reisen, auf Spaziergängen, auf der Jagd sie begleiten. Schon in Spanien war es Sitte der westgothischen Großen gewesen, ihre Söhne und Töchter an den Hof des Königs nach Toledo zu senden; auch der Hof der Franken wurde der Mittelpunkt der aufstrebenden Jugend, die auf Ehren und Würden ausging; und in Karl des Großen Hofschule sammelte sich um seine Söhne die Jugend des Adels zur Bildung. Solche Bildungsanstalten für ritterliche Spiele, körperliche Uebungen und geistige Cultur des Adels wurden nun die hohen Ritterburgen, die dadurch ein geistiges Uebergewicht und zugleich eine größere Macht im politischen Leben erlangten. Herrschte an einzelnen Höfen, wie an denen der Berengare in Barcellona, der Hohenstaufen in Schwaben, der Babenberger in Oestreich und der Landgrafen

von Thüringen ein höheres geistiges Leben, so wurden sie — bemerkt Cramer — die leuchtenden Mittelpunkte für die Bildung ihrer Zeit, so wurden sie die Sammelplätze der Dichter und Sänger, so wurden sie in noch höherem Sinne als sonst die Schulen der adeligen Jugend. Der Knabe, der bei Hofe eintrat, hieß Junkherrelin, Garzune (garçon), Page, in Deutschland auch Bube. Seine Bestimmung war, außer der Erwerbung von Anstand und Sitte, sich vorzüglich im Dienste des Herrn und der Herrin an Abhärtung und Gehorsam zu gewöhnen. Er war daher Begleiter auf der Jagd und auf Reisen, mußte Botendienste thun, bei Tische aufwarten, fremden Rittern die Pferde abnehmen, die Steigbügel halten. Daneben genoß er, oft von den vornehmen Frauen, Unterricht in den Lehren des Christenthums und in der Kunst zu lieben. Doch fand dieser Unterricht in Tugend und Sitte mehr noch durch Beispiel als durch Theorie statt, wobei zuerst dahin gestrebt wurde, Ehrfurcht vor dem eigenen Stande einzuflößen und den Geist desselben einzuhauchen.

Waren mehrere Knaben an einem Hofe zusammen, so hatte ein „Zuchtmeister", ein bewährter, erfahrener Knappe oder Ritter die Aufsicht über sie. In den Mußestunden empfing der Zögling unter Leitung dieses Zuchtmeisters einen Vorgeschmack der verschiedenen Arten des Turniers: Lanze und Armbrust wurden geführt; ein Theil der Spielkameraden vertheidigte einen Weg, den ein anderer Theil einzunehmen suchte ꝛc. Darin, sowie im ganzen Kriegshandwerk erhielt er noch besondere genaue Unterweisung. In „Wigamur" heißt es deshalb vom Knaben Wigamur:

Er lernt' in seiner Kindheit
Tugend und Gefügigkeit,
Singen und Saitenspiel
Und auch andre Hübscheit viel:
Schirmen und Springen,
Laufen und auch Ringen,
Bis er kam zu seinen Tagen,
Daß er sollt' haben getragen
Schwert und Mannes-Wehre.

Mit dieser Bildung waren die meisten Ritter fertig und vollendet. Doch wurden viele auch tiefer in die Wissenschaften eingeführt, was dann in der Zeit geschah, wo der Knabe noch Junkherrelin war, so daß seine geistige Bildung mit dem Eintritte in den Rang der Knappen beendet war. Während dieser Zeit wurde der Knabe in mancherlei Kenntnissen und Fertigkeiten von „weisen Männern" unterrichtet. Der Unterricht behandelte vornehmlich biblische Geschichten, Kunden, Sagen

und Begebenheiten aus mancherlei Ländern, und die Geſchichte der Vergangenheit meiſt in romantiſchem Gewande. Leſen und Schreiben war nicht Gemeingut des männlichen ritterlichen Standes. Wolfram von Eſchenbach und Ulrich von Lichtenſtein konnten nicht leſen und ſchreiben: die Lieder, die Letzterer für ſeine Geliebte beſtimmt hatte, prägte er ſeinem Boten in's Gedächtniß ein, damit er ſie derſelben vorſpreche, oder er dictirte ſie ſeinem Schreiber und Vorleſer. Doch machte ſich auch im Ritterſtande ein Bildungsdrang geltend. Heinrich VI., Friedrich II., der italieniſch dichtete, Konradin ꝛc. ſprachen ſämmtlich Latein. Wenn nun aber auch wahres Wiſſen ſelten erreicht wurde, ſo ward es doch im Allgemeinen erſtrebt. Ein größeres Erforderniß als Schreiben und Leſen ſcheint bei der Bildung des jungen Ritters Muſik, Geſang und Saitenſpiel geweſen zu ſein. Auch die körperlichen Uebungen und die Künſte, die ſpäter zum Waffenwerk erforderlich waren, wurden ſchon jetzt nicht vernachläſſigt. Der Knabe mußte ſich im Laufen und Springen üben; er lernte reiten und ſchwimmen, ſchoß mit Bogen und Armbruſt, warf den Stein und übte ſich mit Schild, Schwert und Lanze. Hartmann von der Aue (zwiſchen 1150 und 1220) gibt in ſeinem „Gregor“ eine Schilderung von der geiſtigen Bildung des Ritters. Gregor wurde in der Grammatik, Theologie und Rechtswiſſenſchaft unterwieſen und machte frühe ſolche Fortſchritte, daß ſein Meiſter ſchwur, er habe noch nie von allerhand Tugend eine ſo ſinnreiche Jugend geſehen. Während er vom ſechſten bis elften Jahre Grammatik (d. i. die ſieben freien Künſte, die man ſpecifiſch „Grammatik“ nannte, weil dieſe die erſte Wiſſenſchaft und die Grundlage des Triviums war,) getrieben hatte, widmete er ſich drei Jahre der Theologie, worauf die Jurisprudenz ebenfalls drei Jahre einnahm. Die mehr weltliche Seite der ritterlichen Erziehung charakteriſirt Gottfried von Straßburg (zwiſchen 1240 und 1250) in ſeinem „Triſtan“, welcher, der Sohn eines Verführers und einer Verführten, vor der Geburt des Vaters und bei derſelben der Mutter beraubt, von einem treuen Dienſtmanne mit aller möglichen Sorgfalt und nicht ohne verzärtelnde Weichlichkeit auferzogen wird. Bis in ſein ſiebentes Jahr ward er von ſeiner Pflegemutter in viele heimliche Pflege genommen, damit er zu keiner Stunde unſanft niedertrete, dann einem weiſen Manne anempfohlen, mit dem er fremde Länder durchreiſt und fremde Sprachen lernt. Dies war ſein erſter Gang aus ſeiner Freiheit; da trat er in das Geleit zwangvoller Sorge. Das Buchlernen und der Schulzwang war dieſer Sorgen Anfang. Außer den zwei Lernungen der Bücher und der Zungen (er war im Britaniſchen, Walliſiſchen, Franzöſiſchen, Lateiniſchen wohl bewandert)

wandte er auch viele Zeit auf das Saitenspiel und schlug die Harfe mit dem Plektrum in den genannten Sprachen, dazu liebliche Weisen singend. Daneben lernte er mit dem Schilde und mit dem Speer behende reiten, ringen, laufen, springen, jagen ꝛc. Mit dem vierzehnten Jahre kehrte er nach Hause zurück und begann nun seine Aventüren mit ihren Nöthen und Mühsalen, bis seine Liebe zu Isolde sein Seelenleben herrlich entfaltete. — Solche Liebe des Knaben zu einer edlen, schönen und tugendhaften Frau, so daß er ihr gleichsam als seiner irdisch erscheinenden Gottheit alle seine Gedanken und Handlungen anvertraute, bald aber auch seine Gesinnung in die tiefsten Räume des Herzens zurückdrängend, wurde schon früh genährt, und Ulrich von Lichtenstein erzählt in seinem Frauendienst, daß er in dem Gedanken, einer Frau mit Leib, Gut, Muth und Leben zu dienen, bis in's zwölfte Jahr aufwuchs und dann sich Einer ergab, an der er die meiste Tugend fand: „wenn ich wo des Sommers schöne Blumen brach, trug ich sie meiner Frauen hin; wenn sie die in ihre weißen Hände nahm, so dachte ich in meiner Freude, wie du sie angreifst, habe ich ihnen eben so gethan."

Ein lebensvolles Bild der höchsten ritterlichen Erziehung gibt der „Weißkunig", indem er das Leben Kaisers Maximilian I. vorführt. Als das Kind zu reden anhub, ließ der alte Weißkunig in seinem Königreiche viele edle Knaben bestellen, von Art und Natur die allergeschicktesten, und that diese Edelknaben zu seinem jungen Sohne, ihn die Sprache zu lehren und mit ihm Kurzweil nach der Kinder Gewohnheit zu treiben. In kurzer Zeit lernte der junge Sohn die Sprache und fing an, alle kurzweilige kindliche Spiele mit den Edelknaben zu üben. Bei der Annäherung des Knabenalters erwählte der Vater für sein Kind etliche hochgelehrte Meister von frommem, geistlichem Leben, ihn Latein und am allermeisten die Zucht und Furcht Gottes und darnach die heilige Schrift mit emsigem Fleiße zu lehren. Es wurden ihm auch viel mächtiger Herrn und Edelleute Kinder zugeordnet, mit ihm zu lernen. Dabei übte er sich mit dem Schreiben und nahm Lernung auf, worauf ihn die Meister die sieben freien Künste lehrten. In der Astronomie, Astrologie und in der schwarzen Kunst wurde er gleichfalls unterrichtet, obschon der Knabe bald erkannte, daß diese Kunst eine Verführerin zur Sünde sei und von der Erkenntniß Gottes abwende, weshalb der Meister in dieser Kunst wieder von hinnen gesandt wurde. Auch ein weiser Meister wurde ihm zugeordnet, von dem er die Arzeneikunde erlernen sollte, um sich selbst und Anderen hülfreich beispringen zu können, was die Veranlassung war, daß er immer einen mäßigen und ruhigen Lebens-

wandel führte. Ferner mußte er eine Zeit lang mit in der Schreiberei arbeiten, damit er erkennen lerne den Grund der Regierung und erkenne die Eigennützigen. Außerdem lernte er die Malerei, Baukunst, Saitenspiel und Gesang. Endlich suchte er Kenntnisse von dem Münzwesen und Bergbau zu erlangen, und ließ sich unterrichten in Dem, was zu Banketten und Mummereien nöthig war; indeß er auf der anderen Seite die ritterlichen Uebungen nicht vernachlässigte, sondern im Armbrustschießen, in Fischerei und Vogelfang, sowie im Fechten mit allen Waffen wohl sich übte. Denn der Vater ging von dem Grundsatze aus: Wiewohl ein jeder König ist wie ein anderer Mensch, müssen doch die Könige, die selbst regieren, mehr wissen, wie die Fürsten und das Volk, damit die Regierung bei ihnen bleibe. —

Mit dem 14. Jahre trat der Knabe als **Knappe** aus dem Dienst der Dame in den des Herrn. In weißem Kleide, brennende Wachskerzen in den Händen haltend, wurde er von den Aeltern zum Altare geführt, wo er vom Priester den eingesegneten Degen nebst Degengehänge erhielt, womit die Erlaubniß verbunden war, silberne Sporen zu tragen. Mit der Ueberreichung des Degens war in Deutschland eine Ohrfeige verbunden, womit angedeutet werden sollte, daß der Knabe aus dem Alter der körperlichen Züchtigung herausgetreten sei; er konnte von jetzt ab höchstens noch den Schwertstreich eines erzürnten Herrn fühlen. Als Knappe lernte nun der Ritter alle verschiedenen Jagdkünste, Vögel und Hunde abrichten, den Hirsch jagen, ihn fällen und jagdgerecht zurichten, das Hifthorn blasen, eine ganze Jagd vorbereiten und lenken. Er macht die Knappenturniere mit, um gegen den Stoß unerschütterlich fest im Sattel zu bleiben, die Lanze richtig einlegen und Schild und Helm des Gegners sicher und an der rechten Stelle treffen zu können. Jetzt auch konnte er ein Schwert umgehängt tragen. Er war der Waffenträger des Ritters, sorgte für die Reinhaltung und den Glanz der Rüstung und der Waffen, beaufsichtigte die Rüstkammer, besorgte die Pferde des Herrn, begleitete ihn auf der Jagd, zum Tourniere und in den Krieg. In der Schlacht blieb die Schaar der Knappen in unmittelbarer Nähe hinter der ritterlichen Schlachtreihe, und jeder Knappe achtete mit spähendem Auge auf den eigenen Herrn, um im Falle der Verwundung oder des Sturzes sofort zur Hand zu sein. — Daneben war es Pflicht des Herrn, in eigener Person das Muster eines guten Ritters als Vorbild aufzustellen, und es an Ermahnung und Lehren zu Allem, was des Ritters Art war, nicht fehlen zu lassen, vorzüglich auch dem Jünglinge beizubringen, wie er sich den Damen gegenüber zu verhalten habe.

Die Lehren der älteren Ritter für das jüngere Geschlecht werden uns im „Winsbeke“ vorgeführt. „Mit der Religion fängt der Alte an: „Sohn, minne Gott inniglich“, denn trüglich sei der Welt Gaukelei, und darum solle er das Leben hier so einrichten, daß er dort wohl fahre. Auch das geistliche Leben möge er ehren, obwohl der Stand nicht vor Schlechtigkeit schütze und der Laien Sitte sei, ihn zu hassen. Nur gute, reine Frauen solle er minnen, und gebe ihm Gott ein rechtes Weib zur Ehe, das möge er halten, wie den eigenen Leib, und darnach streben, daß ihr Beider Wille stets aus einem Herzen gehe. Hoch und werth schätzen solle er den Namen und die Würde eines Ritters, der ein edler, den Frauen theurer Mann sei, und darum den Schild in Ehren rein und fleckenlos erhalten; das sei des Schildes Recht. Rein aber erhalte er den Schild durch Befolgung der Ritterpflichten und Tugenden, Treue und Milde, d. i. Freigebigkeit, Keuschheit und Einfalt; ohne sie hange der Schild besser an der Wand, denn an seinem Arme. Eben deshalb solle er auch die Waffenübungen nicht vernachlässigen und wacker im Turniere bestehen. In Zucht und höfischer Sitte solle er sich bilden, daß er wisse und verstehe, wie man sich am Hofe zu benehmen habe; er solle schweigen und reden zur rechten Zeit, keine Falschheit und Untreue üben, sich nicht vordrängen, aber auch mit Rath und That nicht zurück halten, wenn er darum angegangen sei, in keuschen Worten reden, sich immer wohlerzogen zeigen, und es an freundlichem Gegengruß, wenn er gegrüßt werde, nicht fehlen lassen. Hohe Geburt allein mache es nicht aus, weder bei Mann noch Frau; ohne Tugend sei sie nichts als ein in's Wasser geworfenes Korn; wer Tugend habe, der sei hochgeboren. Die „Maße“ müsse er unter allen Tugenden minnen; lebe er nur in rechter Maße, erlange er der Ehre genug; Hoffarth aber verderbe ihm sein Spiel. Vom Weisen solle er Rath annehmen, früh sich als den Guten zeigen, der er einmal zu sein gedenke; denn „es brenne früh, was zu einer Nessel bestimmt sei“, und wer 30 Jahre ein Thor, sei ein Thor für immer. Vor liederlich Leben und Spiel möge er sich hüten: sie seien beide des Leibes und der Seele Verderben. Sein Haus solle er in rechter Weise führen, daß er gegen die Armen Barmherzigkeit und gegen die Gäste Freigebigkeit üben könne; er solle ihnen stets ein fröhliches Gesicht zeigen, daß sein Brod den Nehmenden wohl thue. Es sei ein schönes Ding um ein eigenes Haus; wer sein mit Tugend pflege, nehme nicht ab an Werth und Ehre. — Aehnlich die Lehren, die Wolfram v. Eschenbach durch Gurnemans an Parcival ertheilen läßt:

Legt nimmer von euch hin
Die Scham, die aller Zucht Beginn.
Iſt hoch und höht ſich eure Art,
Seht, daß ihr ſtets im Herzen wahrt
Erbarmung gegen dürft'gen Mann;
Wider deſſen Kummer kämpfet an
Mit Gut und milden Gaben:
Solche Demuth ſollt ihr haben.

Ihr ſollt verſtändig überein
Wiſſen arm und reich zu ſein.
Denn wo der Herr zu viel verthut,
Da iſt nicht herrlicher Muth;
Und denkt er immer, wie er mehre,
Das bringt ihm auch keine Ehre.

Ihr ſollt nicht überläſtig fragen;
Doch dürft ihr nimmer euch entſchlagen
Bedachter Antwort, die gemeſſen
Ziemet auf die Frage deſſen,
Der euch mit Worten will erſpähn.

Ihr möget hören, möget ſehn,
Scharf erwittern, flüchtig merken:
Das wird an Sinn und Witz euch ſtärken.
Laßt Erbarmung bei der Kühnheit ſein:
Dem Rathe ſollt ihr Folge leihn.

Seid männlich und wohlgemuth,
Das iſt zu werthem Preiſe gut.
Die Frauen haltet lieb und werth:
So wird ein junger Mann geehrt.
Gebt nie dem Wankelmuth euch hin.
Das iſt rechter Mannesſinn.
Wenn ihr ſie thören wollt mit Lügen,
Wohl mögt ihr ihrer viel betrügen:
Lohnt ihr treu' Lieb mit falſcher Liſt,
Das bringt euch Lob gar kurze Friſt.

Strauchwege und verbotener Schlich
Führen üblen Streit mit ſich.
Dies meſſet gegen wahre Minne.
Die Werthe hat auch kluge Sinne
Gegen Falſchheit, Liſt und Kunſt.
Verwirkt ihr jemals ihre Gunſt,
So müſſet ihr geunehrt ſein
Und immer dulden Scham und Pein.

Ein alter französischer Dichter faßt die Anforderungen an die Kandidaten der Ritterwürde in folgenden Sätzen zusammen: „Ihr, die ihr den Ritterstand begehrt, müßt ein neues Leben führen; ihr müßt andächtig wachen im Gebete, die Sünde, den Stolz und die Niederträchtigkeit meiden, die Kirche, Wittwen und Waisen vertheidigen und mit edler Kühnheit das Volk beschützen. Ein Ritter muß sich als ein redlicher Beschützer aufführen, ohne Andern das Ihre zu entziehen; er sei unverdrossen, stets mit den Verrichtungen seines Standes beschäftigt, mit rechtmäßigen Fehden, mit Turnieren, mit Ritterübungen zum Dienste seiner Geliebten; er muß nach jeder Ehre streben, so daß man ihm weder Schimpf noch Niederträchtigkeit vorwerfen kann; er maße sich nie eines Vorzugs vor Andern an. Er liebe seinen rechtmäßigen Herrn, und die Bewahrung der Besitzungen desselben sei sein eifrigstes Bestreben; er zeige Gerechtigkeit und edelmüthige Freigebigkeit: er suche die Gesellschaft angesehener Leute, höre gern ihre Erzählungen und lerne daraus; er vernehme gern die Thaten der Helden, damit er auch im Stande sein möge, große Handlungen zu verrichten, wie es ehedem König Alexander machte." —

Nach vollbrachter Knappenzeit erstieg er den höchsten Gipfel weltlicher und adeliger Ehre. Der Ritterschlag ertheilte ihm die **Ritterwürde**, und fortan war sein Leben dem Rechte, der Wahrheit und der Kirche geweiht. Eidlich mußte er versprechen: 1) Gott fromm zu fürchten, zu verehren und zu dienen, für den Glauben aus allen Kräften zu streiten und lieber einen tausendfachen Tod zu erleiden, als je dem Christenthume zu entsagen; 2) seinem gebietenden Fürsten treu zu gehorchen und für ihn und das Vaterland tapfer zu kämpfen; 3) für Erhaltung des guten Rechtes der Schwachen in rechtmäßigen Klagen zu sorgen, besonders für Wittwen, Waisen und Jungfrauen; 4) Niemanden boshafter Weise zu beleidigen und sich niemals das Gut eines Andern anzumaßen; 5) daß Geiz, Belohnung, Gewinnst und Vortheil ihn nie bewögen, irgend eine Handlung zu unternehmen, sondern nur allein der Ruhm und die Tugend; 6) daß er für das Wohl und den Nutzen der öffentlichen Sache stritte; 7) daß er seine Treue unverletzlich aller Welt hielte, besonders seinen Genossen; 8) daß er seine Genossen ehre und liebe und ihnen Hülfe und Beistand allemal leisten wolle; 9) daß, wenn er verpflichtet wäre, eine Frau oder Jungfrau zu führen, er ihr dienen, sie beschützen und erretten sollte aus allen Gefahren und aus jeder Beleidigung, oder eher den Tod leiden ꝛc. Der Ritterschlag oder die Accolade, gewöhnlich drei Schläge im Namen Gottes und eines Heiligen, fand nur dann statt, wenn der

Knappe einerseits frei von körperlichen Gebrechen war (— Keiner konnte Ritter werden, der lahm, blind, verwachsen ꝛc. war —), und wenn er andrerseits zu den Jahren gereifter Einsicht und zum Bewußtsein männlicher Würde und ritterlicher Ehre (— nicht vor dem 21. Lebensjahre —) gelangt war. Nachdem er Tags zuvor ein Bad, gleichsam eine neue Taufe, genommen, hierauf die Nacht mit einem Priester und einem Beistande wachend und im Gebet verbracht, und dann bei der Feierlichkeit selbst in weißer Kleidung, dem Sinnbilde reines Herzens und reinen Wandels, erschienen war, that er in der Kirche feierlich Buße, erhielt vom Priester das Abendmahl und empfing dann mit dem Ritterschlage seine Selbstständigkeit und eine gewisse Unabhängigkeit selbst dem Vater gegenüber. Feierlichkeiten, die um so größer waren, je höher der Stand des neuen Ritters war, beschlossen das Fest der Wehrhaftmachung. Siegfrieds Vater lud, nach den Nibelungen, 400 Verwandte zu dem Tage ein, wo der Sohn das Ritterkleid erhalten sollte und stellte nach dem Gottesdienste ein großes Turnier an, wo dann sieben Tage in Herrlichkeit und Freude gelebt wurde. — —

Mit dem Ritterthume sank auch die ritterliche Erziehung. Durch die Erfindung des Schießpulvers, das dem Kriege eine andere Gestalt gab, und durch die Erhebung des Bürgerstandes, der in Wohlhabenheit, im Streben nach geistiger Ausbildung und im Verdienste um das öffentliche Wohl mit dem Ritterstande in die Schranken trat, hörte mit der weltgeschichtlichen Bedeutung des Ritterthums auch die alte Erziehung bis zu den Ueberbleibseln einer vorherrschend militärischen Richtung, eines strengen Festhaltens an der Standesehre, einer formellen Bildung nach höfischem Stil und der Chevalerie gegen das weibliche Geschlecht auf. Bald kam die Zeit, daß Ritter selbst des Schreibens unkundig waren und diese Kunst so sehr unter ihrer Würde hielten, daß sie auszustellende Urkunden entweder bloß mit ihrem Siegel, welches sie mit dem Griffe ihres Schwertes aufdrückten, oder durch Abdruck ihrer in Farbe getauchten Hand beglaubigten, oder endlich mit dem Zusatze „weil nach Ritterwürde des Schreibens unkundig" vom Burgpfaffen, dem Schreiber, in ihrem Namen unterzeichnen ließen. Das sechszehnte Jahrhundert fand unter den Adeligen keinen Gelehrten, keinen Künstler, auch Keinen, der sich in Ackerbau, Handwerk und Industrie ausgezeichnet hätte. Fronsperg, Hutten und Sickingen waren die einzigen großen Ausnahmen. Der Adel besuchte zwar noch lateinische Schulen und Universitäten; aber Wenige nur lernten Etwas. **Hans von Schweinichen** (Leben und Abenteuer des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen, herausgegeben von Büsching. 3 Theile. 1820) gibt in dem Berichte über sich selbst ein Bild von der Erziehung der

Edelknaben zu jener Zeit, — zum rohen Kriegerleben. „Als ich meines Alters — sagt er — in's 9. Jahr gekommen, im Jahre 1561 und also wenig das meinen Verstand erlanget, habe ich zu Mertschütz zum Dorfschreiber gehen und allda zwei Jahre schreiben und lesen lernen. Wenn ich dann aus der Schule kam, mußte ich die Gänse hüten. Wie ich aber einst die Gänse hütete und sie sehr umherliefen, spillt' ich den Gänsen allen das Maul auf. Da blieben sie still stehen, waren also bald verdurst't, welches die Frau Mutter gewahr ward und gab mir einen guten Schilling. Durfte hernach nicht mehr die Gänse hüten. Ich bekam aber ein ander Amt; ich mußte in den Ställen und Scheuern die Eier suchen, und wenn ich ein Schock zusammen brachte, so gab mir die Mutter 6 Heller davor. Nachdem ich ein wenig zu lesen angefangen, und fast stammeln können, und im Schreiben die Buchstaben setzen und Krähenfüsse machen, bin ich 1562 von meinem lieben Herrn Vater zu Herzog Friedrich III. zu Liegnitz gegeben, daß ich mit Friedrichen, dem jungen Herrn studiren sollte. Da denn damals dem jungen Herrn ein Präceptor gehalten ward, Hanß Pfitzner genannt von Goldberg. Da gab mir der Herr Vater zum Bücherkaufen und zur Zehrung 32 Weißgroschen. Der Herr Präceptor hatte ein eigenes Zimmer, die kleine Bastei, darinnen wir täglich studiren mußten, das Rosarium und sonst lateinisch lesen lernen, auch alle Tage 4 Vocabula behalten, und wenn die Woche herum war, auf einmal recitiren. Wie denn der Präceptor uns ganz strenge gehalten, wie wohl ich allezeit einen Vortheil gehabt, weil mir die Frau Mutter Mitheller zuweilen geschickt, kaufte ich mich beim Präceptor mehrmals ab, denn der gute Mann ging gern in die Buhlschaft zu schönen Jungfrauen und hatte nicht Geld. Bin also die Zeit, da er Präceptor war, über zwei Mal nicht gestrichen worden. Mein Lernen ist gewesen Deutsch- und Lateinisch-schreiben und Lesen, und daß ich dabei den Katechismus und die Gebote auswendig gelernt und was sonsten für eine Ausmusterung zum Hofe gewesen. Anno 1566, wo ich 14 Jahre alt war, bin ich von meinem Vater in die Schule zu Goldberg gethan worden, daß ich allda habe studiren sollen. Ward fleißig unterwiesen, daß ich auch innerhalb $^5/_4$ Jahren zu Dem, was ich vorkonnte, gelernt, daß ich, was meine Nothdurft, lateinisch reden, ein Argument auf einen halben Bogen machen konnte, und doch zu Goldberg diese Zeit über nicht einen einzigen Schilling erlanget, außer daß mich M. Barth, der mich sonderlich in Acht nahm, mit einer Ruthe auf die Hände schmiß, da ich ihm sollte den Terentium recitiren, welches ich dieselbe Stunde nicht gelernt hatte, sagend: Lernt ein ander Mal, oder ich werde euch die Hosen herunterziehen. Weil ich aber

mehr Lust zur Reiterei als zu Büchern hatte und doch nicht von Goldberg wegkommen konnte, wurde ich letzlich am Fieber krank, und dann heimgeholt, nachdem ich, wie man zu sagen pflegt, die Schule durch den Bauch gestochen und Das, was ich in 3/4 Jahren gelernt, in 14 Tagen wieder vergessen. Hernach habe ich meine Lust auf das Waidwerk geworfen, darinnen ich mich täglich gebraucht; mit Sperberreiten, Windreiten ꝛc. die Zeit zugebracht, in der Wirthschaft aber meinem Herrn Vater zugesehen und ihm aufgewartet, mit ihm geritten und gefahren, mich auch im deutschen Schreiben geübt. Im Jahre 1567 hat mir mein Vater mein erstes Schwert gekauft, davor er gegeben hat 34 Weißgroschen; habe damals noch keinen Wein getrunken, sondern mich allezeit nüchtern gehalten. Doch bald nahm ich's auch in Wein an, so daß ich gemeint, es wäre unmöglich, daß mich Einer versaufen könne, und habe es dann stark continuirt. 20 Jahre alt, mußte ich dem Herrn Vater die Mühle versehen, mit Ausmetzen und vor's Haus zu mahlen und davon Rechnung und Bescheid geben; und wenn ich daheim war, so mußte ich auch die Gäste mit Saufen bewirthen und die Fischerei versehen, alles Futter ausgeben, auch mit den Dreschern aufheben und sonsten verrichten, was möglich." — Das Leben war ein einziges großes Zechen; und Schweinichen ist nur der Typus von Tausenden seiner Genossen. —

B. Das Bürgerthum und seine Erziehung.

23.

Das Bürgerthum mit der neu aufwachenden Kunst und Wissenschaft.

Dem ritterlichen Idealismus gegenüber trat eine gleichfalls von den Kreuzzügen geförderte realistische Richtung auf, die in ihren Resultaten ergebnißreicher als jene idealistische, dieselbe Aufgabe wie das Ritterthum zu lösen suchte, nämlich eine bewußte Befreiung, eine Emancipation von den Schranken, die bis dahin alle freie Bewegung gehindert hatten. Die Individualitäten, die ihr zugehörten, versuchten, sagt Rückert, ebenso wie das Ritterthum den ganzen Kreis ihrer Thätigkeit aus sich heraus zu bestimmen und überhaupt sich ebenso unumschränkt als die einzig berechtigten Mächte der Geschichte geltend zu machen,

wie es jenes that und wie es früher das Kaiſerthum und neben dem Ritterthum noch die Kirche und das Papſtthum verſuchte. Der Repräſentant dieſer realiſtiſchen Richtung war das Bürgerthum oder das Städteweſen, auch das Gewerbeweſen genannt — der Gegenſatz zum Ritterthum ſchon in der äußern Form ſeiner Erſcheinung, durch ſein Zuſammenwohnen in geſchloſſenen Orten, beſonders aber durch ſein geiſtiges und ethiſches Auftreten, indem es auf der Baſis der nützlichen Arbeit ruht, und an die Stelle der ritterlichen Phantaſie eine practiſch tüchtige Auffaſſung des Lebens ſetzt. Barthold hat darauf aufmerkſam gemacht, daß ſich in dem Worte „Bürger" (— Ulfilas führte das Wort ein, indem er dem Griechiſchen πόλις das Wort Baurgs nachbildete, und alſo πολίτης mit dem Derivatum Baurgja, der Burger überſetzte —) der ganze Inhalt der geſchichtlichen Entwicklung des germaniſchen Bürgerthums bedeutſam ausdrücke: die erſte bange Sorge und die kluge Vorſicht des ſich Verbergenden; Nothſtand und Bedrängniß, Wehrhaftigkeit des Geborgenen; behagliche Sicherheit, gegenſeitige Bürgſchaft und Verbürgung des Eigenthums, der Perſon und des Rechts; endlich die höchſte Steigerung und Verallgemeinerung des Begriffs als Staatsbürgerthum.

Das Bürgerthum durchbrach zuerſt das Feudalſyſtem und fügte der Geiſtlichkeit und dem Adel den dritten Stand hinzu. Seinen Grundzügen nach entwickelte es ſich in Italien, Frankreich und Deutſchland faſt zu gleicher Zeit. Bald verbreitete es ſich über ganz Europa und im 13. und 14. Jahrhundert gelangte es nach Innen und Außen zur Blüthe. Nach Außen trat es in ſtädtiſcher Einigung auf, in der die Hanſa und der rheiniſche Städtebund hervorragen: Bündniſſe, nicht bloß zum Handel, ſondern auch zum gemeinſamen Schutz und zur Aufrechthaltung des Landfriedens. Seine geiſtige Kraft offenbarte ſich in der ſtädtiſchen Vertretung: in Portugal waren ſchon 1143 durch das Reichsgeſetz von Lamego neben Geiſtlichkeit und Adel auch die Vorſteher der Städte als Stände anerkannt; in Caſtilien waren 1169 Abgeordnete der Städte auf den Reichstagen; in Neapel erhielten die Städte 1231 Antheil an den Reichsverſammlungen; in England bildete ſich 1265 das Unterhaus durch Abgeordnete aus den Grafſchaften, Städten und Flecken; in Dänemark erſchienen 1250 die Städte auf dem Danehof; in Frankreich wurden 1302 die Abgeordneten der Städte zu den Reichstagen berufen; in Deutſchland kamen 1309 die Städte auf den Reichstag zu Speier. Die inneren Freiheiten errangen die Gemeinden in langen und harten Kämpfen mit den Geſchlechtern. Indem ſie ſich in Zünfte, Innungen, Gilden zuſammenthaten, ſtellten ſie den Patriziern eine ge-

schlossene Macht gegenüber. Ursprünglich bloß zur Hebung und Wahrung gewerblicher Interessen entstanden, erhielten diese Zünfte darum bald eine politische Bedeutung, und die Oberalten oder Zunftmeister wurden zugleich die Anführer der rüstig und tapfer in den Krieg schreitenden Mannschaften. Mit dem Gefühl innerer Kraft errangen sie nach und nach auch ihre äußere Freiheit — Zulassung zum Burgrecht, zum Mitgenuß des Gemeindevermögens, zur theilweisen Amtsfähigkeit; ja sie setzten endlich sogar an die Stelle des Geschlechterregiments die Zunftregierung, bei der sich die Geschlechter einschreiben lassen mußten, um nicht ganz von der Regierung verdrängt zu werden, und von der die Entwicklung der Gewerbe und Künste ausging.

Das Bürgerthum ruhte auf einer unvergänglichen, soliden Basis, auf dem Princip der Arbeit. Es hat zum ersten Male der Weltgeschichte die eigentliche productive Arbeit in politischer und socialer Beziehung emancipirt und geadelt. „Während in den antiken Staaten die Arbeit den Händen der Sklaven, Freigelassenen und Fremden übergeben und der Handwerker von dem eigentlichen Begriff des Bürgerthums ausgeschlossen war; saß hier der Handwerker in dem Verwaltungsrathe der Stadt, nahm er Antheil an den Regierungsacten, bildete er den Kern der immer wehrhaften Kriegsmacht der Stadt, galt er in seinem Stande so viel als der ritterbürtige Patrizier." Auf dem Gefühl dieser autonomen Kraft basirte auch das Zusammenschließen in kleinere natürliche Gruppen, in Corporationen, Zünfte oder Gilden, das nach den veränderten Zielen der menschlichen Thätigkeit veränderte Princip des alten Germanenthums, dem gemäß Gruppen, die sich die Kraft und den Verstand zutrauten, ihre Interessen in ihre eigene Obhut nahmen. Aus diesem Gefühl der eigenen innern und äußeren Sicherheit erwuchs dann und zwar auf imposante Weise Kunst und Wissenschaft. Es wurden alle Motive, die von der Kirche, vom Ritterthum, von der antiken Cultur zuflossen, vom Bürgerthum verarbeitet; und wenn auch die Universitäten, in denen sich die Wissenschaft centralisirte, nicht die unmittelbaren Erzeugnisse seines Geistes genannt werden können, so sogen sie doch von daher ihre Kraft, sowie es in den Stadtschulen die Schule von dem Privilegium, eine geistliche Anstalt zu sein, emanzipirte, wie es endlich in der Wanderung nach Hellas und Rom sein eigenes geistiges Wesen durch Arbeit sich zu erobern strebte.

Das erste Zeichen seiner Selbstständigkeit und Mündigkeit legte das Bürgerthum dadurch ab, daß es in seiner eigenen Sprache sprach. Die Nationalsprachen wurden von jetzt ab der allgemeine Ausdruck

des Volkslebens und der Volkssitte. Damit war im Volke das Auftreten und die Ausbildung der Prosa verbunden — ein Zeugniß, daß der Volksgeist nicht allein mehr auf den Höhen wohnte, sondern die Wirklichkeit zu durchdringen strebte. Und mit der Aufzeichnung der Volksgesetze und Volksrechte bekundete das Volk, daß es selbst seine Pflichten und Gerechtsame verstehe: 1215 oder 1218 erschien in Deutschland „der Sachsenspiegel", und mit ihm im Zusammenhange stand „der Schwabenspiegel", der bereits ein Gesetz über körperliche Strafen der Schüler enthält; — in Kastilien und Leon sammelte Alfons der Weise die Landesgesetze, und zu derselben Zeit 1213—1276 ordnete König Jakob I. in Arragonien die Rechte und Gewohnheiten in arragonischer Sprache; — in Frankreich fanden sich die Satzungen des heiligen Ludwig; in England erschien unter Eduard I. (1272—1307) eine Gesetzsammlung in heimischer Sprache; in Norwegen endlich trat Magnus Lagabäter (1263—1280) als Gesetzesordner auf. Und wie in den Staaten, so in den Städten: Stadtrechte, Weisthümer, Seerechte, Lehnrechte verbürgen von jetzt ab die Rechte von Einzelnen und von Corporationen.

Wie in den Händen der Bürger die Prosa ausgebildet und durch Handelsbetrieb als Geschäftsstil, durch Aufzeichnung des Rechts als Kanzlei- und Gerichtsstil, durch Chronikenschreiberei als historischer Stil ein Gepräge erhielt: so erhoben auch die Städte die Kunst aus ihrer Dienstschaft der Kirche zu einem ihrem Wesen, dem Begriffe der Schönheit, adäquaten classischen Dasein. Diente sie auch gleich jetzt noch zum Theil und äußerlich Zwecken der Kirche, und hatte sie auch da noch die Gegenstände des kirchlichen Glaubens hauptsächlich zu ihrem Interesse; so wurde doch bereits auch das Schöne als solches Gegenstand des Menschen. „Es erwachte, sagt Feuerbach, das unabhängige, das lautere, durch keine fremden Influenzen und Beziehungen getrübte Gefühl der reinen Schönheit und Menschlichkeit, es bekam jetzt wieder der Mensch in der Anschauung der herrlichen Schöpfungen seines Geistes ein freies Selbstgefühl, das Bewußtsein seiner Selbstständigkeit, seines geistigen Adels, seiner immanenten, seiner Natur eingebornen Gottähnlichkeit, Sinn für die Natur und ihr Studium, Beobachtungsgabe, eine richtige Anschauung des Wirklichen und die Anerkennung von der Realität und Wesenhaftigkeit alles Dessen, was von dem negativ religiösen Geiste als ein nur Eitles und Ungöttliches bestimmt war. Die Kunst war daher die reizende Maja, welche dem finstern Geiste der Kirche, wie einst dem alten Brahma, seine Melancholie und Misanthropie aus dem Kopfe trieb, die scheinheilige Verführerin, die den Menschen auf

die obersten Zinnen der Kirche führte, um hier seiner beengten und gepreßten Brust freien Athem zu verschaffen, ihn die frischen Himmelsdüfte rein menschlicher Gefühle und Anschauungen einsaugen zu lassen, und ihm die reizende Aussicht in die Herrlichkeiten der irdischen Welt zu eröffnen und eine andere Welt, die Welt der Freiheit, Schönheit, Humanität und Wissenschaft aufzuschließen.

In der Poesie war der Bürger anfangs unglücklich: er nahm die Form für das Wesen und suchte die Poesie in der Richtigkeit verschlungener und verschnörkelter Rhythmen. Der Meistergesang, eine lyrisch ausgezierte Spruchpoesie, ist der Repräsentant der bürgerlichen Verständigkeit, gegenüber der ritterlichen Phantastik. Die ehrbaren Bürger traten in Sängergesellschaften zusammen, und des Sonntags nach dem Gottesdienste versammelten sie sich, vom Werkeltagsstaube gereinigt, auf dem Rathhause oder in der Kirche, unter einem Kreise von Bürgern und Bürgerinnen, um Schule zu singen und in Liedern auszusprechen, was in der Woche ihr Gemüth bewegt hatte. — Neben diesem Meistergesange erklang das weltliche Volkslied — der ungekünstelte, frische und derbe, oft tief poetische Ausdruck der Volksfreude und des Volksleides; und neben dem lateinischen Gesange der Geistlichen ertönte fortan der deutsche Kirchengesang der Laien. Auch das Drama entwickelte sich weiter: ursprünglich die Leiden, den Tod und die Auferstehung des Herrn darstellend, beim Vorlesen an verschiedene Personen vertheilt und mit eingeschobenen Gesangstücken versehen, kam im 12. Jahrhundert ein Kostüm der handelnden Personen hinzu, und mit dem tragischen Stoffe verbanden sich bald komische Elemente in der Gestalt des gewinnsüchtigen Judas, der mit Kaiphas hadert, weil ihm dieser die 30 Silberlinge in schlechter Münze auszahlt, in der Gestalt des Kaufmanns, bei dem die nach dem Grabe Christi gehenden Weiber ihre Spezereien kauften, und der sich mit seinem Weibe zankt und prügelt ꝛc. — In Frankreich nahmen im 13. Jahrhundert die Fabliaux die Mönche zum Ziel ihres Witzes. Die beiden „Bibeln" und die Geschichte vom Fuchs in der Volkssprache richteten sich vorzüglich gegen Mönche und Geistlichkeit. „Römischer Hof — so redet Güjot in seiner Bibel Rom an — Du bist lauter Verbrechen; weil der Papst es nicht sieht, weil er sich nicht widersetzt müssen wir zu Grunde gehen; Rom hat stets die Religion heruntergebracht; Rom saugt uns aus und verschlingt uns; dort ist Alles dem Gelde offen und frei; Rom zerstört Alles, und ist eine Quelle aller Laster." In Frankreich entwickelte sich auch das Ritterepos zum Ritterroman; und während die Lyrik nur ein schwacher Nachhall der Troubadours blieb,

gestaltete sich die dramatische Poesie aus dem Cultus und den kirchlichen Ceremonien: mit weltlichen Possen gemischte scenische Spiele, deren Darsteller Karl VI. 1380 privilegirte, worauf die confrairie de la passion ihre Stücke zum Ergötzen der Pariser aufführte, von denen eins, das grand mystère, in 174 Acte zerfiel, die wenigstens 400 Spieler verlangten. — In England bewirkte der erbitterte Kampf mit Frankreich, daß der öffentliche Gebrauch der französischen Sprache abgeschafft und die aus germanischen und romanischen Elementen gebildete Volkssprache zur Hof- und Geschäftssprache erhoben ward: in ihr dichtete Geoffrey Chaucer (1328—1405) seine gereimten Erzählungen von Canterbury. — In Spanien bildete sich seit dem 12. Jahrhundert die eigenthümliche romanische Sprache aus. Während des 13. und 14. Jahrhunderts dichtete die christliche Bevölkerung in derselben Romanzen, Chroniken, Ritterromane und aus den theatralischen Ceremonien der Kirche hervorgehende Dramen. — In Italien endlich strahlten Dante, Petrarca und Boccaccio als Schöpfer der neueren italienischen Poesie, wie als Beförderer des Studiums der alten Klassiker weit hervor.

Die übrigen Künste schritten schneller noch als die Poesie nach Vorwärts und Aufwärts. Italien erweckte in der Baukunst den antiken Stil: Brunelleschi heißt hierbei der florentinische Meister und Erbauer der Kuppel des Doms († 1444); dann Leo Baptista Alberti, der Erbauer von Kirchen und Palästen, der Schriftsteller über die Baukunst; zuletzt Bramante, der geniale Begründer der Peterskirche. — Vor Allem groß aber ward Italien in der Malerei, die ihre Vollendung durch Rückkehr und Wiedervertiefung in die christliche Mystik und durch Verbindung derselben mit der Anmuth der natürlichen Darstellung erreichte. Der Genius der Malerei stieg zur Erde herab, ward Fleisch in Italien, und löste den Katholizismus des Mittelalters, der das Göttliche im unbestimmten Jenseit ließ, oder höchstens in roher Symbolik vergegenwärtigte, auf. E. Anhalt: „Die Malerei ließ den Gottesgeist Fleisch werden und zog den Himmel zu irdischer Bestimmtheit hernieder. Das Symbol war überwunden und das Göttliche kam als solches zur Erscheinung. Das heilige Land war zum zweiten Male in geistiger Weise erobert, und wie die erste Eroberung der Triumph der Kirche schien und ihre Besiegung und Beseitigung war, so auch diese." Mit Recht sagt daher Leo: „Die großen italienischen Künstler haben eben so viel gethan für die geistige Befreiung und Entwicklung der Welt, als die deutschen Reformatoren: denn so lange jene alten, düstern, strengen Heiligen- und Gottesbilder

noch die Herzen der Gläubigen fesseln konnten, so lange in der Kunst die äußere Ungeschicklichkeit noch nicht überwunden war, war darin ein Zeichen gegeben, daß der Geist selbst noch in einer engen Beschränkung, in drückender Gebundenheit beharrte. Die Freiheit in der Kunst entwickelte sich mit der Freiheit des Gedankens in gleichem Maße, und beider Entwicklung war gegenseitig bedingt. Erst als man in der Kunst wieder ein freies Wohlgefallen fand, war man auch wieder fähig, die Klassiker der alten Welt aufzunehmen, sich an ihnen zu erfreuen und in ihrem Sinne weiter zu arbeiten, und ohne die Aufnahme der alten klassischen Literatur wäre die Reformation nie etwas Anderes, als ein kirchliches Schisma geworden, wie das der Hussiten war." Die großen italienischen Maler waren in ihren Meisterwerken Miteroberer der Geistesfreiheit. „Die florentinische Schule" und ihr Leonardo da Vinci (1444—1519) mit seinem „Abendmahl", vor Allem aber Michel Angelo Buonarotti (1474—1564) mit seinen großartigen Kunstschöpfungen in Malerei, Bildnerei und Baukunst. „Die venetianische Schule", in der Tiziano Vecellio das Fleisch mit glühenden Tinten und den kraftvollsten Farben als ein Stern erster Größe malte. Dann einzig und ohne Schule dastehend, Antonio da Correggio (1494—1534), der, voll von Seele, Alles der Harmonie opferte und die Schönheit in einem lüsternen Muthwillen suchte — unübertrefflich im Verständniß des Helldunkels. Endlich die „römische Schule" mit dem Meister Aller, Rafael Sanzio von Urbino (1483—1520), der die weise Grazie der Sanftmuth und Seelenstille mit der Größe und Erhabenheit der Handlung harmonisch einte und in seiner „sixtinischen Madonna" die volle ideale Schönheit, in den reizendsten Formen ausgebildet, „eine Rose, die zugleich im Himmel blüht", mit dem werdenden Gotte, in sichtbare Erscheinung stellt, um dann durch seine „Verklärung" sich selbst zu verklären. — Die Musik raffte sich gleichfalls empor. Das fröhliche Leben der Niederlande war die Grundlage, auf der sie sich in der Kirche wie bei der Weltlust zur ächten Kunst erhob: Düfay und Ockenheim aus dem Hennegau legten das Fundament für die moderne Musik. Indeß war auf der Orgel das Tastwerk vervollkommnet und von dem Deutschen Bernhard 1470 das Pedal zugebracht, so daß er sein Instrument zu einem Riesenwerke umschuf.

Hinter dem allgemeinen Weltjubel, den die Künste anstimmten, blieb die Wissenschaft mit ihrem Ernste nicht zurück. Auch sie eroberte und entdeckte neue Welten. Die Mathematik und mit ihr die Naturwissenschaften wachten auf, um das Leben mit ihren Entdeckungen zu bereichern. Luc. Pacioli schrieb gründliche Werke über

Algebra und Proportionen, und der Florentiner Paul Toscanella († 1482), der größte Mathematiker seiner Zeit, war Freund des Columbus. Wien ward ein Sammelplatz für astronomische Forschungen: von hier trat Georg von Peuerbach auf, der sich hochverdient um die Trigonometrie machte. Regiomontanus († 1476) lernte nicht bloß griechisch und übersetzte nicht allein griechische Mathematiker, sondern brachte die Algebra zur allgemeinen Kenntniß der Deutschen und mahnte als Astronom an Verbesserung der christlichen Jahresrechnung. Die Astronomie, jedoch immer noch die Astrologie als ihren Schatten bei sich, erhielt Lehrstühle auf den Universitäten. Der Florentiner Salviano degl' Armati schliff 1285 ein linsenförmiges Glas, und dadurch wurde der Mönch Alexander de Spina (vor 1313) zur Verfertigung von Brillen geführt. Der Abt Richard in St. Alban arbeitete 1320 eine astronomische Uhr, und der paduaer Arzt Jacob de Dondis ein Planetarium. Die Anatomie überwand ihre Scheu vor Leichnamen: in Bologna und Montpellier wurden die Leichname von Verbrechern an die Anatomie abgeliefert. Vor Allem mächtig aber zeigte sich die Naturwissenschaft in der Geographie. Reisebeschreibungen mischten zwar noch Wahrheit mit Wundermärchen; aber die Reisen selbst und die durch sie gemachten Entdeckungen öffneten in Wahrheit die Welt erst. Die Seefahrten des Prinzen Heinrich führten bis Guinea. Bartolomeo Diaz umschiffte das Cap. Columbus, der Träger einer neuen Zeit, entdeckte Amerika. Vasco de Gama eröffnete mit der Erreichung der ostindischen Westküste eine neue Welt für den Handelsverkehr. Balboa löste das Räthsel der Westfahrt nach Indien, als er 1513 die Südsee entdeckte. Unterdeß übersetzten die Humanisten die naturwissenschaftlichen Schriften des Alterthums, ward in Mailand ein Lehrstuhl für Geographie errichtet und fertigte Martin Behaim seinen bewunderten Globus. Die Buchdruckerkunst aber und das Linnenpapier verbreiteten die neu entdeckten Wahrheiten schnell und weithin und bildeten durch die Masse von Flugschriften und Volksbüchern eine eigentliche öffentliche Meinung.

Vor den neuen Granitgedanken und vor solchen lebendigen Resultaten der Wissenschaft erbebten die Grundsäulen der Kirche. Die Philosophie ging direct darauf los, um sie niederzureißen. Des Aristoteles Autorität für die Naturwissenschaften wurde befestigt und erweitert; für die philosophisch-theologische Forschung ward fortan Platon als Autorität angesehen. Der Charakter der Philosophie im Allgemeinen war durch den Charakter der Zeit bestimmt: die mathematisch-physische Forschung trat mit ihren Triumphen entschieden in

den Vordergrund; die Philoſophie ſtrebte, Dem entſprechend, die natürlichen Geſetze der Welt zu erforſchen, indeß die Geſetze der ſittlichen Welt für ſie nur im Hintergrunde ſtanden. Früher war die Philoſophie nur Dienerin der Theologie und mit den Problemen derſelben einzig und allein beſchäftigt; jetzt bemächtigte ſich eine durchaus phyſiſche Forſchung der philoſophiſchen Geiſter, denen die Theologie bald als bloßes Vorurtheil erſchien. Die griechiſche Philoſophie ward durch Nic. Cuſanus, Ficinus ꝛc. erneut, und Pic. von Mirandola, Agrippa von Nettesheim ꝛc. repräſentirten die philoſophiſche Naturanſchauung. Sie alle aber ſtrebten nach Einem Ziele: die Welt mit dem Auge der Vernunft als ein harmoniſches Ganze zu erkennen, — nach dem Ziele, zu dem Agrippa von Nettesheim (1487—1535) hinſtrebte, ein wirklicher Seher, der bereits in ſeinem erleuchteten Gemüthe das Alleben als ein einiges und organiſches erfaßte, obgleich die Kenntniß der Natur in damaliger Zeit keine genügenden Grundanſchauungen für diejenige tiefe Weltanſchauung bot, welche noch heute in allen wirklich philoſophiſchen Geiſtern die herrſchende iſt. Er ſagt: „Weil das bloß Körperliche nicht wirkt, ſo müſſen der Himmel und die Sterne beſeelt ſein, da ſie ſo großen Einfluß üben. Die Welt iſt ein Ganzes, ſeine Glieder ſind die einzelnen beſeelten Leiber, das Ganze aber iſt herrlicher als die Theile, und wenn auch die Mücken und Würmer eine Seele haben, wie viel mehr die Welt, die Geſtirne und die Elemente, die allen übrigen Dingen Leben und Empfindung verleihen. Es iſt aber die Seele der Welt ein einiges, Alles erfüllendes, Alles durchdringendes, Alles verbindendes Leben. Und wie im menſchlichen Körper ein Glied bewegt wird, indem es die Bewegung des andern empfindet, wie eine angeſchlagene Saite die andere mittönen macht, in gleicher Weiſe werden mit einem Theile der Welt alle anderen berührt, und da die Worte zur Welt mit gehören, kann ein Magus durch ſie kraft dieſer Wechſelliebe bis in den Himmel hinauswirken. Der Menſch, der Mikrokosmos, enthält Alles, was in Gott iſt, und wer ſich ſelber erkennt, der erkennt in ſich Alles, und namentlich Gott, deſſen Erſcheinung er iſt."

Auf dem Gebiete der Religion ſelbſt arbeitete mit den Naturwiſſenſchaften und mit der Philoſophie in treuer Gemeinſchaft gegen den Formalismus des Katholizismus die deutſche Myſtik, die in der Zeit der höchſten Anmaßung und der ſclaviſchſten Abhängigkeit des Papſtthums, in der Zeit, wo Deutſchland vom Interdict und dann von den Wirren des Schisma getroffen war, in der Zeit auch, wo die höhere Geiſtlichkeit dieſelben weltlichen Intereſſen wie die Fürſten verfolgte und der niedere Clerus in Unwiſſenheit und Laſter verſunken war, —

tief in die Herzen des deutschen Volkes hineingegriffen und diese Herzen empfänglich für die Wahrheiten der Religion erhalten hat. Die Mystik läßt das menschliche Ich im göttlichen Grunde verbrennen und stellt als die höchste Aufgabe des Menschen im Anschauen Gottes aufzugehen: eine unbewußte Opposition gegen die katholische Kirche mit all' ihren Dogmen und Satzungen. Um die Einheit und Vereinigung des menschlichen Lebens mit dem göttlichen dreht sich das mystische Leben, dessen Erhebungsstufen Joh. Ruysbroek angiebt, wenn er sagt: „Zu der Einheit mit Gott führt das active Leben, wenn wir, wie Christus, unser Kreuz auf uns nehmen und uns selbst verleugnen; — das innerliche Leben, wo der Mensch in der unbegreiflichen Umarmung der Einheit Gottes vernichtet und in jeglichem Jetzt Gott in ihm geboren wird; — das contemplative Leben, die dunkle Stille, da alle liebenden Herzen innen sind verloren: darum sollen die innig schauenden Menschen ausgehen nach der Weise des Schauens über Rede und über Unterschied und über ihr geschehenes Wesen mit ewigem Instaren mit dem neugebornen Licht, so werden sie überformt und ein mit demselben Lichte, da sie mit sehen und das sie sehen." An der Pforte dieser Mystik stand Heinrich Eckart, der Heros der Mystiker, eine vulkanische pantheistische Natur, dem Gott als das alleinige Wesen und Wissen, die Welt als die ewige Entäußerung desselben und die Seele als ein ewiges Selbstsetzen Gottes erschien. „Gott allein kann sagen: Ich bin. Alles Andere ist nur eine Bestimmung und Weise von ihm. Gottes Sprechen ist sein Gebären, ein Wirken in einem ewigen Nun, und eine Entfaltung Dessen, was in ihm liegt. Wäre ich nicht, so wäre Gott nicht; er kann meiner so wenig entbehren als ich seiner. Alle Dinge sind Gott; Gott ist alle Dinge. Er bekennt in ihnen sich selbst. Jedes Geschöpf trägt eine Urkunde göttlicher Natur an sich und ist Gottes voll; darum ist in allen Dingen die unendliche Sehnsucht, in ihren Ursprung zurückzukehren, der Endlichkeit sich zu entledigen und in die Ruhe der göttlichen Einheit einzugehen. Der Mensch weiß Gott durch Gott. Sein Erkennen ist mein Erkennen; das Auge, mit dem ich Gott sehe, ist das Auge, mit dem er mich sieht: sein Auge und mein Auge ist Eins. Die Vernunft ist der ungeschaffene Funke der Seele, die das Bild Gottes in sich trägt." — Auch Heinrich Suso, der ein minnereiches Herz hatte, die Weisheit zu seinem liebsten Lieb nahm und von dem ihm erscheinenden Christus den Lebensspruch erhielt: „Empfahe Leiden williglich, trage Leiden geduldiglich, lerne Leiden christförmlich" — sah Gott in Allem und über Allem, als ein Wesen, das Leben und Wirken, als einen Kreis, dessen Mittelpunkt allenthalben,

dessen Umfang nirgends ist. — Tauler predigte: Gott ist Eins in Allem und Alles in Einem; uns mag kein Ding so eigen sein als Gott; der tiefe Grund der Seele ist Gott selbst. Wenn die Seele Gott erkennt, dann erkennt sie sich selber und alle Dinge in Gott; soll Gott sprechen, so mußt Du mit Deiner Ichsucht schweigen; soll er eingehen, müssen alle Dinge ausgehen; Gott ward Mensch, damit wir Gott würden. — Die deutsche Theologia endlich repräsentirt den Höhepunkt der Mystik mit ihrem Grundgedanken: Alles ist Eins und Eins ist Alles in Gott. Gott wird vermenschet, damit der Mensch vergottet wird. Sei lauterlich und gänzlich ohne Dich selbst, so gelangst Du zu Gott, denn nur die Ichheit und Selbstheit scheidet von ihm, das Aufgeben der Ichsucht einigt mit ihm: — eine Einigung, in der der innerliche Mensch unbeweglich steht, während Gott den äußeren hin und her bewegt werden läßt in Dem und zu Dem, das da muß und soll sein und geschehen. Die Kraft, das Ewige zu schauen, hat der Mensch in der Vernunft; die Kraft, es zu ergreifen, im Willen. Diese Zwei sind miteinander: wo das Eine ist, da ist auch das Andere, und wären diese Zwei nicht, so wäre auch keine vernünftige Creatur, sondern allein Vieh und Viehlichkeit.

Die Mystiker erhoben sich über alle Unfreiheit des Geistes und über alles äußere Machtgebot. Sie sind die Opposition des germanischen Gefühls und der germanischen Innerlichkeit gegen die römische Scholastik und ihre formalistische Aeußerlichkeit. Und wie gegen die Lehre eine theoretische; so erhob sich eine sittliche Opposition gegen die katholische Unsittlichkeit. Schon Arnold von Brescia hatte gelehrt, daß dem Klerus keine weltlichen Güter zukämen und das daraus der Mißbrauch in der Kirche entstanden wäre: er ward 1155 in Rom gehängt, verbrannt und seine Asche in die Tieber geworfen. Petrus Waldus hatte eine Gemeinde des apostolischen Christenthums gestiftet: Innocenz III. hatte Befehl zu ihrer Unterdrückung gegeben und nur wenige Glieder blieben übrig. Da schrieb John Wicliffe gegen die Unterdrückung der Kirche durch das Papstthum, gegen die Willkür der Bannflüche, gegen Mönchsthum, Fegfeuer, Ohrenbeichte, Ablaß-, Heiligen- und Bilderdienst; er schrieb auch, daß die Kirche nichts vermöge gegen die heilige Schrift: er ward jedoch dafür auch von der Universität Oxford ausgeschlossen und durfte sich glücklich schätzen, daß er auf seiner Pfarrei Lutterworth ungestört leben konnte. Denn Johannes Huß verkündete dieselben Gedanken und sprach in Predigten und Flugschriften gegen die Sittenlosigkeit der Geistlichen, gegen den Ablaßhandel, gegen das Klosterleben und gegen die päpstliche

Gewalt, und er mußte dafür 1415, trotz des Kaiſers Geleitsbrief, weil man Ketzern nicht Wort zu halten brauchte, auf dem Scheiterhaufen ſterben, worauf der Rhein ſeine Aſche dem Meere zutrug. Auch Girolamo Savonarola predigte, daß der Papſt kein wahrer Biſchof und daß nicht durch Heilige und durch Werke, ſondern durch die Gnade Gottes die Seligkeit erlangt werde, und er wurde 1498 am Galgen verbrannt. Johann Ruchrath von Weſel endlich verkündete, daß die Kirche dergeſtalt von der wahren Frömmigkeit abgefallen ſei zu einem gewiſſen jüdiſchen Aberglauben, daß man, wohin man auch die Augen wenden möge, nichts wahrnehme, als eine leere Prahlerei mit Werken bei erloſchenem Glauben und phariſäiſchem Stolz der Rabbinen; daß man nichts ſehe, als kalte Ceremonien und mächtigen Aberglauben, um nicht zu ſagen, Götzendienſt; daß man nichts bemerke, als daß Alle auf ihre Geldernte wohl bedacht ſeien, ihre eigenen Intereſſen allein betrieben und dagegen die Pflichten der chriſtlichen Frömmigkeit gänzlich vernachläſſigten; daß nicht in der heiligen Schrift geſchrieben ſtehe, daß irgend ein Prieſter, auch der Papſt, Ablaß ertheilen könne: er ward von den Dominikanern in ein Kloſter geſperrt und ſtarb daſelbſt 1481. — Doch nur die Leiber konnten getödtet werden; damit aber nicht der Geiſt, der in ihnen lebte. Im 14. Jahrhundert ſchon erhielt die Hierarchie ihren erſten unheilbaren Todesſtoß. Die Städte erlangten in ihm Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Die ſchweizeriſchen Bauern kämpften in ihm gegen die öſterreichiſchen Ritter und Herren. Rom war in ihm zum erſten Male nicht Reſidenz der Päpſte und Hauptſtadt der Chriſtenheit. In ihm traten die Churfürſten zuerſt mit Nachdruck gegen den päpſtlichen Stuhl auf. In ihm ſprach zum letzten Male der Papſt einen Bannfluch über einen deutſchen Kaiſer. Und in ihm rang ſich das niedere und höhere Schulweſen zu freierer Exiſtenz empor. Die Stadtſchulen durchbrachen den engen Zellengeiſt des Kloſterwiſſens und ſuchten die Hinderniſſe, die ſich der allgemeinen Bildung entgegenſtellten, zu überwinden. Die Univerſitäten cultivirten die Wiſſenſchaft, den Tod Roms. Die griechiſche Literatur baute die unzerſtörbaren Barricaden, hinter denen Wahrheit und Freiheit ihr Lager aufſchlugen. Wer mochte da den Geiſt dämpfen?

a. Die städtischen Schulanstalten.

24.

Je mehr in den Städten Handel und Gewerbe sich hoben, und damit Reichthum und Sinn für Kunst und Wissenschaft sich mehrten, je größer überhaupt die Selbstständigkeit und Freiheit der Städte ward: um so mehr wurde auch das Bedürfniß in ihnen lebendig, ihrer Stellung und ihren Ansprüchen gemäße Bildungsstätten zu erhalten. Aus diesem Gefühle des Bedürfnisses entstanden **die Stadtschulen**, die, wenn sie auch in Lehrart und Unterrichtsform, in Lehrern und Lehrgenständen sich nicht über ihre Zeit und damit auch ihre Zeit nicht über die in derselben herrschende Engherzigkeit emporzuheben vermochten, doch darin einen wesentlichen Fortschritt repräsentirten, daß sie das Schulwesen der Geistlichkeit durchbrachen und durch das deutsche Lesen und Schreiben, womit sich unwillkürlich allerlei historische und geographische Kenntnisse verbanden, sich an das practische Leben anschlossen. In Mailand, Brescia, Florenz und anderen Stadtgemeinden Italiens war von der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts an auf den Unterricht der Jugend große Sorgfalt verwendet, und von derselben Zeit ab entstanden auch zu Lübeck (1161), Hamburg (1187), Breslau (1267), Nordhausen (1319), Stettin (1390), Leipzig (1395), Braunschweig (1407) ꝛc. Stadtschulen. Sie waren ursprünglich **„Schriefscholen"**, in denen die Jugend schreiben lernte, zur Vorbildung für den Handelsverkehr Briefe schrieb und dabei wahrscheinlich auch geographische und geschichtliche Kenntnisse erwarb und im Rechnen und Lesen geübt wurde. Diese Schreibschulen sind der Anfang der späteren sogenannten Bürgerschulen, — eigentliche deutsche Schulen: in ihnen wurde Lesen und Schreiben der deutschen Schrift gelehrt. Zugleich waren sie die Elementar- oder Vorschulen für **die lateinischen Schulen**, in die jedoch der Schüler bereits auch im 7. und 8. Lebensjahre ohne weitere Vorbereitung durch die Schreibschulen eintreten konnte und in denen nicht blos die Kinder der Wohlhabenden, sondern auch die der Armen Aufnahme und freien Unterricht erhielten. In den lateinischen Schulen herrschte das Latein vor; die Grammatik war der Mittelpunkt des Unterrichts; außer ihr waren Lesen, Schreiben und Christenthum Lehrgegenstände. — Neben diesen Schreibschulen und den lateinischen Schulen erzeugten die Städte kurz vor der Reformation

auch Mädchenschulen z. B. in Lübeck und Nürnberg. — Die Methode in all' diesen Schulen war und blieb noch die scholastische. Was gelehrt wurde, mußte gedächtnißmäßig aufgefaßt werden. Man las abwechselnd, wenigstens in späterer Zeit, Boëthius de consolatione, Mancini poëmata, die Bücher von Steph. Fiscus de Sontino, Laurentius Corvinus, Hugo Cardinalis ꝛc. Man lehrte Mönchslatein nach dem Donatus, oder nach den gereimten Regeln des Doctrinale, lernte beide auswendig, daneben einige scholastische Definitionen, das Symbolum apostolicum, die sieben Bußpsalmen, Kirchenlieder, Catonis disticha, die biblischen Geschichten aus den eclogis Theoduli, die 24 Kalenderverse Cisio-Janus ꝛc., — oder vielmehr der Text dieser Bücher wurde den Schülern so lange vorgesagt, bis sie ihn gelernt hatten, wobei die größeren Schüler den kleineren das Pensum überhörten, wenn nicht den Schülern dictirt und dann das Dictat erklärt und zergliedert ward. Auch waren bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts die Schulbücher so theuer, daß sie die Schüler nicht anschaffen konnten: deshalb mußte meist dictirt werden, was sie lernen sollten. Selbst der Schreibunterricht wurde durch die Theurung des Papiers gehemmt. Beim Leseunterricht scheint eine Schreib-Lesemethode in Gebrauch gewesen zu sein. Vorschriften über Auswahl des Lehrstoffes und der Lehrart gab es nicht. Jeder Lehrer war, trotz seiner sonstigen Abhängigkeit von der Geistlichkeit oder vom Stadtrathe, in seiner Schule selbstständig, und der schlechte und ungebildete Lehrer drückte daher die nur auf niedrigem Standpunkte stehende Schule noch herab, indeß andrerseits die dem Lehrer gegebene Freiheit dem Begabten Gelegenheit gab, seine ganze Kraft zu entfalten und daher viele Schulen durch den kraft- und lebensvollen Unterricht ihrer Lehrer zu großer Berühmtheit gelangten. Auch die Zucht in der Schule war ungeregelt: Stock und Ruthe trieben die Schüler zur Ruhe und Ordnung, zu Aufmerksamkeit und zu Fleiß an. —

Je sorgsamer die Städte ihre Gerechtsame gegen fremde Eingriffe zu wahren suchten; um so mehr auch strebten sie, die alleinige Aufsicht über die unter ihrer Autorität angelegten Schulen zu führen. Sie geriethen dadurch mit der Geistlichkeit in Streit, welche die ars clericalis als ein besonderes Recht in Anspruch nahm, und überhaupt durch bisherigen Brauch und bisherige Gewohnheit das alleinige Recht zu haben glaubte, Schulen gründen und Schule halten zu dürfen. In Orten, wo ein Domstift bestand, sah sich der Scholasticus unter den Domherren als

Schulmeister an: in manchen Gegenden übte er auch durch die That fortwährend die Oberaufsicht über die Schulen und Lehrer, indem er den Lehrern Instruktionen ertheilte, die Schulen aber von Zeit zu Zeit besuchte und selbst Strafen verhängte; er hielt deshalb auch jetzt fest an seinem Patronat, vornehmlich, weil er gewöhnlich das Schulgeld einnahm und sich also in seinen Einnahmen verkürzt sah, wenn neue Schulen ohne ihn auftraten. Daneben war die Errichtung von Magistratsschulen ꝛc. auch dem Geiste der Hierarchie entgegen, welche darin ein Auflehnen des revolutionären Geistes erblickte, wie er sich häufig im Kampfe der Stadtmagistrate mit den kirchlichen Behörden äußerte. Darum waren die Stadtschulen zumeist noch im 14. Jahrhundert dem Scholaster eines Stiftes oder Domes unterworfen, welcher nicht nur die Oberaufsicht führte, sondern häufig sogar noch einen Theil des Schulgeldes einzog. Denn wo Stadtschulen aufkamen, strebte die Geistlichkeit, dieselben in ihre Hand zu nehmen. Mehr aber noch lag ihr daran, die Gründung derselben überhaupt zu vereiteln. Sie kämpfte deshalb andauernd gegen die Anlegung derselben an. Als man 1161 zu Lübeck eine eigene Stadtschule gründen wollte, weil die Domschule zu entlegen oder zu klein sei, um die gesammte Jugend zu fassen, widersetzten sich die Geistlichen mit aller Macht. Endlich endete ein gütlicher Vergleich den Streit, und es wurde der Bürgerschaft erlaubt, „vier Schriefscholen" anzulegen und zu halten, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß nur das deutsche Lesen und Schreiben und nichts anderes darin gelehrt werden solle. Bei Gründung solcher Schulen ward dann gewöhnlich noch festgesetzt, daß die übrigen Kenntnisse immer, wie früher, in den Stiftsschulen erlernt werden, und die Knaben zum Singen der großen Vigilien und zu den Seelenmessen sich einfinden müßten. Die Beweggründe, welche die Städte in ihren Bittschriften an den Papst um Erlaubniß zur Stiftung von Stadtschulen vortrugen, bezogen sich stets auf die vergrößerte Volksmenge, auf die Entfernung der Stifts- und Domschulen, und auf die Beschwerden und Gefahren, welchen die Kinder auf den langen Wegen zur Schule ausgesetzt seien, wo sie befürchten müßten, auf den zerbrechlichen Brücken und auf den mit Menschen, Wagen ꝛc. angefüllten Straßen Schaden zu leiden. Ueber die geringe Brauchbarkeit der vorhandenen Schulanstalten und über die Bedrückungen der Scholaster herrscht ein tiefes Stillschweigen. — In einer glücklicheren Lage befanden sich die Städte, in denen sich kein Scholasticus, oder keine privilegirte Schulanstalt fand, die einen solchen Schulzwang ausüben konnte. Wo der Landesherr das Patronatsrecht hatte, kaufte es ihm die Stadtobrigkeit entweder durch persönliche

Dienste oder selbst für ansehnliche Geldsummen ab. So ging nach und nach das Patronat auf die Magistrate über, von denen die Aufsicht über die Schulen entweder einem oder einigen Geistlichen, zu denen man Vertrauen hatte, oder einigen Rathsgliedern übertragen wurde. — In kleinen Städten, wo die Bildung nur auf einer niederen Stufe stand, war der Pfarrer oder Parochus der Schulaufseher, der für das Lehramt gewöhnlich einen Gehülfen, den „Kindermeister", annahm, der dann außer dem Unterrichte auch den Gesang und andere Verrichtungen in der Kirche mit den Schulkindern zu besorgen hatte.

Die Verfassung der Stadtschulen war zunft- und handwerksmäßig. Der Rektor, Schul- oder Kindermeister wurde vom wohlweisen Bürgermeister und Rath auf Ein Jahr mit gegenseitiger vierteljährlicher Aufkündigung gemiethet. Er versprach dabei, „mit seinen Gesellen die Knaben zum Lateinsprechen zu bringen, unter guter Aufsicht und höfisch zu halten, sich selbst aber anständig aufzuführen und seine Gesellen in guter Zucht zu haben", oder (— nach einer anderen Instruktion —) „die Schüler in pietate, doctrina, moribus zu informiren, in scribendo zu exerciren, sich in tradendis elementis grammatices fleißig zu verhalten, Virgilium und andere gute autores zu lesen, mit der ganzen Schule an hohen Festen Vesper zu singen und alle Sonntage das Amt singen zu helfen." Die Wahl und Annahme der übrigen Lehrer war dem Rector meist überlassen; diese waren dann als seine Gesellen von ihm abhängig. Nach Verhältniß der Kinderzahl und der Größe der Stadt nahm er sich Gesellen oder Untermeister (hypodidascalos) und Provisoren, die Locati hießen, insofern sie vom Meister aufgedungen waren, Stampuales aber, insofern sie die Buchstaben (stampos) lehrten, und zwar jeder in seiner Klasse allein, nach der Stufenfolge seiner relativen Gelehrsamkeit. Die Bildung dieser Lehrer, die meist aus Franziskanern und Dominikanern, aber auch aus ausgestoßenen Mönchen, aus verdorbenen Studenten, aus abgesetzten Clerikern und aus Abenteurern aller Art bestanden, war im Allgemeinen eine niedrige, — wie der Lohn, den sie empfingen. Die Rectoren oder Schulmeister bezogen feste Gehalte und hatten oft durch Einnahmen, die sie für Messe- und Vigiliensingen bezogen, ihr gutes Auskommen. Doch war ihr sämmtliches, durch Schulgeld, Holzgeld ꝛc. aus Kirche und städtischer Kasse zu beziehendes Einkommen immer nur gering im Vergleich mit den Einnahmen und Besoldungen der Geistlichkeit: der Schulmeister hatte höchstens 40 Gulden, der Cantor 25 Gulden, der Gehülfe 20 Gulden jährliches Gehalt. Die Gesellen

waren meiſt allein auf das Schulgeld, auf Geſchenke, Holzgeld, Kapitelgeld ꝛc. angewieſen; nur wenige erhielten wirkliche Gehalte. Von dem Schulgelde mußten ſie meiſt an den Rector einen Theil abgeben; für die Dienſte hingegen, die ſie der Kirche leiſteten, erhielten ſie beſonderes Honorar. Die Locaten, zuweilen ſogar Rector und Cantor, hatten bei wohlthätigen Einwohnern Freitiſche, und, Rector und Cantor wenigſtens, auch freie Wohnung, ſowie eine Schulſtube, zu welchem Zwecke in den meiſten Orten beſondere Schulhäuſer entſtanden. In der Schulordnung der lateiniſchen Stadtſchule zu Stuttgart von 1501 heißt es von „des Schulmeiſters Lone“: Ein jeder in der Stadt geborne Schüler, der kein Almoſen empfängt, ſoll geben jede Fronfaſten dem Schulmeiſter 4 Schilling, (— auf ein Pfund Silber gingen 240 Stück Haller, Häller, Heller, von der kaiſerlichen Münzſtätte zu Hall genannt; 2 Heller machten einen Pfennig, 6 Pfennige einen Schilling; — auch betrug der Werth eines Kreuzers 7 Heller, 4 Kreuzer einen Batzen, 15 Batzen einen Gulden —) und im Winter alle Tage ein Scheit, oder den ganzen Winter hindurch einen Karren Holz oder 4 Schilling. Jeder fremde Schüler, der in der Stadt in Koſt gethan iſt, bezahlt eben ſo viel. Arme fremde Schüler geben 2 Schilling und kein Holz. Dafür müſſen ſie aber abwechſelnd die Schulſtube fegen und im Winter das Heizen beſorgen. Jeder Schüler, er ſei groß oder klein, einheimiſch oder fremd, ſoll zu Lichtmeß in der Prozeſſion ein brennendes Wachslicht von ungefähr für einen halben Vierling Wachs haben, und was davon übrig bleibt, nach Beendigung der Prozeſſion, oder dafür 4 Denare, dem Schulmeiſter geben. Dem Proviſor ſoll ein jeder Schüler, er ſei groß oder klein, reich oder arm, zu jeder Fronfaſten geben 4 Denare. Jeder Schüler, der dem Schulmeiſter das volle Schulgeld und Holz zu geben hat, ſoll auf jede Fronfaſten dem Proviſor „an die Spenn geen“ oder dafür 4 Denare zahlen. Der Proviſor mag auch von den Schülern in ſeiner Lection ein Kapitelgeld nehmen, und zwar jedesmal wenn ein neues Kapitel anfängt, 3 Heller. Doch ſoll er deshalb beim Leſen nicht eilen, ſondern nach dem Rathe des Schulmeiſters und ſo leſen laſſen, daß die Schüler Nutzen davon haben. Für die Zeit der Ferien iſt es dem Proviſor nachgelaſſen, mit Genehmigung des Schulmeiſters diejenigen Schüler, welche freiwillig daran Theil nehmen wollen, zu unterrichten im Schreiben und anderen Dingen, wovon er eine beſondere angemeſſene Belohnung von den Theilnehmenden zu erhalten hat. Dem Cantor zahlt jeder am Singunterricht theilnehmende Schüler auf jede Fronfaſten 3 Heller, und jeder Schüler in ſeiner Klaſſe 5 Heller Kapitelgeld. Außerdem ſoll der Cantor mit den Schülern für Geſänge bei

besonderen Gelegenheiten Das, was herkömmlich ist, erhalten, und er wie der Rector für ihre Gegenwart bei Begräbnissen herkömmlich belohnt werden. Die Locaten sollen 3 Heller Kapitelgeld von jedem Schüler erhalten." (Zur richtigen Beurtheilung der Höhe und Größe dieser Löhnung ist zu wissen, daß während des Konzils zu Constanz 1 Pfund Rindfleisch 3 Pfennige, 1 Pfund Lammfleisch 7 Heller, 1 Ei 1 Heller, 1 Häring 1 Pfennig, 1 Maß Rheinwein 20 Pfennige; — daß im Jahre 1362 zu Basel ein gemeines Pferd 6 Pfund; — daß zu Baireuth 1450 das Metz Korn 20 Pfennige, Gerste 18, Hafer 13, Schweinefleisch 5, Kalbfleisch 2, ein Laib Brot 3 bis 7, ein Maß Bier 2 Pfennige, ein Ochse 12 Pfund, eine Kuh 4 Gulden, eine Klafter Holz 1 Pfund 26 Pfennige; — daß zu Schweinfurt 1488 eine Gans 8 Pfennige, ein Pfund Zucker 4 Pfund 8 Pfennige, ein Maß Branntwein 5 Pfennige und ein Centner Butter 16 Pfund kostete). —

Weil der Rector auf Kündigung stand und der Magistrat ihn nach Ablauf des Vertrags, oder früher, wenn er glaubte, daß er den übernommenen Verpflichtungen nicht nachkomme, entlassen konnte, auch die Schul-Gesellen wiederum in demselben Verhältniß zum Schulmeister standen: so bildete sich ein wandernder Lehrerstand, der sich zu Schuldiensten vermiethete und seinen Wanderstab weiter setzte, wenn er nicht mehr, oder wenn es ihm nicht mehr gefiel. Damit war das Lehramt ein Handwerk geworden, und an intellectuelle und sittliche Tüchtigkeit war bei solchen Schulhandwerkern, denen das Lehramt ein ganz äußerliches Geschäft war und die heute in einer Schule lehrten, der sie vielleicht morgen schon nicht mehr angehörten, nicht zu denken. Es ging dieses Wandern aus der allgemeinen Unruhe hervor, welche die verschiedenen Schichten der Gesellschaft und die verschiedenen deutschen Stämme ergriffen hatte. Ueberall brannte man vor Begierde, höhere Bildung zu erlangen, als sie die Heimath zu gewähren vermochte. So liefen Kinder und Jünglinge in die Welt hinaus, um die Wissenschaft zu suchen, — oft unter den größten Entbehrungen, verwildert und entsittlicht durch das mühevolle Wandern auf der Straße, ohne gehörige Aufsicht auch an den Schulen, wo sie sich niederließen und wo sie Obdach und Lager fanden, indeß sie unter bestimmten Formen und in gewissen Stadttheilen den Lebensunterhalt, der ihnen von der Schule nicht gereicht ward, erbetteln mußten, — die jüngeren, Schulkinder, von den älteren, Lehrern und Gesellen, auf die Wanderschaft geführt und verführt. Denn es behandelten die scholares

vagantes, Bachanten, die jüngeren Schüler wie ihre Vasallen: sie waren ihnen mit „Leib und Leben" verpflichtet, mußten „Knappen- und Knechtsdienste" leisten und, wenn ein besserer Erwerb fehlte, durch „Betteln" und „Stehlen" (— dieses Stehlen galt als eine Art Jägerrecht und wurde zum Unterschiede vom gemeinen Diebstahle im Volksmunde „schießen" genannt, weshalb die kleinen Reisenden den Namen „ABC-Schützen" erhielten —) ihren Oberen den nöthigen Unterhalt verschaffen. Wie wenig dabei studirt wurde, davon zeugt Burckhardt Zink (geboren 1396) in seiner Selbstbiographie: er hatte nach zehnjährigem Herumziehen in den Schulen zu Reisnitz, Biberach, Ehingen, Balingen und Ulm nichts gelernt, als das Schreiben. Die anschaulichste Darstellung vom Leben der Bachanten aber gibt Thomas Platter (ein Hirtenknabe aus dem Visperthale in Wallis, später Buchdrucker und Schulrector in Basel, geb. 1499, gest. 1582) in seiner Selbstbiographie. Weil bei seiner Geburt gerade zur Messe geläutet wurde, ward er zum Priester bestimmt und darum, nachdem er zuvor Ziegen und Kühe gehütet, im 10. Jahre einem Pfarrer übergeben, der sein Vetter war. „Der — so erzählt Platter — schlug mich grausam übel, nahm mich vielmal bei den Ohren und zog mich vom Herd (von der Erde) auf, daß ich schrie wie eine Geis, die am Messer steckt, daß oft die Nachbarn über ihn redeten, ob er mich wollte morden. Bei dem war ich nicht lang. Denn in derselben Zeit kam einer, der war mir geschwistert Kind, der war den Schulen nachgegangen, — derselbe Student hieß Paulus Summermatter — der wolt mich mit ihm nehmen und in Teutschland der Schul nachführen. Wir zogen unser 8 oder 9 mit einander. Ich war der kleinste Schütz. Wenn ich nicht wohl möchte zugehen, ging der Vetter Paulus mir nach mit der Ruthen oder Stöcklein, zwickte mich um die bloßen Beine, denn ich hatte keine Hosen an und böse Schuelein. Die Bachanten aber sagten, wie es in Meissen und Schlesien der Brauch sei, daß die Schüler dürften Gäns und Enten, auch andere essige Speis rauben, und thäte man einen nichts darum, wenn man nur Dem entrinne, dessen ein Ding gsin wäre. Da fragte ich meine Gesellen: Wann sind wir in Meissen, da ich dürfe Gäns z'tod werffen? Sie sprachen: Jetzt sind wir drinnen. Da nahm ich ein Stein, warf eine, traf sie an ein Bein, die anderen flogen fort, die hinkende aber konnte nicht aufkommen. Da nahm ich noch einen Stein, traf sie an Kopf, daß sie niederfiel. Da lief ich hin und erwutst die Gans bei dem Kragen und mit unter das Röcklein und ging die Straß durch das Dorf. Da kam der Gänshirt nachgelaufen, schreiend im Dorf: Der Bub hat mir eine Gans geraubt. Ich und meine Mit-

schützen flohen und hanget der Gans der Steiß unter dem Röcklein herfür. Die Bauern kamen herfür mit Parten. Da ich gsah, daß ich nicht mit der Gans entrinnen mocht, ließ ich sie fallen; vor dem Dorf sprang ich ab den Weg in ein Gestüdt (Gebüsch), meiner Gesellen aber zween liefen der Straßen nach, die erholten zwei Bauern; da fielen sie nieder auf das Knie, begehrten Gnad, sie hätten ihnen keinen Schaden gethan; und da die Bauern sahen, daß sie nicht Die waren, die die Gans hatten lassen fallen, gingen sie wieder in das Dorf und nahmen die Gans mit." „Zu Naumburg blieben wir etliche Wochen; wir Schützen gingen in die Stadt, etliche, die singen können, sungen, ich aber ging heischen (betteln), gingen da aber in keine Schul. Das wollten die andern nicht leiden, träuten uns in die Schul zu ziehen. Der Schulmeister entboth auch unsern Bacchanten: Sie sollten in die Schul kommen, oder man würde sie räichen (holen). Da etliche Schweitzer auch da waren, ließen diese uns wüssen, auf welchen Tag sie kommen würden, daß sie uns nicht unversehens überfielen; da trugen wir kleinen Schützen Stein aufs Tach. Da kam der Schulmeister mit der ganzen Prozession seiner Schützen und Bacchanten, aber wir Buben wurffen mit Steinen zu ihnen, daß sie weichen mußten. Als wir nun vernommen, daß wir von der Obrigkeit verklagt waren, hatten wir ein Nachbahrn, der wolt seiner Tochter ein Mann geben, dem nahmen wir Nachts drei Gäns, und gingen an das andere Theil der Stadt; da kamen die Schweitzer zu uns, zächten mit einandern, und zog da unser purß (Gesellschaft) auf Halle in Saxen zu und gingen in die Schul zu St. Ulrich. Als sich aber unsere Bacchanten so ungebührlich mit uns hielten, wurden unser etliche mit Paulo meinem Vetter zu Red, von den Bacchanten zu laufen und zugen gen Dräsen; da war daselbst nicht ein gute Schul, und auf der Schul in den Habitatzen (Schlafkammern der fremden Schüler) voll Läuß. Brachen auf und zogen auf Breßlau zu; mußten viel Hunger unterwegen leiden, also daß wir etliche Tag nichts dann Zwiebeln roh gesalzen aßen, manche Nacht unter heiterem Himmel liegen, daß man uns nirgends bei den Häusern wollte leiden, wie frühe wir um Herberg baten; etwann hetzte man die Hunde an uns; da wir aber gen Breßlau kamen, da war alle Völle, ja so wohlfeil, daß sich die armen Schüler überassen, und oft in große Krankheit fielen: da gingen wir zum ersten im Thume zum heiligen Kreutz in die Schul; als wir aber vernahmen, daß in der obersten Pfarr zu St. Elisabeth etliche Schweitzer waren, zugen wir dahin. Die Stadt Breßlau hat 7 pfarren, jegliche eine besondere Schul; durft kein Schüler in die andere Pfarr gehn singen. Es waren auf ein Mal in der Stadt etliche tausend

Bacchanten und Schützen, die sich alle durch Almosen ernährten. Auch ich blieb eine Zeitlang da, ward eines Winters drei Mal krank, daß man mich mußte ins Spital führen. Die Schüler hatten ein besonderes Spital und eigenen Doctor. Da gibt man auf dem Rathhaus für einen eine Woche 16 Haller; daraus erhält man ihn gar wohl, hat gute Warte, gute Betten, aber große Läuß darin, wie geringer Hanfsamen. Die Schüler und Bacchanten sind so voll Läuß, das nicht glaubbar ist. Bin auch oftmals, besonders im Sommer draußen an die Oder gangen, mein Hemdlein gewaschen, an ein Stauden gehängt, getrocknet, dazwischen den Rock gelauset, eine Grube gemacht, einen Haufen Läuß neingeworfen, zugedeckt mit Herd und ein Kreuz darauf gesteckt. Den Winter liegen die Schützen auf dem Herd in der Schul, die Bacchanten aber in den Kämmerleinen, deren zu St. Elisabeth etliche hundert waren; den Sommer aber, wenn es heiß war, lagen wir auf dem Kirchhof, wenn es aber regnete, liffen wir in die Schul, und wenn es Ungewitter war, so sungen wir schier die ganze Nacht Responsorien und anders mit dem Subcantore; Etwann gingen wir im Sommer nach dem Nachtmahl in die Bier-Häuser, gen Bier heischen; da gaben uns die vollen Polacken-Bauern Bier, daß ich offt mit unwissen so voll worden bin, daß ich nicht hab wieder in die Schul kommen können, wenn ich schon nur ein Steinwurff weith von der Schul war; Summa da war Nahrungs genug, aber man studirte nicht viel; in der Schul zu St. Elisabeth lasen allwegen zugleich zu derselben Stund in einer Stube 9 Baccalaurei; doch war graeca lingua noch nirgends im Land, deßgleichen hatte niemand gedruckte Bücher, allein der Präceptor hatte einen gedruckten Terentium. Was man las, mußte man erstlich dictiren, dann distinguiren, dann construiren, zuletzt exponiren, so daß die Bacchanten große Scharteken mit sich heim zu tragen hatten, wann sie hinweg gingen."

„Nachdem ich über Dräsen nach München gekommen, begab ich mit mit meinem Vatter zu einem Seifensieder, dem ich mehr Seifen sieden half, denn daß ich in die Schul ging. Nach 5jähriger Wanderschaft aber kam ich in die Heimath Wallis, wo meine Freund mich schier nicht mehr verstehen konnten, weil ich von jeglicher Sprache etwas gelernt hatte." „Bald hernach zogen wir wieder davon auf Ulm zu; da nahm Paulus noch einen Buben zu, Hiltenbrandus Kalbermatter, eines Pfaffen Sohn, war auch noch jung. Dem gab man Tuch zu einem Röcklein. In Ulm ging ich mit dem Tuch umher, den Macherlohn dazu zu heischen; mit dem überkame ich vil Geld, denn ich hatte des Gutzlons und Bettelns wohl gewohnt, dann dazu hatten mich die Bacchanten angehends gebraucht, gar nicht zu den Schulen gezogen, auch nur nicht

gelehret lesen, nachdem ich selten in die Schul ging, und angehends, wenn man in die Schul sollt gehen, mit dem Tuch umherging. Da hatt ich großen Hunger gelitten, dann alles, was ich überkam, bracht ich den Bachanten, ich hätte nicht ein bislein gegessen, dann ich fürchtete das Streichen. Paulus hat einen andern Bachanten zu ihm genommen, namens Achacius, war von Maynz gebürtig, deme müßt ich und mein Gesell präsentiren. Aber mein Gesell fraß schier alles, deme giengen sie auf der Gassen nach, daß sie ihm essend funden, oder sie hießen ihm das Maul mit Wasser schwenken und in ein Schüssel mit Wasser spritzen, daß sie sähen, ob er etwas gefressen hätte. Dann wurfen sie ihn in ein Bett und ein Kissen auf den Kopf, daß er nicht schreien könnte, und schlugen ihn, diese Bachanten, bis sie nicht mehr möchten; darum fürchtet ich mich und bracht alle Ding heim, hatten oft so viel Brod, daß es grau wurde, da schnitten sie das auswendig graue ab, und gaben es uns zu essen, da hab' ich oft großen Hunger gehabt, und bin übel erfrohren, darum daß ich oft in der finstern bis um Mitternacht hab müssen herumgehen und um Brod singen. Da mag ich nicht vorbeigehn, noch dies anzuzeigen, wie zu Ulm eine fromme Wittwen wäre, die hat mir oft in dem Winter meine Füß in ein warmen Belzblez gewickelt, den sie hinter den Ofen gelegt hat, wann ich käme, daß sie mir meine Füß wärmte, gab mir dann eine Schüssel mit Muß und ließ mich dann heimfahren. Ich habe wohl Hunger gehabt, daß ich den Hunden auf den Gassen die Bein abgejagt, item Brosamen aus den Sacken gesucht und gegessen." „In München ging ich meinem Bachanten durch, der mich lange verfolgte, und kam nach Zürich." „Da war einer Anthonius Venetz, der wiegelte mich auf, wir wollten mit einander nach Straßburg ziehn; da wir dahin kamen, waren gar vil arme Schüler alda, und wie man sagt, nit eine gute Schul, derhalben zugen wir auf Schlettstadt; da begegnete uns ein Edelmann, fragt wo aus? Da er hörte, daß wir nach Schlettstadt wolten, misriethe er es uns, denn vil arme Schüler alda waren, und keine reiche Leut; da fieng mein Gesell an bitterlich zu weinen, wo nun aus? Ich tröstete ihn und sprach, sei wohl zu Muth, ist einer in Schlettstadt, der sich allein ernehren mag, so will ich uns beid ernehren. Als wir bei einer Mühl vor Schlettstadt zur Herberg waren, in einem Dorf, wurde mir wehe, daß ich meint, ich müßt ersticken, hatte schier keinen Athem, hatte so viel grüner Nussen gegessen, dann sie fielen um diese Zeit ab. Da weint mein Gesell abermal, vermeinte er würde seinen Gesell verlieren, so wußt er nicht wo aus, und hatte er dannoch 10 Kronen heimlich bei sich, aber ich nicht einen Haller. Als wir nun in die

Stadt kamen und Herberg hatten bei einem alten Paar Ehe-Volk, der Mann war stockblind, da gingen wir zu meinem lieben Herrn Präceptoren sel. Herrn Johannes Sapidus, batten ihn, er solt uns aufnehmen; fragte uns, Von wannen wir kämen? Als wir sagten aus dem Schweitzerland von Wallis; sprach er: Da sind lyden böß Bauern, jagen all ihre Bischöff aus dem Land; so ihr waidlich wolt studiren, dürfet ihr mir nichts geben, wo nicht, so müßt ihr nachzahlen, oder ich will ich euch den Rock ab dem Laibe ziehen. Zu der Zeit gingen die Studia und Lingua auf, ist in dem Jahr gewesen, da der Reichs-Tag zu Worms ware. Sapidus hatte einsmahls 900 discipulos, etliche seine gelehrte Gesellen, da war dazumahls Doctor Hieronymus Gemusaeus, Doctor Johannes Hubertus, und sonst viele andere, die seither Doctores und verrühmte Männer worden sind. Als ich nun in die Schul kam, könnte ich nichts, ja nicht den Donat lesen, war doch schon 18 Jahr alt, satzte mich unter die kleinen Kinder, war aber wie eine Gluckhenne unter den Hünlein. In der Zeit war mein Gesell so rüdig, daß ich ihme manchmal des Morgens müßte das Leinlachen ab dem Leib, wie ein Haut von einer Geis abziehen, dann ich hatte främde Lust und Speis besser gewohnt als er; da wir jetzt von Herbst bis Pfingsten da waren und noch immermehr Schüler allenthalben zureißten, konnte ich uns nicht wohl mehr ernehren, zugen hinweg gen Solothurn, da war eine ziemliche gute Schul, auch beßre Nahrung, aber man müßt sogar viel Zeit in den Kirchen stecken und Zeit versäumen, daß wir heim zugen und ich bliebe eine Weil daheime, ging zu einem Herrn z'Schul, der lehrte mich ein wenig schreiben und anderes, ich weiß schier nicht was. In derselben Zeit lehrte ich meiner Basi Büblein das ABC, welcher darnach über ein Jahr gen Zürich kam, wurde Doctoris Bucceri femulus, studirte, daß er Präceptor wurde tertiae dann secundae classis, bis er 2 Weiber gehabt und gestorben ist mit großer Klag der Schul zu Straßburg." „Später in Zürich war ich in der Schul beim Frauenmünster. Da ich den Donat auswendig kunt, lernte ich bei pater Myconius. Er las mit uns den Terentius: da mußten wir alle Wörtlein einer ganzen Comödie decliniren und conjugiren. Da ist er oft mit mir umgegangen, das mein Hembdlein naß ist worden, ja auch das Gsicht ist mir vergangen, und doch hat er mir nie keinen Streich gegeben, den einmal mit der umgekehrten Hand an Backen. Wenn er aber schon rauh mit mir war, führt er mich dann heim und gab mir zu essen, denn er gehört mich gern sagen, wie ich alle Land war ausgelaufen in Teutschland." „Myconius mußte mit seinen Schülern zum Frauenmünster in die Kirch gehen, Vesper, Mette

und Meß ſingen und den Geſang regieren. Da ſprach er einſt zu mir: „Kuſtos — denn ich war ſein Kuſtos — ich wollt allerweg vier Lectionen halten, als eine Meß ſingen; Lieber, vertritt mich manchmal, wenn man die leichte Meß ſingt, Requiem ꝛc., ich woll's um Dich verdienen.“ Damit war ich wohl zufrieden, denn ich war ſchon von andersher daran gewöhnt, und noch war Alles päpſtlich eingerichtet. Als Cuſtos nun hatte ich oft nicht Holz genug zum Einheizen; da gab ich Acht, welche von den Laien, die in die Schul kamen, Holzbündel vor den Häuſern hatten; dorthin bin ich um Mitternacht gangen und hab heimlich Holz nach der Schul getragen. Eines Morgens hatte ich kein Holz, Zwingli wollte gerade am Frauenmünſter predigen, vor Tage, und als man zur Predigt läutete, dachte ich: „Du haſt kein Holz und es ſtehen ſo viele Götzen in der Kirch, um die kümmert ſich Niemand.“ Da ging ich in die Kirch zum nächſten Altar, erwiſchte einen Johannes und mit ihm zur Schul in den Ofen; und ſprach zu ihm: „Jögli, nun bück Dich, Du mußt in den Ofen.“ Als er anfing zu brennen, machte er ein wüſtes großes Knattern, nämlich die Oelfarbe. Ich dachte nun: „Halt ſtill, rührſt Du Dich, was Du aber nicht thun wirſt, ſo will ich das Ofenthürlein zu thun; er ſoll nicht heraus, der Teufel trage ihn denn heraus.“ Indem kam Myconius Frau, die zur Kirche in die Predigt wollte und bei der Thür vorbeiging und ſprach: „Gott gebe Dir einen guten Tag, mein Kind, haſt gut geheitzt.“ Ich that das Ofenthürlein zu und ſprach: „Ja, Mutter, ich habe ſchon warm gemacht;“ ich wollte es ihr aber nicht ſagen, ſie hätte ſchwatzen können, und wenn es herausgekommen wär, hätte es mich damals mein Leben gekoſtet. Und Myconius ſprach in der Lection: „Kuſtos, Du haſt heute gut Holz gehabt.“

Der ſo erzogene Platter unterrichtete hierauf ſelbſt, kam an's Griechiſche und Hebräiſche, fing an, den Lucian, Homer und Pindar ꝛc. zu leſen, lernte unterdeß auch das Seilerhandwerk, kam nach Baſel, gab dort Unterricht im Hebräiſchen als Handwerksgeſell und wurde Schul-Proviſor, endlich Praeceptor auf der Burg, als die ſtädtiſchen Behörden auf ſeine Forderungen eingegangen waren, „daß man ihm die ſchull vertruwe, ſie anzurichten und zu regieren, desgleichen dry provisores und in bſöldigung, das er daby mechte beſtan, wo nit, ſo wiſſe er die ſchull nit mit nutz und eeren zu regieren, auch 200 Gulden, für ſich 100 Gulden, und für den provisor 100 Gulden“, was ihm unter der Bedingung gewährt ward, „das er das ſolt niemandem ſagen, den man hette keinen nie ſo vill gen, und würde auch keinen mer ſo vill gen.“ Platter war ein tüchtiger Mann geworden; aber die Un-

ſtätigkeit ſeines Lebens zeigte ſich ſein Leben hindurch in der Unſtätigkeit bei all ſeinen Unternehmungen. —

In der **Schweiz** hießen die Vorſteher der Schulen im 15. Jahrhundert „Luzemeiſter". Wer zu dem Amte des Schulhaltens Luſt in ſich verſpürte, ging ohne Prüfung im Lande umher und ſchlug ſeinen Wohnort da auf, wo er ein entſprechendes Einkommen zu haben glaubte. An ſeine Thür pflegte er zu ſchreiben: „Wenn Jemand hier iſt, der auf die allerkürzeſte Weiſe und Zeit Deutſch ſchreiben und leſen lernen will, und der bisher nicht einmal einen Buchſtaben gekannt hat, der kann hierſelbſten ſeine Schuld aufſchreiben und leſen lernen, und Demjenigen, der zu ungeſchickt wäre, dies zu lernen, werde ich keinen Lohn abfordern und die Mühe mit ihm umſonſt gehabt haben, er mag ſein Bürger oder Handwerksmann, Frau oder Jungfrau. Wer mein bedarf, der komme her, er wird gegen billige Entſchädigung gut gelehrt." Damit der Luzemeiſter die Kinder deſto beſſer zuchten möchte, ward ihm zuweilen das Bürgerrecht und feſte Anſtellung zu Theil. Die erſte Schule für Mädchen, „Maitla", wurde in Luzern 1584 geſtiftet. Die Schulſtunden waren Morgens von 6 — 9, Mittags von 12 — 3 Uhr. Außerdem wurde der Luzemeiſter häufig als „Rathskanzler" und „Gemeindeſchreiber" verwendet. Eine luzerner Stadtchronik berichtet, daß „dieſe Schreiber oft Tag und Nacht beim Zechen waren, ſo daß man, wenn man habe Rath halten wollen, dieſelben in den Federn oder Trinkſtuben habe aufſuchen müſſen." Doch rühmt dieſelbe Chronik auch, daß ſie „ſchlechte arme Geſellen kennt, die bloß ein wenig in die Trivialſchule gegangen, aber in ſolche Scharfſinnigkeit und Perfection kommen, daß ſie ſo ſtattliche wohlgeformierte Discuſſus nit allein der Verſegraphie, ſondern auch der übrigen enquiſirten halb, fällen können, das man ſich des warlich hoch verwundern müſſen, und gar große Haufen von Adel und ſtattlich Geſchlächt, welche anheimiſch im Vaterland in gemeinen Schulen vil mehr Zeits, denn diejenigen, ja auch, was noch mehr iſt, erſt in frömden Landen uff hohen Schulen mit großen Ufflagen und Koſten vil Jahr und Zeit verſchliſſen und dennoch by wytem dahin nit gelangt, weder mit der Hand, noch mit dem Verſtand und Geſchicklichkeit." In der Disciplin ſtand auch hier die Ruthe obenan. Außerdem hatte man auf der Reußbrücke ein ſogenanntes Schand- oder Trullhäusli d. h. einen auf einer Spindel beweglichen

Käfig, in welchen junge muthwillige Buben, die Etwas verbrochen, namentlich wenn sie während dem Mittags- und Betglockengeläute auf der Gasse nicht niederknieten und beteten, hineingesteckt und von dem Bettelvogt so lange schnell herumgedreht wurden, bis sie ganz außer sich kamen. Zugleich gab es zur Aufmunterung der Jugend Umzüge, Eß- und Trinkgelage, wovon man jedoch später zurück kam, in Anbetracht daß die Unzucht unter den Erwachsenen ohnehin groß genug war, „da sogar die Priester, Mönche und Nonnen sich den Laien gleich machten, d. i. in Wirthshäusern, Trinkstuben, offenen und heimlichen Tänzen, Fastnacht- und Freudenspielen ganze Nächte und selbst Larvati mit den Laien umherzogen." In Brugg, dem Schoßkinde der Habsburger — so erzählt Dr. J. J. Baebler — war schon früh eine Herrenschule errichtet, die nachher an die Stadt überging. Sie sollte den Söhnen der Vornehmen die übliche Bildung gewähren und unterschied sich demnach von den gewöhnlichen Stiftsschulen wie die Externenschule von der schola interior im Kloster zu St. Gallen; in jener erhielten die benachbarten Adeligen den nöthigen Unterricht, in dieser wohnten und lernten die oblati und Novizen. Klassen und Schüler waren wenige, und erst am Schlusse des 16. Jahrhunderts besuchten auch Landknaben die Schule, doch ohne die Rechte der Stadtknaben. Die Schüler bildeten unter sich eine zusammenhängende Gesellschaft und waren zugleich mit der Familie des Lehrers mehrfach verknüpft: zu Weihnachten pflegten sie an verschiedenen Orten das neue Jahr anzusingen; das ihnen dafür Verabreichte kam der Frau des Schulmeisters zu, welche die Verpflichtung hatte, während der Zeit des Singens den Schülern dafür zu kochen. Außerhalb der Schulzeit mußten sich die Schüler selbst beobachten und ungehörige Vorfälle dem Lehrer anzeigen. Zu diesem Zwecke war heimlich ein lupus gesetzt, mit dem Auftrage, die cavillantes oder Unzüchtigen der Strafe zu überantworten. Später „sollendt verordnet werden vier under den 11 knaben, die zum kumlichsten an vier Orten der statt daheimen synnt uff dissers acht ze nemen, soliche all wochen ze fragen von den unzüchtigen die ze straffen, damit alle unhoflichkeit vermitten vnd zucht geöffnet werde." Der Lehrer soll die Schüler „abends mit scripturas besuchung vnd latin geben getrüwlich bescheyden, vnd so vil im das möglich ist, des empfigern bywandell by inen haben, damit sy still vnd mit gutter lerung erzogen vor unnützem geschwetz, vor hadern vnd rumoren verhüttet werden mögen." Die Gränze des Unterrichts für die untern Klassen ist am Ende des 16. Jahrhunderts: Lateinische Grammatik, Uebung im Lateinsprechen, Uebersetzen und Schönschreiben. „Die übrigen

andern letzgen ſollent ſich im Donat grammatik latin reden und vertolmetſchen flyſſig finden lan, ſy ſollent och acht hallten daß die knaben gutte buchſtaben machend im ſchryben." Die oberſte Klaſſe widmete den Morgen der griechiſchen Sprache; ein orator, ein poeta oder historicus wurde geleſen; Grammatik, Syntax und Exereitien bildeten den Zielpunkt des Unterrichts. Eben ſo las im Lateiniſchen des Nachmittags der Lehrer einen Autor, gewöhnlich einen Redner vor und übte daran Grammatik, Themata, formulae loquendi ac scribendi, Syntax. „Zwei mal aber in der wochen das hebreiſch pſalmenbuch oder ſonſt ein kommlich buch des altten teſtaments und die beſte grammatik dazu brauchen." „Demnach ſo vil die claſſes und letzgen belanget, hat vnns für gutt angſechen, daß unſer ſchullen authores oder bücher in glycher gſtallt wyſt form vnd maß latin griechiſch und hebräiſch, ſovil möglich unſer Gn. Herren Statt Bern glychförmig gehallten werde, inſonnderheit iſt geordnet, daß der ſchulmeyſter in ſyner oberſten claß oder letzgen die dry ſprachen, latin, griechiſch vnd hebräiſch lerne in die beſte grammatik deren ſo bruchig übe, vnd morgens zyt ein griechiſchen oratorem poettam oder historicum leſe, die griechiſche grammatik, in Sintaxi ſo die knaben darzu tugenlich und themata exereier vnd bruche damit ſy dieſelbig verſtanden." Das Deutſch galt nur als Dollmetſch; den Schülern war anbefohlen, unter- und miteinander, in und außer der Schule latein zu ſprechen. Zugleich iſt die Muſik ein weſentlicher Beſtandtheil des Unterrichts. Der körperlichen Stärkung wird keine Aufmerkſamkeit geſchenkt, und in Bezug auf das Baden wird verordnet: „ſy ſollent acht vnd warnemen daß die knaben nit in der Aar baden onne erlaubtnuß der Eltern." Die Zucht ſollte aufs Gewiſſenhafteſte geübt werden: „Sy ſollent der ſchüleren gutt acht haben, ſampt vnd ſonders daß ſy nit vnzüchtig geberden, geſchrey, muttwillen treybend, ein andere nit ſchlachendt, werffend, mit den ſchulſecken, ſchrybzügen ſchlachendt, noch uff einander kein wuſt vom mund noch fuß nit werffendt, heimlich noch offennlich alles by hartter ſtraff der rutten. In der ſchul, kilchen, kilchhoff vnd uff den gaſſen ſich aller ſtille flyßend, einander nit yöurkind, kein glöuff noch geſchrey trybent, mit ſteynen nit in die fenſter noch becher weder von hand noch ſchlingen werffend, Reguents vnd allten perſonen gebürliche eer bewyßent." Die Strafen für Geſetzesübertretungen ſollen jedoch vom Lehrer wohl überlegt ſein. „Dann och ein ſchulmeyſter zu ir ſtraff waun ſy das verſchulden mit der rutten ſol komen vnd ſy weder mit der hand noch mit dem ſtecklin beſunder uff ihr hopt nit ſchlachen, das das beſunder ir jugend halb an ir gedachtnus vnd memory groß ſchaden möchte gebern." Von der Schulzeit heißt es: „Er ſol ſich by

inen in der schull vinden im summer des morgens der fünfften vnd im wintter der sechsten stund, alles ungevarlich. Aber nach dem ymbis sol er in glycher form und gestallt umb die eylfften stund so es nit rasttag sind, und so es die wären, umb die zwölfften stund by den schülern in der schull sich erschynen vnd mit fürgeben erklären vnd gutem lutren der letzgen thun vnd handeln wie obstatt, vnd dieselben vor der vierden stund nit hinlassen, es wären dann vyrabend oder solich zyt vnd tag die anders wurden erheyschen." Von der Behandlung des Unterrichts: „Vnd alsdann ir yecklichem nach sinem stand vnd allter ein gemäß vnd fügsamen letzgen an und furgeben, vnd die wol vnd also gezäm vnd sittengklich erkleren, och zu geburlichen zitt sy derselben verhören vnd ire geprust vnd irrtung sagen vnd erscheinen, daß den knaben daruß nutz und kunstriche vnd ein lob vnd rum möge erwachsen." Vom Schulmeister wurde gefordert: „Es sol ein schulmeyster vnd Provisor sovil möglich sich flyßen eines erbaren lebens zugsamen handels vnd wandels, alle böse gesellschaft myden, laster fliehen, der jugent mit thun vnd lassen ein gut exempel vortragen, daß sie in allen cappitlen wie andere predicanten und vorstender des Wort Gottes in irer censur erfunden werden." Als Besoldung erhielt der Lehrer von der Stadt 40 Pfund; daneben hatte er zur Benutzung eine Behausung, einen Stall, einen Garten, Pünte oder Matte; außerdem bezog er von jeder Spende, die einen Mütt Korn ausmachte, 20 Brote, von einer halben Spende 10 Brote, vom Leutpriester 1 Pfund, und durfte auch den Auzins einziehen, der 60 Viertel Wäsen betrug, um daraus den Provisor besorgen zu können. Zugleich waren die Schüler verpflichtet, den Unterricht zu bezahlen. „Der schull halb gibt im ein yetlicher schüler zu yetlichem fronvasten ze lan sechs schilling heller vnd yetlichs jars sechs heller für exiles vnd intrales, yetlicher schüler gibt zu sant Martinstag ein maß landtwin, ze vastnacht yetlicher ein vastnacht hun, oder zween schilling darfür, ze ostern yetlicher zechen eyger, und über das sol er nymant wytter belasten, on eins schultheissen vnd rats wyssen vnd wyllen." —

Auch in **Frankreich**, wo sich die Aufmerksamkeit der städtischen Behörden dem Unterricht der Jugend zuwandte (in Rheims ward ein kleines Collegium armer Schüler unter städtischem Patronat gebildet; selbst in Flecken und Burgdörfern fanden sich kleine Schulen, zur Erlernung des Lesens und der ersten Elemente der Grammatik), ward es mit dem 13. Jahrhundert Sitte, daß einzelne Schüler der geistlichen Seminare (wozu die Kathedralschulen jetzt in Wahrheit geworden waren) als herumwandernde Professoren (clericuli vagantes) von Ortschaft zu

Ortschaft gingen, um sich eine Zeitlang da niederzulassen, wo sie vom Burgherrn oder von den Ortsbehörden aufgefordert wurden. Auch bildeten sich in den größeren französischen Städten von der Geistlichkeit geleitete petites écoles, d. i. kleine lateinische Schulen für die Parochie. Die Parochialschulen von Paris standen unter dem grand-chantre von Notre-Dame; Lehrer durften in ihnen nur Knaben, Lehrerinnen nur Mädchen unterrichten. Aus einer Hauptversammlung der pariser Lehrer und Lehrerinnen von 1380, der ältesten Lehrerversammlung christlicher Zeitrechnung, erhellt, daß es damals in der Hauptstadt 63 Lehrer und Lehrerinnen für Parochialschulen gab.

In **Belgien** entstanden aus dem Verlangen der Bürger, lesen und schreiben zu lernen, die Kapitelschulen, denen man die erste Pflege der Volkssprache und verschiedene Einrichtungen verdankt, welche, wie die rhetorischen Schulen, die sociale Bildung der Massen und die Entwicklung freier Ideen beförderten. Schon 1192 hatten die Genter die Freiheit des Unterrichts gefordert; doch blieb das Verlangen noch ohne Erfolg. Im 15. Jahrhundert endlich ging die Schulgerichtsbarkeit vom geistlichen Kapitel auf den Magistrat über. Eine besondere Einrichtung noch waren die kleineren oder Elementarschulen, in denen der Unterricht nicht über die Einleitung in den Donat hinausging. Grammatik, Musik und Moral wurden in den größeren Schulen gelehrt, welche die Zöglinge befähigen sollten, fremde Universitäten mit Erfolg zu besuchen. — —

All' diese Schulen zeugen von dem unruhigen, unbewußten, aber kräftigen Streben nach neuen Lebensformen, welches die letzte vorreformatorische Zeit durchzuckte. Ein allgemeiner Wandergeist hatte Alles ergriffen: es gab herumziehende Gauner, Räuber, Schatzgräber, Schauspieler, Gaukler, Goliards ꝛc. So auch in den Schulen. Ueberall auf den Landstraßen fand man bald Studenten, bald Bacchanten mit ihren Schützen, die in Horden von einer Universität und Schule zur anderen zogen. Und mögen diese scholares vagantes auch die Züchtigung verdienen, die ihnen Luther zu Theil werden läßt, wenn er sagt: „Weil die Städte nicht wollen neren noch halten frumme, ehrliche, züchtige Schulmeister und Lerer von Gott dargeboten, die ihre Kinder zur Gottesfurcht, Zucht, Kunst, Lehre und Ehre ziehen mit großer Arbeit, Fleiß und Mühe, dazu mit geringer Kost; so sollen sie dafür kriegen Locaten, Bacchanten, grobe Esel und Tölpel, wie sie vorhin gehabt haben, die ihre Kinder mit großer Unkost und Geld dennoch nichts anders lehren, denn eitel Esel sein, und dafür ihre Weiber, Töchter, Mägde zu Schanden machen, und dazu Herren über Hans und Güter sind, auch die Kinder

teufliſche Sagen und Conjurationes lehren und ſelbſt mit Teufelbannen, Schlangen- und Schatzbeſchwören, Mantelfahren ꝛc. umgehen." Dennoch waren die fliegenden Schulen und Schulmeiſter das Zeichen, daß der Jugendtrieb der Völker des Mittelalters die enge Kloſterzelle geſprengt hatte, daß die Strenge, mit welcher die mönchiſche Zucht die Geiſter niederdrückte, ſich Luft gemacht hatte, daß die Wiſſenſchaft das Bedürfniß fühlte, ſich mit dem Leben bekannt zu machen. Es waren die Schulwanderungen ein Hauptmittel, den Unterricht mehrerer und verſchiedener Lehrer von Ruf zu hören. Sie waren die Erzeugniſſe eines neuen geiſtigen Lebenstriebes, die Producte neuer Wiſſensluſt. —

Um dieſen Wiſſensdurſt zu befriedigen, lenkte ſich die früher den Kirchen und Klöſtern zugewendete Mildthätigkeit jetzt auf die Lehrer und Schüler hin. Magiſtrate und wohlhabende Bürger wetteiferten, durch Stiftungen von Freitiſchen und Stipendien für arme Studirende ſich ein Gedächtniß zu errichten; bemittelte kinderloſe Familien, beſonders Witwen, reichten den ärmeren Schülern unentgeldlich Obdach, Tiſch, Kleider.

Dieſem allgemeinen Streben, die Bildung zu fördern, verdankte auch **die Armenerziehung** einige Aufmerkſamkeit. Die Begharden ließen um 1290 zu Brügge in ihren Männerklöſtern durch Laienbrüder arme Kinder im Wollweben unterweiſen. Die Schule zu St. Bertin ſorgte für die Erziehung armer Knaben zum Mönchs- und Prieſterſtande. Der Biſchof Joh. Serklaes von Kambray ſtiftete 1374 ein Haus für arme gute Kinder. Herzog Philipp der Gute zu Dole in Bourgogne errichtete ein Vermächtniß für 12 arme Schüler ꝛc. In den Ausgaben der Stadt Brügge findet ſich bereits 1288 eine Rubrik für die Waiſen. Beſonders auch zeichneten ſich **Frauen** als Wohlthäterinnen und Erzieherinnen einer armen, aber wißbegierigen Jugend aus. Thomas a Kempis erhielt als armer Schüler zu Deventer von einer armen Bürgersfrau freie Wohnung und Bücher. Johann von Weſſel, der Sohn eines armen Bäckers, verdankte die Möglichkeit zum Studiren der reichen Ottile Clantes, welche ihn mit ihrem eigenen Sohne in Gröningen und dann bei den Brüdern des gemeinſamen Lebens in Zwog unterrichten ließ. Im Bürgerſtande vorzüglich ſuchten die Frauen und Mütter wohlthätig und wohlthuend für Erziehung der Kinder und vor Allem ihrer Kinder zu wirken. Die Bürgerfrauen, beſonders auch in den größeren Städten, waren von inniger Religiöſität, edler Häuslichkeit und ſtrenger Züchtigkeit durch-

drungen: sie pflanzten mittelst ihrer Kinder die strenge Ehrenhaftigkeit und edle Einfachheit, hohe Biederkeit und sittliche Zucht im Bürgerstande fort. Entstammten doch dem Bürgerstand Agnes Bernauer, die 1428 Albrecht III., Sohn des Herzogs Ernst von Bayern, heirathete, und Philippine Welser, die Gemahlin Ferdinands, Sohnes des Kaisers Ferdinand I. — Auch **Frauenvereine** zur Erziehung und Bildung entstanden. Schon im 11. Jahrhundert hatten sich in den Niederlanden einzelne Frauen für Werke der Barmherzigkeit ohne feste Gelübde in eigenen Häusern zusammengethan, vom Volke Beghinen, Betschwestern, genannt. Sie mehrten sich im 13. Jahrhundert, während in der Schweiz schon im 12. Jahrhundert die sogenannten „Klausnerinnen", „Feldnonnen" und „Waldschwestern" aufgetreten waren. In der Niederlande, der Heimath des rein praktischen Sinnes, entstanden schon früh Bildungsanstalten für Mädchen. In Brüssel findet sich eine Schule für kleine Mädchen mit vier Unterlehrerinnen und mit der Bestimmung, daß Knaben und Mädchen, wenn sie nicht Geschwister sind, nicht dieselbe Schule besuchen sollen. In ähnlichem Styl treffen wir Bürgerschulen zu Gravesand 1322, zu Leyden 1324, zu Rotterdam 1328, zu Schiedamm 1366, zu Delfft 1342, zu Havre 1358, zu Haarlem 1389, Oudenarde 1394, zu Alkmar 1390. 1240 finden sich in Mainz, 1362 in Speier und 1465 in Ueberlingen auch einzelne Mädchenschulen. Doch waren das nur Ausnahmen. In den Frauenklöstern wurden nur solche Mädchen im Lesen und Schreiben unterrichtet, die später als Nonnen eintreten wollten. In Städten gingen Mädchen auch mit in die Knabenschulen.

Neben allen diesen Bildungsanstalten wurden in den letzten vorreformatorischen Jahrhunderten auch Schulen auf eigene Rechnung, **Privatschulen**, besonders von Geistlichen, errichtet. Es war jedoch nicht immer die Liebe zur Jugend, oder das Verlangen nach geistiger Bildung, sondern oft nur das Streben nach Reichthum, was zu dieser Einrichtung trieb. In Deutschland und Frankreich besonders traten Privatschulen und Privatlehrer auf. Auf diese scheinen sich die Worte des Berthold von Constanz († 1272) zu beziehen: „Nicht Ruhmes, nicht weltlicher Vortheile wegen, einzig aus Liebe zur Wissenschaft darf der Lehrer unterrichten. Liebt er den eigenen Nutzen, so wird ihm an des Schülers Vervollkommnung nichts gelegen sein; er wird den Unterricht verkürzen, damit er ihm nicht gleichkomme, wohl gar übertreffe. Liebt er zeitlichen Vortheil, so wird es ihm gleichgültig sein, was er lehrt, wenn er nur den Lohn davon trägt. Dann mag er wohl größere Freude am Läppischen haben, als am Guten und Nützlichen. Unter-

richtet er aber aus Liebe zur Wissenschaft, dann wird ihn kein Neid beschleichen, wird er mit der erkannten Wahrheit nicht zurückhalten, wird ihn Verminderung der Schüler nicht saumselig machen, wird er regsam und emsig sich beweisen, um mit Andern gleichsam sich selbst zu belehren."

Am meisten und tiefsten für christlich wissenschaftliche Jugendbildung vor der Reformation wirkten **die Brüder des gemeinschaftlichen Lebens**, die in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts entstanden und von den nördlichen Niederlanden aus auf die niedern Kreise der Gesellschaft denselben Einfluß gewannen, wie ihn die Wiederhersteller der Wissenschaften in Italien bei Gelehrten und Vornehmen übten. Während sich beim allgemeinen Verfall der Klöster ꝛc. ein allgemeines religiöses Unbefriedigtsein der Gemüther bemächtigt hatte und das vom Schönheitsreize gefesselte Italien — wie Cramer treffend bemerkt — am Anschauen der Antike ergötzte und der Kunst und der Idealphilosophie eines Platon zuwandte, während auch der zungenfertige und sprachgewandte Franzose sich noch in den Räumen einer spitzfindigen Scholastik und in den Kategorien des Aristoteles herumtummelte, sahen wir in den Niederlanden die Eigenthümlichkeiten des gemüthstiefen Deutschland und des praktischen England sich durchdringen und in den Brüdern des gemeinsamen Lebens eine practische Mystik Raum gewinnen, die nicht allein für sich selbst Beschäftigung und Beruhigung erstrebte, sondern die auch die geistige Noth des Volkes, Unwissenheit und Unfrömmigkeit zu verscheuchen und dagegen Bildung des Geistes und Veredlung des Herzens zu begründen suchte. Der Stifter der „Brüder des gemeinsamen Lebens" (— auch „Kollatienbrüder", „Hieronymianer", „Gregorianer" oder „die Brüder vom guten Willen" genannt, —) war **Gerhard Groote.** (Geert Groote, Gerhardus Magnus) 1340 zu Deventer geboren, 1384 daselbst gestorben, mit schwächlichem Körper, mit lebendigem Geiste. Zuerst in der Schule seiner Vaterstadt gebildet, widmete er sich zu Paris 3 Jahre der scholastischen Philosophie, worauf er zu Köln lernend und lehrend seine Kenntnisse zu vermehren und zu befestigen strebte. So vorbereitet, zog er in der Diocöse Utrecht umher und predigte in der Landessprache mit solch' glühendem Herzen, daß die Kirchen für seine Zuhörer bald zu klein wurden und er im Freien reden mußte. Bald jedoch hemmte der Neid seine Thätigkeit, das

Predigen ward ihm verboten. Sein Wirkungskreis wurde nun kleiner, aber um so sicherer, — ein Wirkungskreis, in dem er die Aufgabe seines Lebens löste. Er hatte im Kloster Grünthal den gefeierten Mystiker Ruysbroek kennen gelernt und war voll Bewunderung von dessen Persönlichkeit, wie von dem ganzen Zusammenleben der dortigen Kanoniker nach Deventer zurückgekehrt, wo sich sein Lehr- und Thätigkeitstrieb der Jugend zuwandte. Die jungen Männer der Schule zu Deventer, Binkerink aus Zütphen und Florentius an der Spitze, schlossen sich ihm an. Er trat mit ihnen in wissenschaftlichen Verkehr, las mit ihnen gute Bücher und ließ von ihnen Werke abschreiben. Auf Anregung des Florentius schloß er sich endlich mit ihnen fest zusammen und bildete, als die Art ihres Zusammenlebens Nachahmung fand, einen Bund, den Verein des gemeinsamen Lebens — ähnlich den philosophisch-asketischen Bundesgenossenschaften der Griechen und Juden, aber freier, offener und praktischer als diese, und dem Mönchsleben verwandt, nur zwangloser und von reinerem, edlerem Geiste beseelt. Lebensweise und Tendenz war die einer Brüderunität nach apostolischem Vorbilde. Zur Pflege ächter Frömmigkeit verbunden, verschafften sich die Mitglieder die Mittel für ihr einfaches Leben theils durch Handarbeit, theils durch Annahme freier Liebesgaben. Zur Sicherung der gemeinsamen Subsistenz und als Ausdruck der brüderlichen Gesinnung war Gütergemeinschaft eingeführt. Aus ihren Gütern und aus den ihnen gemachten Schenkungen und Vermächtnissen entstanden die Bruderhäuser, in deren jedem eine gewisse Zahl von Genossen zusammenlebte, mit Kleidung, Speise und im ganzen Leben einer bestimmten Ordnung unterworfen, aber nicht klösterlich von der Welt abgeschlossen, sondern mit ihr in steten Verkehr gestellt. Der Hauptzweck der Vereine war Begründung, Darstellung und Verbreitung eines praktischen christlichen Lebens. Diesen Zweck suchten sie durch eine sittlichstrenge, einfache Lebensweise, fromme Mittheilungen, gegenseitige sittliche Bekenntnisse und Ermahnungen, Vorlesungen und gemeinsame Andachtsübungen zu erreichen, indeß sie nach außen hin durch Abschreiben und Verbreiten der Schrift, durch zweckmäßige religiöse Aufsätze, und durch Verbesserung und Belebung der Jugendbildung wirkten. Der Leiter in den Fraterhäusern war der Rector, Prior oder Präpositus. Ihm untergeordnet war der Scriptuarius, der die Brüder und Lehrlinge im Lesen und Schreiben unterrichtete, ihre literarischen Uebungen leitete, die Wahl der Bücher ordnete, die verfertigten Handschriften (— das Abschreiben der Bücher war eine

Hauptbeschäftigung und es wurden dazu täglich bestimmte Stunden, namentlich einige, wo zum Besten der Armen geschrieben wurde, angesetzt —) nachsah und jeden Sonntag dem Rector vorzeigte, überhaupt die Aufsicht über die wissenschaftliche Beschäftigung der Brüder führte; indeß der Librarius die Handschriften sammelte, sie verlieh und Mittags und Abends Sorge trug, daß eine nützliche Schrift während der Mahlzeit vorgelesen wurde. Außer diesen stand der magister novitiorum den neuen Ankömmlingen vor: er beaufsichtigte ihr Benehmen auch außer dem Hause und untersuchte ihre Tauglichkeit für den Kirchendienst. Lesen, Schreiben, Singen, Uebungen in der lateinischen Sprache, vorzüglich aber Kenntniß der Bibel, waren die Hauptaufgaben in den Fraterhäusern. Vor Allem — das galt als Grundregel — sei das Evangelium von Christo die Wurzel eures Studiums und der Born eurer Erkenntniß; darauf die Lebensgeschichten und Schriften der Kirchenväter; dann die Briefe Pauli und die Apostelgeschichte; hiernach erbauliche Schriften von Bernhard, Anselm, Augustin. Nach und nach erweiterte sich jedoch der Studienkreis, so daß allmählich von den Brüdern folgende von dem Famulus Wessels, Josquin oder Joswin, angeführte Schriftsteller für nöthig gehalten wurden. Den Ovid, sagt er, und ähnliche Schriften mag man einmal lesen, mit größerem Fleiße aber schon den Virgil, Horaz und Terenz, wenn man überhaupt ein besonderes Studium auf die Dichter verwenden will. Vor Allem ist die Bibel häufig zu lesen, und außer Josephus und den Schriftstellern der Kirchengeschichte sind von Profangeschichtsschreibern besonders nützlich: Plutarch, Sallust, Thukydides, Herodot und Justin. Auch die Schriften des Aristoteles und des Platon wird man nicht ohne Nutzen durchgehen; bei Cicero aber muß man etwas länger verweilen, damit der Ausdruck römisch werde. Nächst der Bibel ist ein besonders tüchtiges und ernstes Studium auf Augustin zu verwenden, an welchen man Hieronymus, Ambrosius, Chrysostomus, Gregorius, Bernhard und Hugo von St. Victor anschließe. Die Schule des Fraterhauses war demnach den Klosterschulen höchst ähnlich, nur daß in ihr der innere Geist vorwaltete, der Unterricht für Arme unentgeldlich ertheilt ward und damit dem Volke und den Armen, den Knaben wie den Mädchen der Zugang zu geistiger Bildung eröffnet war. Auch unterschied sie sich von den bürgerlichen Schulanstalten, die bereits in

den niederländischen Städten gegründet waren, denn diese waren meist nicht rein wissenschaftliche, sondern zugleich finanzielle Unternehmungen, wo das Recht, Schule zu halten, verpachtet wurde, weshalb auch ein nur von den Reicheren zu erschwingendes Schulgeld gezahlt werden mußte.

Das Werk, das Gerhard angefangen hatte, setzte **Florentius Radewins** fort — ein Mann von unermüdlicher Thätigkeit, von großer Gabe, die Menschen zu behandeln und zu beherrschen und von anziehender Liebenswürdigkeit. Sein Grundsatz war, daß ein geringes Maß des Geistes besser sei, als eine große Gelehrsamkeit ohne Frömmigkeit. Zwei Jahre nach seines Meisters Tode, 1386, suchte er dessen Lieblingswunsch zu realisiren: er gründete ein Kloster der regulirten Kanoniker, welches in Rath und That den Mittelpunkt für die Männer- und Frauenvereine des gemeinsamen Lebens bilden sollte. Diesem Kloster zu Windesheim folgten bald andere ähnliche. Sie standen mit den Fraterhäusern in fortwährender Verbindung und Wechselwirkung. Und so entwickelte sich fortan das Institut Gerhards in doppelter Weise: den mehr abgeschlossenen Mittelpunkt bildeten die Kanoniker des gemeinsamen Lebens, welche in Klöstern vereint waren; die größere, freiere, mehr in's Volksleben eindringende Masse der Gesellschaft bestand aus den gewöhnlichen Brüdern des gemeinsamen Leben, welche entweder Priester oder Laien waren, und entweder in den Fraterhäusern beisammen wohnten, oder einzeln und zerstreut, aber immer in Verbindung mit dem Ganzen, in geistlichen Aemtern standen und für die Jugendbildung wirkten. Das Ganze war eine innig verbundene, aber freie Genossenschaft. Der Eintritt in dieselbe war nicht durch ein für das ganze Leben bindendes Gelübde bezeichnet: deshalb waren Die, welche in ihr blieben, mit ganzer Seele in ihr. Es wurde in ihr äußerlich und innerlich eine feste Einheit erstrebt: äußerlich standen die Bruderhäuser in fortdauernder Communication, und ihr verfassungsmäßiger Einheitspunkt war die jährliche Zusammenkunft ihrer Rectoren. Das mächtigste Princip der Einheit jedoch lag in dem Geiste der Liebe, der Demuth und des Gehorsams. Bescheidene Unterordnung, sagt Thomas, galt unter den Brüdern vom Höchsten bis zum Geringsten als die erste der Tugenden und machte ihr irdisches Haus zum Paradies. In dem Bruderhause selbst, wo gewöhnlich 20 Brüder bei gemeinsamer Speise und Kasse zusammenlebten, fand keine strenge Sonderung der Stände statt: in der Regel waren vier Priester, acht Kleriker, die eine höhere geistliche Ausbildung erstrebten, ohne gerade

Priester zu werden, und eben so viele Laien und Novizen mit einander verbunden.

Die wichtigste Aufgabe lösten und die wohlthätigste Wirksamkeit entfalteten die Brüder beim **Jugendunterricht.** Auf verschiedenen Wegen haben sie eine neue Generation heranbilden helfen. An vielen Orten hatten sie keine besonderen Lehranstalten, sondern traten mit den schon vorhandenen Schulen in freie Verbindung und suchten die Zöglinge derselben dadurch leiblich und geistig zu fördern, daß sie ihnen Bücher gaben, fromme und gelehrte Unterhaltung mit ihnen pflogen, ihnen Unterkommen oder Verdienst verschafften. An anderen Orten eröffneten sie selbst Schulen, in denen besonders Unterricht im Lesen, Schreiben und Singen, im Lateinischen und in der Religion, namentlich in der biblischen Geschichte, ertheilt wurde. In noch anderen Orten vereinigten sie sich mit einer bestehenden Schule, indem sie einige Klassen derselben zur besondern Leitung übernahmen. Durch diese Theilnahme der Bruderhäuser wurde die Blüthe der Schulen wesentlich gefördert.

In der ersten Brüderschule, die Gerhard Groote in Deventer stiftete, waren es besonders arme Schüler, die er aufnahm und denen er durch Abschreiben guter Bücher zu Kenntnissen und zu Geld verhalf. Seit der Verbindung mit seinem zu Prag gebildeten Freunde, und seitdem sich auch viele Bürger und Handwerker der armen Schüler annahmen und ihnen Wohnung und Kost gewährten, gründete er gleichfalls für arme Mädchen eine Zufluchtsstätte im Hause seines Vaters: sie sollten gemeinschaftlich von weiblichen Arbeiten und dem Unterricht der weiblichen Jugend in gemeinsamer Uebung frommer Werke leben. Dem Grundsatze gemäß, daß alles, was uns nicht besser macht, oder vom Bösen zurückbringt, schädlich ist, schloß er Geometrie, Arithmetik, Rhetorik, Dialectik, lyrische Poesie von seinem Unterrichte aus und verwarf überhaupt alles, was auf den Schein ging und die Leidenschaften nähren könnte, wie gelehrte Disputationen und die Erwerbung akademischer Grade. Sein Ziel war, eine allgemeine Kenntniß der heiligen Schrift zu verbreiten und auf ein lebendiges, innerliches und freies Priesterthum hinzuwirken. Die reicheren Schüler mußten in den Brüderschulen Schulgeld bezahlen; die armen hatten freien Unterricht und erhielten weitere Unterstützung; durch Bücherabschreiben erwarben sie sich ihren Lebensunterhalt. Die Schulen der Brüder entsprachen damit in ihrer innern und äußeren Organisation den Forderungen der Zeit und erlangten deshalb allgemeine Verbreitung. Von Deventer aus, wo-

mehrere Fraterhäuser waren, verbreiteten sie sich in den meisten Städten der nördlichen Niederlande, namentlich in Zwolle, Amersfoort, Hoorn, Delft, Hattem, Dresburg, Utrecht, Nymwegen, Gouda, Gröningen, Harderwyk; — dann in den südlichen Niederlanden, namentlich in Herzogenbusch, Gent, Geraartsbergen, Brüssel, Antwerpen, Löwen, Lüttich, Mecheln ꝛc.; — hierauf im nördlichen, besonders im nordwestlichen Deutschland zu Emmerich, Münster, Osnabrück, Erfurt, Hildesheim, Wesel und Köln, zu Rostock und zu Kulm. In Frankreich ging ihre Verbreitung von Johannes Standonck, dem Sohne eines Schneiders zu Mecheln, aus, der von den Brüdern zu Gouda unterrichtet ward, darauf zu Paris studirte, dann Professor der Theologie war, und nach seiner Flucht aus Paris zu Kambrai, Valenciennes, Mecheln, Löwen, überhaupt in Belgien und Frankreich Schulen gründete, in deren keiner mehr als 86 Schüler sein sollten. — Einzelne Schulen der Brüder wurden hochberühmt und zahlreich besucht. Die Schule zu Herzogenbusch, welche die Ueberschrift führte, daß hier die Armen umsonst, die Reichen für Lohn unterrichtet würden, soll zuweilen gegen 1200 Zöglinge gehabt haben, die nach dem Stande ihrer Kenntnisse in sieben Klassen, nach den sieben freien Künsten, nach dem Stande ihres Vermögens aber in reiche, wohlhabende und arme vertheilt waren. Zu Zwolle waren unter dem 1417 gestorbenen Rector Johannes Cele oft 800 bis 1000 Zöglinge, von denen er stets 70 bis 80 selbst in der lateinischen und griechischen Sprache, wie in der Beredtsamkeit unterrichtete und an Festtagen in das richtige Verständniß der heiligen Schrift einführte; ja unter seinem Nachfolger, Dietrich von Herxen, wurde die Zahl der Schüler so groß, daß sie verschiedene Häuser bewohnen mußten und daß aus Laien und Klerikern Unterlehrer, Submonitores, zur speziellen Beaufsichtigung der Schüler erwählt wurden, an welche sich helfend und unterstützend die besseren Schüler der ersten und zweiten Klasse anschlossen. Selbst auf die ganze Einwohnerschaft eines Ortes wirkte oft ein Bruderhaus zur Erhöhung des Culturzustandes. Zu Amersfoort soll mittelst Einrichtung von Preisen und Belohnungen die Kenntniß des Lateinischen so allgemein gewesen sein, daß jeder Beamte lateinisch gesprochen, die Kaufleute griechisch verstanden und sogar die Töchter der Einwohner und die Dienstmädchen gewöhnlich lateinische Lieder gesungen hätten. — Die Fraterhäuser der Brüder des gemeinsamen Lebens hatten aber auch Vorsteher, die ihr ganzes Leben der Erziehung und der Bildung der Menschheit weihten. So Geert

Groote selbst, nach Thomas a Kempis ein Mann, der mit der Strenge Augustins und Bernhards das Heil seiner Seele suchte und die Wurzel des Studirens und den Spiegel des Lebens in den Evangelien fand. Dann Florentius Radewins, den Thomas a Kempis einen Mann von göttlicher Weisheit nennt und der durch die reinste Liebe über die Jugend eine unbeschreibliche Macht ausübte, so daß das Bruderhaus zu Deventer eine demüthige Nachahmung des apostolischen Lebens, ein Spiegel der Heiligkeit war und alle Brüder Ein Herz und Eine Seele, entsagend, andächtig, barmherzig lebten. Hierauf Gerhardt Zerbolt oder von Zupten, der darauf drang, daß die Laien die Bibel in der Muttersprache lesen sollten, denn „dieselbe sei ja ursprünglich in der Muttersprache der Völker abgefaßt, für welche sie zunächst bestimmt war, und lateinisch sei die Vulgata nur darum, weil diese Sprache die des großen römischen Reiches war. Das ist aller Anfang und das Fundament des christlichen Volksunterrichts, daß das Volk die Bibel in der Muttersprache lese." Endlich Thomas Hammerken (Hemmerlin), Thomas a Kempis mit seiner „Nachfolge Christi", dem Buche, das unaussprechbaren Segen gestiftet und 1800 Auflagen erlebt hat, und mit seinem Princip: „Laß ab vom Wissenstrieb. Die Wissenden wollen sich gern sehen lassen und für weise gelten. Es gibt aber vieles Wissen, was wenig, oder gar nicht zum Seelenheile dient. Und Der ist ein großer Thor, welcher irgend nach etwas Anderem strebt, als nach Dem, was zu seinem Heile dient." —

Von den Fraterhäusern ging eine verbesserte Methode im lateinischen Unterricht aus. Die Schule zu Deventer wagte es unter Alexander Hegius gegen die Grammatik und Pädagogik des Alexander aufzutreten; Johannes Sintius gab 1488 Anmerkungen und Verbesserungen zu derselben heraus; Herrmann Buschius (1468—1535) suchte sogar das Doctrinale zu verdrängen, wofür er mit den Schimpfwörtern bestia, busius, buffo belegt ward; endlich wurde die Grammatik des Johannes Despauterius von einer im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts zu Mecheln gehaltenen Kirchenversammlung ausschließlich zum Gebrauch der Jugend bestimmt und von allen Gelehrten einstimmig angenommen. Neben der Verbesserung der grammatischen Methode machten sich die Brüder des gemeinsamen Lebens um Zurückführung einer reineren und besseren Latinität verdient. Endlich ging von ihnen — Torrentius — auch eine Zusammenstellung des Wissenswürdigsten aus der Poesie, Geschichte und Geographie, ein encyklopädisches und historisches Wörterbuch aus, „das erste Werk,

welches die Masse des Wissens für die studirende Jugend übersichtlich zusammenstellt, während die Encyklopädien der Mönche im früheren Mittelalter mehr auf Sammeln als auf Sichten ausgingen und höchstens in einzelnen Auszügen den Stoff zusammendrängten, statt ihn freier und übersichtlicher anzuordnen." Die Schulen der Brüder waren durch das von ihnen betriebene bessere Latein und durch den Erfolg, mit dem sie zum Griechischen übergingen, die Geburtsstatt vieler der vornehmsten Erneuerer der alten Literatur am Schlusse des 15. und zu Anfange des 16. Jahrhunderts. —

Unter einander standen die Schulen der Brüder, soweit sie auch verbreitet sein mochten, in lebendiger Verbindung. Sie theilten sich ihre Erfahrungen gegenseitig mit. Die Vorsteher der einzelnen Anstalten kamen in der Niederlande jährlich am Sonntage nach Ostern erst zu Deventer, dann zu Zwolle, in Deutschland anfänglich zu Münster, nachher zu Emmerich zusammen. „Der Rector des Hauptbruderhauses zu Deventer galt für den natürlichen Mittelpunkt, wenigstens für die niederländischen Brüder; er hieß vorzugsweise „Vater", und sein Ansehn erschien um so ehrwürdiger und strahlte desto mehr in patriarchalischer Würde, weil immer der Vorgänger den Nachfolger ernannte, wie Groote den Radewins, dieser den Aemilius van Buren ꝛc. Die weiblichen Vereine wurden jährlich einmal von der Obermartha (— die Aufseherin eines jeden Hauses hieß Martha, und ihr war immer eine Untermartha beigegeben —) in Utrecht besucht." —

Nur hundert Jahre (— vom Anfange des 15. bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts —) haben die Schulen der Brüder des gemeinsamen Lebens geblüht. Sie war nur „ein einstweiliger Zwischenbau zwischen der vorwaltend geistlichen Bildung des Mittelalters und der durch die Reformation fest begründeten allgemeinen Bildung." Wie die drei großen Konzilien des funfzehnten Jahrhunderts zu Pisa, Kostnitz und Basel — sagt wahr und schön Cramer — den Uebergang bilden von der absoluten Herrschaft des Papstes, welche schon durch das päpstliche Exil in Frankreich und durch den Kampf zweier gleichzeitiger Päpste mit einander erschüttert war, zur Reformation, indem auf ihnen der Grundsatz ausgesprochen wurde, ein Konzil stehe über dem Papste, und wie so die päpstliche Unfehlbarkeit und Macht gebrochen war; so in ähnlicher Art die Brüder, welche die geistige Bildung, die immer noch vorzugsweise eine geistliche war, verallgemeinerten und unter das Volk verbreiteten, durch Förderung der Muttersprache und einen freiern Gebrauch derselben die große Macht des Lateinischen, als des alleinigen

Ausdrucks des religiösen Lebens, wenigstens in größeren Kreisen schwächten und statt der geschlossenen mönchischen Vereine freiere Gemeinschaften des Geistes und der Liebe begründeten. — Nicht die Angriffe von außen brachten den Brüdern des gemeinsamen Lebens den Tod. Eine ihrer Hauptbeschäftigungen war das Bücherabschreiben: die Buchdruckerkunst nahm ihnen dieses Geschäft ab. Ihr Hauptverdienst war das Schulwesen; denn sie verorängten in ihren Schulen den mönchischen Unterricht durch einen besseren; aber ihr immer noch enger asketischer Standpunkt fand seinen Gegensatz in dem freien Humanismus Italiens, bis beide vereint in Deutschland die wahrhaft klassische Humanitätsbildung erzeugten. Ein wesenhafter Fortschritt ward durch sie für die Muttersprache und ihren Gebrauch auf religiösem Gebiete erzielt: als die Reformation der Muttersprache freie Bahn brach, war auch hier im Großen vollendet, was die Brüder im Kleinen begonnen hatten. Die Reformation überhaupt gab Dem, was die Brüder gewollt hatten, eine höhere geistige Erfüllung: sie war deren Erbe, die Brüder waren die Diener der Reformation gewesen.

Einen wesentlichen Einfluß auf die Verbreitung der Bildung über die Geistlichkeit hinaus und in das Bürgerthum hinein hatten in der letzten vorreformatorischen Zeit die immer mehr sich ausbreitenden **Kinderschriften.** Die Bedeutung, welche Kinderschriften für die allgemeine Bildung haben, war bereits von den ältesten Völkern erkannt und anerkannt worden. Confucius schon wollte in der Sammlung des Schi-King der chinesischen Jugend „ein angenehmes und lehrreiches Buch zusammenstellen." In Indien fand der Hitopadesa (4 Bücher: Freundeserwerbung, Freundesbruch, Streit der Freunde, Friede, — deren Inhalt an einer Reihe von 43 Fabeln und reichlich eingestreuten Sentenzen im lockeren Zusammenhange sich fortspinnt) von dem Fürstenhofe den Weg in das Volk und in die Schule, ja soweit, daß Max Müller 25 Nationen aufzählt, in deren Literatur er Wurzel geschlagen hat, und daß er auch in den deutschen Kinder- und Volksbüchern (— von den Tauben, die durch gemeinsamen Ausflug ihr Netz mit sich ausführten; von der freundschaftlichen Maus, die ihren mächtigen, vom Jägergarne gefangenen Freund befreit ꝛc. —) forttreibt. Bei den Griechen erfüllte Homer das Leben, Empfinden und Träumen der Jugend; darum

wollte Ariſtophanes lieber Solons Geſetze als Homers Gedichte entbehren. Die römiſchen Knaben laſen früher die Tugenden der Vorzeit in Sentenzen und Sprüchen, ſpäter die Gedichte des Nävius und Ennius. In der geiſtlich-ſcholaſtiſchen Zeit vertraten das Leſebuch der Kinder das Vaterunſer, der katholiſche Glaube, die Pſalmen; hernach Legenden: — der Mittelpunkt der dichteriſchen Literatur und Unterhaltung. Aus dieſen Stoffen entſtanden die erſten Kinderbücher, — Bücher, „die gleichſam ſchon zu Weihnachtsgaben beſtimmt, auf eine leichte einprägliche Weiſe die Jugend mit den Heiligen des Jahres und mit den Wetterregeln, die ſich an ihre Tage knüpften, bekannt machten.“ Von dieſer Bedeutung ſcheint der Reimkalender Conrads von Dangolsheim (1435) geweſen zu ſein. Wichtiger jedoch iſt das Exempelbuch zu den zehn Geboten, **„der Seele Troſt“** — vor 1407 entſtanden. Die Form dieſer Schrift iſt ein Geſpräch: das Kind oder der Schüler fragt, der Vater oder der Lehrer antwortet und erzählt. Das erſte Gebot wird in 25 Kapiteln behandelt, von denen jedes eine Geſchichte, eine Legende oder Parabel enthält: z. B. um die Thorheit der Weltluſt, die Gottes vergißt, zu zeigen, wird die Erzählung von dem Manne vorgeführt, der über einem Abgrunde, in welchem ein Drache iſt, an einem Baume hängt, an deſſen Wurzeln eine weiße und eine ſchwarze Maus nagen. Zum zweiten Gebote wird die Geſchichte erzählt, wie ein Chriſt ſchwört, daß er einem jüdiſchen Gläubiger eine von ihm geliehene Summe zurückgezahlt habe, indem er ſich der Liſt bedient, daß er, während er ſelbſt den Eid leiſtet, dem Juden einen inwendig mit verborgenem Golde gefüllten Stab zu halten gibt ꝛc. ꝛc. Beim 10. Gebote folgt auf die Geſchichte von David und Urias, Abraham ꝛc. die Frage, ob man Tauben halten dürfe, da ſie dem Gute des Nächſten ſchaden. Das ganze Buch ſchließt mit einer ausführlichen, legendenartigen Geſchichte Alexanders des Großen, deſſen Unerſättlichkeit geſtraft wird. Der Seele Troſt war die erſte bedeutende Kinderſchrift der vorreformatoriſchen Zeit, und zugleich ein Bilderbuch: ſchon in der Augsburger Folioausgabe von 1478 und 1483 iſt das Werk mit 11 quartblattgroßen Holzſchnitten ausgeſtattet, von denen der erſte den gehörnten Moſes darſtellt, die Geſetzestafeln dem knieenden Volke vorhaltend und hinter ihm eine Säule, von der ein zerbrochenes Götzenbild herabfällt; über dem Bilde die Worte: „Du ſolt ainen got anbetten.“ Es ward gedruckt: Augsburg 1478, Utrecht 1479, Augsburg 1483, Harlem 1484, Zwoll 1485, Köln 1489 und 1523, Antwerpen 1500, Martens Dijk in Zeeland 1478 ꝛc. —

Von dem Geiste der Praxis, der die Kinderschriften dictirte, ging auch **die erste theoretische Pädagogik** aus. Schon ein Schüler Alkuins, Candidus, wollte gegenüber der abstracten Theorie die praktische Richtung beim Unterricht festgehalten wissen. „Der Geist schaut die Körper nur im Körper, der Körper schaut den unerschaffenen Geist nur durch den erschaffenen Geist, mit körperlichem Auge nie. Darum, o Seele, reinige Dich im Glauben, werde Gebieterin Deines Körpers und brauche ihn zu guten Zwecken, denn es gilt den Weg, auf welchem Du zum Anschauen Gottes gelangen kannst!" — Besonders aber bildeten sich gegen die Mitte des elften Jahrhunderts, wo in Frankreich auf allen gelehrten Schulen der Scholasticismus blühte, Schulen in Zahl, welche den gelehrten Untersuchungen gegenüber den praktischen Unterricht betonten. Diese Schulen erhielten ihren Mittelpunkt in der **Schule von St. Victor** zu Paris, an welcher der Gründer der romanischen Mystik (— die vom Subject und seinem religiösen Interesse ausgeht, aber noch ganz vom scholastischen Inhalt erfüllt ist —), Hugo von St. Victor, lehrte. Von ihr ging die erste theoretische Pädagogik aus, nachdem bereits in Frankreich und der Niederlande Anläufe dazu gemacht waren.

In Paris hatte **Alanus von Lille** (Alanus ab Insulis 1109 bis 1202), der mit solchem Beifall besonders Theologie und Philosophie lehrte, daß er doctor universitatis genannt wurde, sein berühmtes Werk Anticlaudianus geschrieben, das auch für die Pädagogik von Bedeutung ist, indem er darin die Schöpfung eines neuen, mit allen Vorzügen ausgestatteten Menschen darstellt, unter dessen Eigenschaften die Tugenden, und namentlich die Klugheit, im Mittelpunkte stehen und die sieben freien Künste, welche als sieben schöne Jungfrauen dargestellt werden, die Dienerinnen derselben sind. Ihnen trägt die Klugheit die Verfertigung eines Himmelswagens auf. Die Grammatik verfertigt, diesem Befehle entsprechend, die Deichsel, die Logik die Axe, die Rhetorik ruft die Idee hervor, bringt sie zur Ausführung, leitet die Hand der Schwestern und vollendet das Werk, die Arithmetik verfertigt das erste Rad, die drei übrigen freien Künste die andern, und die Vernunft als Wagenlenkerin schirrt fünf Rosse, die fünf Sinne, an. Auf dem Gipfel des gestirnten Himmels erblickt die Klugheit zwei Jungfrauen, die Theologie und die Schwester derselben, den Glauben. — Alanus zeigt zugleich, was das Glück dem Menschen gewährt, wie seine Sinne, wie sein Wissen beschränkt ist, und wie die Sinne nur durch die Bildung in den sieben freien Künsten von den irdischen Banden losgelöst und ihnen

eine höhere Bahn angewieſen werden kann. — In der Zeit der Kreuzzüge ſchrieb auch **Thomas von Cantimpré** in Brabant ſein Werk über die Zucht der Schüler, de disciplina scholarium, das er, um ihm Anſehn und Eingang zu verſchaffen, dem Boëthius unterſchob. — Eine eigentliche Pädagogik ging jedoch erſt aus der Schule von St. Victor hervor. Hier lehrte **Hugo von St. Victor** mit großem Rufe. Er ſchrieb zugleich ſein „Didascalium" oder die Schrift über die Lehrmethode, die ihm vorzugsweiſe den Namen des Lehrmeiſters erwarb und in der er zuerſt auseinanderſetzte, was, in welcher Ordnung und wie man leſen ſolle, weil das Leſen von den zwei Dingen, welche die Weisheit in unſere Seele bringen, vorangehen muß. Das zweite dieſer Dinge iſt Nachdenken, und durch daſſelbe wird in der Seele die Idee vom All der Dinge lebendig; denn der Seele ſind alle Dinge eingedrückt und ſie bringt dieſelben durch den Gang der Bildung zum deutlichen Bewußtſein, und gerade darin beſteht die hohe Würde des Menſchen, daß alle auf gleiche Weiſe die Wiſſenſchaft in ſich haben, aber nicht alle auf gleiche Weiſe davon wiſſen.

Das war die Vorausſetzung, auf der das Hand- und Lehrbuch für königliche Prinzen von **Vincent von Beauvais** († 1264) aufgebaut ward. Ueber den äußeren Lebensgang dieſes zwar nicht genialen, aber äußerſt gelehrten, vernünftigen und fleißigen Mannes fehlen uns beſtimmte Nachrichten. Man weiß, daß er in Burgund ſtudirte, dort in den Benediktinerorden eintrat und dann nach Beauvais (der jetzigen Hauptſtadt des Departements Oiſe) geſandt wurde, wo der genannte Orden ein neues Haus errichtet hatte. In Folge ſeines bald erworbenen, weit verbreiteten Rufes berief ihn Ludwig IX. nach dem Schloſſe Royaumont, ſeinem Lieblingsaufenthalte, ernannte ihn zum Vorleſer und wahrſcheinlich auch zum Aufſeher über die Erziehung ſeiner Kinder. Unter ſeinen Schriften ragt hervor: Speculum majus — eine Arbeit von ſo bedeutendem Umfange, daß ſie nach jetziger Druckweiſe 50 Octavbände füllen würde. Seine pädagogiſche Schrift führt den Titel: De institutione filiorum regiorum sen nobilum. Sie mag zwiſchen 1245 — 1248 geſchrieben ſein. F. C. Schloſſer hat ſie 1818 ins Deutſche überſetzt. Veranlaſſung zu ihrer Abfaſſung gab ein Auftrag der Königin Margaretha, aus den heiligen Schriften Kernſtellen zu ſammeln und ſie zu einem religiöſen Unterrichtsbuch für die königlichen Kinder zu ordnen. Vincenz, der gerade mit der Abfaſſung ſeines großen, für den König beſtimmten Werks über Fürſtenſtand, Haushalt und Staatsregierung beſchäftigt war, ſchrieb nun als erſten Theil deſſelben ſeine erziehliche Anweiſung und ließ dieſen Theil vom Prieſter Simon,

dem Lehrmeister ihres Sohnes Philipp, der Königin überreichen. Die 51 Abschnitte des Werks tragen folgende Ueberschriften: 1) Von der Erziehung der Söhne aus guter Familie. 2) Von der Wahl eines Lehrmeisters. 3) Vom Vortrage. 4) Von den Hindernissen des Lernens. 5) Von drei Haupterfordernissen beim Lernen. 6) Von fünf Hülfsmitteln beim Lernen. 7) Von der Unterordnung des Lernenden unter den Lehrenden. 8) Von der Gelehrigkeit, um das Gehörte zu verstehen. 10) Vom getreuen Behalten des Gelernten. 11) Von der Ordnung und Aufeinanderfolge der Lehrgegenstände. 12) Vom Eifer des Lernenden für die Wissenschaft. 13) Vom Zweck der Anstrengung des Schülers. 14) Von der weiteren Bildung durch eigenes Lesen. 15) Von der Beziehung alles Wissens auf die Kenntniß und Verehrung des göttlichen Wesens. 16) Vom Lesen heidnischer Bücher, und wie auch der Christ nicht unterlassen darf, sich mit ihnen bekannt zu machen. 17) Vom Studiren und eigenem Nachdenken. 18) Von Uebungen im Schreiben über fremden Stoff. 19) Von Uebungen im Schreiben über eigene Gedanken. 20) Von der Uebung im Disputiren und von gemeinschaftlicher Prüfung. 21) Von Vermeidung aller Heftigkeit beim Disputiren. 22) Ueber Vorsicht und Mäßigung beim Aufwerfen von Zweifeln und Beantwortung derselben. 23) Von der Erziehung der Knaben zum guten Wandel. 24) Von dem günstigen Verhältnisse des jugendlichen Alters zur Bildung. 25) Ueber Zucht und Strafe. 26) Ueber die Mäßigung der Strenge bei Zucht und Strafe. 27) Von der völligen Unterwerfung des Knaben unter die Zucht und Strafe. 28) Warum man Kinder über kindlichen Gehorsam unterrichten müsse. 29) Wem man Gehorsam schuldig sei. 30) Ueber die Grade des Gehorsams. 31) Ueber die Haltung in seinem Character, auf welche Jeder sehen muß. 32) Ueber geselliges Leben und Wahl der Gesellschaft. 33) Ueber Eintracht und feste Freundschaft unter den Knaben. 34) Vom Betragen des Knaben gegen andere Menschen. 35) Von der Leitung und Zucht im Jünglingsalter. 36) Von reinen Sitten im Jünglingsalter. 37) Ueber den Eintritt in den Ehestand. 38) Ueber den ehelosen Stand. 39) Ueber Ablegung des Kindischen im Mannesalter. 40) Warum der Mann die Gegenwart beachten und der Vergangenheit gedenken solle. 41) Wie der Mann auch für die Zukunft sorgen solle. 42) Wie man Mädchen zum eingezogenen Leben erhalten und von der großen Gesellschaft abhalten soll. 43) Wie man den Mädchen Geist und Herz bilden soll, besonders zur Keuschheit. 44) Wie man Mädchen vor Putzsucht bewahren soll. 45) Wie man Mädchen keusche Freundinnen und Dienerinnen beigeben soll. 46) Von der Demuth der

Mädchen, von ihrem bescheidenen Schweigen, Bedachtsamkeit in jedem Dinge. 47) Wie man Mädchen verheirathen soll. 48) Wie man die Mädchen über den ehelichen Stand belehren soll. 49) Wie man das weibliche Geschlecht über einen untadelhaften Lebenswandel in der Ehe belehren soll. 50) Ueber den Wittwenstand. 51) Vorzüge einer ewigen Jungfrauschaft. — Aus der großen Zahl seiner Lehren heben wir folgende hervor:

Die reine Seele nimmt, sobald sie in den Leib des Kindes tritt, vom Körper her Finsterniß und Unwissenheit in Beziehung auf das Erkenntnißvermögen, und sinnliche Begehrlichkeit in Absicht auf das Begehrungsvermögen an, und es heißt mit Recht von ihr, sie sei von Geburt an träge zum Denken und zum Rechthandeln. Wegen dieser doppelten Unfähigkeit muß sie doppelte Lehre erhalten, nämlich Unterricht zur Erleuchtung des Verstandes und Zucht zur Leitung des Begehrungsvermögens, damit sie wieder in ihren alten gesunden Zustand komme. Zuerst muß für Knaben von edler Geburt ein Lehrmeister gesucht werden, der ihnen in Wissenschaft und Wandel Muster sein kann. Lehren kann nur, wer selbst gelehrt ist, und einen hellen Verstand muß der Lehrer haben, damit er aus Vielem, was gelehrt werden kann, das Beste auswählt. Gelehrsamkeit in Demuth muß ferner der Lehrer besitzen, denn nur wo Demuth ist, ist Weisheit, — und dazu muß eine ungekünstelte Beredtsamkeit kommen, da Weisheit ohne Beredtsamkeit wenig nützt. Man verlangt ferner vom Lehrer Geschicklichkeit und Erfahrenheit im Lehren d. i. Methode. Sein Vortrag muß deutlich, kurz, passend, angenehm, richtig abgemessen sein. — Wenn aber auch der Lehrer all' diese Eigenschaften besitzt, so treten ihm doch noch vielfache Hindernisse bei der Kinderzucht entgegen: der Stolz, der die Seele aufbläht und dadurch blendet; der Neid, der keinen Theil an der Weisheit hat; der Jähzorn, der die Seele hindert, die Wahrheit zu schauen; die Trägheit und die Habsucht, die Wollust und die Schlemmerei. Von Seiten der Lehre und des Fleißes sind drei Hindernisse: Nachlässigkeit, — da muß der Schüler mit Strenge zurecht gewiesen werden; Unbedachtsamkeit, — darum finden sich unter so Vielen, welche lernen, so Wenige, die etwas wissen; und Umstände d. i. Armuth, schwache Gesundheit ꝛc., — da muß der Lehrer nachhelfen. Bei allem Lernen werden drei Dinge erfordert: Anlage, Uebung, Zucht. Anlage nenne ich, wenn man schnell Das, was man gehört hat, faßt, und was man gefaßt hat, behält. Zur Uebung rechne ich, daß man durch Mühe und emsigen Fleiß die natürlichen Anlagen ausbilde. Zur Zucht gehört, daß man durch

tadelloſen Wandel das Leben mit der Wiſſenſchaft in Einklang bringe. Die Anlage vereinigt natürlichen Verſtand und Gedächtniß. Dieſe beiden Fähigkeiten ſind ſo nothwendig verbunden, daß das Eine nichts nützt, wo das Andere fehlt, gerade wie das Erworbene nichts hilft, wenn nicht gutes Haushalten dazu kommt. Der Verſtand findet die Weisheit, das Gedächtniß bewahrt ſie; der Verſtand kommt von der Natur, wird durch Uebung geſchärft, durch zu heftige Anſtrengung abgeſtumpft, durch mäßigen Gebrauch geübt. Der Schüler muß den Sinn des Gehörs im Zuhören üben, den des Geſichts beim Leſen, den Verſtand im Auffaſſen, die Vernunft im Nachdenken. Uebung macht den Geiſt ſcharf, polirt ihn, feilt ihn, verwahrt ihn gegen Roſt, der ihn aufreibt. Die Uebung eines guten Wandels und Fleiß im Studiren gibt dem Geiſte Scharfſichtigkeit und dem Herzen den reinen Glanz der Unſchuld, da nach und nach der Roſt der laſterhaften Gewohnheiten verſchwindet und die Befleckung der Sünde getilgt wird. Beim Lernen muß man folgende Hülfsmittel ſich zu eigen machen: einen demüthigen Sinn, einen reinen Trieb, die Wahrheit zu ſuchen, ein ruhiges Leben, ein ſtilles Forſchen. Anfang und Grund aller Wiſſenſchaft iſt Demuth: daß man keinen Theil des Wiſſens gering achte, daß man ſich nicht ſchäme, von Jedermann zu lernen, daß man, wenn man die Wiſſenſchaft erlangt hat, Andere nicht verachte. Durch Mühe, Anſtrengung und Liebe wird das Forſchen vollendet, durch Sorge und Wachen erzeugt. Durch Mühe verrichtet man ein Geſchäft, durch Liebe erreicht man das Ziel deſſelben, durch Sorge ſieht man ſich vor, durch Wachen bleibt man aufmerkſam. — Räumt man die Hinderniſſe weg und verſchafft man ſich dieſe Stützen, ſo kann man ſicher an's Lernen gehen, wobei dem Anfänger gebührt zuzuhören, dem weiter Gebildeten ſelbſt nachzudenken, Dem, der ſich im Nachdenken geübt hat, ſich damit anhaltend zu beſchäftigen, Dem, der die Höhe erreicht hat, zu lehren. So lange, bis er ſelbſt lehren kann, muß ſich der Schüler dem Lehrer unterwerfen, welche Unterwerfung in drei Stücken beſteht: im aufmerkſamen Zuhören, in der willigen Annahme des Gehörten und im fertigen Behalten. Um das Gehörte zu verſtehen, muß der Schüler Gelehrigkeit beſitzen. Gelehrigkeit d. i. die Fertigkeit, das Rechte zu lernen, erfordert aber zuerſt, daß er ſanft und ohne Widerſpruch zuhöre, daß er ſich mehr an den Sinn des Redenden als an das Wort halte, daß er um Das, was er nicht verſteht, den Lehrer frage. Hat er das Gehörte verſtanden,

ſo muß er es auch behalten, wobei wiederum drei Dinge erforderlich ſind: daß man gern und fleißig höre, daß man den Abriß von Dem, was man gehört hat, im Gedächtniß bewahre, daß man die Vorträge nicht verſäume oder gar den Lehrer unterbreche, ſondern ohne Unterlaß zuhöre. — Ueber die Ordnung der Aufeinanderfolge der Lehrgegenſtände hat Alfarabi das Richtige geſagt: Das Element aller Wiſſenſchaften iſt die Sprachwiſſenſchaft, das heißt vom Namen, den die Dinge haben; das zweite iſt die Grammatik d. i. die Wiſſenſchaft, dieſe Namen zu ordnen und daraus eine zuſammenhängende Rede zu bilden; das dritte iſt die Logik d. h. die Kunſt, behauptende oder verneinende Sätze ſo zu ordnen, daß ſich daraus Schlüſſe bilden laſſen; das vierte iſt die Poetik, die Kunſt, Verſe zu ordnen, oder die in ihnen enthaltenen Sätze nach den Versfüßen einzurichten. Darum heißt es weiter bei ihm im Buche von der Eintheilung der Wiſſenſchaften: Das erſte Wiſſen iſt Kenntniß der Sprache ſelbſt, das zweite Logik, das dritte die Lehre über die Sitten, das vierte über die Naturwiſſenſchaft, das fünfte das Wiſſen von Gott und göttlichen Dingen, das ſechſte von bürgerlichen Verhältniſſen. Eine andere Eintheilung gibt Richard von St. Victor an: Zuerſt muß man ſich die Beredtſamkeit zu eigen machen, und um ihretwillen die Logik; dann muß man das Auge der Seele durch Ethik erleuchten, und erſt alsdann zur beſchauenden Wiſſenſchaft übergehen. Was alſo die Reihenfolge der verſchiedenen Disciplin betrifft, ſo iſt dahin vornehmlich zu ſehen, daß ein Jeder leſe oder lerne, was ſeinem Alter und ſeinem Stande am angemeſſenſten iſt. Jede Kunſt und jedes Wiſſen aber muß der Gottesgelahrtheit d. i. der Kenntniß des göttlichen Weſens dienen. Dies iſt die einzige Philoſophie und allein eine Weisheit, die den Namen wahrhaftig verdient. Nur wenn die anderen Wiſſenſchaften der Gotwiſſenſchaft untergeordnet werden, verdienen ſie den Namen Wiſſenſchaften. Wenn Bücher menſchlicher Weisheit in unſere Hände kommen, ſo wenden wir, was wir Nützliches in ihnen finden, für unſern Glauben an; wenn wir aber etwas Ueberflüſſiges von Götzen, von Liebe, von Sorge für weltliche Dinge darin antreffen, ſo ſchneiden wir dieſe Rauhheiten mit ſcharfem Meſſer glatt.

Bei aller Arbeit in der Wiſſenſchaft darf jedoch auch die Sorge für den Leib nicht vergeſſen werden, damit er der Seele den gehörigen Dienſt leiſten kann. Man muß alſo die Zeit des Studirens und des Ausruhens vernünftig eintheilen und ſich weder in der Zeit, die man zum Studium beſtimmt hat, dem Schlaf, noch in der Zeit, welche dem

Schlaf bestimmt ist, dem Lesen oder Studiren hingeben. Arbeiten und Nachdenken darf deshalb nicht übermäßig stattfinden. Auch muß ein streitsüchtiges und zänkisches Disputiren vermieden werden. Die Ursache der Heftigkeit beim Disputiren ist meist leere Ruhmsucht, oder auch Eitelkeit, seine Unwissenheit verbergen zu wollen. Dabei zeigen sich sieben Fehler der Seele: Stolz, Ruhmsucht, Beschränktheit, frecher Vorwitz, Streiten gegen bessere Ueberzeugung in sich selbst, Streiten gegen Wahrheiten des allgemeinen Menschenverstandes und Verwirrung des Verständnisses.

Mit der Verstandesbildung ist unerläßlich die Bildung des Herzens zu verbinden; denn Wissen ohne Tugend und ohne Sitten nützt nicht nur nichts, sondern schadet sogar. Tugend mit Wissenschaft vereinigt, ist Weisheit. Wissen ohne Religion, Religion ohne Wissen — Keines kann ohne das Andere die Wahrheit sein. Die erste Pflicht und das erste Zeichen der Weisheit ist, daß die Handlung zum Worte passe und derselbe Mensch sich überall gleich und derselbe sei: der erfüllt sein Versprechen, der derselbe Mann bleibt, mag man ihn sehen oder hören. Damit der Knabe zu dieser Weisheit gelange, muß er angeleitet werden, nicht aus Heuchelei, nicht gezwungen das Gute zu thun, sondern aus natürlich gutem Sinn. Und es muß dies bereits beim Knaben geschehen, da er am ersten die Grundsätze eines guten Wandels aufnimmt und kräftiger und tüchtiger als in jedem andern Alter ist, eine Lehre zu behalten. Dies bestätigt die Natur: wird nicht z. B. ein Pferd, ein Hund, ein Vogel in seiner Jugend eher gezähmt, als hernach? Auch die Vernunft zeugt dafür: weiches Wachs nimmt leicht Eindrücke an; wer einen guten Grund hat, baut leichter etwas darauf, und was er gebaut hat, steht fester. Die Philosophen sind gleichfalls dieser Ansicht: Platon sagt, des alten Mannes Gedächtniß gleiche einem Stein, der sehr schwer einen Eindruck annimmt, das Gedächtniß eines Knaben sei wie Wasser, das jedes Bild und jeden Eindruck empfängt.

Zwei Dinge aber machen die Erziehung aus und beide gehören zur Zucht: Abgewöhnung vom Bösen und Anhalten znm Guten. Die Ungelehrigkeit muß bekämpft und die schlechten Begierden müssen gezähmt und gezügelt werden — durch Tadel, Drohungen, Ruthe, Peitsche ꝛc. Der Ausübung der Bosheit muß man bei Knaben durch solche Mittel widerstehen, und zwar auf verschiedene Weise, nach Charakter und

Fähigkeit eines Jeden. Es gibt Knaben, die schon von Natur recht fähig zu jedem Dinge sind, die man also durch Gewalt nicht zu ziehen und zu bändigen braucht, sondern sie nur leiten darf. Von den Anderen sind Einige mehr aus eigenem schlechten Wesen schwer zu leiten und verkehrt und daher zur Zucht unfähig und untauglich; Andere, weil man sie Anfangs nicht auf den rechten Weg geführt hat. Die Letzteren sind wie ungezähmte Füllen; man muß ihnen den Zügel der Zucht anlegen, und sie auch gegen ihren Willen an gute Sitten gewöhnen. Drei Dinge aber sind bei der strafenden Zucht erforderlich: hoher Ernst, Sanftmuth und Bedachtsamkeit oder Bescheidenheit. Hoher Ernst — damit die Zucht nicht über die Maßen gelinde werde. Sanftmuth — denn großer Grimm bringt Schaden. Bedachtsamkeit oder Unterscheidung von Maß, Ort und Zeit. Ueberall muß die züchtigende Strafe nur aus Liebe mit Liebe angewandt werden; und die Knaben müssen sie aus sieben Ursachen mit geduldiger Seele tragen, — eingedenk der Güte des göttlichen Willens, der Liebe der Aeltern, der Ueberzeugung vom Werthe der Geduld, des Beispieles Christi und seiner Heiligen, des Nutzens der Zucht selbst und der Ueberzeugung, daß Strafe ein kleines Uebel sei und großes Behagen darauf folge. Und weil Zucht ist eine Angewöhnung eines guten und wohlanständigen Lebens, und zwar so, daß man nicht bloß des Bösen sich enthält, sondern auch in alle Dem, was man thut, untadelig zu bleiben sich befleißigt; so muß man die Knaben über drei Stücke belehren: über Gehorsam als Zweck, über die moralische Fassung und über geselliges Betragen, denn diese drei Dinge begreifen alles, was zu einem guten Wandel gehören kann. Vermöge des Ersteren demüthigt man sich gegen seine Obern; durch das Zweite setzt man sich selbst eine Ordnung; durch das Dritte geht man mit seinen Genossen so um, wie man soll. Der Gehorsam, der zuhöchst gegen Gott geübt werden muß, soll gern, einfältig, freudig, schnell, mannhaft, demüthig und ohne Unterlaß geschehen. In Rücksicht der moralischen Fassung mußt Du nach einer festen Ordnung leben, daß Du in allen Angelegenheiten Deines Lebens Deinen eigenen Weg beachtest, sowohl im Verhältniß zu Gott, als zu dem Nächsten, daß Du Dich männlich hütest, daß Du kein Böses thust, und daß kein Aergerniß gegeben werde. In Bezug auf das gesellige Betragen sagt der h. Bernhard: Du mußt gesellig sein, denn so lernst Du lieben und geliebt werden, Dich freundlich und liebreich beweisen, und nicht bloß geduldig, sondern willig die Schwächen Deiner Freunde

und Genossen tragen, und über Gebrechen der Seele oder des Leibes hinwegsehen.

Nicht allein die Knaben, auch die Mädchen bedürfen einer sorgfältigen Erziehung. Wir empfehlen zuerst und vornehmlich, daß man sie in dem mittleren Alter, wo so leicht die Naturbegierden erwachen, eingezogen halte und nicht zu Tanz, Schmaus und an Orte, wo etwas zu sehen ist, führe; sondern zu Hause halte. Es ist zugleich passend, daß man ihnen nützliche Kenntnisse beibringt und sie in der Sittenlehre unterrichtet; denn durch solche nützliche Beschäftigung werden schädliche Gedanken nicht aufkommen. Bei der Zucht sind es besonders vier Dinge, auf die man bei Mädchen sein Augenmerk richten muß: auf Schamhaftigkeit und Keuschheit, auf Demuth und Schweigen, auf Bedachtsamkeit in Sitte und Gebehrden. Vorzüglich auch muß man die Putzsucht bei Mädchen verhüten; denn das Kleid ist ein Zeichen der Seele, wenn auch der Mund schweigt. Dann gib Deiner Tochter eine Begleiterin, deren Rede, Gang ꝛc. eine Tugendlehre ist, und leite sie zur Demuth an; denn Demuth gefällt Gott wohl, und es ist nichts Lieberes auf Erden, als ein züchtig Weib. Ich will lieber, daß ein Mädchen das Wort nicht finden kann, als daß sie damit um sich wirft; der Ernst wird sie nur als Jungfrau zeigen, weil in ihm ihre Verschämtheit mich begrüßt; ihr Gang ist besser zu ruhig als zu unstät, und ihre bescheidene Miene verkündigt uns jederzeit Rechtschaffenheit und Tugend. Die Jungfrau ist mir nicht eben die beste, um die man gleich sich bewirbt, sobald man sie nur sieht. — Die Anschauungen des Vincent in Betreff der Alten war beschränkt. Die heidnischen Dichter, so meint er, seien wenigstens aus dem Jugendunterrichte zu verbannen, und wenn man die Kinder in der Dicht- und Verskunst unterrichten wolle, so habe man ja die Gedichte des Presbyter Juvencus über die Geschichte der vier Evangelien, das Buch der Apostelgeschichte von Arator, die Epigrammensammlung von Prosper, des Prudentius Buch über den Streit der Tugenden und Laster, das Osterlied von Sedulius, des Matthäus Gedicht von Tobias, die Bibel in Versen von Peter von Riga ꝛc. Das eigentlich Bildende der klassischen Studien übersah er gänzlich. In seiner Encyclopädie alles Wissens (speculum majus) versuchte er zu geben einen Spiegel der Natur, der die Natur und alle ihre Eigenschaften, einen Spiegel der Lehre, der Materie und Ordnung alles Wissens, einen Spiegel der Sitten, der die Beschaffenheit und

Aeußerung aller Tugenden und Laster, und einen Spiegel der Historie, der die Ordnung aller Zeiten darstellen sollte. —

Vincent von Beauvais, „Predigermönch und geringfügiger Lehrmeister im kloster Montrohal", hatte bedeutenden Einfluß auf **Margaretha** und **Ludwig** IX., der durch Anblick und Umgang mit edlen und tugendhaften Männern, wie Vincent war, so sehr über das Wesen der Bettelorden getäuscht ward, daß er ihnen mit blinder Liebe anhing und erklärte, wenn er sich spalten könne, wolle er eine Hälfte den Franziskanern, die andere den Dominikanern geben. So groß aber auch diese Ergebenheit war, so wenig gab er darum seine Rechte als weltlicher Monarch in kirchlichen Angelegenheiten auf. Und wie sehr er sich auch durch seine Ehrfurcht vor der Heuchelei der kurz nach ihrer Stiftung schon ausgearteten Bettelmönche von diesen gefangen nehmen und mißbrauchen ließ: es war doch ein tiefreligiöser Zug, der ihn zu solchen Verirrungen trieb und der in der Erziehung seiner Kinder lebendig hervortrat. Jeden Abend ließ er sie an sein Bett kommen, erzählte ihnen die Geschichten guter Könige und Kaiser, sagte ihnen, daß sie sich an solchen Leuten ein Exempel nehmen sollten; gedachte auch der schlechten Thaten vornehmer Herren, die durch Ausschweifung, Raub, Ungerechtigkeit und Habsucht ihr Reich verloren hätten. Dies, pflegte er dann hinzuzufügen, erzähle ich euch, daß ihr euch in Acht nehmet, damit nicht Gott gleichen Zorn über euch ergehen lasse. — Seine ganze Gesinnung legte er in den *Lehren an seinen Sohn* nieder, die er diesem gleichsam als Gedächtniß hinterließ. „Lieber Sohn, das erste Ding, welches ich Dir empfehle, ist, daß Du Dein Herz mit der Liebe Gottes erfüllest; denn ohne Dieses kann Niemand selig werden. Schickt Gott Dir Widerwärtigkeiten, so trage sie in Geduld, preise den Herrn und denke, daß Du sie verdient hast und daß Dir dies Alles zum Vortheil gereichen wird; verleiht Dir aber Gott Glück, so danke ihm in Demuth dafür, damit Dich Das, was Dich besser machen sollte, nicht schlechter mache; denn nie soll man sich der Gaben Gottes wider Gott bedienen. Wohne dem Gottesdieste in der Kirche mit recht andächtigem Herzen bei, besonders der Messe, wo der Leib Christi gesegnet wird. Sei nicht habgierig gegen Dein Volk. Siehe wohl zu, daß Du in Deiner Gesellschaft nur rechtliche und brave Leute habest, die nicht von Habsucht regiert werden, mögen das nun weltliche oder auch geistliche Personen sein. Erlaube keinem Menschen, daß er in Deiner Gegenwart dreist genug sei, Worte von sich hören zu lassen, die zur Sünde Anlaß oder Reiz werden könnten, noch daß er von einem Abwesenden zu dessen Nachtheile Uebles rede; noch weniger gib zu, daß

man in Deiner Gegenwart etwas Schlechtes von oder gegen Gott rede. Sei rechtlich und steif im Halten der Gerechtigkeitspflege bei Deinen Unterthanen und weiche in diesen Stücken weder zur Rechten noch zur Linken ab; hilf dem Rechte auf, sei Anwalt der Klage des Armen, bis die Wahrheit an's Licht kommt. Dahin richte Deine ganze Aufmerksamkeit, daß Deine Leute und Deine Unterthanen in Frieden leben und im Rechte unter Dir wandeln. Fange nie ohne lange Berathung einen Krieg mit einem christlichen Staate oder Fürsten an; mußt Du gleichwohl einen anfangen, so schone die heiligen Kirchen und alle Wehrlosen. Theuerster, lieber Sohn, ich gebe Dir alle Segnungen, welche ein guter Vater seinem Sohne geben kann; möge die heilige Dreieinigkeit und alle Heilige Dich bewahren und bewachen gegen alles Uebel und Gott Dir seine Gnade geben, daß Du immer seinen Willen thust, damit er stets durch Dich geehrt werde und ich und Du nach diesem sterblichen Leben mit ihm sein können und ihn ohne Aufhören preisen. Amen." —

Das waren die Grundsätze Vincents von Beauvais, Ludwigs und Margaretha's, denen Vincent sein Werk widmete. Im Sinne derselben erzog und behandelte der König auch seine Töchter. So schreibt er an Isabella, nachdem sie 1255 mit dem Könige von Navarra vermählt war:. „Liebe Tochter, ich empfehle Euch, daß Ihr unseren Herrgott vom ganzen Herzen und mit allem Vermögen liebet; denn ohne dieses hilft alles Andere nichts; auch wird kein Ding mit solchem Nutzen von uns selbst geliebt als er; denn er ist der Herr, zu dem jedes Geschöpf sagen kann: Herr, ihr seid mein Gott, ihr bedürfet keines von meinen Gütern. Jedes Geschöpf ist weit vom rechten Wege, welches seines Herzens Liebe anders wohin richtet, als auf den unter ihn. Das Maß, mit dem wir Gott lieben sollen, ist Liebe ohne Maß. Theure Tochter, habt großes Verlangen, ihm immer mehr und mehr zu gefallen, setzt große Sorge und Fleiß darauf, daß ihr die Dinge meidet, von denen ihr glaubt, daß sie ihm mißfallen müssen. Besonders müßt ihr stets so gesinnt sein, daß ihr nie eine wissentliche Sünde begehet, was sich auch immer ereignen mag. Gewöhnt euch daran, daß ihr oft beichtet; wählt Euch aber stets einen Beichtvater, dessen Herz rein ist, dem es aber auch an Einsicht nicht fehle, damit er euch weisen könne, was ihr in diesen Dingen meiden und was ihr suchen müßt. Theure Tochter, wohnet gern dem Gottesdienste der Kirche bei; wenn ihr aber in der Kirche seid, plaudert nicht und sprecht keine eitlen Worte; plappert Eure Gebete nicht bloß mit dem Munde her, sondern sprecht sie im Herzen, besonders so lange der Leib Christi im Meßopfer dargebracht

wird. Theure Tochter, neiget ein gütiges Herz zu Denen, welche entweder Seelenleiden oder körperliche Beschwerden haben; helft ihnen gern, sei es nun mit herzlichem Trost, oder mit Almosen, je nachdem ihr könnt, mit bester Weise. Theure Tochter, liebt jeden Guten, sei er nun Geistlicher oder Weltlicher, sobald ihr hört, daß er Gott ehrt und ihm dient. Theure Tochter, gehorcht Eurem Gemahl demüthiglich, so auch Eurer Mutter und Eurem Vater, doch auch ihnen nur in Dingen, welche den Willen Gottes gemäß sind. Theure Tochter, wendet solche Aufmerksamkeit darauf, vollkommen in allem Guten zu sein, daß Die, welche Euch sehen und von Euch reden hören, ein gutes Beispiel daran nehmen können. Unser Herr sei Euch in allen Dingen so gnädig, als ich wünsche, und mehr als ich im Stande bin, zu wünschen. Amen." —

---

b. Die Universitäten.

25.

I. Entstehung der Universitäten.

In die Zeit, wo christliche und sarazenische Bildung sich zu vermitteln strebten und wo der Feudalstaat in den Ständestaat überzugehen suchte, wo die Scholastik und das Ritterthum blühten und wo die Städte den ersten Ansatz zur freien Entwicklung machten, in die reiche und bewegte Zeit des 11. und 12. Jahrhunderts, fiel auch die Gründung der **Universitäten**, der großartigsten und eigenthümlichsten Institute der neuen Welt und der christlich-germanischen Menschheit, wie sie Welker nennt, — bestimmt zur freien, selbstständigen Ausbildung und Förderung der gesammten höheren Bildung und zur wissenschaftlichen Leitung der ganzen Cultur. Getragen von der gegen die mittelalterliche Finsterniß ringenden Zeit, hatten sich in Nordafrica, Spanien und Frankreich die Rabbinenschulen, noch kräftiger und erfolgreicher die Schulen der Araber, über den allgemeinen Gesichtskreis der geistlich-scholastischen Lehranstalten emporgehoben. Von demselben Geiste getrieben, traten, ohne zuerst auf eine universitas literarum Anspruch zu machen, **die Facultätsschulen in Italien und Frankreich hervor.**

Sie entstanden ohne Zuthun der Fürsten und der Geistlichkeit, als freie Vereine gelehrter Männer und strebsamer Jünglinge, die durch keine Gelübde gebunden waren und die dem geistlichen Stande nicht angehörten, die nur Begeisterung für die Wissenschaft zusammenhielt. An den Orten, wo sie lehrten, traten diese Lehrer als unabhängige Männer auf, die ihren bisherigen Aufenthalt sogleich verlassen und dabei gewiß sein konnten, daß die Schüler, die sie bis aus den verschiedensten Gegenden hergezogen hatten und die aus Jünglingen und Männern, aus Domherrn, Beamten hoher Stifter ꝛc. bestanden, ihnen an jeden anderen Ort nachfolgen würden. So bildete sich mit gleich unabhängigen Lehrern und Hörern im 12. Jahrhundert zu **Bologna die Rechtsschule**, welcher, als die Zahl der Schüler sich immer mehrte, Friedrich I. im November 1158 ein Privilegium gab. Nach Bologna strömten zu dem berühmten Irnerius und seinen Schülern Bulgarus, Martinus, Jacobus und Hugo Alle, die in die Wissenschaft des Rechts einzudringen strebten, und gegen Ende des 12. Jahrhunderts waren daselbst 12,000 Studirende, darunter die große Mehrzahl aus entfernten Ländern. Zu **Salerno** stiftete ein getaufter Jude, Constantinus Africanus aus Kartago, — nach 39jährigem Aufenthalte im Orient und auf den dortigen Akademien, aus seiner Vaterstadt vertrieben, vom Herzog Robert von Salerno in Schutz genommen — gegen Ende des 11. Jahrhunderts **eine Lehranstalt der Medizin**, die berühmte schola Salernitana. Bald kamen Arzneiwissenschaft Studirende, wie vornehme und reiche Kranke aus den fernsten Gegenden, um von Salerno Weisheit und Gesundheit zu holen. Salerno und Bologna entwickelten zuerst im christlichen Mittelalter eine freie, weltliche, von der Kirche und den kirchlichen Interessen unabhängige Wissenschaft. — Dagegen stellt **Paris** anfänglich nur eine großartig erweiterte, von den Fesseln mönchischer Beschränktheit befreite Klosterschule dar. Sie bildete sich als Universität gleichfalls von selbst, — aus Gruppirung und Einigung der Gelehrten und ihrer Schulen. Ihre erste Anerkennung als Corporation erhielt sie durch das Diplom Philipp Augusts, wodurch dieser ihre Mitglieder der weltlichen Gerichtsbarkeit entnahm. Noch entschiedener trat ihr Charakter als Corporation in der von Innocenz III. bewilligten Vergünstigung hervor, daß sie ihre Angelegenheiten als Collectivperson durch einen Kanzler vertreten lassen durfte. Sie war die hohe Schule der Theologie. Deshalb bestand an ihr der größte Theil der Lehrenden und Hörenden aus

Klerikern. An die Theologie schlossen sich, und zwar als Vorbereitungsstudien für dieselbe, die freien Künste als Lehrgegenstände an. Dadurch erhielt die pariser Universität sehr bald den Ruf als Stätte der universellsten Bildung für Wissenschaft und Leben, so daß Neapolitaner, Niederländer, Schottländer, Irländer, Engländer, Polen, Böhmen ꝛc. hier zusammenströmten, um aus den Quellen der Wissenschaft und Bildung zu schöpfen, und daß die verschiedensten Völker daselbst besondere Häuser zu Wohnungen für die studirende Jugend ihrer Länder errichteten. Die Universität Paris war ursprünglich arm und besaß nicht einmal ein Haus, so daß sie ihre Zusammenkünfte gewöhnlich in den Klöstern befreundeter Orden hielt; und doch gelangte sie bald, vorzüglich durch ihre großen Lehrer, Wilhelm von Champeaux, Abälard, Petrus Lombardus, Albertus Magnus, Thomas von Aquino, Duns Scotus ꝛc. zu solchem Ansehen, daß sie der König „die älteste Tochter", daß sie die vornehmsten Männer „unsere Mutter" nannten, daß ihre Abgeordneten unter den Reichsständen saßen, wo sie, um Alles befragt, den größten Einfluß übten, daß ihr von den Päpsten schwierige Fragen aus der Dogmatik und Moral zur Beantwortung und Begutachtung vorgelegt wurden, und daß es für einen Gelehrten kein größeres Lob gab, als wenn man sagte, er habe zu Paris studirt. In Paris war es auch, wo sich 1270 die theologische und philosophische Facultät zuerst und förmlich von einander schieden.

Nach dem Muster von Paris bildeten sich bald, vom Geiste der Zeit gerufen, von weltlichen und geistlichen Fürsten, wenige wie Erfurt, Altorf, Straßburg, Köln von städtischen Magistraten gestiftet, Universitäten in allen Ländern, in Frankreich, Spanien, Portugal, England und Deutschland. Die erste deutsche Universität ward zu **Prag** von **Karl** IV. — 26. Januar 1347 nach dem päpstlichen Privilegium, 6. April 1348 nach der kaiserlichen Stiftungsurkunde — angelegt. Schon seit seinem 7. Lebensjahre war Karl in Paris am Hofe des französischen Königs Philipp VI. erzogen und vorzüglich in der scholastischen Philosophie gebildet. Nichts hatte für den in seinem Zeitalter sehr gelehrten Prinzen mehr Interesse, als den Kämpfen der Scholastiker beizuwohnen, und nichts entzückte ihn mehr, als selbst zu disputiren und seine Gegner siegreich zu Boden zu schlagen. Der Gedanke, auch in Prag solchen Gefechten zusehen und eben so disputiren zu können, beschäftigte ihn lebhaft, und sogleich nach seiner Thronbesteigung traf er die erforderlichen Anstalten zur Ausführung seines Lieblingsgedankens.

Die ganze Einrichtung der pariser Universität wurde nachgebildet. Acht Professoren, die, mit Ausnahme eines einzigen, Deutsche waren, fingen 1348 ihre Vorlesungen und Disputationen an: zwei lehrten die Theologie, einer das geistliche und einer das weltliche Recht, einer die Medizin und drei die Philosophie und die freien Künste. Die Hauptabweichung von dem Plane der pariser Universität, welche sich Karl erlaubte, war die Anstellung des berühmten Bartolus de Saxo Ferrato als ordentlichen Professors des römischen Rechtes, welches in Paris nicht öffentlich gelehrt wurde. Zugleich setzte er noch einen Lehrer der heiligen Schrift und einen anderen für die vier Bücher Sententiarum des Petrus Lombardus ein. Dies geschah bei der Stiftung des Collegium Carolinum, worin 10 junge magistri in artibus unter der Aufsicht und Leitung jener zwei Lehrer der Theologie sich ausbilden und nebenher öffentlichen Unterricht in den freien Künsten ertheilen sollten. Sonst gab es auch in Prag vier Nationen, die böhmische, baierische, polnische und sächsische, welche ihre Vorsteher hatten, die den Rector wählten. Der Fond der Universität bestand theils aus königlichen sehr ansehnlichen Schenkungen, theils aus Stiftspräbenden, aus denen die Besoldungen der Professoren gezogen wurden. Außerdem kaufte Karl eine Sammlung von 114 Büchern für 100 Mark Silber d. i. für 1200 Thaler.

Nachdem mit Prag für Deutschland die Bahn gebrochen und das Muster angegeben war, entstanden in Deutschland Universitäten zu Wien 1365, zu Heidelberg 1346 gestiftet und 1386 eingeweiht, zu Köln 1388, zu Erfurt 1392, zu Würzburg 1403, zu Leipzig 1409, zu Rostock 1419, zu Greifswalde 1403, zu Freiburg im Breisgau 1457/60, zu Trier 1472, zu Tübingen 3. Juli 1477, zu Mainz 1477. Von diesen Universitäten bildete sich Tübingen allein nach der Universität in Bologna, und nach ihr wiederum Wittenberg und Helmstädt. Für alle übrigen war Prag das Musterbild. Außer Deutschland entstanden: die Universität zu Löwen 1426; — in Frankreich zu Toulouse 1233, und im 14. Jahrhundert zu Orleans, Cahors, Perpignan, Angers, Aix, Caen, Poitiers, Valence, Nantes, Bourges und Bordeaux; — in Schweden zu Lund und Upsala; — in Norwegen zu Christiania; — in Dänemark zu Kopenhagen 1474; — in Italien zu Neapel 1224, Padua und Rom, zu Perugia, Pisa, Siena, Pavia, Turin, Parma, Florenz und Catania; — in Spanien zu Salamanca 1222, Valladolid,

Alcalade de Henarez, Sevilla, Granada, Valencia, Cervera, Saragossa, Huesca, Oviedo; — in Portugal zu Evora, Lissabon 1279 und Coimbra 1308; — in Irland zu Dublin; — in Schottland zu Edinburgh, St. Andrews, Glasgow und Aberdeen; — in England zu Oxford und Cambridge ꝛc.

Auf den Universitäten organisirte sich der Wissenskreis neu. Man theilte denselben in Wissenschaften, scientiae, d. i. Theologie, geistliches und bürgerliches Recht und Medizin, — und in Künfte, artes, d. i. diejenigen Kenntnisse, welche zur allgemeinen Bildung dienten. Die Theologie blieb der Mittelpunkt der Wissenschaften. Vorzüglich war es die Scholastik, welche die Geister beschäftigte, und die deshalb im Centrum der akademischen Studien stand. Formale Logik, Dialectik und Dogmatik waren demnach die vorzüglichsten Gegenstände des Studiums und zugleich diejenigen Wissenschaften, die in der Zeit den Fortschritt repräsentirten. Exegese, Kirchen- und Dogmengeschichte und die praktischen theologischen Disciplinen wurden von den Scholastikern nicht vervollkommnet, sondern waren und blieben eine erstarrte Masse zufällig zusammengekommener Notizen. Die Bibel war nur Wenigen bekannt. Der Theolog band sich und war gebunden an die Sentenzen des Petrus Lombardus und an die Summa des Thomas von Aquino. — Neben der Theologie traten seit dem 12. Jahrhundert die Jurisprudenz und die Medizin als selbstständige Wissenschaften auf und erhielten, weil sie unmittelbar in die Wirklichkeit eingriffen, auch an den Universitäten einen berechtigten Platz; oder sie waren auch stark genug, um für sich ähnliche wissenschaftliche Mittelpunkte — Salerno, Bologna — zu erzeugen, in denen sie ausschließlich oder überwiegend herrschten, wie die Theologie zu Paris. In Salerno wurden schon vor dem Ausgange des 12. Jahrhunderts außer der Medizin auch die Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit, in Bologna nicht bloß die Rechte, sondern auch die Theologie und Medizin gelehrt. Die Jurisprudenz erwuchs auf den Trümmern des römischen Rechtes. Das römische Recht war deshalb auch der besondere Gegenstand des Studiums. Daneben entwickelte sich das kanonische Recht, „als theoretisches Ganze betrachtet, eine in ihrer Art eben so merkwürdige Schöpfung wie die scholastische Theologie.“ An die Vorschriften des päpstlichen und kaiserlichen Rechtes war der Lehrer in seinem Lehren auf der Universität gebunden. Die Medizin basirte auf den ererbten Schätzen der Griechen und Araber, und war, wenn sie auch in der Naturkunde noch mit Zauberei und Magie versetzt war, ein Zeichen, daß der Geist das na-

türliche Gebiet, das ihm früherhin nur als das Reich unheimlicher und feindlicher Elemente erschien und darum Grauen erregte, zu betreten wagte. Galenus jedoch war die unbezweifelbare Autorität der Mediziner. — So konnten sich weder Jurisprudenz noch Medizin zu wahrhaften Wissenschaften erheben, und wenn auch ihr Material fortwährend vermehrt ward, so war doch der Zuwachs von Kenntnissen wie die Basis der Wissenschaft selbst dem Zufall überlassen. Eine Prüfung des Thatbestandes der Erfahrung nach einer bestimmten Methode, womit alle Wissenschaft anfängt, war, wie Rückert bemerkt, von diesen Wissenschaften eben so ausgeschlossen, wie eine Prüfung der Grundsätze der übersinnlichen Erkenntnisse von der Scholastik. Die Wissenschaft war in streng vorgeschriebenen, stehenden Formen befangen; für die größten Gelehrten galten gewöhnlich Die, welche aus den vergötterten Grundbüchern das Meiste herzusagen und sich darüber am Wortreichsten auszubreiten wußten; von gründlicher Prüfung und Forschung war selten die Rede; Abweichungen von Dem, was einmal allgemein angenommen und anerkannt war, war fast unmöglich. Der Schüler sprach dem Lehrer getreulich wieder seine eingebildete Weisheit nach; ward endlich einmal etwas Neues vorgebracht, so bestand die Neuheit meist nur in Worten, und die Sachen waren unnütze Spitzfindigkeiten und trostlose Früchte des Aberglaubens. Mikrologie war die Herrscherin in den Wissenschaften und gelehrten Untersuchungen, — Abmühen und ängstliches Zergliedern der unbedeutendsten Einzelnheiten und einzelnsten Kleinigkeiten. — Neben der Theologie, Jurisprudenz und Medizin waren die sieben freien Künste Gegenstände der Universitätsstudien. Diese erfuhren jedoch, nachdem man mit Aristoteles bekannter geworden war, in Rücksicht auf die Hauptwerke desselben, eine bedeutende Umbildung, indem man theils andere Disciplinen in die Siebenzahl stellte, z. B. an die Stelle der Rhetorik die Physik aufnahm, theils mehrere der bisher im Trivium und Quadrivium gebräuchlichen Wissenschaften in eine zusammenfaßte, so daß man eine neue Siebenzahl herausbrachte, die jedoch eben so wenig vom Geiste ächter Wissenschaft befruchtet war, als die frühere. Die Physik, die man nur darum in ihren Kreis nahm, weil sie sich bei Aristoteles fand, bestand aus einem Gebäude nichtiger Speculationen; an wahre Beobachtung der Natur, an sichtlich angestellte Experimente war nicht zu denken. Diejenigen Wissenschaften aber, die nicht in den Kreis der Siebenzahl aufgenommen waren und nicht unter die Theologie, Jurisprudenz und Medizin gehörten, lagen ganz öde. Die Geschichte war bloße Chronik, für die ältere Zeit mit abenteuerlichen Fabeln vermischt, für die neuere Zeit ein trockenes Namen-

regiſter; auf Univerſitäten ward ſie nirgends gelehrt, weil man ſie zu lehren weder verſtand noch der Mühe für werth hielt. Mit der Mutterſprache aber beſchäftigten ſich die Gelehrten der Univerſität faſt gar nicht: ſie ſprachen und ſchrieben lateiniſch, aber ein Latein, das Wörter und Redensarten, theils der Mutterſprache nachgebildet, theils von eigener Erfindung enthielt und ſo voll von Verſtößen gegen den guten Geſchmack, ſelbſt gegen die Regeln der Grammatik war, daß es oft unverſtändlich wird, während ſie ihre Lehrbücher über Grammatik, Arithmetik, Geometrie ꝛc. in lateiniſchen Verſen, die oft gegen die einfachſten Regeln des Silbenmaßes verſtoßen, abfaßten. Auf den meiſten Univerſitäten wurden neben den scientiis Grammatik, Dialectik, Rhetorik, Mathematik, Phyſik, Metaphyſik und Moral vorgetragen. Die vereinten Wiſſenſchaften nannte man studium generale oder universale.

II. Die Privilegien der Univerſitäten.

Die Univerſitäten entwickelten ſich urſprünglich aus dem eingetretenen Bedürfniſſe als höhere Heerde der Wiſſenſchaft und Bildung. Sie conſtituirten ſich als völlig freie Vereine und wurden dann anerkannt als universitates d. h. Gemeinden, Genoſſenſchaften, Corporationen, Gelehrteninnungen, wie der im 13. Jahrhundert aufgekommene Name Univerſität anzeigt, der urſprünglich nur auf eine universitas magistrorum et scholarium, welche das studium generale oder universale (weil einem Jeden der Zutritt dazu offen ſtand) trieben, noch nicht auf eine Geſammtheit der Wiſſenſchaften hindeutet. (Die Lehranſtalten hießen bei den Alten scholae oder studia; in Italien wurden die Univerſitäten noch lange gli studj genannt.) Im Gefühl ihrer Unabhängigkeit, im Bewußtſein ihrer Wichtigkeit, vorzüglich auch wegen der großen Vortheile, welche ſie den Orten ihres Aufenthaltes verſchafften, ſtellten ſie ſich ſtolz auf die von ihnen ſelbſt gegebenen Geſetze und Einrichtungen, und die Obrigkeiten in den Univerſitätsſtadten erkannten die Vorrechte der gelehrten Corporationen ſtillſchweigend an. Die Privilegien der hohen Schulen waren eher da, als ſie förmlich erbeten und zugeſtanden wurden, und privilegirte hohe Schulen exiſtirten früher, als ſie von Fürſten und Städten Stiftungs-

und andere Gnadenbriefe erhielten. Schon die ersten ertheilten Urkunden weisen auf Vorrechte hin, die von Niemandem ertheilt, die vielmehr lange besessen waren, bevor geistliche oder weltliche Fürsten sie bestätigt hatten.

Obschon aber die Universitäten freie Gemeinschaften waren, wurden sie doch bald als geistige Mächte in die verschiedenen Lebenssphären hineingezogen, und Kirche wie Staat, Fürsten wie Städte beeiferten sich, dieselben durch Gunstbezeugungen sich geneigt zu machen. Zuerst suchte sie die Kirche an sich zu ketten, um mit der Macht des Glaubens auch die Macht des Wissens in sich zu einen: die ersten Privilegien, welche die Universitäten erhielten, gingen von den Päpsten aus. Der Papst gab ihnen das Privilegium der eximirten Gerichtsbarkeit, so daß die höhere und peinliche Gerichtsbarkeit vom Bischofe geübt ward, der zu ihrer Ausübung einen Kanzler bestellte, indeß die niedere Gerichtsbarkeit und die innere Disciplin in der Hand der Genossenschaft blieb. Er sah sie aber auch als geistliche Institute an, gab ihnen Statuten, ließ sie durch seine Legaten revidiren ꝛc., so daß es nur ein consequenter Schritt war, wenn er seit dem 13. Jahrhundert ihre Gründung und ihren Bestand von seiner Bestätigung abhängig machte, worauf seit dem 14. Jahrhundert diese Bestätigung immer nachgesucht und für nothwendig erachtet wird, indem die Universitäten durch diese Bestätigung Anerkennung in der ganzen katholischen christlichen Welt erlangten, indeß der Papst dadurch bei seiner sinkenden Macht sich als Vertreter des Geistes zu proklamiren suchte. „Weil (— sagt Kalixt III. in der Bulle bei Stiftung der Universität Freiburg —) die Perle der Wissenschaft den Weg zu einem guten und glücklichen Leben zeigt, und den Kundigen vor dem Unkundigen durch seine Trefflichkeit sehr hervorragen läßt, die Ungelehrten schützt und die im niedrigsten Stande Gebornen zu hoher Geltung erhebt, so ist der apostolische Stuhl als der dauernde und beharrliche Gönner eines jeden empfehlenswerthen Studiums den Bemühungen und Wünschen katholischer Fürsten, die dafür wirkten, immer nachgekommen." Die Kaiser wiederum wünschten und erstrebten das Aufblühen einer freien weltlichen Bildung, um sich dadurch für ihre Macht und Kraft eine geistige Unterlage zu verschaffen, und beeilten sich darum, dem kirchlichen Einflusse zuvorzukommen und den neuen Universitäten eine unabhängige Stellung zu geben. So gab Friedrich I. im November 1158 der Universität Bologna ein Privilegium, wodurch die lernbegierigen Schüler aus der Fremde in Schutz genommen und ihnen ein eigener Gerichtsstand ein-

geräumt ward. „Denn, heißt es, wir halten es für schicklich, daß, wenn schon Alle, die Gutes thun, unser Lob und unsern Schutz auf alle Weise verdienen, wir mit besonderer Liebe Die gegen jede Unbill vertheidigen, durch deren Wissenschaft die ganze Welt erleuchtet wird und die Unterthanen gelehrt werden, daß sie Gott und uns, seinen Dienern, gehorchen." Erzherzog Rudolf IV. erklärt in dem Diplom der 1365 gestifteten Universität Wien: „Da ihn Gott zum Regenten beträchtlicher Länder gesetzt habe, so sei er ihm Dank und seinem Volke alles Gute schuldig. Ein innerer Trieb treibe ihn daher, in den ihm unterworfenen Ländern Anordnungen zu treffen, durch welche des Schöpfers Gnade gepriesen, der rechte Glaube ausgebreitet, die Einfältigen unterrichtet, die Gerechtigkeit des Gerichts erhalten, der menschliche Verstand erleuchtet, das öffentliche Wesen gefördert und die Herzen der Menschen für die Erleuchtung des heiligen Geistes zubereitet würden. Wäre nun die Finsterniß der Unwissenheit und der Irrthümer vertrieben, so sollten die Menschen, der göttlichen Weisheit zugewendet, die in keine boshafte Seele kommt, aus ihrem Schatze Altes und Neues hervorbringen und viele Frucht tragen auf Erden. Und um Etwas, sei es auch nur wenig, dankbar zu Gottes Lob und Preis und zur Förderung des menschlichen Geschlechtes zu thun, so habe er nach reiflicher Ueberlegung beschlossen, in seiner Stadt Wien eine Universität (studium generale) zu stiften. Auf dieser Universität sollen gelesen, gelehrt und gelernt werden die göttliche Wissenschaft, welche wir Theologie nennen, die natürlichen, moralischen und freien Künste und Wissenschaften, das kanonische und Civil-Recht, die Medizin und andere erlaubte Disciplinen." Die Universitäten nahmen diese Anerkennung der Kaiser und Fürsten (— die Bulle der Päpste reichte hin, einer Universität in der Christenheit Anerkennung zu verschaffen; kaiserliche Privilegien werden bei Stiftung von Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt, Leipzig und Ingolstadt nicht erwähnt; dagegen wurden die Universitäten zu Freiburg, Greifswalde und Tübingen vom Kaiser Friedrich III. bestätigt, und seit Maximilian I. wurde das Gründen der Universitäten als eine Regierungsangelegenheit betrachtet und erhielten alle von nun an gestifteten kaiserliche Privilegien —) willig an, indem sie dadurch nicht nur innerhalb der Grenzen ihrer Länder anerkannt wurden, sondern ihnen mittelst der kaiserlichen Bestätigung ein weiterer Wirkungskreis eröffnet ward.

So standen also die Universitäten einestheils zur kirchlichen, andererseits zur staatlichen Macht in Beziehung, ohne jedoch jemals als rein kirchliche Anstalten betrachtet zu sein, oder jemals für die einzelnen

Lehrer, die auf einer Universität graduirt waren, eine besondere Erlaubniß zum „Lesen" von Seiten des Staates oder der Staatsgewalt einzuholen. Die Universitäten vertraten dem Staate und der Kirche gegenüber das volksfreiheitliche und das demokratische Princip. „Wie die Städte — sagt Steffens — sich zu dem großen adeligen Grundbesitz, so verhielten sich die Universitäten zur Kirche; sie stellten den eigentlich demokratischen Moment der Kirche dar, nachdem wie im Reiche, so in der Kirche der aristokratische durch die Concilien seinen mehr zerstörenden als aufbauenden Einfluß gezeigt hatte."

Die freie, unabhängige Stellung gab den Universitäten äußere Würde und ein gewisses Ansehn von Heiligkeit. Die Auszeichnung, welche Lehrer und Lehranstalt genossen, imponirte dem Uneingeweihten; und die Achtung, die man anfangs nur dem Manne zollte, ging fortan auf sein Geschäft, auf die Wissenschaft über, so daß mit Entstehung der Universitäten auch das äußere Ansehn der Wissenschaften vermehrt und befestigt ward. Die Lehrer hingegen benutzten die der Universität und der Wissenschaft zu Theil werdende Hochachtung zugleich auch für sich und bildeten, abgesondert von den anderen Ständen einen eigenen **Gelehrtenstand**, von dem selbst Geistliche, wenn sie nicht eine akademische Würde erworben hatten, ausgeschlossen waren. Diesem Gelehrtenstande und dem Einflusse der Universitäten überhaupt ist es zuzuschreiben, daß die Wissenschaften, trotz des Verderbens der Geistlichkeit, gewahrt und aufbewahrt wurden und daß die Geistlichen selbst, zum Wetteifer mit den gelehrten und geachteten Laien genöthigt, nicht noch tiefer und allgemeiner in Unwissenheit und Verwilderung sanken. —

III. Die Verfassung der Universitäten.

Den Bestand ihrer Selbstständigkeit und ihren mächtigen Einfluß verdanken die Universitäten ihrer **Corporationsverfassung**. Jede Universität hatte ihren Kanzler, gewöhnlich einen Bischof oder angesehenen Prälaten, welchen der Papst auswählte und einsetzte: in Leipzig den Bischof von Merseburg, in Rostock den Bischof von Schwerin, in Erfurt den Erzbischof von Mainz, in Heidelberg der Probst von Worms ꝛc. Das Hauptgeschäft desselben war die Sorge für die Erhaltung der

Privilegien, für die Freiheit und Ruhe der Universität und die Ertheilung der akademischen Würden. — In Absicht auf Macht und Ansehn folgte auf den Kanzler der Rector der Universität, der ein halbes, später ein ganzes Jahr seine Würde einnahm. Unter ihm waren die Dekane einer jeden Facultät sehr wichtig, denn die vier Facultäten bildeten vier eigene kleine Körper des gelehrten Staates: sie wurden von den magistris actu regentibus auf ein halbes Jahr aus ihrer Mitte gewählt und waren deren Vorgesetzte; sie hatten die Aufsicht über die Amtsführung der Professoren, und sahen darauf, daß diese ihre Vorlesungen ordentlich hielten, zur rechten Zeit anfingen und endigten. Auch standen die magistri non regentes (Doctoren und Magister) und die Baccalaureen unter ihnen, und die Ertheilung der akademischen Würden, die Examina, die Sorge für die Erhaltung der Rechte, Freiheiten und Einkünfte der Facultät hingen gleichfalls von ihnen und den ihnen zugeordneten Professoren zunächst ab. Betreffs der Vorlesungen waren am Ende des Cursus öffentliche Versammlungen der Lehrer, worin sie sich über die Eintheilung ihrer künftigen Collegien, über die zu einem Collegium bestimmte Zeit, über das Honorar (pastus, pactus) einigten. Die ankommenden Studenten legten dem Rector den Eid der Treue ab und wurden alsdann immatrikulirt.

Die Universitäten waren in sich der gelehrte Adel und neben der Kirche und dem Ritterthum die gelehrteste aller Corporationen, ein Freistaat im Staate, in dem die Wissenschaft eine Ehre und Sicherheit fand, wie sie solche bis dahin nicht gehabt hatte. Sie wurden zu allen wichtigen Reichs-, Stände- und Rathsversammlungen, zu allen Provincial- und Nationalsynoden, seit Ende des 14. Jahrhunderts auch zu allen allgemeinen Concilien berufen. „Hinter den Schild ihrer literarischen Privilegien zogen sich selbst Ketzer zurück und sie konnten schwerer angetastet werden.“ In ihren Disputationen ward Vieles behandelt, worüber positiv zu reden noch nicht erlaubt war. Ihre Lehrer, z. B. Pierre d'Ailly, Johann Gerson, Nicolaus von Clemanges in Paris, erhoben sich gegen die Sittenverderbniß der Geistlichkeit, wie gegen den Mißbrauch der geistlichen Gewalt und gegen das Schisma der Kirche —; und die Lehrer von Oxford, Prag, Wien ꝛc. sprachen auf den Kirchenversammlungen zu Basel und Constanz ein bedeutendes Wort. Und das Alles, weil sie als geschlossene Zünfte dastanden. „Als solche hatten sie Selbständigkeit in Hinsicht aller Gemeinheitsangelegenheiten und auch im Aeußerlichen zeigten sie das Wesen der Zünfte: sie theilten,

von dem obersten Gewerbsgesetze der Vertheilung der Arbeit ausgehend, die Wissenschaft in einzelne Fächer, unterschieden ihre Genossen in Lehrlinge, Gesellen, Altgesellen und Meister, lieferten in ihren Disputationen und Promotionen ihre Meisterstücke und die Lossprechung der Gesellen ꝛc."

Zu solchen Phalangen der Literatur nach Innen und Außen bildeten sich jedoch die Universitäten nur erst allmählich aus. Da die ersten Universitäten nicht Landesuniversitäten, sondern europäische waren, und zum Theil blieben; so gab die Verschiedenheit der Nationalität die erste Grundlage zur Gliederung der Studirenden. Weil jedoch die verschiedenen Nationen an den einzelnen Universitäten an Zahl sehr ungleich vertreten waren; so war es natürlich, daß sich die geringer vertretenen an die größere Zahl anschlossen. Zu Paris vollendete sich 1206 die Eintheilung in vier Nationen, die ihre Provinzen und Sprengel hatten. Es waren die Gallicaner, zu denen sich die Italiener, Spanier, Griechen und Morgenländer hielten, die Picarden, die Normannen und die Engländer, zu denen die Deutschen und übrigen Nordländer gehörten. Zu Bologna und Padua theilten sich die Nationen in Transalpiner und Cisalpiner; zu Oxford in Nordbriten und Südbriten; zu Löwen in Brabanter, Franzosen, Flandrer und Holländer; zu Prag in Böhmen, Bayern, Polen, Preußen, Thüringer und Sachsen. Heidelberg, Erfurt, Tübingen ꝛc. hatten von Anfang an keine Nationaleintheilung. Jede der Nationen in Paris hatte ihre eigenen Hörsäle, ihre eigene Kirche und ihren eigenen Fiscus, Auf jeder Universität hatten die Nationen besondere Statuten und besondere Beamte. An der Spitze einer jeden stand ihr Procurator: die Procuratoren wählten den Rector der Universität und waren die Beisitzer desselben; sie entwarfen für die Gesammtuniversität die allgemeinen Statuten, welche im Verein mit den Statuten der einzelnen Nationen die gesammte innere Disciplin regelten, und welche die Schlichtung von Streitigkeiten, Anordnung der Aufzüge und Festlichkeiten ꝛc. betrafen. —

Doch findet sich in der Verfassung ein wesentlicher Unterschied zwischen den italienischen Universitäten und der Universität zu Paris. Die italienischen Universitäten hatten, weil damals der republikanische Sinn in Italien mächtig war und weil sich meistens gereifte Jünglinge und Männer auf ihnen sammelten, ein republikanisches Gepräge; in ihnen hatten deshalb vorwiegend die Schüler die Verwaltung in Händen. Die von den Studirenden gewählten Lehrer wurden als Angestellte der Universitätsgemeinde betrachtet und von der Theilnahme an

der Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit ausgeschlossen, wofür sie durch das Ansehn, das sie bei den städtischen Gemeinden genossen, entschädigt wurden. In Paris hingegen, wo die Anschauungen der Klosterschulen und der geistlichen Orden zu Grunde lagen, und wo der größere Theil der Studirenden aus Klerikern und unreifen Jünglingen bestand, welche die artes liberales lernten, bildete sich mehr eine aristokratische Verfassung aus, in der die Lehrer und Graduirten allein die activen Mitglieder der Nation ausmachten, während die Studirenden die passive Masse waren. Auch auf den deutschen Universitäten mußten die den Rector Wählenden wirklich lehrende oder für lehrfähig erkannte Männer sein. —

Je mehr der Zweck der Universität die Erhaltung, Fortpflanzung und Förderung der Wissenschaft als solcher wurde und dadurch ein eigener zunftmäßiger Gelehrtenstand entstand; um so mehr bildeten sich die Facultäten aus. Die Nationen traten deshalb allmählich gegen die Facultäten zurück. Die Eintheilung in Nationen war eine natürliche und politische, die in Facultäten, welche den Unterschied der Wissenschaften zur Geltung bringt, gründet sich auf die Gemeinsamkeit des Strebens und der Beschäftigung, und ist die zunftmäßige Gliederung eines Standes. „Nun ist die Universität nicht mehr universitas, weil sie als die Einheit der Gemeinde über den nationalen Unterschieden steht; sondern sie ist universitas literarum, sie umfaßt alle Wissenschaften, stellt die Wissenschaft als ein gegliedertes Ganzes dar. Den äußeren Anstoß zu diesem Hervortreten der Facultäten gaben zu Paris die Bettelmönche, welche als „die Freischärler der Kirche" keck und gewandt in alle Verhältnisse sich eindrängten und endlich auch durch die Gunst der Päpste 1259 zu den theologischen Lehrstühlen zugelassen wurden. Dem widersetzten sich die Nationen: sie schlossen die Bettelmönche von ihren Versammlungen aus. Bald aber überflügelten die Ausgeschlossenen durch Geist und Begeisterung die übrigen theologischen Lehrer in so hohem Grade, daß diese nur im Verein mit ihnen ihr Heil sahen und sich daher vereint unter einem besonderen Decan zu einer Corporation zusammenschlossen. Nachdem von den Theologen das Beispiel gegeben war, sonderten sich 1271 auch die Lehrer der Medizin und des geistlichen Rechts zu eigenen Corporationen ab. Nun stimmten in den allgemeinen Versammlungen sieben Genossenschaften, vier Nationen und drei Facultäten. Da die Lehrer der Fachwissenschaften in den Facultäten zusammengetreten waren, so blieben in den Nationen allein die Lehrer der freien

Künste und bildeten die facultas artium, die nur kurze Zeit vier Stimmen behielt, indem sie bald, ohne Berücksichtigung der Nationen, als eine Facultät und zwar, weil man die freien Künste nur als Vorbereitung zu den höheren Wissenschaften betrachtete und die dieselben Studirenden meist Knaben und angehende Jünglinge, die Lehrer derselben meist jüngere Männer waren, — als die letzte angesehen wurde. In Bologna und Padua schieden sich die Nationen nur zu zwei großen Gemeinschaften, zu Juristen und Artisten; auf den englischen und den im 14. Jahrhundert nach dem Muster von Paris gestifteten deutschen Universitäten, Prag und Wien, hingegen traten die Nationen immer mehr in den Hintergrund und in der 1392 zu Erfurt gegründeten Universität ist die Eintheilung in Nationen bereits gänzlich aufgegeben. Es existirten von nun ab vier Facultäten, die jedoch nicht immer sämmtlich auf ein und derselben Universität vorhanden waren: der Universität Wien versagte Papst Urban V. zuerst die theologische Facultät und erst 1384 wurde sie von Urban VI. bewilligt; auch die Universität Löwen bestand zuerst nur aus drei Facultäten, bis Papst Eugen auch die Theologie zu lehren gestattete.

Die facultas artium hatte die sieben artes liberales zu ihren Lehrobjecten, woran sich viele untergeordnete Gegenstände schlossen. Unter Dialectik wurden des Aristoteles dialectische, ethische und physikalische Werke, die Bücher des Petrus Hispanus, des Boëthius ꝛc. begriffen. Zur Grammatik gehörten die Vorlesungen über Priscianus, Donatus, das Doctrinale, über Eberhards von Bethune Graecismus d. i. eine lateinische metrische Grammatik, in welcher die griechischen Kunstwörter erklärt sind, über die Poetria nova des Engländers Gottfried, welche von den Pflichten des Magistri handelt ꝛc. Zu den Vorlesungen über die vier artes des Quadriviums gehören: die Vorlesungen über den Algorismus oder algorithmus — Arithmetik, die Vorlesung über des Johannes de Muris Werk von der Musik, die Vorlesung über sechs Bücher des Euklid und des Johannes Pisanus Perspectiva — Geometrie, die Vorlesung über die Sphaera materialis des Johanneë de Sacro Bosco, den Computus cyrometricales, den Almanach, die Theorica planetarum und des Ptolemäus, Almagestum — Astronomie. Vorlesungen, Disputationen, Examina waren lateinisch; klassische Studien fehlten. Das Lehren bestand in Dictiren der bestimmten Lehrbücher und eigener oder fremder Bemerkungen. Die Wissenschaft erschien in abstracter, systematischer Form; — sie war Scheidung und Verknüpfung des Gegebenen.

Die theologische Facultät hatte zwei Lehrobjecte: die Bibel, deren Text gründlich ausgelegt und die beachtenswerthen Glossen erklärt werden sollten, — und die 4 Bücher Sententiarum des Petrus Lombardus. Das religiöse Dogma war ihr gegeben, und ihre ganze Thätigkeit bestand nur im Verständniß desselben. Doch machten sich zuweilen auch ketzerische Ansichten geltend; ein Grund, daß die Päpste oft mit Verleihung der theologischen Facultäten an die Universitäten zögerten, ein Grund auch, daß zu Löwen, dem Hauptsitze der Rechtgläubigkeit und des Festhaltens an den Dogmen der Kirche (das darum auch Philipp II. von Spanien seiner Tochter als „seinen Augapfel" empfahl) kein Studirender ein ketzerisches Buch lesen, kaufen und verkaufen durfte und daß dort seit 1545 jeder Neueintretende den Eid leisten mußte: „Ich schwöre, daß ich von Herzen alle Lehrmeinungen Luthers und der andern Ketzer verabscheue, und daß ich folgen und bewahren will den alten Glauben an die katholische Kirche und den Gehorsam an einen höchsten Hirten, den römischen Bischof."

Die facultas juris canonici et civilis hatte das Civil- und das kanonische Recht zu ihren Lehrgegenständen. Die juristische Facultät ward nach den Wiener Statuten von den Doctoren und Lizentiaten derselben gebildet, denen aufgegeben war, gewissenhaft zu lesen, die glossas ordinarias ja nicht auszulassen, sondern klar, wissenschaftlich und faßlich für Neulinge wie für weiter Geförderte auszulegen, ihre Vorlesungen auszuarbeiten, und nicht zu sehr abzukürzen. Die juristischen Baccalaureen und Studenten aber sollten sich gesetzt betragen, in den Vorlesungen friedlich verhalten, nicht schreien, heulen, unanständig zischen und lachen und an anderen Orten in Worten, Geberden und Kleidung als Schüler der Moral sich zeigen.

Die medizinische Facultät basirte auf Avicenna, Hippokrates und Galenus.

Der einzelne Lehrer konnte mehreren Facultäten angehören, je nachdem er sich (was bei dem geringen Umfange der einzelnen Wissenschaften in jener Zeit nicht schwer war) eine genügende Kenntniß von mehreren Wissenschaften verschafft hatte: Hermann Lurtz aus Nürnberg wurde 1395 an die Universität Erfurt als Doctor der Theologie und der Medizin berufen; Johann Schönemann lehrte um 1424 daselbst in der juristischen und medizinischen Facultät.

Mit der Ausbildung der Facultäten und des gelehrten Zunftthums stand die genaue Bestimmung der **akademischen Grade und Würden** im innigsten Zusammenhange. Zuerst wurden in Bologna die Lehrer von den Studirenden gewählt oder be-

rufen. Auch traten Diejenigen, die sich zum Lehren berufen glaubten, selbstständig auf. Der Unterschied zwischen Lehrenden und Lernenden war überhaupt ursprünglich nicht fest bestimmt, und unter dem Namen Studentes waren nicht bloß die Lernenden, sondern auch die Lehrenden begriffen. Nicht selten zogen bejahrte Männer, selbst längst Lehrer, zur Universität, und Mancher trat daselbst in der einen Stunde als Lehrer auf, während er in der andern bei einem Lehrer einer anderen Wissenschaft im Hörsaale als Zuhörer erschien. Berühmte und viel besuchte Lehrer wählten sich auch den Begabtesten ihrer Schüler zum Stellvertreter, praepositus, der, wenn sie selbst durch Krankheit oder Arbeit verhindert waren, ihren Lehrstuhl einnahm und nach ihrem Tode gewöhnlich ihr Nachfolger ward.

Diese Freiheit, als Lehrer aufzutreten und stellvertretende Lehrer zu ernennen, hörte auf, als sich die Verfassungen der Universitäten feststellten. In Bologna und Padua trat an die Stelle des Beliebens, mit dem sich die Studirenden bestimmten Lehrern zuwandten, die Wahl der Nationen, und diese wurde durch eine Verordnung des Papstes Honorius 1219 auf Diejenigen beschränkt, die vom Bischof des Hochstifts die Licenz erhalten hatten. In gleicher Weise wurde auf den andern Universitäten entweder den Bischöfen und deren Kanzlern oder den sämmtlichen Meistern einer Wissenschaft nach päpstlichen Verordnungen die Pflicht und Vollmacht übertragen, Alle, die als Lehrer auftreten wollten, zu prüfen und ihnen die Licenz zu ertheilen. Toulouse war die erste Universität, auf der die Meister jeder Wissenschaft das Recht hatten, zum Lehramt zu prüfen und zuzulassen, und auch „auf den anderen Universitäten, an denen ursprünglich der Bischof die Licenz ertheilte, kam dieses Recht als factisches immer mehr in die Hand der Gesammtheit der Meister, indem die Bischöfe anfangs die Prüfungen nicht selbst vornahmen, sondern durch Meister der Wissenschaft anstellen ließen und zuletzt sich nur die formelle Bestätigung der von den Meistern ausgesprochenen Zulassung oder Nichtzulassung vorbehielten."

Die Hauptgrade in Paris, die aber wieder Unterabtheilungen hatten, waren die der Baccalaureen (ursprünglich baccalareus, das latinisirte bachelier, bas chevalier d. i. ein junger adeliger Kriegsmann, der seine militärische Laufbahn erst begonnen hat), der Lizentiaten und der Meister.

Die Bacheliers wurden von den einzelnen Meistern ernannt, und zwar aus denjenigen von ihren Schülern, welche die meiste Kunstfertigkeit im Disputiren besaßen. Sie theilten sich in angehende, laufende

und fertige, und nahmen im Auftrage der Meiſter mit den jüngeren Schülern die Uebungen vor. Wer in Wien in der facultas artium Baccalaureus werden wollte, mußte zwei Jahre ſtudirt und Vorleſungen über beſtimmte Bücher gehört haben: er wurde dann examinirt und war zugleich verpflichtet, zehn Disputationen zu halten. In der theologiſchen Facultät ward derjenige baccalareus biblicus oder cursor (legendo cursus suos seu bibliam), der ſechs Jahre Theologie ſtudirt hatte und, wenn nicht magister in artibus, doch geübt im Opponiren und Antworten war. Die juriſtiſche Facultät promovirte Denjenigen zum Baccalaureus, der zwei Jahre Civil- und zwei Jahre kanoniſches Recht gehört hatte. Wer in der mediziniſchen Facultät zum Baccalaureus promovirt ſein wollte, mußte, wenn er magister in artibus war, wenigſtens 2 Jahre, war er bloß Student, 3 Jahre mediziniſche Vorleſungen beſucht und gehört haben: Joannicii artem, primum seu quartum canonis Avicennae et aliquem librum in Practica, ut nonum Rasis Almansoris. Der Baccalaureus hatte das Recht, eine runde Kappe zu tragen und Anfänger zu unterrichten. Jedoch hörte er ſelbſt auch noch Vorleſungen.

Die **Lizentiaten** (licentia, licentiati) gelangten zu ihrem Grade durch die Zulaſſung der Kanzler oder Biſchöfe, die aber nach einer Prüfung und mit dem Beirathe der Facultätsmeiſter ausgeſprochen wurde, bis zuletzt die Kanzler und Biſchöfe nur noch beſtätigten. In Wien konnte ſich der Baccalaureus in der Artiſtenfacultät nach Verlauf eines Jahres um die Licenz bewerben; — in der theologiſchen Facultät mußte der Baccalaureus den bibliſchen Curſus leſen, dann zum Sententiarius promoviren und als ſolcher ein oder zwei Jahre über die Sentenzen des Petrus Lombardus leſen, hiernach drei Jahre auf der Univerſität ſich im Disputiren und Predigen üben, worauf es ihm freiſtand, ſich um den Grad eines Lizentiaten zu bewerben; — in der juriſtiſchen Facultät mußte ſieben Jahre ſtudirt werden und Baccalaureus geweſen ſein, wer Lizentiat werden wollte; — in der mediziniſchen Facultät ſollte, wer ſich zur Licenz meldet, fünf Jahre, wenn er einen Artiſtengrad hat, und ſechs Jahre, wenn er nicht graduirt iſt, mediziniſche Vorleſungen gehört haben.

Nachdem ſich der Lizentiat erprobt hatte, wurde er **Meiſter**, theils mit, theils ohne **Doctortitel**, der zum Theil nichts zum Meiſterrecht hinzu brachte, zum Theil (die meiſten Ehren und Vorrechte waren auf den italieniſchen Univerſitäten mit der Doctorwürde des Rechts verbunden) ein wirklich höherer Grad, ſogar eine Quelle von Einkünften war. Die Würde eines Doctor wurde ſeit dem Privilegium Friedrichs I.,

welches den Lehrern obrigkeitliche Gewalt ertheilte, mit dem Rechte dieser Gewalt und des Lehramtes begabt: es gab Doctores Juris Caesarei, Canonici, Medicinae, Grammatici, Logicae, Philosophiae etc. Die übrigen Lehrer hießen **Magistri**. Die Promotion zum Doctor erfolgte unter großer Feierlichkeit. Nachdem der Aspirant ein Privatexamen bei den schon vorhandenen Doctoren bestanden hatte, mußte er in der Domkirche eine Rede, eine Vorlesung und eine Disputation halten, und wenn er darin seine Würdigkeit beurkundet hatte, proclamirte der Cancellarius auf abgeleisteten Doctoreid die erfolgte Promotion, während dem neuen Doctor die sämmtlichen Doctoren unter Kuß (Zeichen der kollegialischen Aufnahme) und Glückwünschen die Insignien der Würde: Buch (Symbol der Wissenschaft), Ring (Symbol der Vermählung mit der Wissenschaft) und Doctorhut (Symbol der römischen Manumission oder der orientalischen Beschattung) überreichten und ihm den Platz auf dem Katheder (Symbol der Lehrerpflicht und Würde) anwiesen, worauf sich der Zug aus der Kirche zurückbegab. Die Doctoren besaßen das Recht, andere zu promoviren und Vorlesungen zu halten.

Es gab ordentliche und außerordentliche **Vorlesungen**, die pünktlich gehalten werden mußten. Der Anfang eines Cursus (gewöhnlich einjährig; vom 19. und 20. October bis 7. September; von da begannen „die großen Ferien"; außerdem fanden Ferien an den Feiertagen, 2 Wochen nach Ostern, 11 Tage nach dem Weihnachtsfeste und an den Donnerstagen jeder Woche, in welche kein Fest fiel, statt) war mit religiösen Feierlichkeiten verbunden. Anfangs waren die Hörsäle in den Häusern der Dozenten; seit dem 14. Jahrhundert kommen öffentliche Locale auf.

Neben den Vorlesungen fanden **Disputationen** statt, an denen Lehrer und Studenten Theil nahmen. Regelmäßig disputirte man am Sonnabend. Die Disputationen standen mit der scholastischen Philosophie im innigsten Zusammenhange und hatten in dieser ihren günstigen Boden. Bei der Schwierigkeit, welche vor der Erfindung der Buchdruckerkunst mit dem Verbreiten schriftlicher Werke verbunden war, waren die Disputationen der geeignetste Weg, neue Ideen in Gang zu bringen und zu prüfen, oder die herkömmlichen Vorstellungen gegen sie zu vertheidigen. Doch kam es bald dahin, daß man aus dem Mittel einen Zweck machte und bloß des Disputirens wegen disputirte. So wurde das Disputiren ein reines Spiel des Verstandes, meist so wenig auf innere Ueberzeugung berechnet, daß man vielmehr ein Verdienst darein setzte, die widersprechendsten Dinge mit gleicher Fertigkeit zu beweisen,

oder mit größter dialectischer Kunst mehrere Tage hinter einander über Nichts zu disputiren. Es kam bei den Disputationen weniger auf den Inhalt, auf die Wahrheit, als auf die Form an: das Disputiren war eine dialectische Fechtkunst, ein gelehrtes Tournier, „auf der Arena der Gelehrsamkeit und Wissenschaft abgehalten, nachdem draußen Hufschlag und Waffengeklirr auf der Rennbahn der Ritter verstummt waren" — die ersten Ausbrüche der Subjectivität, um Geistesgegenwart, Witz und Scharfsinn zu erproben, — voll geistiger Jugendkraft, so daß es, wie bei den Disputationen der Nominalisten und Realisten, nothwendig ward, das Katheder, welches der Hauptkämpfer inne hatte, von dem Platze der Opponenten zu scheiden, damit sich die Streitenden nicht in die Haare geriethen und so der Wettkampf in einen Faustkampf überging.

Die Lehrer bezogen für ihre Vorlesungen ꝛc. ursprünglich bloß den Ehrensold ihrer Zuhörer (Honorarium), der oft bedeutend, oft gering war. Odofredus erhielt für eine Vorlesung 400 Lire. Für Logik hatte der einzelne Zuhörer ungefähr 2 Thaler, für Grammatik mit Einschluß der Wohnung und Kost für ein Jahr ungefähr 30 Thaler zu zahlen. In Prag zahlte der Student 1366 für Aristoteles Metaphysik, die in einem halben Jahre zu vollenden war, 8 Groschen, für die Physik auf 3 Quartale 8 Groschen, für das Buch de coelo auf 4 Monate 5 Groschen; jeder Student aber, der nicht mehr als 12 Gulden zu verzehren hatte, zahlte gar nichts. Freilich schrieb auch 1557 die Universität Erfurt in einer Concurrenz mit Jena an die im größten Rufe philosophischer Gelehrsamkeit stehende Universität zu Löwen, daß sie ihr einen Professor schicken möchte, der für 80 Thaler jährlichen Gehaltes täglich 2 Stunden Griechisch und Lateinisch lehre. Und 1483 brauchte auf der Universität Erfurt Joh. Henneberger mit seinem Führer während zweier Jahre 26 Goldgulden, worunter als Gesammtausgabe für Tinte $2^1/_2$ Pfennige waren. — Bei der großen Menge der Professoren (— im 14. Jahrhundert zählte man zu Bologna 125 Professoren und andere Dozenten, darunter 49 Doctores utriusque juris —) scheint auch vorgekommen zu sein, daß angehende Dozenten, um sich durch großen Zulauf Ansehen zu verschaffen, den Studenten, die ihre Vorlesungen besuchten, Honorar zahlten. Seit 1279 begann man den Lehrern, die man wegen ihrer ausgezeichneten Lehrerthätigkeit der Universität erhalten wollte, feste Gehalte zu zahlen. Im Jahre 1381 fanden sich zu Bologna 23 besoldete Lehrer des Rechts; und in demselben Jahrhundert gab das städtische Aerar 40,000 Kronen zur Besoldung der Professoren her.

IV. Die Disciplin der Universitäten.

Die Sitten auf den Universitäten waren die des Zeitalters, in dem sie aufwuchsen — leidenschaftlich erregt. Der die starren Formen zersprengende Geist stürmte nach voller Befriedigung in der Fülle neuer Aussichten und Bedürfnisse, die sich ihm aufschlossen; darum trat neben die extremste Weltentsagung die extremste Weltlust, neben die mönchische Demuth der übermüthige Trotz. So auch auf den Universitäten. Selbst die Magister stürmten mit. Sie mußten in den verschiedenen Facultäten ermahnt werden, unter einander Frieden zu halten und bei den Disputationen keine Schmähreden und unschicklichen Gesten zu exerciren. Die Studenten brausten in extremstem Uebermuth auf. Doch zeigte sich in diesem Uebermuth ein entschiedener nationaler Unterschied zwischen den englischen Studenten und denen anderer Universitäten. In England fanden bei den Studenten nicht nur tägliche Raufereien statt, sondern fast jährlich auch förmliche Feld- und Straßenschlachten zwischen Australen und Borealen, Schotten und Waleschen, Realisten und Nominalisten, akademischen und städtischen Bürgern; auch die streitigen Ansprüche der Graduirten und Nichtgraduirten, der Lehrer und Schüler, der Universitätsgenossen und Mönchsorden wurden oft mit solchen Waffen entschieden. Doch waren all' diese Kämpfe Zeichen der freien, kräftigen, praktischen Entwicklung des englischen Volkslebens, nicht leere Raufereien, sondern zu Gunsten irgend einer Partei, Nationalität, für oder gegen die Interessen der Krone, der Bischofsmütze ꝛc. Zu Paris, Wien ꝛc. hingegen waren die studentischen Leidenschaften reine Ausbrüche individueller und subjectiver Willkür; darum nicht weniger, aber gefährlicher und entnervender als in England. — In den Wiener Statuten wird den Studenten verboten, nicht mehr Zeit auf Schenken, Fechten und Guitarrenspiel zu wenden, als auf Physik, Logik und Fachcollegien, und die Streitsüchtigen, Ueppigen, Säufer, Die, welche sich des Nachts musicirend auf den Straßen herumtreiben oder sonst müßig den Huren nachgehen, die Diebe, Die, welche die Bürger beleidigen, die Würfelspieler, sollen, wenn sie gehörig vorher gewarnt sind und nicht ablassen, außer dem gemeinen Recht für dergleichen festgesetzte Strafen der akademischen Privilegien verlustig sein und exmatrikulirt werden. Die Pariser Universität erließ Gesetze gegen Meuchelmord, gegen die Schändung und Entführung von Jungfrauen und das Erstürmen und Erbrechen von Häusern, konnte jedoch nicht verhindern, daß Bordelle neben, ja unter den

Hörsälen angelegt wurden. Bei der Masse der Studirenden auf den einzelnen Universitäten waren blutige Händel und Aufläufe an der Tagesordnung. Nicht bloß nach ihren verschiedenen Secten (— berichtet Vitriacus —) und nicht allein nach Anlaß der Disputationen stritten die Pariser Studenten heftig mit einander. Sie schalten die Engländer Trunkenbolde und caudatos, die Franzosen stolze, weichliche Putzgecken, die Deutschen Diebe und schmutzige Zechbrüder, die Normänner eitle Prahlhälse, die Pitavier Verräther, die nur Freunde des Glückes seien, die Burgunder Dummköpfe und Narren, die Lombarden geizig, malitiös und unkriegerisch, die Römer aufrührerisch, gewaltsam und gern am Daumen nagend, die Sizilianer tyrannisch und grausam, die Brabanter Blutmenschen und Mordbrenner, die Flandrer üppig, verschwenderisch, den Zechgelagen ergeben, weich und nachgiebig wie Butter. Die italienischen Universitäten scheinen von vielen dieser Uebel und Laster, die in Paris eine gefährliche Höhe erreichten, ziemlich frei gewesen zu sein, weil dort die Studirenden selbst die regierenden Gemeinden, hier nur unorganisirte Massen waren.

Darum zeigte sich auch in der Zucht und Disciplin zwischen Paris und Bologna ꝛc. ein sehr großer Unterschied. Bei den Pariser Studenten bestand eine sehr gewöhnliche Strafe in Ruthenstreichen, die dem Schuldigen auf den entblößten Rücken in Gegenwart des Rectors und der Procuratoren gegeben wurden; und diese Strafe, die schon um 1200 als bekannt vorausgesetzt wird und die im 15. Jahrhundert noch sehr gewöhnlich war, wurde nicht allein an Scholaren, sondern selbst an Baccalaureen vollzogen.

Um der Unsittlichkeit der Studenten zu steuern, griff man zu den **Collegien**, die ursprünglich durch zufällige Umstände hervorgerufen und vereinzelt standen, bald aber so allgemein wurden, daß die französischen und englischen Universitäten fast nichts mehr, als geschlossene Collegienhäuser waren. Die Gestaltung eines zünftigen Gelehrtenstandes brachte es mit sich, daß die gelehrte Bildung so früh als möglich beginnen mußte. Es kamen daher größtentheils Knaben und unreife Jünglinge zur Universität, die in keiner Schule gehörig vorbereitet waren. Solche knabenhaften Jünglinge waren nicht im Stande, ihr Leben und Studium selbstständig zu regeln und dem herrschenden Sittenverderben sich entgegenzustellen. Da gab der zu frommen Stiftungen geneigten Zeit (zumal da durch den Zusammendrang der Studirenden die Wohnungen so theuer wurden, daß arme Studenten nur schwer ein Unterkommen finden konnten) das Beispiel der Franziskaner und Dominicaner, die

ihre Novizen, die zugleich ihre Schüler waren, in ihren Häusern mit mönchischer Einrichtung hielten, den Gedanken zu den Collegien ein.

Zuerst waren die Collegien nur gemeinsame Wohnhäuser zur Aufnahme von Schülern derselben Provinz, derselben Nation oder auch derselben Diöcese bestimmt, — die einen für eine mäßige Bezahlung, die meisten kostenfrei für arme Schüler. Schon im 13. Jahrhundert fanden sich in Paris zwei solcher Collegien, und im 13. Jahrhundert mehrten sie sich. Das berühmteste unter ihnen wurde das Collegium der Sarbonne, das Robert de Sarbona stiftete, um den Laien, welche in Paris Theologie studirten und für die es bisher kein Collegium gab, den Vortheil solcher Anstalt zu verschaffen. Anfangs für 16 arme Studenten der Theologie (vier aus jeder Nation) bestimmt, erweiterte sich das Collegium noch bei Lebzeiten Roberts, indem einerseits Wohlthäter die Zahl der Freistellen vermehrten, andererseits zu den Freischülern auch andere hinzugelassen wurden, welche die Kosten der Studien selbst bestreiten konnten und nur die vortrefflichen Einrichtungen des Instituts mitgenießen wollten. Zuerst unter allen Collegien scheint die Sarbonne nicht nur Nachhülfsunterricht, sondern auch wirkliche theologische Vorlesungen in ihrem Hause gegeben zu haben. Daneben stiftete Robert, um für die eigentliche theologische Anstalt eine Pflanzschule jüngerer Knaben zu haben, das Collegium von Calvi, die kleine Sarbonne, bestimmt, vorbereitenden Elementarunterricht zu geben. Die erste königliche Stiftung ist das von dem frommen Eifer der Gemahlin Philipps des Schönen, der Königin Johanna von Navarra, gegründete Collegium von Navarra, in dem zwanzig Freistellen für Studirende der Grammatik, dreißig für Logiker und Philosophen, zwanzig für Theologen waren, von denen die ersten wöchentlich 4 Sous, die zweiten 6, die letzten 8 erhielten. Jede der Abtheilungen hatte ihr eigenes Haus mit besonderem Schlafsaal, Speisesaal und mit besonderen Lehrern und Hülfslehrern. Der Hauptlehrer der Theologie war Rector des Ganzen. Die Philosophen sollten nach vierjährigem Studium zur Baccalaureatsprüfung zugelassen werden, und wenn sie nach sieben Jahren noch nicht die Lizenz erlangen konnten, ihre Freistelle verlieren; die Theologen nach sechs Jahren im Stande sein zu predigen, im 7. Jahre die Bibel und nach 10 Jahren den Magister Sententiarum erklären. Es fanden daselbst Conferenzen, Disputationen, gemeinschaftliche Probearbeiten und der Gebrauch der lateinischen Sprache in der Erholungszeit so gut wie beim Studium statt. — Die Zöglinge dieser Collegien hatten eine bestimmte Kleidung, wurden in Sitte und Fleiß streng beaufsichtigt und

durften das Colleg nur zu bestimmten Zeiten verlassen. Bald auch nahmen Pensionäre, die nicht in den Collegien wohnten, an dem Unterricht und den Uebungen derselben Theil. Die Collegien selbst aber erhielten in ihren Uebungen und Beschäftigungen mehr und mehr einen mechanischen Charakter. Ihre Zöglinge wurden zwar vor öffentlichen Tumulten und Händeln bewahrt; aber durch ihre mönchischen Einrichtungen wurden auch die geheimen Sünden und Ausschweifungen genährt. Erasmus schreibt 1496 von Paris: „Ich habe aus dem Collegium nichts herausgenommen, als einen Körper voll verdorbener Säfte und eine große Menge Ungeziefer. Dem Vorsteher fehlte es bei allem guten Willen gänzlich an Urtheil, indem er gern Alle zu Mönchen machen wollte und deshalb wahrscheinlich die Unbemittelten vorzugsweise berücksichtigte. Das Lager war hart, die Speisen so schlecht und kärglich, die Arbeit mit dem Nachtwachen so beschwerlich, daß viele sehr begabte Jünglinge in den ersten Jahren ihres dortigen Aufenthalts starben, oder blind, wahnsinnig, aussätzig wurden. Dabei wurde die Strafe in Peitschenhieben mit Henkerstrenge vollzogen. Als Trotz wurde jede Regung eines edlen Geistes angesehen, der sich nicht zur Annahme der Mönchskutte wollte zwingen lassen. Die Vorlesungen waren nur geeignet, jedes Interesse an den schönen Wissenschaften zu zerstören, jeden höheren, poetischen Geistesschwung zu unterdrücken. Der Verstand der Theologen war verschroben, die Sprachen derselben barbarisch, ihr Lehrgebäude spitzfindig, ihre Sitten ohne Bildung, ihr Leben Heuchelei, ihre Rede voll Gift, ihr Herz voll Tücke."

In Italien hätte das Collegienwesen keinen günstigen Boden. Die daselbst vereinzelt auftretenden Collegienhäuser behielten mehr den Charakter von Pensionaten.

Die englischen Universitäten bildeten auf der Grundlage reicher Stiftungen das Collegienwesen zu seinem äußersten Extrem aus. Der hier schon früh bestehende Grundsatz, daß jeder akademische Bürger Mitglied eines convictorischen Vereins sein müsse, wurde auf die Halls und Colleges angewandt, so daß auch solche Scholaren, welche an den convictorischen Beneficien keinen Theil hatten, genöthigt waren, sich der Disciplin der Colleges zu unterwerfen, wo sie Wohnung, Kost und später Unterricht aus eigenen Mitteln bestreiten mußten. So ging in England die Universität allmählich in den Colleges auf, was zur Folge hatte, daß nur die Wissenschaften gepflegt wurden, die man in den Colleges beförderte und daß nur die dürftigsten, handwerksmäßigen artistischen Studien übrig blieben, indeß auf sittlichem Gebiete die Lebensgeister herabgestimmt wurden. Es war den Studirenden sogar verboten,

in einem Bürgerhauſe zu verweilen, und geboten, mit ſittſamem Anſtande, aber nicht zu langſam, über die Straße zu gehen und nirgends etwa aus Neugier, auch nur kurze Zeit, ſtehen zu bleiben.

Die Niederlande vertrat durch und in Löwen die Collegien. Hier waren 1433 ſieben, jedes mit vier ordentlichen Profeſſoren. In ihnen wurde zwei Jahre hindurch die Philoſophie, beſonders nach Ariſtoteles gelehrt. Durch ſie auch erhielt Löwen den Ruf einer ausgezeichneten klaſſiſchen Bildung. Die Zucht in denſelben war ſtreng, wie ſich Löwen überhaupt durch Strenge der Disciplin auszeichnete, einer Disciplin, die ſelbſt die Kleidung der Studirenden regelte: ſie mußten in einem Oberkleide einhergehen, durften nicht in zu kurzen Oberröcken den Vorleſungen beiwohnen. Auch auf das Eigenthum der Studenten nahmen ſie Bezug, ſo daß dieſe nach einem Geſetz von 1466 ihre Bücher ohne Bewilligung des Rectors nicht verkaufen oder verpfänden durften, weil ſie das bei den Lombarden gelöſte Geld oft vertranken und dadurch die allgemeine Sittlichkeit gefährdeten.

In Deutſchland herrſchten vor den Collegien die Burſen vor: — Privat-Anſtalten, in denen gegen Vergütung Studirende unter Aufſicht eines rector bursae (— die Kaſſe, aus welcher arme Studenten in dem collegio sorbonico erhalten wurden, hieß bursa, die Studenten ſelbſt bursii, bursarii, boursier; davon ging der Name nach Deutſchland über, wogegen in Italien die Studenten bursati hießen, weil ſie eine bursa, einen Geldbeutel, um ſich gürteten, —) zuſammenlebten, wohnten, aßen und gelehrte Uebungen trieben. Die Meiſter, die als Auszeichnung von den Facultaten die Erlaubniß zu ſolchen Burſen erhielten, disputirten mit ihren Burſchen nach dem Eſſen, hielten darauf, daß auch auf den Stuben lateiniſch geſprochen wurde und repetirten mit den jüngeren Studenten die öffentlichen Vorleſungen. Zu alle Dem mußten ſich die Rectoren der Burſen verpflichten und zugleich verſprechen, einem Jeden ihrer Untergebenen nach dem Verhältniß der Preiſe, welche man zahlte, angemeſſene Zimmer anzuweiſen, die Zimmer der Hausgenoſſen häufig zu beſuchen, die Ungehorſamen zu ſtrafen und die Strafgelder zum Beſten der Burſen anzuwenden. Der Rector einer Burſe, der alles Das leiſtete, erhielt wöchentlich von einem jeden Hausgenoſſen für Wohnung und Mühwaltung einen Groſchen, und dann zu gewiſſen Zeiten mäßige Geſchenke; die Repetitionen wurden beſonders bezahlt. Jeder Burſarius mußte bei ſeiner Aufnahme ein ſchriftliches Verſprechen von ſich geben, daß er dem Rector in allen Stücken gehorchen, keine Meutereien anfangen, nichts am Hauſe oder Geräth verderben oder den zugefügten Schaden erſetzen wolle. Ungehorſame, Spieler,

Hurer mußte der Rector nach ergangenen vergeblichen Warnungen aus der Burse entlassen, und die entlassenen durften nicht anders, als mit Erlaubniß der Universität in eine andere Burse aufgenommen werden. — Bald arteten die Bursen auch in Deutschland aus. Die Rectoren derselben ahmten den Rectoren der Collegien in Paris nach. Sie sandten einige ihrer Burschen aus, um die neuen Ankömmlinge abzufangen und für ihre Bursen zu gewinnen. Sie mußten naturgemäß die bösen Streiche Derjenigen, welche sie zu solchem Amt gebrauchten, ignoriren. Ihre Zucht überhaupt wurde lax, um ihre Hausgenossen nicht zu verlieren. Die Vergehungen der Burschen wurden nicht nur nicht angezeigt, sondern auf alle mögliche Art unterdrückt oder beschönigt. Die Bursenmeister trieben daneben Handel mit naumburger Bier und verkauften es wie Schenkwirthe, vernachlässigten ihr Lehramt und wurden bei ihren Speculationen reich, indeß ihre Studenten, arm geworden, oft ihre angefangenen Studien aufgeben und von der Universität nach Hause zurückkehren mußten. —

Der Kampf des Lichtes und der Finsterniß, der Kultur und der Unkultur, welcher die letzten vorreformatorischen Jahrhunderte beherrschte, reflectirte auch in den Universitäten dieser Zeit. Sie waren ein Gemisch von Ritterthum und Innungsthum. Ihre wissenschaftliche Organisation wurde vom engherzigen Zunftgeiste beherrscht. Das Studentenleben artete oft in ein rohes Tumultiren und in sittliches Vagabondenleben aus. Aber dennoch waren die Universitäten die Heerde des neuerwachten wissenschaftlichen Lebens, an denen zuerst das Recht, öffentlich zu lehren, nicht von Prälaten, sondern von der Universität selbst gegeben, und diese Berechtigung dann als solche von jeder anderen Universität anerkannt ward. Sie waren die Freistätten der Wissenschaft, in denen der blinde Autoritätsglaube gebrochen wurde. Und weil sie so dem freien Geiste der Wissenschaft dienten, darum brauchten sie auch nicht unterzugehen, als der neue Geist der Freiheit und Wissenschaft durch die Welt wehte. Sie waren vielmehr fähig, aus ihrem Keime heraus sich neu zu organisiren und der Zeit mit ihren Forderungen immer von neuem zu entsprechen. Die erste Veränderung in Verfassung und Verwaltung erfuhren sie daher auch schon im 14. und 15. Jahrhundert, als das Linnenpapier

und die Buchdruckerkunst erfunden wurden. Im Anfange des 14. Jahrhunderts muthete man zu Paris nicht einmal Meistern der Künste, welche Scholaren der Theologie waren, zu, daß sie die heilige Schrift und den magister sententiarum besitzen und in die Vorlesungen mitbringen sollten. Texte, Auslegungen und Anmerkungen wurden dictirt, und für viele Studirende enthielten die gehörten Texte, Glossen und Commentarien den ganzen Schatz ihrer Kenntnisse. Die Lehrer waren Ableser ihrer Texte und Hefte, die Zuhörer bloße Nachschreiber Dessen, was ihnen dictirt ward. Natürlich wurde auf diese Weise die Zeit des Lehrens und Lernens auf den Universitäten verlängert. Als hingegen durch die Erfindung des Linnenpapiers das Material des Schreibens, und durch die Buchdruckerkunst die Bücher häufiger und wohlfeiler wurden, konnten die Kurse abgekürzt und die Professuren verringert werden. Die Lehrer vermochten bei einem freien Vortrage, der von jetzt ab stattfand, ja sogar oft ausdrücklich geboten war, in denselben Vorlesungen viel mehr zusammenzufassen, und die Studirenden vermochten in derselben Zeit viel mehr Kenntnisse einzusammeln, weil sie den Vortrag der Lehrer nicht mehr wörtlich nachzuschreiben brauchten, sondern das Vorgetragene in leicht zu erhaltenden Werken nachlasen oder wiederholten. Auf den im 15. Jahrhundert errichteten Universitäten war deshalb auch die Zahl der besoldeten Lehrer viel geringer, als auf den älteren hohen Schulen die Zahl der wirklichen Lehrer gewesen war, und selbst von den zuerst errichteten öffentlichen Professuren wurden mehrere ein- oder zusammengezogen, weil Ein Mann ohne Schwierigkeit mehrere versehen konnte.

Eben so große Veränderungen als die Buchdruckerkunst brachte in der Verfassung der Universitäten das Wiederaufblühen der altklassischen Studien hervor. Mit Gewinnung des Alterthums, dieser vollen und reichen Wirklichkeit, der ungebrochenen, sich heiter und kräftig entfaltenden Menschlichkeit, ward die Beschäftigung mit abstracten Begriffen, mit der Scholastik als nichtig erkannt und damit aufgehoben, ward aber mit der bisherigen Wissenschaft auch die Methode derselben, die Methode des Lehrens und Lernens, gebrochen: an die Stelle der Definitionen trat die Anschauung, an die Stelle des Disputirens der darstellende und entwickelnde Vortrag, und da es nicht auf eine mechanische Fertigkeit im Gebrauche von Worten und Begriffen und deren unablässige Einübung abgesehen war, hörte auch das zunftmäßige Zusammenleben auf. Mit Enthusiasmus, unter Drangsalen und gefährlichen Anfeindungen zogen die Vertreter

der alten Literatur als Vertreter der Wahrheit im Lande umher, und traten sie in allen Städten, besonders an den hohen Schulen, als Ausleger der Griechen und Römer auf. Mit Enthusiasmus auch, wie Gesandte Gottes, wurden sie allenthalben begrüßt. Die alten Lehrer und deren Schulweisheit ward verachtet; die Burse n und Collegien gesprengt: schaarenweise traten die Studirenden aus denselben heraus. Lernende und Lehrende saßen zu den Füßen der neuen Lehrer. Auf den neuen Universitäten, wie Königsberg, Jena, Marburg, Helmstädt wurde deshalb die akademische Jugend gar nicht mehr dem Zwange der Burse n und Collegien unterworfen. Mit den Burse n und Collegien zerfiel dann auch die alte Ordnung der Studien und Promotionen. Die Lehrer der alten Sprachen brachten die Geringschätzung der akademischen Grade aus Italien mit und flößten ihren Zöglingen dieselben Gesinnungen ein. Bald wurde es daher nicht mehr nöthig, sich um das Baccalaureat und Magisterium zu bewerben; darum trieb man dann aber auch die sogenannten philosophischen Studien nicht Jahre lang ausschließlich mehr, sondern man hörte zugleich philosophische Collegia und Vorlesungen über andere Wissenschaften. Mit Zerstörung der Burse n und Collegien endlich wurden nothwendig die Universitäten von den Vorbereitungsschulen getrennt. Auf den älteren Universitäten erlernten die Zöglinge in den Collegien die ersten Elemente der Grammatik und schritten von diesen allmählich zu den höheren Wissenschaften. Die kleinen Collegien waren niedere lateinische Schulen; die famösen Collegien eine Zusammensetzung von niederen Schulen, Gymnasien und Universitäten. Ihre Auflösung machte nun die Gründung von besonderen Vorbereitungsanstalten für die höheren Studien nöthig. Die Vertreter der klassischen Studien legten nach dem Beispiele der Italiener solche niedere und höhere Schulen an, in denen in lateinischer, auch in griechischer Sprache unterrichtet ward und wo man den Sprachunterricht mit den Elementen wissenschaftlicher Kenntnisse verband. Durch diese Absonderung der Schulen und Gymnasien von den Universitäten wurde dann naturgemäß die Studienzeit auf den hohen Schulen abgekürzt. — Mit der Verbreitung des Studiums der klassischen Literatur endlich mehrten sich auch die besoldeten Lehrer. Auf den ältesten deutschen Universitäten war nur eine bestimmte Zahl von Lehrerstellen mit festen Besoldungen verbunden; die übrigen Lehrer wurden jährlich gewählt und erhielten von ihren Zuhörern ein Honorarium. Um berühmte Literatoren zu

erhalten und deſto ſtärker zu feſſeln, boten von jetzt ab die hohen Schulen beträchtliche Beſoldungen an. Die Zahl der beſoldeten oder ordentlichen Lehrer an Hochſchulen wurde größer, und die nun beſoldeten Lehrer mußten, wie die älteren professores collegiati, ihre Vorleſungen umſonſt oder öffentlich halten. Die erſte Hälfte des 16. Jahrhunderts iſt der Zeitpunkt, wo die Zahl der beſoldeten Lehrer in allen Fächern vermehrt, die wichtigſten Vorleſungen der beſoldeten oder ordentlichen Lehrer öffentliche Vorleſungen wurden und wo mit der Ertheilung von Beſoldungen an alle ordentlichen Lehrer die Lebenslänglichkeit der Lehrerſtellen, die ſonſt mit jedem halben oder ganzen Jahre gewechſelt hatten, verbunden ward. —

c. Das Wiederaufblühen klaſſiſcher Studien.

26.

Die klaſſiſchen Studien in Italien.

Einer der wichtigſten Freiheitshelden im Kampfe gegen die alt und faul gewordene vorreformatoriſche Welt ſind die klaſſiſchen Wiſſenſchaften, die von Neuem aus dem Grabe auferſtehen und der Menſchheit einen neuen Nahrungs- und Bildungsſtoff zuführen, in und mit dem ſie noch einmal die Glanzhöhen einer vergeſſenen Vorzeit durchlebt. Eine allgemeine Begeiſterung durchzog die edelſten Geiſter und ließ ſie nach Athen und Rom wallfahrten, um an den alten Geiſtern ihren eigenen Geiſt zu nähren. Und wenn man auch auf dieſem Wege dem Extrem nicht entgehen konnte, wenn man auch oft ſeine Zeit in Beantwortung von nutz- und geiſtloſen Fragen hinbrachte, (z. B. wie groß das Faß des Diogenes, wie ſchwer die Keule des Hercules geweſen ſei, wie die Helden im trojaniſchen Pferde hießen), wenn man auch Folianten und Quartanten über griechiſche Alterthümer zuſammenleimte und Salmaſius gelehrte Abhandlungen über die goldenen Aepfel der Hesperiden lieferte, die er endlich für Pomeranzen erklärte, der Lübecker Götze aber über Gelehrte ſchrieb, die Schuſter und Schneider geweſen, Lucas geheißen, ertrunken, erfroren und unverehelicht geblieben, während ein Anderer über die

Etymologie von Erasmus nachſann und herausbekam „er war vor ſeiner Menſchwerdung eine Maus (erat mus) und als Menſch as — er — Mus (Er — as — Mus), wenn auch die Vermiſchung des Alterthums mit dem Kirchenglauben wunderliche Carricaturen erzeugte, ſo daß in vielen Kirchen die Texte zu den Predigten aus griechiſchen und lateiniſchen Schriftſtellern genommen und ſolche Texte unter dem Titel auctoritates Aristotelis, Platonis, Senecae ꝛc. geſammelt und herausgegeben wurden, ja geſchmackloſe Mönche die Wunder des chriſtlichen Glaubens aus der Mythologie bewieſen und exponirten „Emphät eine Stut vom Wind im Kappadozierland, warum gebärte nicht ihr Kind vom Geiſte, die nie einen Mann bekannt?“: — dennoch waren die wiedererwachenden Studien das Siegeszeichen, daß der Geiſt durchbricht, denn das Menſchliche und die Menſchenbildung kam mit ihnen zu Ehren, und der abendländiſche Geiſt wurde durch ſie mit dem Wahrhaften und Ewigen der menſchlichen Beſchäftigung bekannt. Das klaſſiſche Alterthum vernichtete mit ſeiner abgeſchloſſenen und vollendeten Welt, in welcher der ſtarre Gegenſatz des Geiſtes und der Natur nicht vorhanden war, die bloß formelle Bildung des Scholaſticismus und zugleich die Feſſeln der Kirche und des kirchlichen Glaubens. Indem ſich der Geiſt in der antiken Welt auf einem von jeder äußern Autorität freien und von kirchlichen Satzungen ungeſtörten Boden bewegte, erkannte er in dieſer Freiheit ſein wahrhaftes Element, — ſie ward ſein Bedürfniß und er fühlte in ihr ſeine imperatoriſche Gewalt. Zugleich hatte er in dieſer rein objectiven Welt, die außerhalb aller practiſchen Beſtrebungen der Gegenwart und aller unmittelbaren Lebensintereſſen lag, das Reich der reinen Innerlichkeit erreicht, in dem er allein um ſein ſelbſt willen, zur Befriedigung ſeines Wahrheits- und Schönheitsſinnes, weilte. Und endlich überſprang er, indem er mit dem Alterthum zu den Quellen der chriſtlichen Bildung zurückging, die Kirche mit ihrer Vermittlung der wirklichen und geiſtigen Welt, um auch in der Religion bei ſich ſelbſt zu ſein und ſelbſt in ihr die unmittelbare Gewißheit zu erlangen, in der er ſich zuletzt gegen jede äußere Autorität empörte. —

Die genialen Propheten und erſten Helden, die ſich leidenſchaftlich in die Alten vertiefen und von deren Geiſte genährt werden, ſind

Die Italiener.

In Italien erſteht das Alterthum zuerſt, und zwar wie aus dem Grabe, weil der Geiſt reif geworden iſt, Das zu ſehen, woran er früher wie blind vorübergegangen war.

Unter den Italienern führt den Reigen **Dante Alighieri**, geboren zu Florenz den 27. Mai 1265 und gestorben zu Ravenna den 24. September 1321. Er war nicht ein Restaurator des klassischen Alterthums, aber einer von dessen großen Propheten. Seine Bildung beruhte noch auf den Disciplinen des Triviums und Quadriviums; sein Leitstern war die Bibel und „der Philosoph"; in zweiter Reihe standen ihm abwechselnd Augustinus und Thomas von Aquino, Boëthius und Cicero. Aber doch schimmerte durch seine Werke ein geheimnißvoller Zauber der klassischen Römerzeit: er las, wenn auch nicht wegen des Wohlklanges ihrer Verse und der Eleganz ihres poetischen Stils, so doch wegen ihrer lebensweisen Sentenzen die besten römischen Dichter, Ovidius, Virgilius, Horatius und Juvenalis, und in seinem großen Gedichte stellte er das Dichterwort neben die hergebrachten Autoritäten, mischte er heidnische und christliche Materien, alte und moderne Geschichte, hellenischen Mythus und kirchliche Anschauung wunderbar in einander. In dieser „divina comoedia", — diesem Dome, dem das ganze Mittelalter einverleibt ist und in dem sich alle Elemente desselben, Alterthum und Christenthum, Kaiserreich und Hierarchie, Wissenschaft und Kunst concentriren, sind die unabänderlichen Kreise göttlicher Liebe in Hölle, Fegefeuer und Himmel auferbaut und alle Gestalten der Welt, durch den Ewigen selbst gerichtet, dem Wechsel entrissen und als Bilder gezeichnet „mit so ewigen Flammenzügen, wie der Blitz im Felsen schreibet". Und in diesem Werk, welches das ganze Mittelalter umfaßt, regen und bewegen sich zugleich alle Elemente der Zukunft. In schonungsloser Rede straft er, der auf sich selbst ruhende Mann, der große Laie, der in stolzer Selbstständigkeit das Leben durchschritt, die Sittenlosigkeit der Päpste, und im 27. Gesange des Paradieses sagt der heilige Petrus von Bonifaz:

Der meines Stuhls sich anmaßt dort auf Erden,
Des Stuhls, des Stuhls, auf dem kein Hirt jetzt wacht,
Vor Christi Blick, zum Schutze seiner Heerden,
Hat meine Grabstatt zum Kloak gemacht
Von Blut und Stank, drob der zu ew'gen Qualen
Einst von hier oben fiel, dort unten lacht.

Die Katholizität der Kirche erblickte er nicht in der Allherrschaft der Priester, und das Vergessenheit bringende Wasser des Lethestroms läßt er nur dann wirksam sein, wenn man auch aus dem Strome der Eunoë den Ernst der Sinnesänderung getrunken hat. Sein Christenthum war ein wahrhaft universelles und idealisirte die Symbolik und Mythologie der Kirche durch die sinnigste Interpretation. Der Gedanke, daß die göttliche Liebe, d. i. die absolute Freiheit, progressiv Alles

durchdringen und beseligen müsse, ist — nach Rosenkranz' treffender Bemerkung — die Seele seiner Allegorie. Er begann seine göttliche Comödie in lateinischen Hexametern: Ultime regna canam etc. Bald aber erhob er über die 14 Dialekte der Italiener eine gemeinsame Schriftsprache, um damit in der divina comoedia der Väter der italienischen Sprache und Poesie zu werden, und dadurch (— indem von nun ab Italienisch und Lateinisch scharf getrennt wurden —) eine neue Weise die Klassiker zu lesen hervorzurufen und einen freien Sinn für den Werth ihrer Kunstwerke zu wecken, während er andrerseits, wenn auch ohne seine Absicht, durch den Gebrauch der Volkssprache in seinem Gedichte dasselbe dem kirchlichen Kreise entfremdete und es einem Theile der Nation übergab, der zum Träger der humanistischen Richtung berufen war. —

Francesco Petrarca war der Entdecker der antiken Welt, deren Boden Dante nur aus der Ferne geschaut hatte. Er ward den 1. August 1304 im Exil zu Arezzo geboren und starb den 19. Juli 1374 zu Arqua. Seine Jugend verlebte er zu Ancisa, Pisa, Carpentras und Avignon. Der Vater bestimmte den Sohn zur Jurisprudenz, und dieser studirte zu Montpellier und Bologna die Rechte, jedoch nur mit Widerwillen, da er die juristische Praxis mit seiner Gewissenhaftigkeit nicht vereinigen zu können glaubte, sowie auch sein idealer Geist in dem juristischem Studium keine Befriedigung fand. Da entdeckte er unter den Büchern seines Vaters einige Schriften des Cicero, von deren Inhalt und Stil er so angezogen wurde, daß er alle freie Zeit auf das Studium derselben verwandte und aller Orten die Schriften der Römer zu sammeln begann. Als jedoch der Vater den Sohn über dem Studium der Lateiner antraf, warf er alle ins Feuer, so daß der Sohn nur mit Mühe einen Virgil und einige Werke des Cicero retten konnte. Gehorsam dem Vater, beschäftigte er sich hinfort zu Bologna sieben Jahre hindurch mit dem Studium der römischen und kanonischen Rechte. Als aber sein Vater 1324 starb, kehrte er nach Avignon zurück, um sich ganz seinem Lieblingsstudium zu widmen. Laura von Noves, welche an Hugo von Sade verheirathet war und die er in seinem 23. Lebensjahre, am Charfreitage 1327 beim Gottesdienst in Avignon sah, wurde der Gegenstand seiner majestätischen Canzonen und seiner liebesüßen Sonette, in denen in der melodischsten Sprache der Welt mit sirenenhaftem Zauber die Summe aller Liebesgefühle und Liebesvorstellungen niedergelegt ist, die von da ab durch unzählige Nachfolger breit getreten sind. Begeistert und genährt von dem Geiste der Classicität zerbrach Petrarca in seinen Liedern

die dürre ſcholaſtiſche Methode und gründete, als Frucht ſeiner klaſſiſchen Studien, in ſeiner lateiniſchen Proſa die Kunſt der Wohlredenheit, indem er das Wort wieder zum unmittelbaren Ausdruck der Seele machte, und indem er zugleich die Herſtellung einer reineren Latinität erſtrebte. Voll von ſchwärmeriſcher Begeiſterung für das Alterthum begann er mit großem Eifer die Werke Cicero's zu ſammeln: überall ſuchte er ſelbſt; überall hin auch, nach Rom und Tuscien, nach Frankreich und Spanien, nach Deutſchland und Britannien ſchickte er Bitten und Mahnungen, Geld und Zettel, auf denen verzeichnet war, welche Schriften er wünſche — und der Erfolg dieſer Thätigkeit war, daß Cicero's Schriften von nun ab unendlich mehr kopirt und geleſen wurden, als vorher. Von einem ſeiner Bewunderer am Hofe zu Byzanz, Nicolaos Sergius, erhielt er ein Exemplar der Geſänge Homers geſchenkt: er verſuchte nun Griechiſch zu lernen; und obſchon er hier nicht über die Elemente hinauskam, iſt er doch mit ſeinem Homeros der anregendſte Lehrer des Griechiſchen geworden; „Mir iſt Homer ſtumm, oder ich bin vielmehr taub für ihn," ſchreibt er. „Doch freue ich mich ſchon an ſeinem Anblick und umarme ihn oft." Mit Homeros hatte, wie er ſagt, der erſte Dichter und mit Platon, von dem er ſchon früher einige Schriften beſaß, der erſte Philoſoph bei ihm Wohnung genommen. Sergius bittet er noch um einen Heſiodos und Euripides. 1339 kam Bernhard Barelaam (zu Seminata in Calabrien geboren, war er in Griechenland mit der griechiſchen Literatur bekannt geworden; durch Petrarca's Vermittlung wurde er ſpäter Biſchof von Geracci in Calabrien) nach Avignon. Durch ihn erhielt Petrarca Einſicht in die griechiſchen Klaſſiker, namentlich in Plato, Ariſtoteles, Euclydes, während er jenem die Schätze der römiſchen Literatur aufſchloß. Bei dem kurzen Aufenthalte Barelaam's brachte es jedoch Petrarca nicht bis zum Leſen Plato's und Ariſtoteles in der Urſprache. Erſt Boccaccio, der Homer ꝛc. verſtand, ſandte ihm eine vollſtändige lateiniſche Ueberſetzung der Ilias und Odyſſee, welche Leontius auf ſeine Veranlaſſung verfaßt hatte. Unterdeß war er ſelbſt zum lateiniſchen Poeten geworden. Hatte er bisher in der Verkündigung des Ruhmes der Alten, die ſelber im Triebe nach Ruhm und Unſterblichkeit ihre Werke geſchaffen hatten, ſeinen eigenen geſucht; ſo wollte er dieſen eigenen hinfort auch in ſeinem lateiniſchen Epos, das er Afrika nannte und deſſen Held Scipio Africanus der Aeltere war, verewigen. Als Folge deſſelben erhielt er, wahrſcheinlich nicht ohne Anregungen von ſeiner Seite, an

ein und demſelben Tage vom Kanzler der Pariſer Univerſität und vom Senat in Rom die Einladung zur Dichterkrönung — das Ideal, das ihm bereits manche ſchlafloſe Nacht gemacht hatte. Er entſchied ſich für das Haupt der Welt und die Königin der Städte, für den geweihten Platz über der Aſche der alten Sänger, und — am Oſtertage 1343 fand im Kapitol ſeine Krönung ſtatt. Früh Morgens kündete der Schall der Trompeten die Feierlichkeit an, und das ganze Volk verſammelte ſich zu dem noch nie erlebten Feſte. Zwölf in Scharlach gekleidete Jünglinge begleiteten den Dichter auf das Kapitol und laſen Verſe vor ihm her. Da kam Petrarca ſelbſt in ſeinem violet gefärbten Kleide, dem Geſchenke des Königs von Neapel — umringt von ſechs der vornehmſten römiſchen Bürger, welche grün gekleidet waren und Blumenkronen auf dem Haupte trugen. Hierauf beſtieg er einen mit den Attributen der Dichtkunſt geſchmückten — von vier Pferden gezogenen — Wagen, den als griechiſche Götter gekleidete Perſonen umgaben, auf dem neben Petrarca die Bilder der Grazien, des Bacchus und der Geduld ſtanden und vor dem ſingend Mädchen einhergingen, indeß hinter ihm der Neid, begleitet von tanzenden Satyren, Faunen und Nymphen, folgte. Auf dem Kapitol kniete er unter dreimaligem Ausruf: „Es lebe das römiſche Volk! Es lebe der Senator! Gott ſchütze alle bei ihrer Freiheit!“ vor dem Senator Orſo, Graf von Anguillara, nieder und empfing von dieſem die Lorbeerkrone mit dem Ausrufe: „Dieſe Krone iſt die Belohnung der Verdienſte!“ indem er ihn „für einen großen Dichter und Geſchichtsſchreiber“ erklärte, ihm auch „kraft des Anſehens Roberts, Königs von Neapel, des Senates und römiſchen Volkes ſowohl für dieſe allerheiligſte Stadt, als für alle andern Länder völlige Freiheit öffentlich zu lehren, zu disputiren, alte Bücher auszulegen, neue zu machen und Gedichte zu verfertigen, die mit Gottes Hülfe bis an das Ende der Tage dauern werden“, ertheilte. Unter den betäubenden Jubelrufen: „Es lebe das Kapitol! Es lebe der Dichter!“ ward er dann in die Peterskirche geführt, wobei er vierhundert ihm von der Familie Colonna zu dieſer Abſicht geſchenkte Gulden unter das Volk ausſtreute. In St. Peter angekommen, verrichtete er vor dem Altar ſein Gebet und opferte dem Apoſtel ſeine dreifache Krone von Epheu, Lorbeer und Myrthen, welche an dem Gewölbe des Tempels aufgehängt wurde. Da fühlte Petrarca ſein Haupt wie ein geheiligtes, als er Rom über die ihm gewordene Ehre frohlocken hörte, das Rom, in dem er die alten Paläſte, in denen einſt die ungeheuren Männer gewohnt hatten, verfallen ſah und das er mit aller Gewalt wieder in ſeiner alten Herrlichkeit ſehen mochte, ſo daß er mit Cola di

Rienzo, der, wie er, Livius, Sallustius, Valerius Maximus gelesen und der beredteste Interpret der Statuen und Ruinen der Weltstadt war, von derselben Vorstellung des alten Rom ausging und mit demselben Maßstabe auf die Römer der Gegenwart blickte, — deshalb auch dem phantastischen Unternehmen desselben zujauchzte, in der neuen Republik „eine Umwandlung des öffentlichen Wesens, den Anfang des goldenen Zeitalters, eine andere Gestalt des Erdkreises" erblickend. — Petrarca ging in Allem begeistert und begeisternd an's Werk. Auch in seinem Kampfe gegen die Wissenschaft, wie sie sich durch die scholastische Methode angehäuft hatte. Die Scholastiker sind ihm Krämer, welche den Geist und die Zunge feil bieten und die darum verächtlicher als der Seemann oder der Ackerbauer sind, welche nur ihre Hände und Körperkraft dem Erwerbe widmen. Der wahre Gelehrte ist ihm der strebende Mensch, die Wissenschaft die Dienerin der Tugend. Darum will auch er nur einer Kunst demüthiger Jünger sein, und zwar der Kunst, die ihn besser mache, der Tugend und Wahrheit. Wie nichtig sind mit dieser Kunst gemessen die allgemeinen wissenschaftlichen Bestrebungen! „Der Grammatiker ist ängstlich hinter die Gesetze der Sprache her, aber wie leichtfertig den ewigen Gesetzen Gottes gegenüber! Der Dichter mag lieber in seinem Lebenswandel, als in seinen Versen hinken. Der Geschichtsschreiber kümmert sich um die Thaten der Könige und Völker, von seinem eigenen kurzen Dasein aber weiß er nicht Rechenschaft zu geben. Die Arithmetiker und Geometer wollen Alles berechnen und messen, nur mit ihrer Seele wissen sie nichts anzufangen. Die Musiker leben ganz für ihre Töne, aber nicht für die Harmonie ihrer eigenen Handlungen. Die Astronomen berechnen aus den Sternen, was mit Städten und Reichen geschehen wird, achtlos gegen Das, was mit ihnen selbst im täglichen Leben vorgeht; sie sehen die Verfinsterungen der Sonne und des Mondes vorher, aber die ihres eigenen Geistes erkennen sie nicht. Die Philosophen forschen nach dem Urgrunde aller Dinge und wissen nicht, was Gott der Schöpfer ist; sie beschreiben die Tugenden und üben sie nicht. Aus den Theologen sind Dialektiker geworden, wenn nicht gar Sophisten; sie wollen nicht liebende Kinder, sondern Kenner Gottes sein, und auch das wollen sie nur scheinen." So ruft er alle Wissenschaft und Kunst vor sein Forum. Die Astrologen und Alchymisten, die zu Bologna und Padua besondere Lehrstühle hatten, sucht er rücksichtslos mit ihrem Trug und Aberglauben zu brandmarken. Die Astrologen — so donnert er — reden Dinge, die nur Gott weiß und schwatzen lieber Unsinn, ehe sie ihre Unwissenheit eingestehen. Tüchtige

Menschen, besonders solche, die sich einer wissenschaftlichen Bildung rühmen, sollten sich schämen, deren Windbeuteleien zu achten; nur thörichtes Volk hängt immer von Dem ab, was die Zukunft in sich trägt. Den Aerzten, den Harnpropheten, bestreitet er nicht, daß es eine Wissenschaft der Arzneikunde gebe, nur haben sie die Aerzte seiner Zeit nicht, „welche die Leichtgläubigkeit und Lebenslust der dummen Menge mißbrauchen, welche ihre geheimnißvollen Mienen und Worte respectirt und die kauderwelschen Namen ihrer Gifte als griechische Weisheit verehrt." Die Dialektik, erklärt er, möge eine vortreffliche Uebung für den jugendlichen Geist sein, gleich wie das Kind seine Körperkraft zuerst im Spiele übe; sie sei der Weg, nicht das Ziel; ein alter Syllogismenkrämer aber sei höchst lächerlich. Diese modernen Philosophen lachen über Sokrates und Pythagoras, verachten Cicero und Seneca, spötteln über Virgilius, erklären Ambrosius, Augustinus und Hieronymus für Schwätzer. — In seinem Werke „über seine eigene und vieler Anderer Unwissenheit" bringt er die christliche Einfalt gegen die philosophische Aufgeblasenheit zu Ehren. „Je mehr ich gegen den Glauben Christi sprechen höre, desto mehr liebe ich Christus, desto fester bin ich im Glauben Christi." „Ich bin Ciceronianer; aber wo die höchsten Wahrheiten der Religion in Betracht kommen, da bin ich weder Ciceronianer, noch Platoniker, sondern Christ." „Es ist uns erlaubt, Philosophien zu lieben und zu billigen, wenn sie nicht von der Wahrheit abweichen und uns von unsrem Hauptziel ablenken. Sollte irgend Einer es versuchen, wäre es auch Platon, Aristoteles, Varro oder Cicero; so müßte er mit freimüthiger Beharrlichkeit verachtet und niedergetreten werden. Keine Spitzfindigkeit der Beweisführung, kein milder Klang der Worte, keine Autorität großer Namen darf uns rühren. Sie waren Menschen, gelehrt so weit nur menschliche Forschung und Sachkenntniß reicht, auch glänzend durch Beredtsamkeit, beglückt mit Naturgaben, aber bedauernswerth durch Entbehren des höchsten unaussprechlichen Gutes. Wir wollen ihre Geistesgaben bewundern, doch so, daß wir den Schöpfer dieser Gaben verehren. Laß uns so philosophiren, daß wir die Weisheit lieben. Die wahre Weisheit Gottes ist Christus. Laßt uns Philosophisches, Poetisches, Historisches so lesen, daß Christi Evangelium immer von unsres Herzens Ohren vernommen werde, durch welches allein wir hinlänglich gelehrt und glücklich, ohne welches wir aber um so ungelehrter und elender werden würden, als wir viel gelernt. Nur auf das Evangelium kann der menschliche Fleiß, als auf das einzig unerschütterliche Fundament aller wahren Wissenschaft, sicher bauen." — So sehr er aber auch für die Religion gegen die Scholastik in Kampf

tritt, eben so sehr greift er die Hierarchie an, die in Avignon, ihrer „Babel", thront. „Du siehst hier — schreibt er einem Freunde — ein Volk, das nicht nur feindlich gesinnt ist gegen Christus, sondern selbst unter Christi Fahne gegen Christus sich empört, dem Satan dient und nach Christi Blut dürstend frech spricht: Uns gebührt zu reden, wer ist unser Herr? Es ist ein Volk, das den Herrn wie Judas Iscarioth verräth, Christi Namen Tag und Nacht trägt und dennoch ihn verhandelt." „Die Hoffnung des ewigen Lebens ist ihnen Fabel und Alles was von der Hölle erzählt wird, die Auferstehung des Fleisches, der Welt Ende, die Zukunft Christi zum Gericht, halten sie für Possen. Wahrheit gilt ihnen für Thorheit, Enthaltsamkeit für Blödigkeit, Schamhaftigkeit für große Schmach, freches Sündigen für hohen Sinn und treffliche Freiheit: je schändlicher das Leben, um so glänzender, je mehr Verbrechen, um so mehr Ruhm." „Soll ich Babylon zum Aufenthalte wählen, um zu sehen, wie die Guten unterdrückt, die Bösen erhalten werden, die Adler kriechen, die Esel fliegen, soll ich die Wölfe frei, die Lämmer gebunden sehen, Christum vertrieben, den Antichrist als Herrn, Beelzebub als Richter?" Den römischen Hof nannte Petrarca ein Nest der Verrätherei, in welchem sich alle Laster der Welt Besuch abstatten und Beelzebub den Reigen führt, — die Quelle der Leiden, eine Herberge des Grimms, eine Schule der Lügen, den Tempel der Ketzerei, das falsche, verrätherische Babel, den Tod des Guten und den Schirmherrn des Bösen, die Hölle der Lebenden, eine freche Lustdirne und eine Schmiede der Betrügereien.

Petraca, sagt Voigt, hat für die klassische Wissenschaft Vieles geleistet; er hat zum Sturz des Scholasticismus die mächtigste Anregung gegeben; — aber bei Weitem seine größte, mühevollste und verdienstlichste Leistung war sein Selbst. Mit diesem freien Selbst, zu dem nicht minder als die kolossale Größe auch die ungemessene Ruhmsucht und die kleinliche Eitelkeit gehören, hat er den Bann der mittelalterlichen Corporationen, in denen nur Massen, nur Stände und Körperschaften, nicht Individuen galten, gebrochen. Sein Ich macht er zum Spiegel der Welt und Alles, was er liest und lernt, was er thut und lebt, bezieht er auf dieses Ich. „Er spürt in Ciceros und Augustinus' Büchern solchen Empfindungen nach, die denen des eigenen Busens gleichen; er sucht in den Büchern den Menschen." Einst bestieg er den Mont-Ventoux, und nach mühsamem Steigen gelangte er endlich zum Gipfel. Da lagen die Wolken zu seinen Füßen und über ihnen zog sein Lebenslauf nun vor ihm vorüber. Vor zehn Jahren hatte er die Universität von Bologna verlassen und frei sich der Poesie und Eloquenz

hingegeben. Seit drei Jahren kämpft seine Seele den Kampf des sinnlichen und sittlichen Menschen. Wie weit wird dieser Kampf nach 10 Jahren gediehen sein? Und dabei — vor ihm der breite Zug der Sevennen, der Golf von Lyon dort, tief unten aber die majestätische Rhone; die Sonne im Scheiden. Da schlug er die Confessionen des Augustinus auf, die er in einem kleinen Bande mit sich führte, entschlossen, das Wort, das ihm entgegentönte, als einen Wink des Himmels zu vernehmen und anzunehmen. Und er las: „Die Menschen gehen hin, um die Bergeshöhen zu bewundern und die ungeheueren Fluthen des Meeres und den breiten Lauf der Ströme und den weiten Kreis des Oceans und die Bahnen der Gestirne — sich selbst aber lassen sie außer Acht, vor sich selbst bleiben sie ohne Bewunderung." Damit war ihm die Aufgabe seines Lebens gesetzt. Er wußte nun, daß Nichts zu bewundern sei, außer dem menschlichen Geiste. —

Der treueste Jünger Petrarcas war **Giovanni Boccaccio**, der 1313 zu Florenz geboren, von seinem Vater zum Handelsstande bestimmt, vom 10. bis zum 16. Lebensjahre bei einem Kaufmann in die Lehre kam, hierauf, indem der Vater den Mißgriff einsah, das kanonische Recht studiren mußte, bis er im 25. Lebensjahr am Grabmale Virgils den Entschluß faßte, sich ganz der Kunst und Wissenschaft zu widmen. Von 1360 an wurde er von Leontius (Schüler Barelaam's in Griechenland, nachher in Florenz öffentlicher Lehrer der griechischen Sprache) unterrichtet. Mit neidloser Bewunderung sah er auf Petrarca, um dessen Freundschaft Päpste und Könige buhlten und der „mit wohlerwogenem Urtheil und aus der Tiefe des Gedankens" schrieb. Und an Petrarca wiederum fand er einen treuen Freund und Rathgeber. — Boccaccio war ein Geist voll reicher Erfindung, voll glühender Phantasie, voll zarten Gefühls, voll umfassender Gelehrsamkeit. In seinem 100 Novellen enthaltenden „Decamerone", womit er der 1358 zu Florenz herrschenden Pest ein anmuthiges Gegengewicht geben wollte, zeichnet er Menschen aus allen Ständen und von den verschiedensten Charakteren und Altern bald in düsterer, bald in heiterer Laune nach dem Leben in den frischesten Farben, wodurch dasselbe der Mittelpunkt der modernen europäischen Novellistik ward. In diesem Novellenkranze, der mehr als 100 Auflagen erlebte, findet sich auch die von Lessing bearbeitete so großartige und epochemachende Erzählung: „Nathan der Weise und die drei Ringe." Boccaccio war der Gründer und Bildner der schönen tuscischen Prosa. Er war aber auch für das Studium der Alten thätig, sammelte Codices der Classiker, besorgte Abschriften, lernte

bei Leontius Pilatus Griechisch und ließ sich von diesem die Iliade erklären. Er war stolz darauf, daß er zuerst und auf eigene Kosten die Werke Homers und anderer Griechen habe nach Tuscien kommen lassen, daß er zuerst einen Lehrer des Griechischen berufen und beherbergt, und daß er zuerst unter allen Italienern wieder den Homer las. Keine Arbeit zum Eindringen in die Schriften der Griechen und Römer war ihm zu sauer, keine Sorgfalt zu peinlich, um zu den richtigen und unverfälschten Texten zu gelangen. „Der Gedanke, die alten Handschriften mit einander zu vergleichen und eine aus der anderen zu verbessern, ist sein Verdienst. Aber über Das, was an solchen Arbeiten das Handwerksmäßige ist, kam er nicht hinaus. Er ist der Vorgänger und Typus der philologischen Kleinmeisterei." Wie Petrarca — sagt Voigt — seine philosophische Persönlichkeit, so setzte er dem hochmüthigen Scholastiker seinen edlen Arbeitsstoff, und den gemeinen Menschen, die nur für Essen, Trinken und die sündhaften Gelüste des Fleisches leben, seinen Fleiß und seine Studien entgegen. Wohl kämpfte auch er gegen die Hierarchie. Seine Erzählung vom Pariser Juden Abraham, der zugeredet, sich taufen zu lassen, nach Rom reist, um im Mittelpunkt der Christenheit das Christenthum kennen zu lernen, daselbst aber die ganze Geistlichkeit in ruchlose Gottlosigkeit, in Geiz, Völlerei, Schlemmerei ꝛc. versunken findet und dann, nach Paris zurückgekehrt, das Christenthum dennoch annimmt, „weil es trotz der Verderbniß des Hirten und der Heerde immer leuchtender und glorreicher hervortritt", — ist ein Schlag gegen das Papstthum. Aber dennoch bezeugte er der scholastischen Theologie die größte Achtung und gefiel er sich sogar in deren mysteriösen Begriffen und Terminologien. Wohl auch fuhr er gelegentlich gegen die scholastische Philosophie los. Aber Aristoteles, dessen Hegemonie im Reiche des Denkens Petrarca so kühn angegriffen hatte, war ihm doch „in allen bedeutenden Dingen die würdigste Autorität." Es fehlte ihm die Genialität, mit der Petrarca wie ein himmlisches Phänomen am Geisterhimmel aufstieg: er war der stille Gelehrte, im geräuschlosen Dasein. Aber er löste mit Petrarca vereint die humanistische Wissenschaft von der Kirche und ihren Instituten los: und das ist sein großes Verdienst. Er starb zu Certaldo am 31. Dez. 1375, nachdem er zwei Jahre vorher nach Florenz gerufen war, wo er den zur Erklärung der göttlichen Komödie errichteten Lehrstuhl einnahm.

Ihren Mittelpunkt in Italien fanden die freien humanistischen Studien in einem gelehrten Verein, einer Akademie im Sinne der platonischen, bei den Augustinern von San Spirito, wo sich die feinen Geister von Florenz täglich zusammenfanden und wo der jedesmalige Gegenstand des Disputirens, der aus der Dialektik, der Physik oder Metaphysik genommen wurde, auf einer Tafel, die an der Wand hing, verzeichnet war. Luigi Marsigli, ein Mönch des Augustinerordens, war der Mittelpunkt und die Seele dieses Kreises. Mit ungewöhnlichem Scharfsinn und mit tiefer theologischer Gelehrsamkeit begabt, verehrten ihn seine jüngeren Freunde wie ein göttliches Orakel. Die Weisheit Ciceros, Virgils und Senecas legte er seinen um ihn versammelten Vereinsgenossen in reichlichen Citaten dar, und eine dieser Weisheit angemessene honette Moral umkleidete den Verein mit einer gewissen Hoheit, zu dem Roberto de'Rossi, Niccolo Niccoli ꝛc., vor Allem auch Colluccio Salutato gezählt ward.

Colluccio di' Piero de'Salutati war das gemeinsame Produkt der Akademie von San Spirito, und der Anregungen Petrarca's und Boccaccio's. Von Jugend auf voll lebendigen und biegsamen Geistes und vom Freunde Petrarcas und Boccaccios, Pietro da Muglio, in der Grammatik und Rhetorik unterrichtet, ließ ihn der Ruhm Petrarcas, den er nie gesehen, nicht schlafen, und als er dann mit Boccaccio bekannt wurde, war der Gegenstand, wenn sie zusammen sprachen, jedesmal Petrarca, der Geisterfürst. Seit 1375 Leiter der Staatskanzlei, war doch nach dem Tode seiner beiden geistigen Helden Tag und Nacht kein anderer Gedanke in ihm lebendig, als die Verdienste derselben der Nachwelt zu erhalten: — ein blinder Verehrer der beiden großen Florentiner, der Petrarcas Invectiven gegen den päpstlichen Leibarzt den Verrinen und Philippiken Cicero's gleich stellte und Boccaccio's Mythologie in völlig göttlichem Stil geschrieben fand. Durch diesen begeisterten Verehrer der großen Geisteshelden und mit ihnen der klassischen Literatur — er selbst in seiner vollkräftigen, markigen Gestalt und mit seinem humanen Wesen eine antike Gestalt, ein ächt republikanischer Charakter — ward die Weisheit des Alterthums fruchtbar für das Staatsleben gemacht. Voll altitalienischer Kraft trat er dem Papste gegenüber. Denn „mit der Kirche ist kein dauerhafter Friede zu denken; ihr Haupt kann, ja ich sage es mit aller Ehrfurcht, es pflegt aus der Fülle seiner Macht Bünde zu brechen, Verträge zu vernichten, von Eiden zu lösen." Der Schwerpunkt seiner literarischen Wirksamkeit lag in sei-

nen amtlichen und halbamtlichen Briefen: „man las und kopirte sie, staunend über die neue Weise, das politische Geschäft mit dem Glanze tullianischer Beredtsamkeit auszustatten, und sie wurden bald für den Verkehr der italienischen Staaten Das, was vorher und bei anderen Nationen die Formelbücher waren, sie wurden die Vorbilder eines neuen, mit Redeblumen und philosophischen Sentenzen aufgeputzten Kanzleistils.“ Mit Salutato, dem florentinischen Staatskanzler, war der Humanismus zu der höchsten staatlichen Stellung gelangt, und von nun ab bekleiden ausgezeichnete Humanisten in Venedig, Genua, Sienna, Neapel, Mailand, ja in der römischen Curie, die ersten und höchsten Staatsämter.

Der Einfluß, den solcher Mann hatte, war ungeheuer, — wie der Petrarca's und Boccaccio's. Auch waren seiner Schüler viele. Größer aber noch die Zahl Derer, die gern lernen wollten, sich jedoch durch äußere Hindernisse ꝛc. gehemmt sahen. Da bildeten sich **die wandernden Schulen**, ludi literarii, Lehrer, die von einer Stadt zur anderen zogen, denen wiederum oft auch die Schüler nachwanderten, „um hier den feinen Stil, dort die Auslegung eines Autors, hier die antike Moral, dort die Elemente des Griechischen zu lernen.“ Der erste der Wanderlehrer war **Giovanni Malpaghino**, nach seiner Geburtsstadt **Ravenna**, beibenannt. Er war der Schüler Petrarcas, dessen zwölf Eclogen er in 11 Tagen auswendig gelernt hatte, und aus dessen Diensten er sich losriß, um in Padua, Florenz, Venedig ꝛc. seinen Lehrstuhl aufzuschlagen und Cicero und die römischen Dichter zu erklären. Wie aus dem trojanischen Pferde — um mit den Worten des Literarhistorikers Rafaele Meffai da Volterra zu reden — ging aus seiner Schule eine Schaar ausgezeichneter Schüler hervor, die dann wieder in Schulen und durch ihre Schriften die Welt mit Bildung erfüllten. Er unterrichtete alle die unsterblichen Männer, welche im Anfange des 15. Jahrhunderts die Werke des römischen Alterthums aus dem Staube, worin sie in allen Ländern Europas begraben lagen, hervorzogen und die dadurch erlangte Erkenntniß über ganz Italien verbreiteten. „Er war, berichtet Blondus, ein Mann, von dem Leonardus Aretinus zu sagen pflegte, daß er das jetzt so sehr blühende Studium der lateinischen Sprache und Beredtsamkeit zuerst nach einem langen Zwischenraume der Barbarei in Italien eingeführt habe. Er hat keine Schriften hinterlassen; aber er wurde durch sein treffliches Genie und durch die besondere Fügung Gottes der Lehrer des Lionardo Aretino, des Petro Paulo Vergerio, des Rob. Rossi und J. Angeli von Florenz, des Poggio

und Guarino von Verona, des Vittorino, Sicco und anderer Männer, die er zum Studium beſſerer Kenntniſſe und zur Nachahmung des Cicero entflammte.“ Er brachte das Studium der römiſchen Klaſſiker in allgemeine Aufnahme. — Ergänzend trat ihm **Emanuel Chryſoloras** mit ſeiner Verbreitung der griechiſchen Literatur zur Seite.“ Derſelbe bereiſte im Auftrage des Kaiſers Johannes Paläologus den Weſten Europas, um die Fürſten gegen die Türken zu Hülfe zu rufen. 1391 wählte er Italien zu ſeinem beſtändigen Aufenthalt und lehrte abwechſelnd in Florenz, Mailand, Venedig und Rom griechiſche Sprache und Philoſophie. Faſt alle Schüler des Giovanni da Ravenna, Palla Strozzi (— der ſchon bejahrte Roberto de'Roſſi als Vertreter des florentiſchen Adels voran —) täglich zu ſeinen Füßen, um unter ſeiner Leitung das Griechiſche zu lernen. In wenigen Jahrzehnten galt in Italien Der nur als halbgelehrt, welcher neben der lateiniſchen Sprache nicht auch die griechiſche verſtand. — Damit war der entſchiedenſte Schritt nach Vorwärts von den Humaniſten gethan. Die gelehrten Byzantiner, deren erſter Vertreter Chryſoloras war, konnten als ſolche kein neues Blut in die Adern des abendländiſchen Geiſtes gießen, denn ſie hatten ſelbſt keine Ahnung von dem Geiſte Deſſen, was ſie dem Buchſtaben nach verſtanden und überlieferten. Aber es war eine neue Wiſſenſchaft, die mit ihnen auftrat und die von den Italienern aufgenommen wurde, eine Wiſſenſchaft, der ſich das Abendland aus inſtinctiver Oppoſition immer ſo viel als möglich entſchlagen hatte und die jetzt als Proteſtation des Geiſtes gegen die Autorität, welche ihm das Lateiniſche als die einzige Form und den einzigen Inhalt des Alterthums entgegenhielt, von weltgeſchichtlicher Bedeutung ward. — Ganz Italien war jetzt von regem literariſchen Streben erfüllt. Man las überall lateiniſche und griechiſche Klaſſiker; man verglich und beſſerte, man kopirte und ſtöberte nach alten Codices. **Poggio Bracciolini**, als päpſtlicher Secretär nach Koſtnitz geſandt, lächelte über die Expoſitionen und Disputationen der gelehrten Prälaten um das Schisma, und ſuchte in den nahen Klöſtern zu Reichenau, Weingarten, beſonders zu St. Gallen, wo die Bücher in einem dunklen Thurme unter Schutt und Staub lagen, nach antiken Schätzen. Triumphirend kehrte er mit den Inſtitutionen Quinctilians zurück, und auf ſeinen Ruf erſtanden Lucretius Carus, Silius Italicus, Vitruvius, Columella ꝛc. aus den Gräbern der deutſchen und franzöſiſchen Klöſter. Es begannen ſofort die literariſchen Entdeckungsreiſen, auf denen das Alterthum zum Eigenthum Italiens gemacht wurde.

Die wandernde Gelehrtenrepublik gelangt endlich zur Ruhe: um die italienischen Höfe, um die republikanischen Aristokratien, in einem privaten Gelehrtenstande auch, gruppirten sich die Jünger des klassischen Alterthums.

Zunächst und zuerst trat **die Museurepublik von Florenz** hervor. „Sie schien berufen, für Italien fortan Das zu sein, was Italien für die mittelalterliche Welt gewesen war." **Cosimo de'Medici** war der Mittelpunkt des florentinischen Adels, in dem die antike Bildung der schönste Modeartikel war. Gegen auswärtige Diplomaten glatt und einsilbig, gegen seine Mitbürger leutselig und hülfreich, war er einer der größten Beschützer der Kunst und Wissenschaft. Er zog die Talente an sich, wies ihnen Stellung und Sold an, beschäftigte und belohnte sie und verherrlichte mit ihren Werken den Staat. Er ließ einen Jeden in seiner Weise gewähren und sah — wie Voigt schön sagt — den fleißigen Kritiker, der seltene Handschriften kopirte und verglich, den Dichter, dessen Feder die Hexameter mit genialer Leichtigkeit entrollten, den Lehrer der Sprachelemente, den Uebersetzer aus dem Griechischen, den tiefgelehrten Theologen und Philosophen, den Künstler, welcher Kirchen, Paläste, Villen und Brücken entwarf und mit Statuen und Gemälden auszierte, als Glieder einer Kette an. Er scheute keine Kosten, um Codices zu sammeln und errichtete zur Aufbewahrung der von Niccoli hinterlassenen Bibliothek von 800 Bänden, deren Werth der Buchhändler Vespasiano auf 6000 Goldgulden (— beim Preise der Bücher war das Volumen nicht maßgebend; eine Bibel alten und neuen Testaments erhielt man für acht Goldgulden, wenn sie auf Papier, für das Doppelte, wenn sie auf Pergament geschrieben war; die Klassiker waren theurer als ein modernes Werk; die Preise waren höher, wenn ein Gelehrter von Ruf ein Werk verkaufte; ein gewöhnlicher Schreiber, der treu kopiren konnte, erhielt jährlich außer freier Station etwa 30 Dukaten —) schätzte, für 76,000 Dukaten ein Bibliotheksgebäude, in welchem 1444 die Manuskripte aufgestellt wurden: — die Grundlage der ersten öffentlichen Bibliothek, die Cosimo selbst noch vermehrte, indem er in Siena für 400 Goldgulden Bücher, die meist das kanonische Recht betrafen, und im Jahre 1446 von den Minoriten in Lucca für 200 Scudi kaufen ließ. Der erste moderne Bibliothekar und Begründer der Bibliothekwissenschaft ordnete ihm die Bücher und stellte sie auf: es war **Tommaso Parentucelli**, seit 1447 Papst Nicolaus V., der eigentliche Begründer der Vaticana. Den ersten Druck (— in Florenz ward 1472 zuerst Virgil gedruckt —) erlebte Cosimo nicht mehr. Er starb 1464, und

Macchiavell, der Gegner der Mediceer, ſagt von ihm: „Ueber den Tod des Coſimo trauerten ſeine Feinde, wie ſeine Freunde.“

An ſeinem Hofe hatte ſich der edelſte Literatenkreis gruppirt: **Niccolo de' Niccoli**, der Mann von beſtändiger Heiterkeit, aber mit ſarkaſtiſcher Schärfe, der literariſche Miniſter Coſimos, der Lateiniſch verſtand, bei Chryſoloras ein wenig Griechiſch gelernt hatte und in St. Spirito in die Theologie und Philoſophie eingeweiht worden war — unermüdlich im Bücherſammeln, im Bücherabſchreiben und Bücherkaufen, ſo daß er dadurch in tiefe Armuth gerieth, deren Bitterkeit ihm Coſimo jedoch erſparte, indem der Kaſſirer der mediceiſchen Bank die Anweiſung erhalten hatte, jede von ihm begehrte Summe ſofort zu zahlen. Er war — ſagt Voigt — gleichſam das Börſenblatt für alle Notizen über Bibliotheken und Bücher. „Er war der anſchlägige Kopf, und die mediceiſchen Faktoreien waren die Hände, darnach zu langen.“ Er war der Mann, der nach allen Seiten hin anregte und für Jeden da war, der Belehrung oder literariſche Hülfe ſuchte: bei ſeinem Tode befanden ſich 200 Bände ſeiner Bibliothek auswärts. „Sein Haus war gleichſam ein Muſeum, der Sammelplatz aller Schöngeiſter von Florenz, zumal der jungen und aufſtrebenden Literaten, aber auch der Maler, Bildhauer und Architekten.“

Sein Freund war **Lionardi Bruno**, gemeinhin mit dem Beinamen **Aretino** genannt, der unter der Protection des Salutato groß geworden war. Er überſetzte griechiſche Autoren, und Florenz erhielt durch ihn die erſte Geſchichte ſeiner Republik. Seine Briefe galten als Muſterſtücke der Latinität, und ſeine Reden erinnerten an die perikleiſche Hoheit. Unzugänglich und wortkarg, ſchritt er, ein Bild der Majeſtät, ernſt und feierlich in ſeinem langen rothen Mantel durch die Straßen von Florenz, das ihn hoch verehrte und das Haupt ſeines Staatskanzlers noch im Tode mit dem Lorbeerkranze ſchmückte.

Im Auftreten ihm ähnlich, „blaß, einſilbig und hypochondriſch“ war ſein Nachfolger in der Kanzlerwürde, **Carlo Marſuppini** — nur Freund des Bruni und allein im Verkehr mit dem Kreiſe der Medici, ein notoriſcher Heide, der noch auf dem Todtenbette die letzte Beichte und das heilige Abendmahl verſchmähte.

Dieſe literariſchen Ariſtokratie ſchloß ſich mit dem Camaldulenſer **Ambrogio Traverſari** (geb. 1385, geſt. 1439). Aus ſeinen Briefen läßt ſich eine genaue Kenntniß der damaligen Zuſtände ſchöpfen. Er war bedeutend als Ueberſetzer griechiſcher Autoren, z. B. des Diogenes Laertius, dabei — „ein Papiſt von reinem Waſſer, dem Papſte gegenüber oft der heilige Bernhard, der ſeine zürnende Rede gegen die Miß-

bräuche der Kirche wandte, und auf der andern Seite wieder der sich einschmeichelnde Hofmann — als öffentlicher Charakter ein intriguanter, heuchlerischer Mönch, an Cosimo's Tafel aber und im Kreise der Literatur heiter und von großer Beweglichkeit des Geistes, eifrig in der Literatur, unermüdlich Bücher zu suchen, zu kaufen und abzuschreiben, ein Mönch, in dem der Schöngeist und der heilige Geist im Kampfe lag" — vor dem Papste ein unnützer Knecht, in seinem Innern voll brennender heidnischer Ruhmbegierde.

Sein Schüler im Lateinischen und Griechischen war **Giannozzo Manetti** — ein voller Christ, der den christlichen Glauben nicht einen Glauben, sondern eine Gewißheit nennt und der die Lehre der Kirche für so wahr hielt, als daß ein Dreieck ein Dreieck sei. Dabei in Philosophie und Theologie geschickt, schnell im Verständniß griechischer Autoren, elegant im lateinischen Sprechen und Disputiren, in Kenntniß des Hebräischen gelehrte Juden beschämend, der Biograph des Sokrates und Seneca, von Dante, Petrarca, Boccaccio, von Niccoli und Papst Nikolaus V.

So sammelten sich am Hofe der Medici die verschiedensten Geister — alle einig in der Liebe zur klassischen Literatur. Ihr auswärtiges Mitglied war der Florentiner **Poggio Bracciolini**, an der römischen Curie lebend, aber dort wie in Deutschland und Frankreich nach den alten Römern herumstöbernd, — in Florenz ein heiterer Philosoph, — seine schönsten Tage in seiner Baldarniana bei Florenz vollbringend, mitten unter seinen griechischen und lateinischen Manuskripten, seinen Marmorköpfen und alten Büsten, — der Welt gegenüber ein boshafter und bissiger Mensch. In Florenz lehrte ferner **Franz Philelphus**, geb. 1398 zu Tolentino. Er war hier mit 300 Goldgulden angestellt, mußte 1434 jedoch politischer Umtriebe halber fliehen. In hohem Alter wurde er in Rom von Sixtus V. mit 500 Dukaten angestellt. Zuletzt folgte er einem Rufe Lorenzo's de Medici, starb aber bald nach seiner Ankunft im Jahre 1481. Philelphus stand mit Königen, Fürsten, Päpsten, Staatsmännern, Feldherrn und Gelehrten im Briefwechsel; seine Briefe bilden für die Zeitgeschichte eine wichtige Hinterlassenschaft. Endlich noch lehrte **Georgios Trapezuntios** an der florentinischen Hochschule griechische Grammatik und lateinische Rhetorik, Logik und Dialektik; und **Joannes Argyropulos** peripatetische Philosophie — ein ächter Byzantiner, launisch, prahlerisch, unzuverlässig und unverträglich, aber der talentvollste der nach Italien gekommenen Griechen. Piero, Cosimo's Sohn, Lorenzo, sein Enkel, Agnolo Politziano und Johann Reuchlin waren seine Schüler. „An Festtagen zog er, von seinen besten

Schülern umringt, nach dem mediceischen Palaste, um vor dem alten Cosimo, den damals schon die Gicht an das Zimmer fesselte, über die Unsterblichkeit der Seele und andere Materien der Theologie und Philosophie zu disputiren." Und neben diesen Männern der Wissenschaft — Brunelleschi und mit ihm die Wiedergeburt der griechischen Architektonik, — Donatello, der Wiederhersteller der Bildhauerkunst nach dem Muster der Antike! Lebte doch auch um die Mitte des 14. Jahrhunderts zu Florenz Andrea Orcagna, der erste aller neueren Künstler, der sein eignes Porträt malte! —

Bei solchem Sinn für Wissenschaft und Kunst im Verein mußte naturgemäß bald Platon der vergötterte Philosoph sein. Durch **Gemistius Plethon** ward Cosimo ein begeisterter Anhänger des Platon. Plethon aus Constantinopel lehrte nämlich zu Florenz als der Erste nach Petrarca den Platon näher kennen und vernichtete das diktatorische Ansehen der aristotelischen Philosophie. Auf seine Veranlassung stiftete **Lorenzo de' Medici** die **platonische Akademie**, das erste Muster einer freien Verbindung zu wissenschaftlichen Zwecken, die ihren Höhepunkt erreichte, als ihr Gründer 1472—1492, der Prächtige, den Glanz und die Macht seiner Familie zu nie geahnter Höhe erhob. Die Hoheit der Bildung, welche in dieser Gemeinschaft der Geister, die alle Bildungselemente der damaligen Zeit zusammenfaßten, sich vereinigte, überstrahlte alle übrigen mit ihnen auftretenden Erscheinungen. In Allem, was die Zeit an Kunst und Wissenschaft hervorbrachte, hatten die Platoniker Theil: — in den Festen, welche sie zu Careggi auf dem Landgute der Medici, in dem Kloster zu Camaldoli, in den Gärten der Rucellai feierten, wenn sie den Geburts- und den Todestag Platon's begingen, — in ihren Gesängen, in welchen sie die Hymnen des Orpheus zu erneuern suchten, — in ihren Werken, in welchen sie in Poesie und Prosa, in lateinischer und italienischer Sprache die Lehren des Platon erläuterten und schmückten. Und diese Platoniker — eine literarische und eine politische Partei zugleich, um Lorenzo den Prächtigen versammelt, um mit ihm die Geschicke Italiens zu entscheiden! — **Lorenzo** selbst nahm unter ihnen den ersten Platz ein als Dichter und dichterischer Verkündiger der platonischen Philosophie. Er war, nach Polizian, ein Mann für das Höchste geboren, eben so beständig im Glück, als gleichgültig im Unglück, von großem, durchschauenden, universellen Geiste: redlich, gerecht, zuverlässig, so freundlich und leutselig, daß Alle ihn liebten; dazu von fürstlicher Liberalität, nicht um des Ruhmes willen, sondern aus reiner Liebe zur Tugend. Liebe zum Alterthum und zum Christenthum waren gleichmäßig in ihm verbunden,

und dieſe Schönheit und Kraft klaſſiſcher Bildung verſchmolzen ſich in den letzten Stunden des großen Mannes auf wunderbare Weiſe mit der tiefſten Demuth und Reue eines chriſtlichen Gemüthes, wie Poliziano ſchreibt. Mit ruhiger Klarheit gab er ſeinem Sohne edlen und weiſen Rath, wie er ſich im Regiment zu benehmen habe. Vor dem Prieſter kniete er nieder und betete mit zerknirſchtem Sinne, Jeſus möge ihm armen Sünder gnädig ſein. Poliziano drückte er liebevoll die Hand. Den Pico ließ er rufen, weil er freudiger ſeinen Geiſt aufgebe, wenn ſein ſterbendes Auge ſich vorher am Anblick ſeines liebſten Freundes gelabt hätte. Von Savonarola erbat er ſich den Segen und empfing er in demüthiger Andacht die Benediction. Zuletzt umarmte er die Umſtehenden, bat jeden um Verzeihung, wenn er ihm in der Krankheit Beſchwerde gemacht, erhielt dann die letzte Oelung, befahl ſeinen ſcheidenden Geiſt Gott und ſtarb, ein Crucifix küſſend, unter Vorleſung der Leidensgeſchichte Jeſu.

Ihm zunächſt ſtand **Marſilius Ficinus**, der Lehrer der meiſten unter dieſen Platonikern. Er, 1433 geboren, betrachtete die platoniſche Philoſophie als eine philoſophiſche Faſſung der chriſtlichen Theologie. Mit der Verkündigung dieſer Philoſophie (— er überſetzte und erklärte die platoniſchen Schriften —) iſt ſein ganzes Leben beſchäftigt, denn er ſah in der Wiedererweckung derſelben ein Werk der Vorſehung, welches der ſinkenden Religion zur Hülfe beſtimmt ſei. Um Frömmigkeit war es ihm vor allen Dingen zu thun. „Gott will verehrt ſein, wenn auch in verſchiedener Weiſe. Abweichungen von der richtigen Gottesverehrung werden von Gott mit mildem Auge betrachtet; nur den Stolz, welcher vor Gott ſich nicht demüthigen will, ſtraft er unerbittlich. Lieber will er in jeder, auch in abgeſchmackter Art, wenn ſie nur menſchlich iſt, als aus Stolz in keiner Art verehrt werden.“ Die religiöſe Duldung, die den Plethon dem Heidenthume geneigt machte, war alſo auch ſein Ideal. Ohne ſcharfen philoſophiſchen Geiſt, brachte er die Gedanken der Platoniker in Umlauf, die **Poco von Mirandola**, 1463 geboren, ſein jüngerer Freund in der Akademie, als Philoſoph, Geſchichtsforſcher und Theologe groß, ſyſtematiſch verarbeitete. Er war durch Ariſtoteles, den er mit beharrlichem Eifer ſechs Jahre ſtudirte, durch die Lehren der Pythagoräer und der Kabbaliſten und durch Platon gebildet. Wo er Weisheit zu finden hoffte, dahin wandte er ſeine Forſchungen, und die Menge und verſchiedene Geſtalt der Lehren ſchreckte ihn nicht, weil er unter den verſchiedenen Worten Uebereinſtimmung ſuchte. Zu Florenz führte er mit ſeinen Freunden ein heiteres, der Wiſſenſchaft geweihtes Leben. Ueberall in der Philoſophie wollte er Frieden ſtiften

— zwiſchen Avicenna und Averroes, zwiſchen Thomas von Aquino und Duns Scotus. Die Theologie war ihm nicht weniger werth als die Philoſophie, aber mehr noch als beide galt die Religion: die Philoſophie ſucht die Wahrheit, die Theologie findet ſie, die Religion beſitzt ſie. Die Liebe iſt höher als die Wiſſenſchaft: dieſe führt zuweilen von Gott ab, jene verbindet uns mit ihm ohne Irrthum. — Mit Eifer beſtritt er den Aberglauben. Er ſchrieb ein Werk gegen die Aſtrologie, und hinſichtlich der Magie unterſchied er ſcharf zwiſchen der böſen und guten; in letzterer ſah er die Vollendung der Naturwiſſenſchaft, welche die Natur im wunderbaren Zuſammenhange ſchaut, und deren Fundamente die Mathematik zerſtört. Der Menſch war ihm das Ebenbild Gottes, von Gott nur dadurch unterſchieden, daß dieſer als Princip alle Dinge in ſich trägt, während der Menſch zwar auch der Subſtanz nach Alles in ſich hat, aber doch nur in Abhängigkeit von Gott, als der Mittelpunkt, als der Zweck der Welt. Das Weſen eines jeden Dinges ruht und beruht in ſeinem Innern. Durch Erkenntniß kann ſich der Menſch das Innere der Dinge aneignen: der Erkennende wird gewiſſermaßen Das, was er erkennt. Die Liebe aber verbindet Alles mit uns. In Liebe wird der Menſch gepflegt von allen Dingen, weil er Gemeinſchaft mit allen hat, wenn er nur Eintracht in ſich ſelbſt zu bewahren weiß. — Pico von Mirandola war ein univerſeller Philoſoph, Geſchichtsſchreiber und Theolog. Zu Rom ſchlug er 1486, 23 Jahre alt, neunhundert Theſen an über alle Art Wiſſenſchaft. Er war Lateiner, Grieche, Hebräer, Chaldäer und Araber. Ein ſchöner junger Mann, von Frauen geliebt und Dichter der Liebe — und wenige Jahre nachher der Vernichter der Liebesgedichte und der Mahner, nicht zu vergeſſen, daß der Sohn Gottes für uns geſtorben iſt, und daß man, auch wenn man lange lebt, bald ſterben muß. Er ward nur 32 Jahre alt. Er war, ſagt Poliziano, ein einziger Mann oder vielmehr Heros, reichlich mit allen Gaben des Glückes, des Leibes und der Seele ausgerüſtet, von faſt göttlicher Geſtalt, majeſtätiſch, von höchſt durchdringendem Verſtande, ſeltenem Gedächtniß, unermüdlichem Fleiße, klarer, reicher Beredtſamkeit; ob er durch Urtheilskraft oder durch ſeine Sitten bewunderungswürdiger iſt, iſt zweifelhaft; im ganzen Gebiet der Philoſophie war er durchaus bewandert und in allen guten Künſten geſchickt. —

Agnolo Poliziano (ſo genannt nach ſeinem Geburtsorte Monte Pulciano) gehörte gleichfalls zu Lorenzo's Kreiſen. 1454 geboren, ward er an Lorenzo's Hofe der Erzieher von deſſen Söhnen und 1480 öffentlicher Lehrer der griechiſchen und römiſchen Literatur zu Florenz. Sein

Hauptwerk „Miscellanea" enthält Sacherklärungen zu Stellen in den alten Klassikern. Er war Bekämpfer des Scholasticismus, ein Philolog im umfassenden Sinne; er hatte einen Kopf und drei Zungen, wie eine Grabschrift sagt. Mit seinem Sinn und umfassender Gelehrsamkeit legte er die Klassiker aus. Auch den Aristoteles interpretirte er; aber nicht wie die Scholastiker, die ihn nicht verdolmetschen, sondern toll metschen. Er verkündete Cicero's Ruhm; aber dennoch war er nicht blinder Ciceronianer, und an Paulus Cortesius schrieb er: „Ueber den Stil theile ich nicht ganz Deine Meinung. Denn Du pflegst nur den Stil zu billigen, welcher Cicero's Züge trägt. Ich ziehe aber das Gesicht eines Stiers oder Löwen dem eines Affen vor, wiewohl dieses dem Menschen ähnlicher ist. Nach Seneca waren auch die ersten Redner keineswegs einander ähnlich, und Quinctilian spottet über Die, welche vermeinten, Cicero's Vettern zu sein, weil sie ihre Perioden mit esse videatur schlössen. Solche, die nur nachahmend komponiren, gleichen Papageien und Elstern, welche Worte sprechen, die sie nicht verstehen." Von seinen Zeitgenossen unmäßig gepriesen, war er selbst eitel und ruhmredig. Ich lehre, schreibt er an den König Mathias Corvinus von Ungarn, die lateinische Literatur schon seit vielen Jahren mit großem Beifall, und selbst die griechische trage ich wenigstens mit eben so vielem Applaus als die gebornen Griechen vor; was meines Wissens, ich sage es kühn, seit tausend Jahren keinem Lateiner glückte. Auch habe ich meinen Stil fast in allen möglichen Materien glücklich versucht, daß ich es verdiente, mit Erröthen sage ich's, wiewohl es vor Augen liegt, von allen berühmten Gelehrten ewiger Zeit gelobt zu werden." In seinem Charakter mischte sich Gemeinheit und religiöser Sinn: nach einem schmutzigen Spottgedicht auf ein altes Weib dichtet und setzt er unmittelbar zwei Hymnen auf die Jungfrau Maria; der ächte Lehrer Leo's X., und dieser sein wahrer Schüler. — —

In Florenz trat die literarische Demokratie auf; in **Venedig** erschien die Gelehrsamkeit in vornehmer oligargischer Abgeschlossenheit. Die Republik ruhte auf Stapelplätzen und Staatskassen; nicht auf schönen Künsten und Wissenschaften. „Vom Staate hat sich darum der Gelehrte als solcher auch weder der Gunst noch der Ungunst, weder der Unterstützung noch der Intoleranz zu versehen." Nicht der Adel in der Gesammtheit, sondern nur einzelne Adelige waren hier Beschützer der Wissenschaften. Unter ihnen zeichnete sich **Carlo Zeno** aus, der Gelehrte wie Chrysoloras, Vergerio, Guarino in seinem Palaste freundlich aufnahm; — dann **Leonardo Giustiniani**, kundig der griechischen Sprache, ein eifriger Sammler von Büchern; —

auch **Francesco Barbaro**, der die schöngeistige Luft von Florenz eingeathmet hatte und der mit allen Gelehrten seiner Zeit in Freundschaft und Briefwechsel stand, der an allen Bestrebungen des Humanismus Antheil nahm und selbst die Werke der alten Autoren sammelte, verglich und verbesserte. Fremde Gelehrte fanden in Venedig wenig Unterstützung und nur Männer, die praktisch brauchbar waren, wie Nikolaos Sagundinos, der sich als Interpret auf dem florentinischen Unionsconcil auszeichnete und dann in Venedig als Sekretär bei den griechischen Handelsgeschäften benutzt wurde, waren hier gern gesehen. — —

Anders wieder in der Hofluft der **Dynastien**, wo die Tyrannen im antiken Sinne des Wortes durch Glanz und Pracht dem Volke zu imponiren suchten. Zu diesen Prunkartikeln gehörten auch die Hofgelehrten, und **Neapel** war der erste Herrschersitz, der sie beschützte. Hier hatte schon König Robert zu Petrarca gesprochen: Ich schwöre, daß mir die Wissenschaften viel süßer und theurer sind, als mein Reich, und daß ich lieber das Diadem als sie entbehren möchte. Der Aragonier aber erst, **Alfonso**, war der eigentliche Mäcen der Humanisten. Er war kein Gelehrter; aber er wußte mit Leichtigkeit zu lernen und schnell zu begreifen, und er liebte es im Umgange mit Büchern und Gelehrten den König zu vergessen. Vorlesungen und Disputationen wurden in seinen Prunkzimmern und in der prachtvoll geschmückten Bibliothek gehalten und nie ausgesetzt. — Zwei wissenschaftliche Namen ersten Ranges befanden sich an seinem Musenhofe: Lorenzo della Valle und Antonio Beccadelli. **Lorenzo della Valle** war 1415 in Rom geboren. Als er, 30 Jahre alt, an den Hof nach Neapel kam, war er bereits durch seine Dialoge „über die Wollust" bekannt, in denen das Recht der sinnlichen Natur mit verführerischer Geschicklichkeit dargestellt wird, so daß der Sieg der christlichen Ethik nur als ein bloßer Schein erscheint. Mit seinen 6 Büchern Elegantiarum latini sermonis, in denen er „die heilige Göttlichkeit der lateinischen Sprache" preist und worin er die feinsten grammatikalischen Bemerkungen besonders über Synonymen niedergelegt hat, ward er die erste Autorität auf dem grammatischen Gebiete, — so unwidersprechlich, daß sein Werk von 1471 — 1536 neun und funfzig Auflagen erlebte. Auch war er der Erste, der die wieder aufblühende klassische Philologie zur Auslegung des neuen Testamentes anwandte, indem er kritische Anmerkungen zur Vulgata schrieb und viele Stellen derselben verbesserte. Mit den unversöhnlichen Waffen der Schmähung und Kritik griff er Pfaffen und Mönche an, und in seiner Schrift gegen die konstantinische Schenkung

kündigte er dem modernen simonistischen und verweltlichten Papstthum den Krieg an. Den Brief Christi an Abgar von Edessa, den Eusebius mittheilt, erklärte er für untergeschoben; Fra Antonio da Bitonto, der behauptete, jeder Artikel des apostolischen Symbolums sei von einem der Apostel besonders verfaßt, verhöhnte er. Da fuhren Papst und Prediger, aufgehetzter Pöbel und Dominikaner gegen ihn los und verlangten schmählichen Tod oder schmählichen Widerruf. Doch Valle — im Hintergrunde auf seinen König bauend — sprach ihnen die Competenz ab, um über ihm zu Gericht zu sitzen. „Wolle er sich vertheidigen, so verbiete man ihm das Wort; nehme er sich das Wort, so seien sie bereit, ihn alsbald für einen hartnäckigen Ketzer zu erklären und vom Pöbel steinigen zu lassen." Den Mönchen wurde Ruhe geboten, und — „ungestraft hatte der Kritiker die ehrwürdige Tradition angegriffen, der Grammatiker die Theologen gemeistert und der Hofdichter die Inquisition verhöhnt." — Neben ihm stand des Königs Liebling **Antonio degli Beccadelli**, der in seinem „Harmaphroditus", einer Sammlung von Epigrammen, die Geschlechtsliebe, ja selbst die Päderastie zum Gegenstande seines Spieles, seines frivolen Witzes und seiner heiteren Laune machte: — für die Geistlichkeit ein höchst verbrecherisches Buch, indeß sich die Humanisten, der alte Guarino von Verona an ihrer Spitze, über das Geschrei der Ungebildeten hinwegsetzten, „die nur an Thränen, Fasten und Psalmen ihr Behagen fänden und nicht wüßten, daß ein anderes Ziel das Leben, ein anderes die Dichtkunst habe." Und dieser Mann begleitete den König auf Reisen und Feldzügen, wurde dem neapolitanischen Adel zugeschrieben und hatte nichts anderes zu thun, als nach der Mahlzeit ein Stück aus Livius, Seneca, Virgil ꝛc. vorzulesen, witzig zu sein und zuweilen bei Hofe eine Festrede zu halten. — An diesem Hofe fanden auch Theodorus Gaza und Manetti, mit dem der König sein letztes Brod theilen wollte und der unter seinem Schutze die Psalmen aus dem Urtexte in's Lateinische übersetzte, ehrenvolle Aufnahme und Jahrgehalt. — Auf des Königs Sohn Fernando pflanzte sich die Liebe zur Pflege der Wissenschaft fort, und unter ihm ward Giovanni Pontano das Haupt der neapolitanischen Dichter- und Philosophenakademie. — —

In **Mailand** gelangte durch **Francesco Sforza**, den Emporkömmling, die Wissenschaft in die Nähe des Thrones, um diesen zu schützen und mit Glanz zu umgeben. Der Calabrese Cicco Simonetta war dabei der Mäcen und Filelfo mit verändertem Gesicht der höfische Gunstbuhler und Schmeichler. — —

Den großen Höfen am nächsten im literarischen Ruhme kam **Mantua** bei den **Gonzaga**, besonders seitdem dort **Vittorino Rambaldoni da Feltre** als Erzieher wirkte. 1378 von armen Aeltern geboren, in Philologie, Theologie und Philosophie unterrichtet, in Padua und Venedig Lehrer, ward Vittorino vom Marchese Gonzaga 1424 zum Erzieher seiner zwei Prinzen nach Mantua berufen. Er war kein Schriftsteller, aber das Ideal eines Schulhalters. Der kleine, hagere, sehr bewegliche, friedliche und freundliche, leicht bis zu Thränen gerührte Mann kannte kein höheres Glück, als unter Kindern zu leben und für ihre Erziehung zu sorgen. Schon in Venedig hatte er eine kleine Schule eingerichtet, in welcher er Knaben von guter Abkunft unterrichtete. In Mantua nun ward ihm ein Schulhaus gebaut, das mit Gallerien, Hallen und Spaziergängen, mit Höfen und Springbrunnen ausgestattet, an seinen Wänden mit spielenden Kindern ꝛc. ausgemalt war, und in dem er mit seinen Zöglingen wohnte. In dieser Anstalt wurden nach dem von Platon aufgestellten Grundsatze, daß ein freier Mensch frei und ohne zwingende Härte erzogen, und daß der Geist vielseitig geweckt, nicht unterdrückt werden müsse, gearbeitet. Dabei ward vorzüglich auf die sittliche Bildung und Aufführung der Zöglinge gesehen. Unzüchtige Klassiker durften nicht gelesen werden; einzelne schlüpfrige Stellen überging oder umschrieb man. Vittorino war der Ueberzeugung, und diese Ueberzeugung führte er bei seiner Erziehung aus, daß mehr daran liege, gut zu leben, als gut zu schreiben, und daß ein schlechter Mensch nie ein vollkommner Gelehrter, noch weniger ein guter Redner sein könne. Wie er sich selbst jeden Morgen in sein Zimmer einschloß, knieend betete und sich geißelte, so übte er auch an seinen Schülern eine ernste religiöse Zucht: die Officien wurden streng eingehalten, die älteren Scholaren mußten fasten, alle Monate bei den Observanzmönchen beichten und alle Morgen die Messe hören. An Sonn- und Festtagen ließ er sie die öffentlichen Tempel besuchen und achtete sorgsam, daß das Beten der Zöglinge den der Andacht wegen Versammelten zur Erbauung gereiche. Die ganze Zucht war streng. Die Zöglinge wurden stets in Aufsicht gehalten. Sie mußten sich den eingeführten Ordnungen und Gesetzen unbedingt fügen. Liebend aber war er stets unter ihnen, um ihre Spiele und Vergnügungen, wie ihre Studien zu leiten und darüber zu wachen, daß kein Ausbruch von eigensinnigem Trotz und herrschsüchtiger Willkür die Eintracht unter den Genossen störe. Nur darin, rief er ihnen zu, offenbart sich der Geist des christlichen Glaubens, daß ihr euch liebet wie Brüder und soviel ihr vermöget,

Einer dem Andern, in Liebe und Sanftmuth, Hülfe und Beistand gewährt. Beim Unterricht bildeten die sprachlichen Studien den Mittelpunkt. Virgil und Cicero, Homer und Demosthenes waren die vorzüglichsten Schriftsteller beim Unterricht. Erst wenn sich die Zöglinge mit diesen vier Autoren gehörig bekannt gemacht hatten, durften sie zu den übrigen schreiten. Auf dem Wege der grammatisch-historischen Interpretation suchte er sie in das Verständniß der alten Schriftsteller einzuführen. Zugleich war er bemüht, ihnen das Künstlerische in der Form nahe zu bringen, und um diesen Zweck zu erreichen und sie dadurch formal gründlich zu bilden, suchte er sowohl das Griechische als das Lateinische für sie zu lebendigen Sprachen zu machen. In den rednerischen Uebungen mußten die Schüler fingirte Fälle behandeln, so daß sie bald in einem Gericht, bald vor einem Senat, bald vor einer Volksversammlung ihre Rede hielten. Die Mathematik ward eifrig betrieben, um durch sie den Verstand zu schulen. Die Musik, die zugleich zur Erheiterung diente, wurde auch theoretisch gelehrt. Wer den elementaren Cursus durchgemacht hatte, ward in Platon's und Aristoteles Werke eingeführt. Beim Unterricht in der Logik hütete er sich vor den Spitzfindigkeiten der Scholastiker, und ihre Schriften waren aus seiner Schule verbannt: Denken will ich lehren, nicht faseln, sprach er. Es lehrten bei ihm Grammatiker, Logiker, Metaphysiker, Mathematiker, Maler und Musikmeister. Vier gelehrte Griechen erhielten den Geschmack für griechische Sprache und Literatur lebendig. Nur die Naturwissenschaften wurden nicht berücksichtigt, und das Studium des Rechts wie das der Medizin waren aus seinem Institut verbannt. Daneben mußten sich seine Schüler ohne Rücksicht auf Wind und Wetter abwechselnd im Reiten, Ringen, Fechten, Bogenschießen, Schwimmen ꝛc. üben, allerlei kriegerische Spiele unternehmen, sich im Schlafen, wie im Essen und Trinken mäßig gewöhnen, überhaupt auf jede Weise abhärten; denn er ging davon aus, daß alle Anlagen harmonisch, der Körper als Träger des Geistes und der Geist nach seinen verschiedenen Functionen, das Gedächtniß nicht auf Kosten des Gefühls ꝛc., sondern Alles gleichmäßig und methodisch entwickelt werden müsse. Der schönste Lohn für seine Mühen war ihm, wenn er seine fähigsten Schüler, die sich aus ganz Italien, aus Deutschland, Frankreich und Griechenland bei ihm einfanden, fremden Besuchen vorführen konnte, und Traversari, der ihn 1435 besuchte, rühmt, wie schön der vierzehnjährige Prinz Gonzaga 200 von ihm selbst verfaßte Verse deklamirte und Cäcilia, die zehnjährige Tochter des Fürsten Gonzaga, so zierlich griechisch sprach, wie kaum einer seiner Schüler.

Bei großer Mäßigkeit und unausgeſetzten Leibesübungen blieb Vittorino bis ins hohe Alter geſund, und noch im ſiebzigſten Lebensjahre konnte er ohne Ermüdung 6 Stunden hinter einander lehren. Obwohl nie verheirathet, reichten doch die 300 Gulden, die er als Sold erhielt, niemals aus, da er oft gegen 40 arme Kinder bei ſich im Hauſe hatte und ihnen Unterricht, Bücher, Nahrung und Kleidung reichte. „Dann trat er mit ſeinem herzlichen Lächeln vor den Markgrafen: er habe ſo und ſo viele hundert Gulden mehr ausgegeben und der Fürſt werde die Güte haben, ſie zuzulegen, was auch ſtets ohne Weiteres geſchah.“ Vittorino da Feltre ſtarb im Jahre 1477.

Nach ihm erhob den Hof zu Mantua **Caſtiglione** († 8. Februar 1529), der Verfaſſer des „Hofmanns“, eines Werkes von unzähligen Nachkommen, von dem Galater des Caſa und dem Malpiglio des Taſſo bis herunter zu dem „Geſellſchafter, wie er ſein ſoll“, und Meier's Complimentirbuch. (Vergleiche A. Tobler Caſtiglione und ſein „Hofmann“ in dem „Neuen Schweizeriſchen Muſeum“, vierter Jahrgang, erſtes und zweites Heft.) Der Hofmann — ſo wird zuerſt von Caſtiglione gefordert — ſoll einem edlen Hauſe entſtammen; denn wenn gleich niedere Herkunft mit den trefflichſten Eigenſchaften wohl vereinbar iſt, ſo liegt doch in der Abſtammung von einer Reihe ausgezeichneter Ahnen eine ſolche zum Großen und Edlen treibende Kraft, ein ſolcher Stachel zu eigener Vervollkommnung, eine ſolche Empfehlung für die erſte Schätzung durch Andere, daß nicht darauf verzichtet werden kann, wo es gilt, den Hofmann mit Allem auszuſtatten, was ihn zieren kann. Dazu kommt ferner ein empfänglicher Geiſt, regelmäßiger, kräftiger Bau des lieber nah kurzen als zu langen Leibes; entſprechende Männlichkeit des Geſichtsausdruckes und die angeborene Anmuth der Erſcheinung, die Jeden einnimmt und günſtig ſtimmt. Der Gebrauch aller Waffen, die man zu Fuße und zu Pferde anwendet, ſoll dem Hofmann geläufig ſein, namentlich derjenigen, welche Edelleute zu führen pflegen. In Beziehung auf die Geſinnung muß der feſte Wille in ihm vorhanden ſein, ein rechter, ein zuverläſſiger Mann zu ſein. Als hauptſächlicher Schmuck des Geiſtes dient die literariſche Bildung. Die Sprachen der Griechen und Römer ſoll der Hofmann verſtehen und mit deren Dichtern, Rednern und Geſchichtsſchreibern bekannt ſein. In der italieniſchen Mutterſprache ſoll er ſich in gebundener und freier Rede üben. Muſik, Zeichnen und Malerei dürfen dabei nicht fehlen, beſonders wegen ihres ſittlichen Einfluſſes, der Schärfung des Blickes für das Schöne. In ſeinen Reden muß er frei von Unwahrheit, von Läſterungsſucht, von Rechthaberei und unpaſſender Vertraulichkeit ſein,

selten nur um etwas für sich selbst und immer nur um Dinge bitten, die der Fürst ohne Ueberwindung gewähren oder aber verweigern kann, ohne denken zu müssen, er verfeinde sich den Bittsteller oder betrübe ihn; er muß nicht nach Gunstbezeugungen haschen, angebotene dankbar, aber nicht wie etwas Unerhörtes und nie Gehofftes, wenngleich Werthvolles annehmen und versagte leicht verschmerzen. Die Leute, mit denen er verkehrt, sollen nicht die ersten besten sein, denn nach dem Umgange beurtheilt man zumeist die Menschen; der Hofmann schließe sich daher bei aller Artigkeit gegen Jeden, mit dem er zusammen leben muß, vorzugsweise den allgemein geschätzten, als gut bekannten an und suche sich ihre Achtung und ihr Wohlwollen zu erwerben; Freundschaft aber, jene unauflösliche, auf Uebereinstimmung des Strebens und gegenseitigem unbedingtem Vertrauen beruhende Freundschaft verbinde ihn nur mit Einem. In Allem, was zu seiner Ausbildung gehört, soll er es zu solcher Vollendung bringen, daß Alle ihn bewundern und er nichts zu bewundern braucht; aber doch soll er in der Anerkennung Anderer nicht karg sein. Auf der andern Seite wisse er auch die nur oberflächliche Kenntniß eines Gegenstandes zu verwerthen und den Mangel geschickt zu verbergen; er trete soweit als möglich nur vorbereitet und nach einiger Uebung und Ueberlegung mit irgend etwas vor die Gesellschaft, wisse aber seinem Auftreten den Anschein des Unvorbereiteten zu geben. Wo es ihm aber durchaus an Wissen und Können mangelt, hüte er sich vor verwegenen Versuchen und gestehe offen sein Unvermögen. Seine Rede halte sich fern von Unwahrheit und Uebertreibung, oder auch nur dem Scheine derselben. — Dem Bilde des Hofmannes wird das der **vollendeten Hofdame** gegenüber gestellt. Adel der Geburt, Freiheit von gezwungenem Wesen, Anmuth des Thuns, Sittenreinheit, Bescheidenheit sind auch bei der Frau Haupteigenschaften, die noch von der Weichheit des weiblichen Wesens begleitet sein müssen. Schönheit ist hier viel nothwendiger als beim Manne; auch soll von ihr selbst der Schein des Bösen viel sorgfältiger gemieden werden, als von ihm. Neben der Güte, Bescheidenheit, Kenntniß und Erfüllung ihrer Aufgabe als Hausherrin und als Mutter muß die Palastdame das Geschick der freundlichen, anziehenden, sittigen Unterhaltung mit Männern der verschiedenen Berufsarten, das feine Gefühl der richtigen Mitte zwischen steifer Sprödigkeit und unweiblicher Ausgelassenheit besitzen. Ballschlagen, Fechten, Reiten, Jagen schickt sich wenig für sie; auch beim Tanzen, Singen und Spielen musikalischer Instrumente soll die Eigenart des Geschlechts bewahrt bleiben, indem sowohl das Uebermaß der Leidenschaftlichkeit im Vortrage gemieden, als auch Instrumente bei Seite

gelassen werden, die zu spielen dem Manne allein ansteht. — **Der Fürst,** an dessen Hof solcher Hofmann und solche Hofdame gehören, soll nur Zweckmäßiges, nur solches befehlen, was zu befehlen ihm zusteht, nur denen, die vernünftigermaßen zu gehorchen haben, am richtigen Orte und im rechten Augenblicke; wer zu befehlen versteht, dem gehorcht man stets. Der Friede, die Ruhe soll das Ziel seines Sinnens und Trachtens sein. Gerechtigkeit handhabe der Fürst vor Allem; seine Richter seien mit Klugheit und Güte ausgestattet. Er habe Gott vor Augen in guten und bösen Tagen; dagegen halte er sich fern von abergläubischem Thun. Er kenne keine Unterschiede der Person, wo es gilt, Gerechtigkeit zu üben, oder im Benehmen gegen die Untergebenen; aber er achte auf den Unterschied des Verdienstes. Ein solcher Regent wird kein Söldnerheer zu seiner Sicherheit bedürfen. Wichtig ist es, die Vermögensunterschiede unter der Bevölkerung nie zu groß werden zu lassen; ein wohlhabender Mittelstand ist die beste Bürgschaft der öffentlichen Ordnung und Ruhe. Streit schlichten, Rechtshändel abkürzen zwischen den Unterthanen; die Verwandtschaften und Familien verbinden; Handel, Gewerbe und Künste heben; Gastfreundschaft üben gegen Fremde und gegen Geistliche; dem Uebermaße der Pracht in Bauten, Kleidung, Ausstattung der Bräute Schranken setzen: aber dieses fordert seine Thätigkeit heraus, die mit der größten Sorgfalt sich auch auf Ueberwachung der kleinsten Dinge richten muß. —

Nicht zurück hinter den anderen Staaten blieb **Padua** mit seiner Akademie, an der seit 1393 Vergerio als Professor der Logik lehrte. **Petro Paulo Vergerio** (Petrus Paulus Vergerius), geboren 1349 zu Capo d'Istria, gestorben 1428, hatte Philosophie und Rechtswissenschaft studirt und war von Emanuel Chrysoloras im Griechischen unterrichtet. Francesco von Carrara übertrug ihm die Erziehung seiner Kinder. Er schrieb, wie Meusel mit Recht ihm nachrühmt, mit vieler Kenntniß des menschlichen Herzens über die sittliche Bildung der Jugend und empfahl Studien, die vorher in Schulen nicht getrieben und geduldet wurden. In der Jugend, sagt er in seiner Schrift „De ingenuis moribus ac liberalibus studiis", müssen die Fundamente zu einem glücklichen Leben gelegt werden, und wenn der Geist noch zart und für jeden Eindruck empfänglich ist, muß die Bildung beginnen. Diese Bildung hat Geist und Leib zugleich zu umfassen, da der Mensch aus beiden zusammengesetzt ist. Bei derselben muß vorzüglich die Anlage eines Jeden berücksichtigt werden, denn die Studien werden wir am Leichtesten erfassen und mit ihnen müssen wir uns vornehmlich beschäftigen, zu denen die Natur uns besonders beanlagt hat. Das erste Zeichen von einem

wissenschaftlichen Geiste ist ein edler Ehrgeiz, der von Eifer nach Lob erregt und durch Liebe zum Ruhme entzündet wird. Wer gescholten erröthet und gezüchtigt besser wird, in dem lebt der Funke, der angezündet Liebe zur Wissenschaft wird. Seine beste Nahrung erhält dieser Ehrgeiz an großen Vorbildern; es soll sich deshalb jeder Jüngling, der sich den Studien widmet, einen oder mehrere berühmte Männer als Vorbilder nehmen und deren Thaten und Sitten, so viel es nach Alter und Individualität geschehen kann, nachzueifern streben. Andererseits soll alles Unschöne, Unedle und Unsittliche von der Jugend fern gehalten werden, denn das jugendliche Gemüth ist zum Nachahmen geneigt und leicht empfänglich für Eindrücke, die ihm entgegentreten. Daneben muß der Jüngling besonders vor den Fehlern behütet werden, die am leichtesten in ihm auftauchen, weil sie seinem Lebensalter am Ersten anhaften; denn jedes Lebensalter hat seine eigenthümlichen Fehler. Das beste Mittel, solche Fehler nicht aufkommen zu lassen, ist Arbeit, denn Müssigang macht zur Begierde und zu jeglicher Unmäßigkeit geneigt. Auch muß man ihn vor übermäßigem Genusse von Speise und Trank, vorzüglich von Wein bewahren, wodurch nicht nur die körperliche Gesundheit untergraben, sondern auch der rechte Gebrauch der Vernunft zerstört wird. Vor Allem jedoch soll der jugendliche Geist seine Richtung auf Gott hin erhalten, denn wer sich vor dem Göttlichen beugt, der hält auch heilig, was den Menschen heilig ist. — Bei all' dieser Erziehung darf der Erzieher weder zu gelinde noch zu streng sein: wer dem Zöglinge die Zügel zu sehr schießen läßt, macht dessen Geist zerfahren; zu große Strenge hingegen schwächt die Geisteskraft und löscht das Feuer des Lebens aus. Der Erzieher muß ferner selbst tüchtig im Wissen sein und seinen Zögling mit den Gedanken der besten Männer der Wissenschaft bekannt machen: nur der beste Lehrer wird auch die Elemente am Besten beibringen; und was in der zarten Jugend gelernt wird, treibt tiefe Wurzel und kann später nur schwer wieder ausgerissen werden. Beim Lernen selbst muß er verhüten, daß sein Lehrling nicht zu Viel auf ein Mal zu erfassen strebt: wer Alles zu gleicher Zeit festhalten will, kann Nichts festhalten. Wie ein Uebermaß von Speisen nicht nährt, sondern den Magen übersättigt, mit Ekel vor Speise erfüllt und den Körper entkräftet; so macht ein Uebermaß von Kenntnissen, in das Gedächtniß aufgenommen, die Geisteskraft schwach und das Gedächtniß unfähig, das ihm Uebergebene festzuhalten. Eben so unrecht thut Der, der beim Lernen seinen Zögling von einer Wissenschaft zur andern flattern läßt: bei Einer Sache verweilen und sich in Einen Gegenstand vertiefen, um erst später zu einem anderen fort-

zugehen, das macht den Geist stark. Gemessen und langsam, aber sicher zum Ziele: wer schnell faßt, vergißt schnell; schärfere und höhere Geister haben meist kein starkes Gedächtniß. Das Gedächtniß aber wird gestärkt, so wie die Sprache an Gewandtheit gewinnt und der Geist geschärft wird, wenn der Zögling zuweilen mit seinen Genossen auf den geistigen Kampfplatz geführt wird: durch Disputationen lernt man hinzu, wird man sich bewußt, was man weiß, und wird man gezwungen, im Gedächtniß bereit zu halten, was man gelernt hat, so wie das Bereitgehaltene in angemessene Worte zu fassen. Auf solchen Kampfplatz also führe der Erzieher seinen Zögling; doch ohne dabei zu vergessen, daß hier wie bei allem Lernen der stets aufs Höchste gespannte Bogen endlich zerreißt. Darum muß der geistigen Thätigkeit körperliche Uebung zur Seite gehen. Es soll der Zögling im Laufen, im Springen, im Faustkampf, im Speerwerfen, im Reiten ꝛc. geübt werden; und nur die Regel werde auch beim Spielen nicht übersehen, daß er kein Spiel treibt, das ihm schädlich oder das unsittlich ist, und daß er sich nur mit Dem beschäftigt, was seine Thätigkeit stärkt und seine Körperkraft übt. Geistig ist er in den freien Künsten, d. i. in denen, welche die Menschen frei machen und die sich für freie Menschen ziemen, zu unterrichten. Die Philosophie ist die erste dieser Künste, denn sie macht freie Menschen. Die Rhetorik gibt die Kraft, klar und schön auszusprechen, was man durch die Philosophie und in ihr klar fühlt und denkt. Die Geschichte endlich ist beider Stütze. Am meisten angemessen aber ist dem menschlichen Verstande die Naturwissenschaft; und die Musik schaffte dem Geiste Ruhe und beschwichtigt die Leidenschaften. Wer sich diesen Wissenschaften ergibt, entwickelt den Geist seinem Wesen gemäß und wird zugleich ein nützliches Glied der Gesellschaft. — Vergerio erhob sich mit seinen Gedanken über Erziehung weit über die pädagogische Gedankenlosigkeit und widernatürliche Mönchsmoral seines Zeitalters: er war damit der Prophet einer neuen pädagogischen Zeit. — —

Auch der Musenhof der **Este in Ferrara** war dem Genius hold: „Petrarch ward hier bewirthet und gepflegt, und Ariost fand seine Muster hier.“ Schon in der Zeit, wo Chrysoloras und Giovanni da Ravenna das Studium der alten Sprachen wach riefen, stiftete, 1392, Markgraf Alberto die Hochschule zu Ferrara, und Markgraf Niccolo III. rief zur Erziehung des Lionello 1429 Guarino da Verona an seinen Hof. **Guarino** und **Giovanni Aurispa** waren die bedeutendsten Lehrer zu Ferrara. Guarino wurde 1370 zu Verona geboren. Er war zuerst Schüler des Johann von Ravenna, dann in Konstan-

tinopel bei Chrysoloras. Er starb 1460. Aurispa, geboren 1369, studirte in Konstantinopel Griechisch, kommt 1423 nach Venedig und bringt 238 gesammelte Manuscripte mit, die Gedichte des Orpheus, Pindar, Kallimachos und Apheanos, die historischen Werke des Diodor, Arian und Diocassius, die Geographie Strabo's, die Schriften Xenophons, Lucians ꝛc., die man bis dahin in Italien entweder noch gar nicht, oder nur sehr unvollständig kannte. Er starb 1459 zu Ferrara als ein und neunzigjähriger Greis; Guarino, nachdem er den Prinzen erzogen und dann ohne Rast an der Hochschule gelehrt hatte, Guarino gönnte sich noch als Greis keine Zeit zum Essen und Schlafen, und sein Gedächtniß wie seine rüstige Arbeitskraft bewahrte er sich bis an's Ende. Er schrieb eine lateinische (— diese ein Auszug aus der größeren Schrift des Chrysoloras —) Grammatik; er übersetzte viele Schriften des Plutarch, Lucian, Isokrates, Basilius, den ganzen Strabo; er kommendirte Cicero, Persius, Juvenal, Aristoteles ꝛc. Eine richtige und schöne Diction galt ihm als die Hauptsache; er prägte deshalb besonders gern schöne, aber auch inhaltreiche Stellen dem Gedächtnisse ein und wählte die Schriftsteller mit strenger Gewissenhaftigkeit aus dem goldenen Zeitalter. Ein ächt religiöser Mensch, strebte er auch seine Schüler religiös zu erziehen. Er ließ sie fleißig in der Bibel lesen und dem Gottesdienste beiwohnen. Bei der Bildung zur Beredtsamkeit verwies er sie an klassische Muster. Gegen die Scholastiker erklärte er sich mit Entschiedenheit, weil sie unsägliche Mühe darauf verwendeten, ihre Schüler doppelt so albern und unwissend zu machen, als sie vor dem Besuchen ihrer Lehrsäle gewesen wären. Lionardo d'Arezzo hielt ihn für den einzig gelehrten Mann seiner Zeit. Sein Schüler war **Lionello**, der erste Fürst Italiens, der von einem Humanisten erzogen ward — gelehrig und gelehrt, aber auch streng und hochmüthig. Lionello's Bruder und Nachfolger, **Borso** von Este, hatte gleichfalls seine Hofdichter und Hofgelehrten um sich und gab ihnen zuweilen, wenn auch nicht oft, größere (bis zu 1000 Dukaten) Geschenke, als irgend ein anderer Fürst sie verlieh. — —

Wenn Republiken und Dynastien in Italien sich beeiferten, durch Pflege von Kunst und Wissenschaft sich zu verherrlichen, so konnte **die päpstliche Curie** nicht zurück bleiben. Auch sie nahm ihren Feind, den Humanismus, in sich auf. Schon Petrarca war von mehreren Päpsten ein Sekretariat angetragen worden; doch er sah mit Mitleid auf die Heerde Jener, die Schreiber des Papstes genannt werden. Poggio Bracciolini (1380 geboren. Er lebte unter 7 Päpsten. † 1459). Er sammelte auf seinen weiten Reisen überall Handschriften

oder Klassiker und fand Schriftsteller auf, die man bis dahin noch gar nicht gekannt hatte, z. B. die Schriften des Quinctilians, des Silius Italicus, Valerius Flaccus, Manilius, einen Theil des Lucrez, mehrere Reden des Cicero, den vollständigen Columella, von dem man nur kleine Bruchstücke besaß, ꝛc. Der römischen Curie diente er funfzig Jahre — „der wüthende Kämpfer auf der literarischen Arena, der pomphafte Lob- und Leichenredner, der Bücherſammler und Sammler alter Kunstschätze", der in und um Rom nach Inschriften und Marmorbüsten Schutt und Staub durchstöberte, mit den Trümmern der Tempel und Hallen, der Thermen und Theater sprach, und dann wieder in Freundeskreisen an kecken Witzen und wilder Frivolität sich ergötzte, — an Witzen, denen, wie man aus seinen „Facetien" sieht, als Unterlage Erzählungen von liederlichen Cardinälen und zudringlichen Beichtvätern, von hörnertragenden Ehemännern und lüsternen Weibern, von dummen Pfaffen und geilen Franziskanern, von albernen Bauern und witzigen Spaßvögeln dienten. „Bugiale, die Lügenfabrik, nannten sie ihre lustige Gesellschaft, die im Lateran ihr Wesen trieb und die Kirche wie die Welt in gleicher Weise zu Objecten ihres Humors machte." — Die Humanisten wurden Genossen des papstlichen Hofes, und die ersten Männer der Wissenschaft und der Pädagogik wandelten unter päpstlichem Schutze. So unter Eugen IV. als Secret. Brevium, in der Folge dann als päpstlicher Dotarius und Canonicus zu St. Peter, **Mapheus Vegius**, geb. 1407 zu Lodi an der Adda, gest. 1458, ein Liebhaber der Dichtkunst, besonders des Virgil, später der Psalmenpoesie und der Bibel, als Pädagog berühmt durch seine Geschmack und Einsicht bekundenden 6 Bücher „De liberorum educatione et claris eorum moribus" — die wichtigste und reichhaltigste Erziehungs- und Unterrichtslehre des italienischen Humanismus. Er sagt in ihr: Die Erziehung muß mit der Zeugung beginnen. Der Versuch, das geborne Kind naturgemäß zu erziehen, würde wenig nützen, wenn es so geboren wäre, daß es gar nicht oder nur mit großer Schwierigkeit wohl erzogen werden könnte, wie der Gärtner, wenn er ein schlechtes Samenkorn gelegt hat, bei aller Mühe nie gute und reichliche Frucht einerndten kann. Nur leiblich und geistig mäßige Menschen können auf gesunde Kinder hoffen, und was in der Trunkenheit, in der Leidenschaft ꝛc., was in Abspannung und Erschlaffung, was von Wesen, die selbst noch nicht vollkommen reif oder die schon über die Blüthe und Kraftperiode des Lebens hinaus sind, gezeugt wird, kann weder am Leibe noch am Geiste eine vollkommne Geburt werden. Nach der Empfängniß dann soll das Weib in ihrem Schlafgemache nur schöne, nicht mißgestaltete

Bilder und Statuen haben, da deren Anblick eine bewundernswürdige Kraft auf die Bildung und Gestaltung des Fötalmenschen hat. Zudem soll sie nicht zu viel und nicht zu wenig, auch keine scharfen und reizenden Nahrungsmittel genießen, mäßig arbeiten, sich vor heftigen Bewegungen hüten und sich ein frohes Gemüth und einen ruhigen Geist zu bewahren suchen. Ist das Kind dann geboren, so ist auch fernerhin noch die Mutter sein Nahrungsquell. Das vorzüglichste Nahrungsmittel ist die Muttermilch. Die Mütter sollen darum ihre Kinder nicht fremden Ammen übergeben, sondern sie an ihrer eigenen Brust ernähren: von der Kraft und Eigenthümlichkeit der ersten Nahrung hängt zum Theil die Gestalt des Körpers und des Geistes ab. Die weitere Nahrung des Kindes bestehe nicht in Leckerbissen, sondern sei einfach, wie es die Natur begehrt, damit das Kind auch späterhin die Einfachheit liebe: bei der Lebensweise, an welche man sich in zarter Jugend gewöhnt, beharrt man auch im Alter. Nützlich ist es, wenn der Knabe Kälte ertragen lernt. Jedoch nichts im Uebermaß! Immer und in Allem beim Essen und Trinken, beim Wachen und Schlaf die rechte Mitte! Arbeiten darf das Kind bis zum fünften Jahre noch nicht, damit es nicht am Wachsen gehindert werde. Jedoch soll es sich von früher Jugend auf in naturgemäßen, nicht heftigen Bewegungen üben, damit der Körper an Beweglichkeit und Thätigkeit gewinnt. Vor Allem sehe man in seiner ersten Erziehung dahin, daß ihm nicht unsittliche oder inhaltsleere Fabeln und Märchen erzählt werden, daß man nicht in abgebrochenen und verstümmelten Worten mit ihm spricht, und daß es nicht durch Gespenstergeschichten ꝛc. erschreckt und aufgeregt wird. Zur Verehrung der Gottheit ist das Kind so früh als möglich anzuleiten, und mittelst der Religion zugleich vom Schwören und von jedem bösen Worte wegzuwenden. Auch bleibe jede gemeine Rede von ihm fern, denn der Nachahmungstrieb und die Gewöhnung ist im Kinde mächtig, so daß es selbst spricht und thut, was es hört und sieht, und daß es in spätern Jahren als etwas Natürliches übt, was es in der Jugend gelernt hat. Der Mensch wird durch Beispiel und Nachahmung mehr als durch Wissenschaft und Ermahnung gefördert und entwickelt. Die Lehre, die durch Beispiele unterstützt wird, ist wirksamer, als die, welche von Vorschriften begleitet war. Wenn die Mutter stets wahrhaft religiös, eine Helferin der Armen, eine Unterstützerin der Nothleidenden ist und nichts thut, als was recht und gottgefällig, was keusch und was züchtig ist: soll die Tochter dann nicht unwillkürlich auf demselben Wege wandeln und von Eifer, dasselbe zu thun, erfüllt werden? Wenn die Worte des Erziehers nicht mit seinen Thaten übereinstimmen:

wie kann er gute Frucht von den Ermahnungen erwarten, deren sein eigenes Leben spottet? — Wegen des Nachahmungstriebes, der im Kinde sehr lebendig ist, vermeide man auch, mit ihm an Orte zu gehen, wo die Unsittlichkeit wohnt; man wende sich vielmehr dahin, wo Ehrbarkeit und Unschuld, Bescheidenheit und Rechtschaffenheit, Religion und Sitte zu Worte kommen. Es werde angehalten, zu Hause dienstbeflissen zu sein, schweigsam einherzugehen, sich gefällig gegen Jedermann zu zeigen, und in seinem ganzen Benehmen einen sittlichen Sinn zu verrathen. Bei dieser Eingewöhnung in Sitte und Zucht des Lebens bewahre der Erzieher stets das rechte Maß, damit er nicht durch Zorn und durch Schmähung den kindlichen Geist niederdrücke und ihm Furcht einflöße, die oft in spätern Jahren nicht wieder abgelegt werden kann. Die Erfahrung lehrt, daß die Kinder, welche durch Drohung und durch Schläge erzogen sind, meist einen servilen Charakter erhalten, oder mürrisch und unverschämt werden. Kinder wollen mit zarter Hand angefaßt sein. Darum soll man ihnen nicht die Zügel schießen lassen; aber vergessen darf man nicht, daß eine milde Zucht eher und besser vom Bösen abzieht und Liebe zur Tugend erweckt, als die starre Strenge. Die guten Seiten und Sitten derselben zuweilen loben, ihre Fehler öfter nicht sehen, oder dieselben liebreich korrigiren und mit dem edlen Ehrgeize zugleich die zarte Scham wecken, — bald eine heilige Strenge gebrauchen, bald ihnen zulächeln und sie ermuthigen, so wie es Zeit und Umstände erfordern: das ist's, was der Erzieher bei seiner Erziehung stets im Auge haben soll. Dabei muß natürlich genau beobachtet werden, ob der Zögling mehr zur Tugend oder mehr zum Laster neigt; denn wenn er so beanlagt ist, daß er aus eigenem Antriebe Tugend und Wissenschaft liebt, gegen die Gottheit Ehrfurcht hegt, das Alter ehrt, mit seinen Genossen verträglich umgeht, die Arbeit nicht flieht, das Lob nicht verschmäht, und er dann doch einmal auf irrigem Wege geht: wer wird solchem Zöglinge mit Scheltworten und Schlägen entgegentreten? Die Hauptsache also bei Heilung von Fehlern und bei Aneignung der Tugend besteht darin, daß man die Natur der Kinder genau kennt und die verschiedenen Anlagen des Geistes sorgfältig unterscheidet, damit man, wie der Arzt bei den verschiedenen Krankheiten, bei den verschiedenen Fehlern verschiedene und damit die entsprechenden Heilmittel anwenden kann. Es gibt Kinder, aus denen bereits die lieblichen Knospen ihrer zukünftigen Tugend bemerkbar sind; im Uebrigen sind sie scheu und in sich zurückgezogen. Andere sind unerschrocken, kühn und verwegen. Einige siehst Du, die geschwätzig und läppisch sind, während Andere mit gesenktem Blick einhergehen und

kaum reden, wenn es ihnen befohlen wird. Manche sind dummdreist und prahlerisch, indeß wiederum Andere, bescheiden, das verdiente Lob kaum erwarten. Dort treiben sich Einige leichtsinnig und unanständig einher, und noch Andere gehen sittlich und gewissenhaft auf ihrem Wege. So groß ist die Verschiedenheit der menschlichen Geister und der menschlichen Strebungen. So verschieden aber müssen auch die Erziehungsmittel sein, die der Erzieher in Bereitschaft hält, um sie bei seinen verschiedenen Zöglingen in Anwendung zu bringen. Denn anders will der Jähzornige und Verwegene, anders der Furchtsame und Sanfte behandelt sein: während dieser mit Lob gestärkt und zum Thun eingeladen, zuweilen auch durch Zustimmung ermuntert werden darf, muß man bei jenem stets eine strenge Stirn und ein ernstes Auge zeigen. Bei Einigen wird man den ihnen zukommenden Tadel vor ihren Mitschülern aussprechen können; Andern wird man diesen Tadel nur unter vier Augen sagen dürfen. Bei Diesen wird man Alles beobachten und Jegliches bemerken müssen, Jenen hingegen Vieles vorübergehen lassen, und bei Manchem thun, als ob man es nicht gesehen hätte. Den Geschwätzigen wird man zu häufige Gesellschaften verbieten, und den Stillen zu lange anhaltende Einsamkeit untersagen. Die leichtsinnigen Herumtreiber dürfen nie nach Willkür handeln, den Soliden und Gemessenen lasse man öfters ihren Willen. Auf dem Wege der Mitte also, nicht zu hart und nicht zu weich, der Zeit, der Sache, den Umständen und der Individualität gemäß, muß der Erzieher in seinem Erziehungsamte vorschreiten. Gleiches — bei der intellectuellen Erziehung. Mit dem siebenten Jahre, nicht früher und nicht später, soll das Kind dem Lehrer übergeben werden. Dieses Alter ist noch zart genug, daß ihm die ersten Linien der Wissenschaft wie dem weichen Wachse die Spuren des Siegels fest und für immer eingeprägt werden können. Dabei ist vor Allem zu verhüten, daß das Kind nicht zu oft verschiedenen Lehrern und verschiedenen Schulen anvertraut wird: eben so leicht, wie die Pflänzchen, die zu oft versetzt werden, werden die jungen Geister durch die verschiedene Behandlung der verschiedenen Lehrer und Schulen verletzt und zerstört. Vorzüglich sollen die Aeltern dahin sehen, daß sie für ihre Kinder Lehrer wählen, deren Lehre, Leben und Sitten in allgemeiner Achtung stehen, und nicht dem Wahne verfallen, als ob für den ersten Unterricht ein mittelmäßiger Lehrer genüge. Auch sollen sie das Kind nicht in eine Schule schicken, die von einer Ueberzahl von Schülern besucht wird, da selbst der beste Lehrer bei einer allzugroßen Anzahl Schüler dem Einzelnen nicht entsprechen und genügen kann. Haben die Aeltern dann einen tüchtigen Lehrer für ihr

sind erworben, so müssen sie mit demselben ein Freundschaftsbündniß einzugehen suchen, und ihm sowohl einen entsprechenden Lohn reichen, als auch selbst öfter die Schule besuchen, wodurch des Lehrenden und des Lernenden Geist zum Weitergehen angestachelt wird. Der Lehrer hingegen muß die ihm anvertrauten Kinder eben so sorgfältig wie seine eigenen Söhne behandeln, keine Arbeit beim Unterricht scheuen, und sich nicht weniger beim Fortschreiten derselben freuen, als der Landmann, wenn er von seinen gepflanzten Bäumen süße Früchte erntet. Seine Schüler soll er durch Lob zum Weiterschreiten anzufeuern suchen, und durch Liebe und Humanität zu den Wissenschaften anzulocken streben. Alles Lernen muß er sodann durch schriftliche Uebungen in die That umzusetzen suchen; denn es würde wenig nützen, Viel gelernt zu haben, wenn man nicht selbst auch etwas erfinden, seine Gedanken passend ausdrücken und klar schriftlich darstellen könnte. Außerdem mögen die Schüler die vorzüglichsten Stellen der Dichter und anderer Schriftsteller auswendig lernen, damit sie dieselben theils nachahmen können, theils zur Anführung immer bereit halten. Zugleich mögen sie daran sehen, und es ist vom Lehrer darauf zu halten, daß sie ihre Bücher mehr mit wichtigen Gedanken, als mit leerem Wortgeklingel anfüllen, und daß ihre Rede klar, deutlich und keiner Erklärung bedürftig sei. Ein großer Sporn bei den wissenschaftlichen Studien wird sodann noch für die Schüler das Deklamiren und das öffentliche Reden sein, wobei nicht nur auf eine laute Stimme und deutliche Aussprache, sondern auch auf natürliche Bewegungen und Gesten des Körpers zu halten ist. Von den alten Schriftstellern, welche von den Schülern zu lesen sind, ist der erste und früheste Aesopus, weil dessen Fabeln dem jugendlichen Alter entsprechen, daher auch mit Vergnügen von diesem ergriffen werden und dadurch zum Weiterstudiren anreizen. Daran reihen sich weiterhin die Dichter, vor Allem diejenigen, die für den jugendlichen Geist des Anstößigen entbehren, denn Werke, welche Unzüchtigkeiten und Unsittlichkeiten enthalten, sind auf jede Weise von der Jugend zu entfernen; weshalb auch Gregorius von Nazianz und Hieronymus Prosper berichten, die alten Hebräer hätten verboten, daß Jünglinge vor dem zwanzigsten Jahre die Genesis und einen Theil des Propheten Ezechiel, so wie das hohe Lied und Anderes der Art, worin von der Zeugung u. s. w. geredet werde, lesen sollten. Als der vorzüglichste der Dichter ist von den Griechen Homer, von den Lateinern Virgil anzusehen. Ehe jedoch die Schüler in dem Alter sind, daß sie diese Dichter und auch die Historiker lesen können, mögen ihnen die An-

schauungen und Erzählungen derselben in einfacher und natürlicher Redeweise mitgetheilt werden, wodurch sie einen Vorgeschmack von dem Inhalte erhalten und nachher um so eifriger an die Lectüre der Schriftsteller selbst gehen. Außerdem verlangt man, daß die Schüler auch in andern Wissenschaften und zwar zu derselben Zeit unterrichtet werden; und allerdings erfrischt sich durch die Veränderung und durch die getheilte Arbeit der Geist von Neuem. Dabei ist jedoch zu verhüten, daß nicht zu Vielerlei, aber auch nicht zu Viel aus ein und derselben Wissenschaft auf Ein Mal dem Geiste bis zur Uebersättigung geboten wird. Auf die Musik, in welcher die Knaben unterrichtet werden müssen, ist die größte Sorgfalt zu verwenden, weil dieselbe zur richtigen Verwendung der Muße, zur Mäßigung der Gemüthsbewegungen und zur Besänftigung der Leidenschaften dient. Zeichenkunst und Schönschreiben dürfen im Unterricht nicht vernachlässigt werden. Sobald es das Alter duldet, soll der Zögling zur Philosophie schreiten, welche eben so zur Heilung der Geisteskrankheiten, wie die Medizin zur Heilung der Körperleiden erfunden ist. Denn nichts würde den Kindern der Unterricht in den Wissenschaften nützen, wenn sie nicht mit ausgezeichneter Sitte geschmückt würden, die ohne Zweifel durch nichts mehr, als durch das Studium der Philosophie, welche die Lehrerin unseres Lebens ist, erlangt wird. Bei all diesem Unterricht ist vorzügliche Rücksicht auf die Individualität des Schülers zu nehmen. Denn wie unter Allem, was existirt, die größte Verschiedenheit herrscht; so findet sich vorzüglich unter den Geistern eine große Mannichfaltigkeit und Individualisirung, und zwar mit solcher Kraft, daß leichter die Sonne aus ihrem Laufe gebracht, als ein Geist aus seiner ihm eigenthümlichen Natur gelenkt werden kann. Es ist also darauf zu sehen, daß man den einzelnen Schüler in Dem übt, wozu er besondere Anlage hat und worin er deshalb auch besondere Fortschritte macht, damit er nicht, wenn sein Geist mit Gewalt zu ihm Fremdem hingezogen wird, mit Verzweiflung an seinem Genie, in der Wissenschaft überhaupt von allen hohen Zielen abstehe. Der wird ohne Zweifel am Gelehrtesten und Vorzüglichsten werden, der die Wissenschaft, zu der ihn seine Natur zieht, sei's die Rednerkunst, sei's die Poesie, sei's die Dialektik, sei's die Jurisprudenz oder Medizin ꝛc. ergreift. Es folge Jeder dem Leiter und Urheber seiner Natur, seinem Gott, der, wie er Alles mit Vernunft und Weisheit ordnete, so vornehmlich auch die Geister also geschaffen hat, daß ihre Verschiedenheit die große Güte und Macht ihres Urhebers zeigt, und der wollte, daß Jeglicher Das entwickle und vermehre, wozu er geboren und was ihm angeboren ist. —

Neben den Geistesthätigkeiten ist zugleich die Körperkraft zu üben. Leibesübungen überhaupt sind nützlich zur Erfrischung und Erholung des Geistes nach längerer Arbeit, und nothwendig, um die Jugend für den Krieg tüchtig zu machen. Doch muß auch hierbei Maß gehalten und mit leichteren Exercitien begonnen werden, wodurch die Gesundheit erhalten und nach und nach die Körperkraft vermehrt wird. — — Was von der Zucht der Knaben gesagt ist, muß in erhöhtem Grade bei der Erziehung der Mädchen beobachtet werden, da deren Ruf noch sorgfältiger zu hüten und ihr moralisches Leben noch sorgsamer vor Gefahren zu bewahren ist. Sie sind deshalb beim Umgange mit Jünglingen so viel als möglich zu bewachen. Im Verkehr mit Genossinnen halte man sie von solchen fern, die ihre Lebensaufgabe in äußerem Tand und in Putz suchen. Zu ihren Dienerinnen und Erzieherinnen nehme man nicht solche, die jung der Zucht selbst noch bedürfen, und darum nicht zur Verbesserung der Sitten Anderer beitragen können. Vor Allem aber mögen sie kein unreines und unzüchtiges Wort von der Mutter hören. Der Mutter liegt das Hauptgeschäft der Zucht, besonders das der Töchter ob. Wenn sie sorgfältig in ihrem Hause schafft und dahin sieht, daß Ordnung und Reinlichkeit aller Orten in ihm herrschen, wenn sie dann mit größerer Sorgfalt noch auf diese Ordnung und Reinheit im Geistesleben hält, so daß das Auge des Kindes nichts sieht, was zur Unsittlichkeit einladet: wie sollte ihr Zögling nicht von gleichem Sinne und Streben erfüllt werden? Vergesse die Mutter nicht Monika's musterhafte Mütterlichkeit! —

Zum Hauptsitze der klassischen Literatur ward Rom erhoben, als mit **Tommaso Parentucelli** (— als Papst **Nicolaus** V. —) der Humanismus selbst auf den päpstlichen Stuhl stieg. Cosimo de Medici war das Ideal, das Nicolaus heftig und leidenschaftlich zu realisiren strebte. Das Jubeljahr der Stadt Rom 1450 hatte Rom noch einmal als Mittelpunkt der christlichen Welt dargestellt und ihm zugleich die Reichthümer zur Ausführung seiner Pläne gegeben. Der ärmliche und bescheidene Magister ließ nun durch Prachtbauten, durch goldgewirkte Tapeten und Decken ꝛc. die apostolische Majestät im Glanze der irdischen strahlen. Zur Ehre seines Namens wollte er Rom zur imponirenden Weltstadt der Kunst erheben. Gelehrte strömten von allen Seiten nach Rom, und Jeder war ihm willkommen, der kritische und grammatische Arbeiten, vor Allem Uebersetzungen aus dem Griechischen übernehmen konnte, denn einer seiner Lieblingsgedanken war es, die griechischen Schriftsteller durch Uebertragung in die lateinische Sprache

gemeinnütziger zu machen. In Griechenland ließ er ununterbrochen ſammeln und einkaufen, was an ſchriftlichen Schätzen zu finden war, und der Erfolg war ſo bedeutend, daß Filelfo in einem Briefe an Calixt III. ſchreibt, man könne nicht ſagen, Griechenland ſei untergegangen, ſondern es ſei nur durch Nicolaus V. nach Italien verpflanzt worden. Nur das Talent, nicht das Intereſſe der Kirche leitete ihn bei der Wahl ſeiner literariſchen Freunde. Der erſte Gelehrte, den er aus der Ferne nach Rom zog, war Lorenzo della Valle, der Feind der römiſchen Curie, der Höhner der Bettelmönche, der Spötter über die Inquiſition. Giovanni Tortello war Präfect ſeiner Bibliothek: auf ſeinen Wunſch verfaßte dieſer ein Werk über Orthographie, das ein Lexicon für Bücherabſchreiber und Textesverbeſſerer war. Selbſt Filelfo ward apoſtoliſcher Schreiber mit 600 Ducaten jährlichen Soldes und mit der Verpflichtung, daß er in ſeinen Mußeſtunden irgend ein ſchönes Werk aus dem Griechiſchen überſetze. Alle Gelehrten ſah Nicolaus V. um ſich, — nur den Cardinal Beſſarion nicht, das Haupt und den Protector aller Griechen in Italien, der als Theolog die Lehre vom Ausgehen des heiligen Geiſtes vertheidigte, als Philoſoph Platon und Ariſtoteles verſöhnen wollte und einen großen Theil ſeiner Einkünfte auf Abſchreiben lateiniſcher und griechiſcher Codices verwandte. Letzteres war auch die Aufgabe des Papſtes — und die päpſtliche Bibliothek das letzte Ziel aller ſeiner Beſtrebungen. In Wahrheit auch iſt er der Gründer der vaticaniſchen Bibliothek, die zwar Sixtus IV. ſchon mit regelmäßigen Fonds ausgeſtattet hatte, die aber ihren klaſſiſchen Charakter erſt durch ihn erhielt und bei ſeinem Tode über 5000 Bände zählte.

Humanismus, — aber nicht Sittlichkeit herrſchte im Vatikan. Nach Nikolaus V. ging's immer weiter abwärts. Innocenz VIII. (1484—1492) war der Erzeuger von 16 natürlichen Kindern und Haupturheber der Hexenproceſſe in Deutſchland. Alexander VI. (1492—1503) war Virtuoſe in Verbrechen. Julius II. (1503—1513) war ein weltlicher Kirchenfürſt: mit der Religion ſchwanden ſelbſt auch die Wiſſenſchaften. Da kam Leo X. und pflanzte von Neuem die Fahne der Kunſt und Wiſſenſchaft auf das Kapitol, nur daß ihnen die religiöſe Weihe fehlte. „Er war — ſagt Fra Paolo — ein Mann von vielen Kenntniſſen in der ſchönen Literatur und beſaß eine ungemeine Leutſeligkeit und Milde; er war äußerſt freigebig und geneigt, gelehrte und ausgezeichnete Männer zu begünſtigen. Er würde in der That ein vollkommner Papſt geweſen ſein, wenn er von Religionsmaterien gründlichere Kenntniſſe und mehr Neigung zur

Frömmigkeit gehabt hätte, aber von beiden hielt er nicht viel." Sein Geist war der sinnlich heidnischen Heiterkeit zugewandt. Er lud aus Siena die komische Gesellschaft der „Ungeschlachten" an seinen Hof und ließ von ihr ein Stück voll „derber Unsauberheiten" vom Cardinal Bibiena aufführen. Vor ihm wurde auch Machiavells Mandragora gegeben, in der ein Mönch eine Frau auf's Schändlichste verkuppelt. Zu Bembo äußerte er: „Die ganze Welt weiß es ja, wie einträglich uns diese Fabel von Christo gewesen ist, braucht wenigstens nicht aus Gründen der inneren Kritik geleugnet zu werden." — Wenn solche Männer auf dem päpstlichen Stuhle saßen, war es natürlich, daß man die Grundsäulen der Religion nicht mehr im Herzen der Menschen suchte. Das 10. lateranische Concil setzte deshalb im Namen der Kirche fest, man solle an die Unsterblichkeit der Seele glauben. — Leo ähnlich, war sein Secretär, der nachmalige Cardinal **Bembo**. Er suchte, wie ein Italiener sagt, mit gleichem Erfolg das Muster eines Virgil und Cicero nachzuahmen, während seine reine fließende Schreibart an Petrarch und Boccaccio erinnert. In seiner venetianischen Geschichte sagt er von einem Papste, „er sei durch die Gnade der unsterblichen Götter erwählt worden", und an die Einwohner von Recanati schreibt er, „sie sollten besseres Holz zum Bau der Kirche von Loretto liefern, sonst sähe es aus, als wollten sie durch Schenken schlechten Holzes mit dem Papste, ja mit der Göttin (d. i. Maria) selbst ihren Spott treiben." Georg Sabinus, den Schwiegersohn Melanchthons, fragte er, was Melanchthon von der Auferstehung der Todten und dem ewigen Leben denke, und als Sabinus antwortete, daß Melanchthons voller Glaube an diese zwei Dinge aus dessen Schriften bekannt sei, soll er geantwortet haben: „Ich würde den Mann für gescheuter halten, wenn er das nicht glaubte." Bembo und Leo vereint schützten deshalb auch **Petrus Pomponatius**, der, 1462 zu Mantua geboren, 1516 eine Schrift „über die Unsterblichkeit der Seele" herausgab, worin er darlegte, daß die vernünftige Seele ohne Körper nicht sein könne, weil sie desselben als eines Objectes ihrer Thätigkeit bedürfe, daß der Wille ohne körperliche Werkzeuge nicht zur Handlung gelangen könne, und daß auch der werkthätige Verstand des Menschen ohne Leib als Object seiner Thätigkeit nichts zu wirken vermöge. Und doch behauptet er, daß er an die christliche Unsterblichkeit der Seele glaube, — eben so, wie er versicherte, daß er an das römische Christenthum glaube, obschon er auseinandersetzte, daß die Religionen, so wie Alles auf der Erde zu den vergänglichen Dingen gehörten und dem Christenthume sein nahes Ende weissagte, da Alles kalt im Glauben würde und die Wunder auf-

hörten, — und obschon er die Religionen für nichts als für Gesetze hielt, die das rechtschaffene Leben des Menschen zum Zweck haben, weshalb sie Fabeln und Gleichnisse gebrauchten, ihn zum Guten anzutreiben, mit Aerzten und Ammen vergleichbar, welche wohl wissen, daß die Kranken und die Kinder die Wahrheit nicht vertragen können und ihre Reden nach der Fassungskraft ihrer Zöglinge einrichten. „Den gewöhnlichen unwissenschaftlichen Menschen soll man die Geheimnisse der Philosophie nicht verrathen; sie sind wie die Esel, welche ohne Schläge ihre Last nicht tragen würden; nur durch Versprechungen von Lohn und durch Androhung von Strafe lassen sie sich leiten."

Unvermittelt stand so in der Religion und in deren Vertretern zu Rom das Heidnische und das Christliche, das Entsetzlichste und das Herrlichste, das Gemeinste und das Heiligste neben einander! Nur die Kunst hatte in Angelico de Fiesole, Johannes Bellin, Leonardo da Vinci, Francesco Francia, Michel Angelo, Pietro Perugino, Raphael ꝛc. Religion, Natur und Antike wunderbar vereint. Die Männer der Theologie und Wissenschaft standen vor dieser Vereinigung wie vor einem Räthsel, das sie nicht lösen konnten. Daher ihre grenzenlose Frivolität und ihre ungezügelte Sophistik, die ihren reinsten und idealsten Repräsentanten in **Machiavelli** (1469—1527) hatte, der mit seiner „Istorie fiorentine" ein Muster italienischer Prosa in einem unvergleichlichen pragmatischen Geschichtswerk aufgestellt hat, der sich in seinen „discorsi" (— Abhandlungen über die ersten zehn Bücher des Livius —) in kräftigem und blühendem Stile als der gründlichste Kenner der alten Geschichte bewies, der endlich in seinem „Principe" als der größte Staatsmann auftrat, welcher den Charakter jeder Staatsverfassung auf's Lebendigste durchdrungen hatte, darin aber auch als Principien aufstellte: „Ein Fürst muß sich sowohl in den Fuchs als in den Löwen zu verwandeln wissen, weil sich der Löwe der Netze nicht versieht und der Fuchs mit den Wölfen nicht fertig wird. Ein kluger Fürst soll sein Wort nicht halte, wenn das ihm nachtheilig sein könnte: das würde schlecht sein, wenn alle Menschen gut wären; da sie aber alle schlecht sind, da sie ihr Wort nicht halten werden, so darfst du eben so wenig das deinige halten. Und es wird dir nie an einem Vorwande fehlen, den Wortbruch zu beschönigen. Aber man muß es recht verstehen, den Fuchsgeist zu verstecken; man muß dazu gemacht sein, zu täuschen und zu trügen. Die Menschen aber sind so einfältig und so gewohnt, den Zeiten nachzugeben, daß Der, der trügt, stets solche findet, die sich trügen lassen. Du mußt großmüthig, treu, zuvorkommend, gerecht und religiös scheinen;

aber dabei mußt Du so sehr Dein eigener Herr sein, daß Du im Falle der Noth das Gegentheil zu thun im Stande bist. Jeder sieht, was Du scheinst, aber fast Niemand weiß, was Du bist, und die Minderzahl wagt es nicht, der Mehrzahl zu widersprechen, die überdies noch das Ansehen des Staates zum Schilde hat. Der gewöhnliche Mensch hält sich an den Schein und urtheilt nur nach den Ereignissen. Aber es gibt in dieser Welt fast nur gewöhnliche Menschen, und die kleine Zahl wird nur befragt, wenn die große nicht weiß, was zu thun ist."

So also werden im Staate und in der Kirche die Principien der Niederträchtigkeit gepredigt — mitten in der antiken Pracht und Herrlichkeit und trotz des Studiums der Römer und Griechen: ein Beweis, daß das klassische Alterthum ohne Christenthum des Schwerpunktes im Menschengeiste entbehrt und daß das klassische Alterthum nicht mehr die absolute Form und absolute Thätigkeit, also auch seine Aufnahme und das bloße Verständniß dieser Geistescultur nicht mehr die höchste, dem Geiste überhaupt gestellte Aufgabe sein kann. Das Resultat des Strebens der italienischen Humanisten, das Alterthum unmittelbar zum praktischen Lebensprincip der Gegenwart zu machen, war nur insofern ein Gewinn, als es negativ und revolutionär gegen die bisherigen Autoritäten des Lebens ankämpfte. In vielen Seiten ihrer Bestrebungen gelangten die Humanisten naturgemäß zu keinen wahrhaft weltgeschichtlichen Resultaten: so in dem Streben, das Latein, das sie schrieben, auf seine ursprüngliche Basis zurückzuführen. An sich stand das barbarische Latein der Scholastik — bemerkt Rückert mit Recht — trotz seiner Barbarei in mancher Hinsicht höher als die sogenannte klassische Latinität, denn es war doch immer eine lebendig weiter gebildete Sprache, indeß diese nur aus einem Flickwerk von zufällig zusammengelesenen Brocken bestand und eine noch traurigere Carricatur des ächten Genius der lateinischen Sprache, als das Mönchslatein war. Mit ihrem Extrem konnten die italienischen Humanisten nicht an die Wissenschaft des Mittelalters anknüpfen, wie es die italienischen Künstler gethan hatten, und darum kann der nächste weltgeschichtliche Gewinn aus den Studien des Alterthums auch nicht ihnen zu Gute.

27.

Die klaſſiſchen Studien in Ungarn, England, Frankreich und Spanien.

Der Ruf von der Vortrefflichkeit und Schönheit des italieniſchen Humanismus durchdrang trotz der Reaction, die von Geiſtlichen, Mönchen und Scholaſtikern gegen die humaniſtiſchen Schulen ausging, allmählich das ganze Abendland. Aus allen Gegenden Europa's zog die wißbegierige Jugend ſchaarenweiſe nach Italien, und die Schüler der italieniſchen Humaniſten ſuchten wiederum in den verſchiedenſten Ländern ihre eigene Vorliebe für die klaſſiſchen Studien auf ſo Viele als möglich zu verpflanzen. So erhielt denn der Humanismus in Ungarn und in England, in Frankreich und in Spanien bald begeiſterte Vertreter. In

Ungarn

fand die italieniſche Bildung durch die Prälaten und durch die Geſandten, die nach Rom gingen, ſowie durch die Legaten, die von Rom kamen, leicht Eingang. Schon Joannes Huniady fand neben ſeinen Staats- und Kriegsgeſchäften Zeit, die Schriften des Poggio zu ſtudiren, und ſein Schreiber, der nachherige Biſchof von Großwardein, **Joannes Vitéz**, begründete die klaſſiſchen Studien in ſeinem Vaterlande und unterhielt mit Florenz eine ſtete Verbindung. Dort ließ er ementirte Exemplare der Klaſſiker, Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen und die Werke der Humaniſten abſchreiben. Ihm gehört auch die Idee der ofener Nationalſchule, und in der großen Bibliothek auf der Burg zu Ofen bilden ſeine Bücher die Grundlage. Nach Italien ſandte er auf ſeine Koſten Jünglinge, damit ſie auf klaſſiſchem Boden die lateiniſche und griechiſche Sprache erlernten. Unter dieſen Jünglingen war auch Joannes Ceſinge, **Janus Pannonius** genannt, von dem der alte Guarino nach vierjährigem Unterricht ſagte, er ſpreche Griechiſch, als wäre er im alten Athen, und Lateiniſch, als wäre er im alten Rom geboren, — der im 16. Lebensjahre durch beißende Epigramme die Aufmerkſamkeit auf ſich zog, und im 25. Jahre zum Biſchof von Fünfkirchen gewählt ward. Beladen mit lateiniſchen und griechiſchen Büchern, kam er von Italien in Ungarn an und brachte neben dem Humanismus auch die italieniſche Leichtfertigkeit mit. — Doch war und blieb der Humanismus in Ungarn ein fremdes Gewächs. Die Hochſchulen des Königs **Matthias** waren meiſt mit fremden Lehrern der freien Künſte beſetzt; Fremde auch waren die Schöngeiſter

an seinem Hofe. Dennoch hat der König eifrigst dazu beigetragen, die italienische Bildung nach dem Norden und Osten Europa's zu verpflanzen. —

Anders ist

England.

Im 13. Jahrhundert hatte sich in die berühmtesten Schulen Englands eine solche Barbarei eingeschlichen, daß Robert Kilwarby, Erzbischof von Canterbury, als er 1276 die Universität Oxford visitirte, genöthigt war, ein förmliches Verdammungsurtheil gegen die gewöhnlich gewordenen Phrasen: Ego currit, Tu currit, Currenz est ego loszulassen. Im nächsten Jahrhundert sank die lateinische Sprache immer mehr, und die Historiker, Juristen und Theologen latinisirten in ihren Schriften geradezu englische Worte.

Die erste Kenntniß der alten Klassiker erhielten die Engländer wieder von den Franzosen, die dieselben massenhaft in ihre Landessprache übersetzt hatten. Aus dieser ließ sich schon König Johann, wahrscheinlich auf Petrarcas Rath, den Livius übertragen; Sallust, Lucan, Cäsar folgten noch vor 1365; dann Valerius Maximus, Ovid, Cicero, auch einzelne Werke von Aristoteles und Xenophon. Nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, die der Holländer William Caxton († 1491) in England einführte, wurden diese Uebersetzungen der Klassiker aus dem Französischen in's Englische weithin verbreitet, und so waren die Engländer durch das französische Medium bereits mit der altklassischen Literatur bekannt geworden, als sich in England selbst fast nur müßige Mönchsspeculation fand. — Nachdem sich in Italien die Päpste der klassischen Literatur annahmen, blieben auch die englischen Prälaten nicht hinter denen anderer Länder in Pflege der Griechen und Römer zurück. Der Bischof von Wincheſter **Heinrich Beaufort**, nahm von den päpstlichen Secretären des costnitzer Concils einen humanistischen Anstrich und daneben noch Poggio nach England mit, der jedoch froh war, aus dem Barbarenlande wieder nach dem sonnigen Italien zurückkehren zu können. Auch Beaufort selbst vergaß in der Heimath bald seinen Humanismus wieder. — Neben ihm galt der Herzog **Humphrey von Gloceſter** als Mäcen der italienischen Gelehrten. Er sorgte in England für die Bibliotheken und ließ sich italienische Lehrer zur Erklärung der lateinischen Dichter und Redner kommen. — Das Beispiel so hoch gestellter Männer zündete in England, und bald zogen junge Engländer nach Italien, um bei den

Humaniſten zu ſtudiren und Exemplare von Klaſſikern zu erwerben. Unter ihnen ſtand voran William Gray, der in Ferrara den Unterricht Guarino's genoß und dann mit Klaſſikern beladen, die er in Florenz gekauft hatte, als Biſchof von Ely 1454 in die Heimath zurückkehrte. Wahrſcheinlich war in England bereits auch die große Grammatikſchule in Cambridge, die 1439 durch William Bynghaun geſtiftet wurde, von klaſſiſchem italieniſchen Geiſte angeweht. Um 1500 war Lillye, der berühmte Grammatiker, der Griechiſch zu Rhodus und Latein zu Rom ſtudirt hatte, Lehrer der klaſſiſchen Sprachen an der St. Paulsſchule zu London, die auch Erasmus pries. Auch in der Grammatikſchule zu Wincheſter wurde der Humanismus gepflegt, beſonders aber zu Ipswich, wo der Cardinal Wolſey, der ein Edict an alle Lehrer Englands erließ, in dem er die Pflege der „eleganteſten Literatur" empfahl, die Schule gegründet hatte. Eine der berühmteſten der engliſchen Schulanſtalten aber war und ward **Eton College**, von Heinrich VI. zugleich mit King's College 1440 gegründet. „Wir gründen und errichten — heißt es in der Stiftungsurkunde — zu Preis, Ruhm und Ehre von Ihm, der am Kreuze litt, zur Erhebung der ruhmreichſten Jungfrau Maria, Seiner Mutter und zur Unterſtützung der hochheiligen Kirche, Seiner Braut, ein Collegium, beſtehend aus einem Provoſt und zehn Prieſtern, vier Clerks (Küſtern) und ſechs Chorknaben, die täglich dienen ſollen in der Feier des Gottesdienſtes; alsdann aus fünfundzwanzig armen Scholaren, die Grammatik (d. h. alte Sprachen) lernen ſollten; ferner aus fünfundzwanzig armen und ſchwachen Männern, die für Unſere Seele, wenn wir abgeſchieden ſind ꝛc., beten ſollen; endlich aus einem Master oder Lehrer der Grammatik, der die genannten armen Scholaren in den Rudimenten der Grammatik unterrichten ſoll, ſowie auch alle andern, die aus irgend einem Theile Unſeres Königreichs England in das College kommen werden, und zwar unentgeldlich und ohne Geld oder ſonſt etwas zu fordern." Bald nach Eröffnung der Schule wurde dieſelbe von den Söhnen der höheren Stände ſowie von Denen, für welche ſie urſprünglich beſtimmt war, beſucht. Die Scholaren wurden zuerſt in zwei großen Räumen im Parterre eines der Häuſer des College einquartirt. In jedem derſelben führten drei der oberen Schüler (praepositi), mit beſtimmten Rechten und Befugniſſen ausgeſtattet, die Aufſicht: ſie waren für die gute Aufführung verantwortlich. Der obere und untere Lehrer hatten ihre beſondern Zimmer im oberen Stocke deſſelben Hauſes. Täglich erhielten alle Mitglieder des College in dem gemeinſamen Speiſeſaale Mittag- und Abendeſſen. Die Schüler, die nicht zur Stif-

tung gehörten, die Oppidans, waren in den Unterrichtsſtunden mit den Schülern der Stiftung, den Beneficiaten, zuſammen. Ein deutliches Bild von dem Zuſtande der Schule, wie er in Bezug auf Disciplin und wiſſenſchaftliche Bildung um 1560 war, gibt ein Manuſcript in Cambridge, zuerſt ein Consuetudinarium enthalten iſt, das mit dem Januar beginnt. Als Gewohnheit am erſten Januar iſt angeführt, daß veluti omnis boni gratia die Schüler Gedichte machen und dieſelben den Vorſtehern oder Lehrern oder auch einander ſich ſelbſt zuſchicken. Am Epiphaniasfeſte iſt Spielfreiheit vor und nach der coena (Abendeſſen). Am 13. ward der Todestag von Wilh. Wanflete gefeiert, wo jeder Schüler 2 denarii erhielt. In den Februar fällt das Carnisprivium, an dem bis 9 Uhr geſpielt wird, worauf Gedichte sive in laudem sive in vituperium Bacchi patris gemacht, und dieſe an die valvae interiores collegii angeheftet werden. Am Mittwoch der Charwoche werden die Studien geſchloſſen, und es wird zur Erwerbung einer ſchönen Handſchrift geſchrieben; nach dem Prandium geht es in die Kapelle zum Gottesdienſt. Am Gründonnerſtage wird eine Anzahl von Schülern vom Rector auserwählt zur Theilnahme am heiligen Abendmahle: dieſe erhalten nach dem Abendmahle ein beſonderes beſſeres Mittageſſen auf Koſten des Collegiums, und nach dem Eſſen bitten ſie den Rector um Erlaubniß, ſpazieren gehen zu dürfen, was ihnen unter der Bedingung gewährt wird, daß ſie nicht divertant ad tabernas vinarias aut cerevisiarias. Aus der Geſchäftsordnung eines Tages ſieht man, daß die boys on the foundation um 5 Uhr aufſtanden. Während des Ankleidens wurde das Gebet geſprochen. Hierauf machten die Schüler ſelbſt ihre Betten, und jeder fegte den Platz um ſein Bett rein. Dann verließen alle in einer Reihe hinter einander den Saal, um ſich zu waſchen; nach dem Waſchen gingen ſie in die Schule. Der Unterlehrer (hypodidascalus, lower master) kam um 6 Uhr und las das Gebet. In der erſten Stunde überhörte er die Aufgaben der drei unterſten Klaſſen. Um 7 Uhr trat der head master (ludi magister) in die Schule, und der volle Unterricht begann. Die drei unterſten Klaſſen ſtanden unter dem Unterlehrer, die vier oberſten unter dem Head master. Um 11 Uhr ward Mittagbrod gegeſſen, um 7 Uhr Abendbrod. Außer dieſen beiden Mahlzeiten ſcheint nichts genoſſen worden zu ſein. Um 8 Uhr gingen die Schüler zu Bett. Der Freitag ſcheint der Tag der Züchtigung (flogging day) geweſen zu ſein. Im Unterricht ward beſonderer Fleiß auf ſchriftliche Uebungen in lateiniſcher Proſa und in Verſen gewandt und darauf geſehen, daß die Schüler unter einander lateiniſch ſprachen. Die griechiſche Grammatik wurde

erſt in den zwei oberſten Klaſſen begonnen. Das Schulregiment ward durch die oberen Schüler geführt: es lag dieſer Anordnung die Abſicht zu Grunde, die Schüler zeitig an die Ausübung verantwortlicher Gewalt zu gewöhnen unter gehöriger Aufſicht und mit den nöthigen Garantien gegen Mißbrauch, auch den jungen Seelen einer Genoſſenſchaft Reſpect vor Autoritäten einzuflößen, die dieſer Genoſſenſchaft ſelbſt angehören.

Von der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts ab war der Verkehr zwiſchen England und Italien lebendig: in Bologna, Padua, Ferrara, Rom und Florenz lernten Flemyng, Grey, Free, Selling ꝛc., und Cornelius Vitelli tritt als Lehrer in Oxford, Cajus Amberinus in Cambridge auf. In den Kreiſen der höheren Geſellſchaft wurde die humaniſtiſche Wiſſenſchaft als freie, ſchöne Kunſt betrieben. Aber auch viele Kloſterſchulen wurden von ihr ergriffen und dadurch aus ihrer Erſtarrung herausgeriſſen. Den Univerſitäten ſelbſt blieb ſie nicht fremd, ſondern entwickelte ſich auf ihnen in der Form eines freundlichen Umgangs verwandter Geiſter, ſo daß Erasmus in der Geſellſchaft des Lynacre, Grocyn, More, Colet zu Oxford ſogar Italien mit ſeinen Meiſtern und Schulen vergeſſen konnte. Dieſe Männer verbreiteten, von Erasmus unterſtützt, ihre humaniſtiſchen Kenntniſſe trotz des Widerſpruchs der ſcholaſtiſchen Lehrer (Trojaner) in weiten Kreiſen. **Jon Colet** vor Allem, der 1468 geboren, in Frankreich und Italien theologiſche und altklaſſiſche Studien gemacht hatte, hielt in Oxford ohne Honorar öffentliche Vorleſungen für Zuhörer jedes Standes und Alters und benutzte jede Gelegenheit, um ſeinen Landsleuten die Geiſtesſchätze Italiens zu öffnen. 1504 Doctor der Theologie und Decan an der Paulskirche in London, gewann er durch ſeine bibliſchen Homilien allgemeinen Beifall, indeß er zugleich in der Nähe ſeiner Kirche ein großes Gebäude nebſt Wohnhäuſern für zwei Lehrer aufrichten ließ, worin eine dem Knaben Jeſus geweihte Erziehungsanſtalt gegründet ward. Ueber dem Eingange war Jeſus als Lehrer abgebildet; über ihm das Angeſicht Gottes mit der von Erasmus angegebenen Inſchrift: Ipsum audite! Die Schule enthielt eine Vorbereitungs-, eine Unter- und eine Oberklaſſe, welche beiden letzteren nur durch einen Vorhang geſchieden waren. Jedes Zimmer hatte 16 getrennte Plätze in mehreren Stufen hinter einander, daß die Schüler vom Lehrer beſſer überſehen werden konnten; je vorzüglicher der Schüler, deſto höher der Platz. Colet war ein Kämpfer gegen Scholaſtik, wie gegen Mönchs- und Pfaffenthum: mit Kraft und Freimüthigkeit trat er gegen die Mißbräuche der Kirche und Schule auf.

Er sprach es laut aus, daß sich unter allen Umständen in der Ehe mehr Tugend fände, als im Cölibat, und daß die Scholastik nur den Geist in Fesseln schlage, während die heilige Schrift zur sittlichen und wahren bürgerlichen Freiheit führe. Erasmus nennt ihn „praeceptor unice."

Weit wirkender noch als Colet war **Thomas More**, — der Kanzler von England, ausgezeichnet als Gelehrter und als Staatsmann, — durch seine 1516 geschriebene „Utopia". Ein Gegner der scholastischen Philosophie und der lateinischen Literatur, die nur in Poesie und Geschichte etwas geleistet, in der Philosophie aber nichts hervorgebracht habe, neigte er sich zur griechischen Wissenschaft und in dieser besonders zu Platon, mit dem er dem Grundsatze zugethan war, daß die Philosophen Könige oder Rathgeber der Könige sein sollen. Dem gegenwärtigen, an so vielen Gebrechen leidenden Staatswesen stellte er einen vernünftigen Staat gegenüber, der sich auf der Insel Utopia findet. In den jetzigen Staaten — sagt er — werden die Armen durch die Vernachlässigung der sittlichen Erziehung und Belehrung und durch die Begünstigung der Vornehmen, der Mächtigen, des Kriegerstandes zu Dieben gemacht, und dann will man durch strenge Gesetze die Verbrecher ausrotten, die man selbst hervorgerufen hat. „Die Hauptursache des öffentlichen Elends sind die vielen Adeligen, die vielen müßigen Hornisse, die vom Schweiße und von der Arbeit Anderer leben, und die ihre Ländereien von Pächtern bebauen lassen, welche sie schinden und placken, um ihr Einkommen zu erhöhen." „Man zügele den habsüchtigen Egoismus der Reichen; man lasse sie nicht länger wuchern und monopolisiren; es seien hinfort keine Müßiggänger mehr unter euch!" „Rühmet mir nicht eure Justiz: sie ist nur ein Trugbild, so lange ihr den Uebeln, die ich euch bezeichne, nicht abhelft. Ihr martert die Diebe zu Tode: wäre es nicht besser, die Existenz sämmtlicher Glieder der Gesellschaft zu sichern, damit Niemand in die Nothwendigkeit versetzt würde, erstlich zu stehlen und dann eines gewaltsamen Todes zu sterben? Ihr thut nichts, um Millionen von Kindern einer schlechten und entsittlichenden Erziehung zu entreißen. Die Fäulniß steckt unter euren Augen diese jungen Pflanzen an, die zu einem tugendhaften Leben aufblühen konnten, und wenn aus den Kindern Männer geworden sind, so habt ihr für sie die Todesstrafe, sobald sie die Verbrechen begehen, die von der Wiege an in ihrem Herzen keimten." „Es zeugt von Feigheit oder einer falschen Scham, wenn man die Wahrheiten, welche die menschlichen Verkehrtheiten verdammen, verschweigt, unter dem Vorwande, man werde dieselben als abgeschmackte Neuerungen

oder unausführbare Chimären verspotten; denn sonst müßte man ja auch einen Schleier über das Evangelium werfen und den Christen die Lehre Jesu verhehlen." „Wollte ich die Theorien der platonischen Republik, oder die bei den Utopiern jetzt eingeführten Gebräuche anführen, so könnte man glauben, ich käme aus einer andern Welt, weil hier das Eigenthum persönlich ist, während dort Gütergemeinschaft herrscht." „Nun aber bin ich der Ansicht, daß überall, wo es ein Privateigenthum gibt, wo Alles nur nach dem Gelde bemessen wird, die Gerechtigkeit nie Platz finden, die Wohlfahrt des Staates immerdar unerreichbar sein wird." „Die Insel Utopia enthält große und prachtvolle Städte: Sprache, Sitten, Gesetze, Institutionen sind dort ganz die nämlichen. Mitten auf den Feldern befinden sich bequeme, mit allen Ackerwerkzeugen versehene Häuser. Jede der Landwirthschaft obliegende Familie besteht aus mindestens 40 Individuen, Männern, Frauen und Kindern. Jedes Jahr wird ein Theil der Feldarbeiter durch andere, die sich noch nicht in ländlichen Arbeiten versucht haben, abgelöst. Diese werden von jenen unterrichtet. Das folgende Jahr werden sie selbst wieder die Lehrer neuer Ankömmlinge ꝛc. Denn der Ackerbau ist eine Kunst, die alle Bürger der Insel erlernen müssen. Darum wird auch die Theorie in den Schulen vorgetragen, und für die Praxis ist das umliegende Gebiet da. Jene wird zu einem erholenden Studium, diese dient zur Entwicklung der physischen Kräfte. Neben der Landwirthschaft lernt Jeder eine besondere Industrie." „Uebrigens brauchen die Utopier nicht gleich Lastthieren zu arbeiten. Nur 6 Stunden werden in Utopien täglich auf materielle Arbeiten verwendet. Die übrige Zeit ist geistigen Arbeiten und der Erholung gewidmet. So finden z. B. an jedem Morgen öffentliche Vorlesungen statt, wobei Jedermann zugelassen ist. Die Abendzeit dient zur Erholung: des Sommers versammelt man sich in den Gärten, Winters in den gemeinschaftlichen Sälen, wo die Mahlzeiten eingenommen werden und wo Musik, Gespräche und Vorträge mit einander abwechseln." „Die Regierung in Utopien besteht aus einem auf Lebenszeit ernannten, aber absetzbaren Fürsten, sowie aus einem Senat und aus volksthümlichen Beamten. Diese Regierung dehnt ihre Sorgfalt über sämmtliche Bürger aus: das Verdienst erhält seinen Lohn, und zugleich ist der Nationalreichthum so gleich vertheilt, daß Jeder alle Bequemlichkeiten des Lebens im Ueberfluß hat. Die Hauptmahlzeit, welche Abends eingenommen wird, ist reich an sinnenreizenden Genüssen; die Utopier verschmähen Wohlgerüche und dergleichen nicht, weil sie jede Art von Sinnengenuß, woraus kein Uebel entspringt, für vollkommen erlaubt

halten. Die noch nicht heirathsfähigen Jünglinge und Mädchen warten bei Tische auf. Die Ammen und ihre Säuglinge haben besondere, geheizte Säle, wo sich stets reines Wasser und Wiegen vorfinden, so daß sie ihre Kinder schlafen legen, ein- und aufwickeln und beim Feuer spielen lassen können. Jeder Mutter liegt, Krankheitsfälle ausgenommen, die Säugung des Kindes ob. In der Ammenstube befinden sich auch die Kinder, die noch nicht fünf Jahre alt sind. Vom fünften Jahre ab wird das Kind unterrichtet. Alle sollen Unterricht genießen, wie alle Bürger Ackerbau treiben sollen, woneben sie stets eine reichliche Zeit der Muße den Wissenschaften, besonders den Naturwissenschaften, die uns zur Bewunderung des göttlichen Werkmeisters der Natur anleiten, widmen müssen. Doch sollen nicht alle Gelehrte werden, weil sie nicht dazu passen, auch die Beschäftigung mit den gewöhnlichen Arbeiten den Wissenschaftsmännern zu viel Zeit rauben würde. Deswegen müssen die Vorsteher der Gemeinden durch geheime Abstimmungen die Fähigsten aus der Jugend auswählen, daß sie ihnen Muße gewähren und sie zu den Wissenschaften erziehen lassen. Diese Wahl ist jedoch nicht untrüglich, und bei welchen die Erziehung zu den Wissenschaften mißglückt, die werden alsdann wieder zu den Handarbeitern herabgesetzt. Nicht selten geschieht es aber auch, daß ein Handarbeiter durch ungewöhnlichen Fleiß in seinen Mußestunden zum Stande der Gelehrten sich aufschwingt. Aus dem Stande der Gelehrten werden die Obrigkeiten, die Priester und der König gewählt. Den Gelehrten kommt es zu, die Ordnung im Staate zu bewahren und das Beste des Gemeindewesens auch nach Außen zu vertreten. Für den wahren Zweck des Lebens halten sie die Glückseligkeit, die auf der ehrbaren und guten Lust beruht. Die Tugend selbst führt uns zur Glückseligkeit an, denn sie ermahnt uns der Natur zu folgen, und die Befriedigung der Natur führt die Lust mit sich. In der Religion üben die Utopier die ausgedehnteste Toleranz. Nicht viele Priester sind nöthig; aber doch bedürfen sie derselben für die Feier des Gottesdienstes und besonders für die Erziehung des Volkes. Bei ihrem Gottesdienste ist kein Bild Gottes zur Verehrung ausgestellt, damit es Jedem frei sei, unter welcher Form er Gott nach seiner Religion sich denken möge. Auch wird da nichts gehört, was nicht für alle religiösen Secten paßte, welche doch alle auf verschiedenen Wegen dasselbe Ziel verfolgen, — die Verehrung der göttlichen Natur, welche sie mit dem Namen Mithras bezeichnen. Verehrung der Gestirne und ausgezeichneter Menschen lassen sie zu. An die Unsterblichkeit der Seele glauben sie, auch wohl an die Unsterblichkeit der thierischen Seele; die Verständigeren jedoch verehren nur Einen

Gott, deſſen Gedanke die Faſſungskraft des menſchlichen Geiſtes überſteigt, und ſchreiben ihm Anfang und Ende der Welt zu, glauben auch allein der menſchlichen Seele die höchſte Seligkeit verſprechen zu dürfen und halten deshalb den Tod für kein Uebel. — Thomas Morus hat mit ſeiner utopiſchen Schilderung eines idealen Gemeinweſens die wunden Stellen in dem Staate und in der Wiſſenſchaft der Wirklichkeit dargelegt, ohne aber die Vernunft, die auch in dieſer Wirklichkeit energirt, zu erkennen und ohne mit ſeinem Ideale, das den mittelalterlichen Mönchsorden nicht unähnlich und nur unpraktiſcher als dieſe iſt, an das wirkliche Leben heranzureichen und auf daſſelbe umgeſtaltend wirken zu können. Gleich den italieniſchen Platonikern kämpft auch More gegen den todten Scholaſticismus, ohne jedoch mit ſeiner Theoſophie mehr als das Gegenbild deſſelben zu ſein. Aber dennoch iſt er ein Fortſchritt für ſeine Zeit. Nicht allein — wie Ritter ſagt — daß der Platonismus der ariſtoteliſchen Philoſophie eine andere Anſicht der Dinge an die Seite ſetzte und dadurch den Geſichtskreis für die philoſophiſche Unterſuchung erweiterte, nicht allein, daß er eine geſchmackvolle Darſtellung beförderte und von der Barbarei der ſcholaſtiſchen Lehrweiſe abwandte; auch das iſt an ihm lobenswerth, daß er aus dem beſchränkten Standpunkte einer Theologie herauszog, welche faſt nur das Chriſtliche achtete, wie in einem veralteten Vorurtheil, ohne es einer ernſtlichen Vergleichung mit anderen Religionen und mit unſerer Stellung zur Natur zu unterwerfen, daß er nicht allein das Uebernatürliche ſchätzte, ſondern auch der Unterſuchung der Natur ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte, um in ihr die Offenbarungen Gottes zu erforſchen. —

In

Frankreich

hatte bereits **Gerſon**, Doktor der Theologie und Kanzler der Univerſität zu Paris, mit ſeltener Gelehrſamkeit ausgerüſtet, mit Muth und Kraft Päpſten und Fürſten gegenüber Vertreter der chriſtlichen Wahrheit, auf dem Concil zu Koſtnitz mit Energie die Reformation an Haupt und Gliedern, aber im Frieden anſtrebend, und von dort mit dem Blute von Huß befleckt weggehend — die Scholaſtik in den Hafen der Myſtik zu retten geſucht und Philoſophie, Ethik und Pädagogik zum Gegenſtande ſeines eifrigen Studiums gemacht. Die einfache menſchliche Seele ſcheidet er, des Verſtändniſſes wegen, in eine erkennende, eine begehrende und eine empfindende Kraft. Jeder dieſer Kräfte ſind drei beſondere

Vermögen gegeben: der erkennenden die reine Intelligenz, welche die ewigen Wahrheiten von Gott unmittelbar empfängt, — der begreifende, urtheilende, schließende Verstand, — und die Sinnerkenntnisse, in deren Gebiet Gedächtniß und Phantasie gehören. Damit parallel gehen die affektiven Vermögen: das von Gott verliehene Vermögen des Guten, das in Wille, Freiheit, Begierde wirksame vom Verstande, und das von den Sinnen bewegte Begehrungsvermögen. Jeder dieser Anlagen entspricht eine Thätigkeit im Gebiet der Erkenntniß: das unwillkürliche, hin und her zerstreute Denken, und das durch angestrengte Beherrschung der Gedanken erreichbare Meditiren d. i. die bewußte Richtung der Seele auf ein bestimmtes Ziel. Die Thätigkeiten des affektiven Vermögens sind Dem entsprechend: Begierde, demüthige Zerknirschung und Liebe. Die Liebe hat drei Qualitäten: sie reißt das Herz zu dem Geliebten hin, sie vereinigt dasselbe mit ihm und gibt in ihm selige Ruhe. — In dem Traktat de parvulis trahendis ad Christum weist Gerson nach, wie nothwendig es sei, die Kinder zu Christus zu führen. Das Beste — sagt er — ist Gott darzubringen; die empfänglichen Gemüther der Kinder aber sind besser, als die Hefen traurigen und siechen Greisenalters; sie sind die neuen Schläuche für den besten Wein; das zarte Reis läßt sich biegen, nicht aber der alte Stamm. Aergere darum Keines dieser Geringsten. Sie werden geärgert in Wort und That, direkt und indirekt, durch Die, welche ihre Führung zu Christus hindern, durch nachlässige Aeltern und durch Verführer, die erst an ihren Spuren erkannt werden, und deren Spuren sind: das Zertreten der schönsten Blumen, Ausreißen heilsamer Pflanzen, zu denen selbst der Gärtner selten tritt, damit sie keinen Schaden nehmen. Der Lehrer Pflicht ist, Kinder, an Liebe und Sanftmuth, zu werden für die Kinder; und löblich ist der Eifer Derer, welche die Kinder von allen Irrwegen weg auf den Weg zu Christus zurück zu führen streben. — Diese Mahnungen Gerson's stehen im innigen Zusammenhange mit seinem eigenen Thun. Den Studenten im Colleg von Navarra gab er eine bestimmte Studienordnung und mahnte, vorzüglich Einen Autor zu erwählen, der Jedem nach Lehre und Charakter am meisten zusage, und in diesen dann sich hinein zu leben und an ihm sich zu bilden. In Wort und Schrift warnte er vor den geheimen Sünden der Jugend und bekämpfte er den Bilderverkauf an den Kirchenthüren. Er suchte das Leben in der Welt zu heiligen, bestritt, daß nur im Kloster die Vollkommenheit sittlichen Lebens zu finden sei und gab populäre Traktate in französischer Sprache heraus. Mit klassischer Gelehrsamkeit erfüllt, förderte er das Studium des klassischen Alterthums.

Nicolaus von Clemangis hielt dann um 1430 Vorleſungen über die rhetoriſchen Werke des Cicero und Ariſtoteles, ſowie über die beſten alten Dichter. Die klaſſiſchen Studien empfingen jedoch erſt einen feſten Mittelpunkt, als **Gregorius Tiferuas** um 1458 die griechiſche Sprache gegen ein von der Univerſität Paris ihm ausgeſetztes Gehalt lehrte. Ihm folgte **Georg Hieronymus** um 1473, **Philipp Beroaldus** um 1480, **Hieronymus Balbus** um 1489 und **Hieronymus Alexander**, — Männer, welche die höchſten Kreiſe der Geſellſchaft für ihre Studien zu gewinnen wußten und in ihren Schulen die Jugend für das klaſſiſche Alterthum entflammten. Dieſe Schulen zeugten die größten Gelehrten, namentlich auch Robert und Heinrich Stephanus. **Robert Stephanus**, geboren zu Paris 1503, war der Höhepunkt unter den Humaniſten in Frankreich. Er beſaß die gründlichſte Kenntniß im Lateiniſchen, Griechiſchen und Hebräiſchen. Er beſorgte eine Ausgabe des neuen Teſtaments, welche alle früheren an Correctheit übertraf, ließ aus ſeiner 1526 errichteten Druckerei neue Ausgaben griechiſcher und römiſcher Klaſſiker hervorgehen, die er größtentheils ſelbſt mit Noten und Vorreden bereicherte, gab 1534 ſeinen Thesaurus linguae latinae heraus und ging 1552 nach Genf, weil er in Frankreich wegen ſeiner Bibelausgabe von den Doktoren der Sarbonne verdächtigt und verfolgt ward. In Stephanus ganzem Hauſe war Keiner, der nicht geläufig Lateiniſch geſprochen hätte, da ſeine Gemahlin, Petronella, ſo gut Lateiniſch verſtand, daß ſie ihre Kinder und Dienſtboten darin unterrichtete. — Nicht minder berühmt als Robert, war ſein Sohn **Heinrich Stephanus**, geboren 1528 — lebhaften Geiſtes, ein Liebhaber von Scherz und Spott, kundig des Lateiniſchen, beſonders auch des Griechiſchen und der mathematiſchen Wiſſenſchaften, in Italien ein Aufſpürer alter Klaſſiker und mit ſeinen Ausgaben, wenn auch an Schönheit, ſo doch an Gehalt und Correctheit, denen ſeines Vaters nicht nachſtehend. Seine griechiſchen und römiſchen Klaſſiker haben faſt allen ſpäteren Ausgaben zur Grundlage gedient. Unter ihnen zeichnen ſich beſonders aus: Poetae graeci, principis heroici carminis 1566; Pindari et caeterorum octo lyricorum carmina 1560; Sammlung philoſophiſcher Gedichte 1573; die Sammlungen der griechiſchen Rhetoren 1567, der griechiſchen und römiſchen Geſchichtsſchreiber 1568, der griechiſchen Redner 1575; die Ausgaben des Xenophon, Thukydides, Herodot, Sophokles, Aeſchylos ꝛc. Sein Thesaurus linguae graecae erſchien 1572. —

Die Humaniſten übten in Frankreich auf die Schulen nur geringen Einfluß aus und förderten das franzöſiſche Unterrichtsweſen nur

in geringem Maße. Die ſtarre Macht des Romanismus hielt das Princip des Selberſuchens und Selberdenkens mit despotiſcher Gewalt nieder. Der Einfluß des Humanismus auf das Unterrichtsweſen beſchränkte ſich auf Aufhebung des allerſtarrſten Silbendienſtes in Grammatik und Auctoren. Alle weitere freie Bewegung wurde in der Schule wie im Staate und in der Kirche bekämpft, und die Gegner der ſcholaſtiſchen Philoſophie und der päpſtlichen Traditionen wurden mit unverſöhnlichem Haß verfolgt. —

In

Spanien

erbleichten die Lichtſtrahlen der Bildung und Erziehung, welche die Araber über das Land geworfen hatten, mit dem Untergange derſelben. Das Mittel zur Hebung der königlichen Macht, das Inquiſitionsgericht, das benutzt ward, ſich jedes Verdächtigen zu entledigen, ſobald ſich nur ein bezahlter Schurke fand, ihn der Ketzerei anzuklagen, und in deſſen Kerker oder auf deſſen Holzſtöße der leiſeſte Verdacht führen konnte, indem dem Angeklagten durch die furchtbarſten Folterqualen Geſtändniſſe abgepreßt wurden, wie man ſie wünſchte, gleichviel ob ihnen Wahrheit zu Grunde lag oder nicht, — drückte die Geiſter nieder und ließ ſie weder in der Wiſſenſchaft noch in den Schulen aufathmen. Und dennoch faßten trotz dieſes ſchauderhaften Bundes, — des ſchauderhafteſten, den je Kirche und Staat mit einander geſchloſſen haben, auch hier unter der Aegis des Kardinal Ximenes die klaſſiſchen Studien, welche in **Portugal** durch Heinrich Cayada (Ermigius), einen Schüler des Poliziano, vertreten waren, feſten Fuß, beſonders ſeitdem die Univerſität Valencia (1500) mit ſechs Lehrſtühlen für die lateiniſche und zwei Lehrſtühlen für die griechiſche Sprache gegründet war. Zugleich traten, aufgewachſen unter den weitgreifenden politiſchen Bewegungen, Männer auf, die fern vom Scholaſticismus aus dem großen Buche der Natur ihre Weisheit ſchöpften, von der Natur aus auch den Menſchen betrachteten und daher für die Erziehung neue Grundlinien zogen. Der erſte dieſer Männer war **Raimund von Sabunde.** Er lehrte in Toulouſe Theologie, Medizin und Philoſophie, — berühmt durch ſeine natürliche Theologie, die 1436 vollendet ward. Ihm war die Selbſterkenntniß das Princip alles Wiſſens. „Der Menſch hat kein gewiſſeres Zeugniß als ſich ſelbſt, ſeine Erfahrung, beſonders ſeine innere, und es geht keine Autorität weder der heiligen Schrift noch anderer Lehren

der natürlichen Wissenschaft des Menschen von sich selbst voraus, vielmehr muß das Ansehen der heiligen Schrift durch die Erfahrung des Menschen bestätigt werden." Zwei Bücher sind von Gott dem Menschen gegeben zum Unterricht, dessen seine Fähigkeit zu erkennen bedarf, das Buch der Natur und die Bibel: das erste Buch zuerst, denn jedes Geschöpf ist ein Buchstabe in der Schöpfung von der Hand Gottes geschrieben; das andere Buch erst später, weil der Mensch durch die Sünde geblendet, das erste nicht mehr lesen konnte. Von demselben Urheber herrührend, können beide Schriften nur mit einander übereinstimmen. Das Buch der Natur ist unverfälschbar, unzerstörbar und gleicher Natur mit uns. Der Mensch ist in dieser Schrift der Hauptbuchstabe. Die Natur ist eine stetige Folge an einander sich anschließender Stufen der Dinge; diese Natur weist den Menschen auf sich selbst hin, weil er als die Spitze der Natur alle Stufen derselben in sich vereint. Die Selbsterkenntniß führt zu Gott, welcher der Grund von Allem ist und welchem der Mensch wie die Natur angehört. — Raimund sieht die Erkenntniß als die Grundlage des Glaubens an, und trotz seiner Hingebung an die Lehren der heiligen Schrift entschlägt er sich doch in seinen Untersuchungen ihrer Autorität und hält er die Natur für genügend, uns zu belehren.

Ludwig Vives, 1492 zu Valencia geboren, zeichnete sich durch vorzügliche Geistesgaben und besonderen Fleiß so aus, daß Th. More, als derselbe in England war, von ihm sagt, daß er lange nach Inhalt und Form nicht so Vortreffliches gesehen habe, als dessen Schriften, der schon, noch so jung, den Kreis der Encyklopädie vollständig durchmessen habe. Nachdem er sich in Spanien in den Schulwissenschaften gebildet hatte, ging er nach Paris, um dort seine Studien fortzusetzen, wandte sich aber bald von der Scholastik weg dem klassischen Alterthum zu und verfolgte dasselbe weiter und tiefer zu Löwen. Hierauf Hauslehrer bei dem nachmaligen Kardinal und Erzbischof zu Toledo, Wilhelm de Crey, dedicirte er seinen Commentar über Augustins de civitate dei Heinrich VIII. und ward darauf zum Lehrer im Lateinischen und in den Schulwissenschaften für dessen Tochter bestimmt. In Oxford erhielt er die juristische Doktorwürde. Nachher schmachtete er als freisinniger Tadler der Scheidung des Königs von seiner Gemahlin Katharina im Kerker und starb in Brügge 1540. Er verfaßte neben mehreren Erklärungen und Uebersetzungen griechischer und römischer Klassiker mehrere Abhandlungen über die Pädagogik: de ratione studenti; de ratione studii puerilis; exercitationes animi in deum etc.: — Schriften, welche libelli aureoli genannt wurden und in denen er als Erziehungsgrund-

sätze aufstellt: „Die Hauptbedingungen der Bildung sind Frömmigkeit, Fleiß, Folgsamkeit gegen Aeltern und Lehrer als die zweiten Väter, Gedächtniß-, Schreib- und Sprechübungen." Von der Erziehung hängt das ganze Leben ab. Darum gewöhne man die Kinder von Jugend auf, sich wahre Begriffe von den Dingen zu bilden, die mit den Jahren wachsen. Man wähle die beste Lebensweise; die Gewohnheit macht sie zur angenehmsten. Die Lehre der Alten: Erkenne Dich selbst! ist und bleibt auch für die Jugend der erste Schritt auf der Bahn der Weisheit. Für den Körper soll dahin Sorge getragen werden, daß er nicht Herr oder Mitgenosse sei, sondern Diener. Je größere Sorgfalt für ihn, desto größere Vernachlässigung des Geistes! Auch ist es eine verderbliche Meinung, daß man die Kinder mit dem Guten und Bösen bekannt machen solle, damit sie ersteres wählen, letzteres meiden: viel besser ist es, wenn sie das Böse weder thun noch kennen! Auch darin wird gefehlt, daß man ihnen oft die rechte Erkenntniß vorzuenthalten sucht. Anstößige Schriften dürfen nicht vor die Augen der Jugend kommen, damit der Seele nichts Arges anhänge. Die Klassiker sind die beste Quelle der Geistesbildung. Vorzüglich wichtig ist unter den Griechen Isokrates, unter den Römern Terenz, Cicero, Tacitus, Virgil, Horaz. Der Schüler lege sich dabei ein Collectaneenbuch an und führe es sorgfältig. Die beste Redeübung ist fleißiges Schreiben. Wie auf die Erziehung der Knaben, so muß auch auf die der Mädchen besondere Sorgfalt gewandt werden: auch sie muß mit dem ersten Genusse der Muttermilch beginnen; die Töchter der höheren Stände sollen lateinische Grammatik und Sprache studiren. — Vives gehörte zu den ausgezeichnetsten Pädagogen seiner Zeit. —

Nicht unmittelbar so tief, aber genialer noch griff **Johann Huart** in die Wissenschaft seiner Zeit ein. Um 1520 geboren und zu Alcala de Henares und in Salamanca besonders der Arzneiwissenschaft beflissen, gab er 1566 sein Werk „die Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften" heraus, — das Produkt eines muthigen Pferdes, „das niemals mehr Feuer aus den Steinen schlägt, als wenn es stolpert." Das Buch ruht auf folgenden Grundsätzen: Von allen verschiedenen Gattungen des Genies, die unter dem menschlichen Geschlechte statthaben können, kannst Du nur eine einzige vorzüglich besitzen; die Natur müßte denn zur Zeit, als sie Dich bildete, sehr stark gewesen sein und alle ihre Kräfte zusammengenommen und Dir deren zwei oder drei gegeben haben, oder sie müßte ganz und gar ohnmächtig gewesen sein, daß sie Dich dumm und von allen Arten des Genies entblößt gelassen hätte.

Einer jeden Gattung des Genies aber ist nur eine einzige Wissenschaft vorzüglich gemäß, so daß, wenn Du nicht gleich diejenige wählst, welche sich zu Deiner natürlichen Fähigkeit schickt, Du es zu nichts bringen wirst, wenn Du auch Tag und Nacht studirtest. Wenn Du nun entdeckt hast, welche Wissenschaft Deinem Genie am gemäßesten ist, so ist noch die Schwierigkeit, auszumachen, ob sich Deine Fähigkeit mehr zur Theorie, als zur Ausübung dieser Wissenschaft schickt; denn diese zwei sind in allen Theilen der Gelehrsamkeit so entgegen und erfordern so verschiedene Genies, daß eins das andere schwächt, als ob sie von ganz widriger Natur wären. Und selbst von den übernatürlichen Gnadengaben theilte Gott, der Natur des Menschen gemäß, Jedem nicht mehr als eine im hohen Grade mit. Es sind mancherlei Gaben aber es ist Ein Geist, und Einem wird gegeben durch den Geist von der Wahrheit zu reden, dem Andern von der Erkenntniß. Diese Eintheilung der Wissenschaften beobachtet Gott ohne Zweifel nach Maßgebung des Genies und der natürlichen Fähigkeit, weil auch im Gleichniß die Centner einem Jeden nach seinem Vermögen zugetheilt wurden. Es ist daher ein großer Irrthum, wenn man glaubt, diese übernatürlichen Gnadengaben erforderten, ehe sie mitgetheilt würden, keine gewissen Eigenschaften des Subjekts. Denn als Gott den Adam und die Eva bildete, hat er unwidersprechlich, ehe er ihnen die Weisheit beilegte, erst ihr Gehirn so organisirt, daß es derselben fähig sein und der vernünftigen Seele ein bequemes Werkzeug zum Schließen und Ueberlegen werden konnte.

Wenn nun — so die Folge aus diesen Grundsätzen — ein Knabe nicht die Fähigkeit besitzt, welche zu der Wissenschaft, der er sich widmet, erfordert wird; so ist Alles vergebens, auch wenn er die besten Lehrmeister hört, viele Bücher besitzt und seine ganze Lebenszeit über dem Studium zubringt. Ehe er also zu studiren anfängt, muß man seine Seelenkräfte erforschen, sehen, welche Wissenschaft mit seiner Fähigkeit übereinkommt, und ihn nur diese und keine andere lernen lassen. Doch darf man daneben nicht vergessen, daß, wie schon Hippokrates gesagt hat, das Genie des Menschen sich zur Wissenschaft eben so verhält, wie die Erde zum Samen: obgleich die Erde von sich selbst fruchtbar ist, so muß man sie doch bebauen und untersuchen, zu welcher Art des Samens sich ihre natürliche Beschaffenheit am Besten schickt, weil nicht jede Erde ohne Unterschied jeden Samen fortbringen kann. In dieser Erde geräth der Weizen besser als die Gerste, in jener die Gerste besser als der Weizen. Und selbst mit diesen Unterscheidungen ist ein guter Landmann noch nicht zufrieden. Nachdem er das Feld zur rechten

Zeit bestellt hat, wartet er auf die bequemste Zeit zum Säen, und wenn die Saat endlich aufgeschossen, so gätet er sie, damit sie ohne Verhinderung des Unkrauts zur Reife kommen und die erwünschten Früchte tragen kann. Aus derselben Ursache muß man, sobald man weiß, zu welcher Wissenschaft der Knabe die meiste Geschicklichkeit hat, sie ihn sogleich von Kindheit an lernen lassen, denn diese, sagt Aristoteles, ist die allergeschickteste Zeit zum Lernen. Wer z. B. Lateinisch lernen will, der muß sogleich in der Kindheit anfangen; denn wenn er warten will, bis der Körper zu seiner Reife und Vollkommenheit gelangt ist, deren er fähig ist, so wird er nimmermehr damit zu Stande kommen. In dem zweiten Alter, der Jugend, muß er zur Vernunftlehre schreiten, weil alsdann der Verstand sich zu entwickeln anfängt, für welchen die Vernunftlehre eben Das ist, was Stricke in Ansehung des wilden Maulesels sind, die man ihm an die vorderen und hinteren Füße legt und durch die er, wenn er einige Tage in ihnen gegangen ist, gesetzt und anständig gehen lernt. Mit zunehmender Jugend kann man sodann alle übrigen Wissenschaften erlernen, welche von dem Verstande abhängen, weil er von nun ab entwickelt genug ist. Um aber diese Wissenschaften zu lernen, muß der Jüngling das väterliche Haus verlassen, weil die Schmeicheleien, die ihm Mutter, Geschwister, Anverwandte und Freunde, welche mit ihm nicht einerlei Wissenschaft treiben, erzeugen, kein geringes Hinderniß in seinem Studium sind, vorausgesetzt, daß er Genie hat, denn wenn ihm dieses fehlt, so wird ein Vieh nach Rom reisen und ein Vieh wieder nach Hause kommen. An seinem Studienorte muß er sich dann solchen Lehrmeister aussuchen, welcher Deutlichkeit und Ordnung in seinem Vortrage verbindet, und dessen Lehre brauchbar, gründlich und keine sophistische Grübelei ist, denn Alles, was der Schüler thut, so lange er Schüler ist, besteht darin, daß er glaubt, was ihm der Lehrer sagt, weil ihm die Kraft fehlt, das Gehörte zu beurtheilen und das Falsche vom Wahren zu unterscheiden. Endlich noch muß er die Wissenschaft mit Ordnung treiben, von den Grundsätzen anfangen und Schritt vor Schritt bis zum Ende fortgehen, nichts hören, was schon Etwas, das man noch nicht gehört hat, voraussetzt. Ich habe es deshalb stets für einen Fehler gehalten, viele Vorlesungen von verschiedenen Materien zugleich zu hören und sie zu Hause alle mit einander zugleich zu wiederholen. Es verursacht in dem Kopfe allzu große Verwirrung, daß der Mensch hernach bei Ausübung Dessen, was er gelernt hat, die Regeln der Kunst weder zu brauchen noch am rechten Orte anzuwenden weiß. Es ist viel besser, daß man *Eins nach dem Andern und Jedes nach der natürlichen Ordnung der Zu-*

sammensetzung erlernt: denn wie man eine Sache erlernt, so behält man sie auch. Dieses ist besonders bei Denen in Acht zu nehmen, die von Natur einen verwirrten Kopf haben, dem man dadurch leicht abhilft, daß sie jede Materie besonders hören und keine andere früher anfangen, als bis sie die vorhergehende begriffen haben. Wenn der Studirende dann alle Zeit auf seine Wissenschaft verwendet und die Zeit abwartet, bis Das, was er gelernt hat, in ihm feste Wurzel schlägt, so wird er ein großer Gelehrter werden. Denn wie sich der Leib nicht davon erhält, was er an einem Tage ißt oder trinkt, sondern von Dem, was der Magen verdaut und in Säfte verwandelt; so wird auch unser Verstand nicht davon stark, was wir in weniger Zeit lesen, sondern von Dem, was wir nach und nach begreifen und, so zu sagen, wiederkäuen. Der Verstand hat seinen Anfang, sein Wachsthum, seine höchste Staffel und sein Abnehmen so gut, als der Mensch, und alle übrigen Thiere und Pflanzen. Sein Anfang ist in der Kindheit; sein Wachsthum in der Jugend; seine höchste Staffel in den männlichen Jahren; sein Abnehmen in dem Alter. Wer also zu wissen verlangt, wann sein Verstand die Stärke erlangt habe, deren er überhaupt fähig ist, der wisse, daß dieses ungefähr zwischen dem 33. und 50. Jahre ist. In diesem Zeitalter kann man großen Schriftstellern sicher glauben, wenn sie etwa vorher anderer Meinung gewesen sein sollten. Das Bücherschreiben überhaupt sollte man erst in diesem Zeitalter und weder früher noch später anfangen, wenn man nicht der Gefahr zu widerrufen oder seine Meinung zu ändern ausgesetzt sein will. Doch sind die Alter der Menschen nicht durchgängig bei allen von einerlei Beschaffenheit. Bei Einigen endet sich die Kindheit im 12., bei Anderen im 14., bei noch Anderen im 16. Lebensjahre. Bei Letzteren dauert jedes Alter weit länger, weil ihre Jugend beinahe auf das 40. und ihre männlichen Tage auf das 60. Jahr reichen, wozu noch 20 Jahre für ihr Alter kommen, so daß sie ihr Leben auf Achtzig bringen, was das Ziel der stärksten Naturen ist. Die Ersteren aber, deren Kindheit sich mit dem 12. Jahre schließt, haben gewöhnlich ein weit kürzeres Leben; sie fangen zeitig an, ihre Vernunft zu gebrauchen; der Bart schießt ihnen zeitiger hervor, und zeitiger verliert sich ihre Einbildungskraft.

Alles Das ist bei dem Fortgange eines jungen Mannes in den Wissenschaften zu beachten; das Meiste jedoch kommt immer auf das Genie an. Haben wir nicht Beispiele, daß Menschen, welche Genie hatten, ob sie gleich erst nach ihrer Jugend zu studiren anfingen, ob sie gleich schlechte Lehrer hörten, ob sie gleich nicht aus dem Vater-

orte kamen und in ihrem Fleiße sehr unordentlich waren, in weniger Zeit große Gelehrte geworden sind? Aus diesem Grunde fordert schon Galenus, jede wohlgeordnete Republik solle gewisse verständige und gelehrte Männer unterhalten, welche jedes Menschen Genie und natürliche Wirksamkeit in der zartesten Jugend erforschten, damit Jeder diejenige Kunst erlerne, zu welcher er bestimmt ist; — derselbe Mann, der bewies, daß die Eigenschaften der Seele von dem Temperamente des mit ihr verbundenen Körpers abhängen und daß nach Beschaffenheit der Wärme, Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit des Landes, nach Beschaffenheit der Speisen, des Wassers und der Luft die Menschen bald dumm bald klug, bald tapfer bald feige, bald grausam bald barmherzig, bald zurückhaltend bald offenherzig, bald lügenhaft bald aufrichtig, bald verrätherisch bald treu, bald geizig bald freigebig, bald verschämt bald unverschämt, bald schwer bald leicht zu überreden wären. Das Gehirn ist das Werkzeug des Menschen, welches die Natur bestimmt hat, ihn verständig und fähig zu machen. Das Gehirn nun muß eine gute Struktur haben, seine Theile müssen wohl verbunden sein, weder Wärme darf die Kälte, noch Feuchtigkeit die Trockenheit in ihm übersteigen, und es muß seiner Substanz nach aus den zartesten und feinsten Theilen zusammengesetzt sein, wenn die vernünftige Seele zu den Verrichtungen des Verstandes und der Klugheit geschickt sein soll. Zum guten Baue des Gehirns gehört wesentlich die gute Figur, die Galenus aus der äußeren Gestalt des Kopfes schließt, denn wenn der Knabe eine sehr platte Stirn hat und der hintere Theil des Hauptes sehr abschießend ist, so ist es ein Zeichen, daß er nicht sehr geschickt und fähig ist. Auch kann der Mann der Wissenschaft nicht eine geringe Menge Gehirn haben, und ein kleiner Kopf ist immer ein Fehler an einem Menschen, obschon auch ein großer Kopf ein schlechtes Merkmal sein kann, wenn er nämlich nur aus vieler unzugerichteter Masse besteht, und nichts ist der Seele hinderlicher, als ein Körper von allzustarken Knochen und von allzu viel Fleisch und Fett. Daneben müssen die Theile des Gehirnes eine gewisse Art der Festigkeit haben und nicht von einander gesondert sein; daher kommt es, daß Einige, wie die Erfahrung gelehrt hat, durch Verwundungen des Kopfes das Gedächtniß, Andere den Verstand, noch Andere die Einbildungskraft verloren haben. Aus der gemäßigten Temperatur endlich und aus der Zartheit seiner Theile folgt die Scharfsinnigkeit des Verstandes: ein langsamer Ver-

stand zeigt an, daß das Gehirn aus grober Substanz besteht. Die Trockenheit macht den Menschen geschickt, die Feuchtigkeit dumm und unverständig: Klugheit und Stärke des Geistes entstehen aus der Galle; die Dummheit und Einfalt aus dem Blute; das Phlegma aber kann die Seele zu nichts brauchen, als zum Schlafen. Aus der Wärme entsteht die Einbildungskraft, wofür Beweis ist, daß Wahnwitz, Schwermuth und Raserei hitzige Krankheiten des Gehirnes sind; die Kälte hingegen ist zu den Wirkungen der vernünftigen Seele gänzlich ungeschickt. Aus dem Vorwiegen einer dieser Hauptbeschaffenheiten und aus der verschiedenen Verbindung, in der die eine mit den anderen steht, entstehen die Verschiedenheiten des Genies: — drei Verschiedenheiten des Verstandes: Urtheilen, Unterscheiden und Erwählen, — drei verschiedene Gedächtnisse, das eine begreift schnell und vergißt sogleich wieder, das andere begreift schwer und behält lange, das dritte ist eben so schnell im Begreifen als langsam im Vergessen, — neun verschiedene Grade der Einbildungskraft. Mit dem Gedächtniß werden Sprachkunst, theoretische Rechtsgelehrsamkeit, positive Theologie, Erdbeschreibung und Rechenkunst erlangt. Die Künste und Wissenschaften, die von dem Verstand abhängen, sind: die scholastische Theologie, die theoretische Medizin, die Dialektik, die natürliche und moralische Philosophie und die Advocatur. Aus der guten Einbildungskraft endlich entspringen alle Künste und Wissenschaften, welche Bilder, Gleichheiten, Harmonie und Verhältnisse zu Gegenständen haben: die Dichtkunst, die Beredtsamkeit, die Baukunst, die Homili, die ausübende Medizin, die Mathematik, die Astrologie, die Regierungskunst, die Kriegswissenschaft, das Malen, Zeichnen, Schreiben und Lesen. Gleichfalls hängt es von der Einbildungskraft ab, daß der Mensch artig, höflich, aufgeräumt, scharfsinnig ist, daß er Ränke und Kunststücke erfindet, daß er jene Gabe besitzt, welche der Pöbel so sehr bewundert, nämlich vier Schreibern auf ein Mal vier verschiedene Materien in die Feder zu sagen und sich in keiner zu verwirren. Es wird demnach der Knabe, der mit einer besonderen Fähigkeit zur Dichtkunst geboren wird, in der Regel es in der lateinischen Sprache, der Dialektik, der Weltweisheit, der Medizin, der scholastischen Theologie, überhaupt in allen Wissenschaften, die vom Verstande und vom Gedächtniß abhängen, nicht weit bringen, und umgekehrt. Die aufgeräumten und spöttischen Köpfe werden selten große Sprachkünstler, große scholastische Theologen ꝛc.; große scholastische Theologen waren selten gute Stilisten ꝛc. Bei denjenigen Schülern, welche die Vorle-

ſungen ihrer Lehrer unfehlbar faſſen und ſie ohne Anſtoß herſagen können, rechne ſelten auf großen Verſtand. Wenn man erkennen will, ob es einem Menſchen an Verſtande fehle, ſo kann man kein ſichereres Kennzeichen haben, als das, daß er hochmüthig, aufgeblaſen, vermeſſen, ehrbegierig, ſchwierig und voller Ceremonien iſt, denn alle dieſe Eigenſchaften entſtehen aus derjenigen Art der Einbildungskraft, welche nicht mehr als einen Grad Wärme erfordert, der ſich mit der vielen Feuchtigkeit, die zu einem Gedächtniß nöthig iſt, ſehr wohl vertragen kann, weil er bei weitem nicht ſtark genug iſt, ſie zu vertrocknen. Das Gegentheil hingegen, wenn ein Menſch von Natur demüthig, wenn er nichts Beſonderes aus ſich und ſeinen Sachen macht, wenn er ſich nicht allein nicht ſelber lobt, ſondern ſogar die Lobeserhebungen, die ihm Andere ertheilen, übel nimmt und durch die Ehrenbezeugungen, die ihm geſchehen, beleidigt wird: das iſt ein Merkmal, daß er einen ſehr großen Verſtand, ſehr wenig Einbildungskraft und wenig Gedächtniß haben muß.

Das Werk Huarts „Examen de Ingenios para las sciencias" iſt, ſoviel Einſeitigkeiten und falſche Schlüſſe es auch enthalten mag, eine großartige Erſcheinung in der Literatur, — bei ſeinem Erſcheinen ein factiſcher Proteſt gegen die mittelalterliche Scholaſtik. In ihm begegnen uns zum erſten Male in der chriſtlichen Geſchichte die Naturwiſſenſchaften klar und bewußt auf das Geiſtesleben des Menſchen angewandt, und die Beobachtungen, die in ihm über dieſes Geiſtesleben niedergelegt ſind, ſtehen in ihren Grundlagen auch vor der neueren Naturlehre des menſchlichen Geiſtes noch unerſchütterlich feſt. Die friſche, freie Luft des Lebens und der Natur weht, nachdem man lange in den engen Zellen der Klöſter geweilt hat, heimathlich und wohlthuend aus Huarts Naturgeſchichte des Menſchengeiſtes an. Huart war ein von Vorurtheilen freier Mann, — freier noch als die italieniſchen Humaniſten, die mit den Idealen der antiken Welt und mit Frivolität das ſcholaſtiſche Mittelalter zu Grabe trugen. Aber mit ſeiner ruhigen, leidenſchaftsloſen, objektiven Naturwiſſenſchaft ſtand er einſam und verlaſſen, weil unverſtanden unter den Menſchen ſeiner Zeit, harrend der Jahrhunderte nach ihm, die bis in die Gegenwart herein Wahrheit und Wahrheiten von ihm lernen können. —

28.

Die klaſſiſchen Studien in den Niederlanden und in Deutſchland.

Die extreme leidenſchaftliche Begeiſterung Italiens für die klaſſiſche Welt des Alterthums ſchlug auch an **Deutſchland** an und erregte daſelbſt eine humaniſtiſche Bewegung, deren Vertreter weder in Geſinnung noch im Leben, weder in Schrift noch in Wort moderne Heiden wie die italieniſchen Humaniſten, ſondern Männer waren, die mit tiefchriſtlichem Geiſte und mit ſittlichem Sinne, wie ihn die Schule zu Deventer einflößte, Liebe und Begeiſterung für die großen Römer und Griechen hegten. Und wenn ſie auch in ihrem wiſſenſchaftlichen Streben oft mit ſich ſelbſt in Widerſpruch traten, in einen Widerſpruch, der bewußt oder unbewußt auf einen Zwieſpalt in ihrem Charakter hindeutet, ſo zahlten ſie damit nur der Zeit des Wiederaufblühens klaſſiſcher Literatur ihren Tribut, die nur eine Zeit des Uebergangs, eine Zeit war, die ſich in Gegenſätzen herumtrieb, ja nothwendig dieſe Gegenſätze zum Extrem entwickeln mußte, um mit Glück die ihr geſtellte Aufgabe, Vernichtung der ſcholaſtiſchen Welt in Kirche und Staat, im Denken und Handeln zu löſen. Im Allgemeinen aber bewahrheitete ſich auch hier das Geſetz, das dem Leben des deutſchen Volkes zu Grunde liegt, das Geſetz, nach dem es jeden ihn entgegentretenden Bildungsſtoff aufnimmt, aber auf ſeine Weiſe verarbeitet, und als Produkt der Arbeit ein Gut von allgemeinem, weltbürgerlichem Charakter erzeugt. Der Deutſche ſuchte das gelehrte Material, welches das Alterthum hinterlaſſen hatte, verſtändig und methodiſch zu bewältigen, indeß der Italiener enthuſiaſtiſch von ihm fortgeriſſen ward. Es wurde in Deutſchland mehr die logiſche als die phoniſche Seite der Sprache, mehr die Weisheit des Inhalts, als die Schönheit der Form bei den neuen antiken Schätzen in Betracht gezogen. Auch hatten die humaniſtiſchen Beſtrebungen in Deutſchland ihren Mittelpunkt und ihren Schutz nicht an den Höfen der Fürſten und des Adels wie in Italien. Zwar haben die Italiener Kaiſer Sigmund immer nachgerühmt, daß er am humaniſtiſchen Treiben ihres Landes Intereſſe gezeigt habe, und er ſprach ſogar fertig Latein: nach Deutſchland aus Italien zurückgekehrt, ſcheint ihn jedoch auch mit dem Lande ſeine Liebhaberei verlaſſen zu haben. Der Sinn ſeines Nachfolgers Albrecht war auf Jagd und Krieg gerichtet, und Fried-

rich III. hatte keine Zeit mit derlei Studien ob seiner Beschäftigungen mit Gartenzucht und Hausthieren, mit ökonomischen Berechnungen und Finanzjuden. Ohne sein beabsichtigtes Verdienst trat deshalb auch sein Reichskanzler **Ennea Silvio Piccolomini** 1442 als Apostel des Humanismus unter den Deutschen auf, indem ihn der Kaiser als geschickten Diplomaten, nicht aber als Schöngeist und Dichter schätzte. Bei den Fürsten fand er mit seinen humanistischen Handelsartikeln keinen Anklang: sie wollen lieber Pferde und Hunde halten als Dichter — ist sein Ausspruch, das Resultat seiner Bemühungen. Auch beim Adel, den er in Rohheit und Völlerei versunken fand, klopfte er vergebens an: Marstall und Weinkeller genossen bei ihm das Ansehen wie bei den Italienern Museen und Bibliotheken. Die Magister und Professoren der Hochschulen endlich fand er in den Labyrinthen der Scholastik vergraben, unfruchtbaren Träumereien und dürrer Spekulation hingegeben. Man hielt in Deutschland die Poesie für eine unnütze Kunst, — die Thaten längst verschollener Männer nachzuahmen, des Studiums nicht werth, ja für gefährlich, weil die Dichter, die man aus Italien bringt, die heiligen Sitten Deutschlands verderben und mehrere Götter verkünden, die sich unter einander zanken und die Ehe brechen. Ennea trat Dem entgegen als Anwalt der alten Klassiker auf. Er nennt Die, welche die Poesie gering achten, „Esel", und fragt dann: „Wer sind Die, welche die Tugend preisen? Die Dichter! Wer sind Die, welche gegen das Laster donnern? Die Dichter! Wer sind Die, welche großartigen Männern den Ruhm und gleichsam die Unsterblichkeit gewähren? Die Dichter! Wer also die Dichter verdammt, mag zusehn, daß er nicht auch die Tugend verdamme und seinen Ruhm vernachlässige." „Darum auch haben die Väter der Kirche Hieronymus, Lactantius, Augustinus, Ambrosius ꝛc. die alten Dichter studirt, und ihre Werke sind voll alter Dichterworte. Der verdient aber Schläge, der sich an der Schlüpfrigkeit der Dichter ergötzt. Und wenn bei den Dichtern auch die Laster und Verbrechen der Götter erzählt werden, so geschieht es nur, um die Leser davon abzuschrecken."

Ennea hatte damit die allgemeine, bewußtunbewußte Stimmung und Opposition gegen die italienische Schöngeisterei noch nicht niedergemacht. Sie erhielt vielmehr, als er bereits den apostolischen Stuhl bestiegen hatte, in **Georg Heimburg** einen energischen Vertreter. Heimburg, eine kerndeutsche Natur, die weder schmeichelte noch geschmeichelt werden wollte, hatte zu Würzburg Jurisprudenz und daneben Physik, Metaphysik und Ethik studirt, und war als Jurist und fürstlicher Gesandter in Basel von dem Humanismus der Italiener berührt worden, so daß

er zu Neustadt am Hofe des Königs einst mit eifriger Hingabe vom Studium der Humaniora sprach. Als er jedoch mit Ennea im Kampf wegen der deutschen Kirchenneutralität der entgegengesetzten Partei angehörte und von da ab mit dem Papstthume und mit allem italienischen Wesen in beständigem Kriege lag, warf er auch seine humanistischen Flitter von sich, um ganz Jurist zu sein. Er hielt es von nun ab für eine Jugendsünde, daß er sich einst um hohlen Wortkram bemüht. „Es ist das Zeichen eines erhabenen Geistes, wenn wir uns nicht den Stil dieses oder jenes Autors aneignen, sondern als Resultat der Beschäftigung mit ihnen gleichsam unsern eigenthümlichen Geist für uns haben. Das Glücklichste aber ist, nicht nach Weise der Bienen Zerstreutes zu sammeln, sondern nach dem Vorbilde jener Würmer, aus deren Eingeweiden die Seide kommt, aus sich selbst heraus zu reden wissen. Und erst die göttlichen Dinge, — sie bedürfen nicht der Bewässerung durch die Fluthen der tullianischen Eloquenz, nicht der Redeblümchen Quinctilians. Hier genügt die Rede, welche die Sache erläutert, den Sinn kennen lehrt, Dunkles aufhellt. Was soll hier die Rede, welche in künstlichen Worten üppig sprießt? O wie oft sagt Lactantius, daß die Wahrheit der Schminke nicht bedürfe, und dasselbe bezeugt mehrmals Augustinus in seinem Buche der Confessionen.“ Gegen Piccolomini auf dem päpstlichen Stuhle und gegen seine papistischen Anhänger bricht die ganze Wucht seiner Persönlichkeit los. Den Papst nennt er geschwätziger als die schlimmste Elster, „einen Mann, der zufrieden mit seiner Wortmacherei von den Rechtswissenschaften freilich nie einen Vorschmack gehabt, der da meine, sie seien in den Kunstgriffen des Rhetors enthalten.“ „Mächtig ist die Gewalt der Beredtsamkeit, nimm sie vom Papste und es bleibt wenig an ihm zu loben.“

Bei solchen deutschen Worten und deutschen Ansichten, — da sahen natürlich die Italiener in den Deutschen nur Barbaren, stark im Essen und Trinken und tüchtig je nach dem Maße des Weins, den sie zu verschlucken haben, — sah Giantonio Campano, der 1471 zu einem Regensburger Reichstage geschickt war, das ganze Land nur wie eine Räuberhöhle an. „Leben ist hier gleichbedeutend mit Saufen. Die Barbarei der Geister ist eine ganz unglaubliche: Freunde der Wissenschaft sind äußerst selten, Freunde der Eleganz nicht vorhanden, für die Studien der Humanität fehlt alle Fassungsgabe. Bei diesen Barbaren wohnt keine Muse.“ Und doch war das Saatkorn des Humanismus, das Ennea Silvio in Deutschland ausgestreut hatte, bereits hervorgesproßt, wenn auch auf anderem Boden, als wo er es einpflanzen wollte.

In der österreichischen und in der Reichskanzlei, deren Mitglied er war, hatte sein Humanismus Wurzel gefaßt: seine Kanzleifreunde brachten die Begeisterung für denselben in die verschiedensten Gegenden Deutschlands. Trotz Heimburgs Opposition schoß deshalb am Ende des Jahrhunderts die Saat empor — frei und selbstständig, begünstigt von der Buchdruckerkunst, durch die das mühsame Abschreiben der Bücher erspart ward, durch welche die Bücher wohlfeil wurden, durch die auch die Bücher selbst an die Stelle der Lehrer traten. „Die Alten selbst waren nun die besten und billigsten Lehrer, — in Deutschland dieselben wie in Italien."

Bald bildete sich **die rheinische Gesellschaft**, die erste gelehrte Gesellschaft in Deutschland. Ihr Stifter war **Conrad Celtes** (Meißel, eigentlich Conrad Pickel), der in Cöln, Heidelberg, Erfurt, Leipzig und Rostock studirt und Greifswalde, Würzburg, Lüttich, Mainz, Tübingen, Freiburg, Basel, Prag, Wien, Padua, Ferrara, Florenz, Bologna, Venedig und Rom besucht hatte, um daselbst die berühmtesten Gelehrten zu hören und kennen zu lernen. Kaiser Friedrich III. setzte ihm mit eigener Hand den Lorbeerkranz als Dichterkranz auf's Haupt und erklärte ihn für den gelehrtesten Mann in Deutschland. 1497 als Bibliothekar und Professor der Beredtsamkeit und Dichtkunst im Collegium poeticum zu Wien angestellt, bereicherte er die kaiserliche Bibliothek mit zahlreichen griechischen und lateinischen Werken, Himmelskugeln und Landkarten, betrieb er die Veröffentlichung der Handschriften in den Klosterbibliotheken, suchte er namentlich den Adel und die Ritterschaft für die Wissenschaften zu gewinnen, indem er ihnen vorstellte, daß Bildung, feine Sitte und fortschreitende Erkenntnisse von Denen ausgehen müssen, welche die Macht und die Mittel dazu in Händen hätten, daß mit dem Schwert die Feder sich sehr wohl vertrüge und ein ganzer Mann nur Der sei, welcher beides zu führen wisse, — veranstaltete er am kaiserlichen Hofe die ersten theatralischen Vorstellungen, war er Einer der Ersten, der für deutsche Geschichte, Statistik und Topographie den Boden der Schule bearbeitete, stiftete er in der rheinischen Gesellschaft (societas Rhenana), ihm zu Ehren sodalitas Celtica genannt, eine Art „gelehrten Republik", eine Verbrüderung für die Zwecke der Wissenschaft und des gemeinsamen Emporstrebens durch die verbundenen Meister von Fach, mit fördernden Privilegien, in welcher er den Vorsitz führte, und in der er eben so, wie durch seine Herausgabe alter Klassiker, als Humanist, Theolog und Christ wirkte.

Mitglied dieser Gesellschaft war auch **Johannes von Dalberg**, geboren 1445. 1466 bezog er die Universität Erfurt und wurde hier

Baccalaureus der Philosophie. 1476 besuchte er Italien und erwählte Ferrara zu seinem Aufenthaltsorte, wo er mit den dort lebenden Griechen und gelehrten Italienern in enge Verbindung trat und durch sie mit den Schriften des klassischen Alterthums bekannt wurde. Er schloß hier auch mit R. Agricola und Dietrich von Plenningen vertraute Freundschaft. 1482 wird er Kanzler des Kurfürsten Philipp von der Pfalz. Auf seinen Antrieb gründete dieser an der Universität Heidelberg einen eigenen Lehrstuhl für die griechische Sprache. Dalberg war ein freisinniger Beschützer der Kunst und Wissenschaft und strebte vor Allem die griechischen Musen in Heidelberg einzuführen und den Geist des klassischen Alterthums in Deutschland zu verbreiten. R. Agricola lebte mit ihm in einem Hause und an einem Tische. Dem verfolgten Reuchlin bot er in Heidelberg einen sichern Zufluchtsort. Zu Heidelberg legte er eine große Bibliothek an, und seine Privatsammlung von Büchern nennt Reuchlin einen einzigen Schatz Deutschlands, weil sie mit der größten Bereitwilligkeit allen Freunden der Wissenschaft zur Benutzung geöffnet war. Die gleichzeitigen Gelehrten, Trithenius, Reuchlin, Sebastian Brant ꝛc. empfahlen und schrieben ihm ihre Werke zu. Johann Trithenius rühmt ihn als einen großen Rechtsgelehrten, eben so kundig der geistlichen wie der weltlichen Wissenschaften, als einen Kenner der alten Sprachen, als einen vortrefflichen Redner und Dichter, der den Adel seines Geschlechts durch seine Tugend und Gelehrsamkeit verherrlicht.

Als auswärtige Mitglieder gehörten zur rheinischen Gesellschaft der churſächsische Reichstagsgesandte Bünau, der Abt Trittenheem, Martin Pollich (Mellerstadt), Eitelwolf (Hololycos), Stein in Schwaben, Tolophon Werner, Laterau, Wacker (Virgilius), Stab, Brandt (Sprenz), vor Allem der Patricier **Pirkhaimer** aus Nürnberg, der in Pisa und Padua die Rechte studiren sollte, den besten Theil seiner Zeit jedoch der Mathematik und Astronomie, selbst der Theologie und Medizin widmete und in Pisa die Freundschaft des Pico von Mirandola genoß. In sein Vaterland zurückgekehrt, nahm er, in dem das Patriciat der deutschen Reichsstädte dem römischen am nächsten getreten ist, und der mit seiner imponirenden Gestalt, seiner Wohlredenheit, seiner diplomatischen Haltung selbst vom Kaiser Max bald geschätzt war, einen Platz im Rathe seiner Vaterstadt ein. Alle Zeit, die ihm von öffentlichen Geschäften übrig blieb, gehörte der Wissenschaft und Kunst, mit deren bedeutendsten Vertretern er im persönlichen Verkehr stand und die auf sein Urtheil und seinen Rath das größte Gewicht legten. Er unterstützte mit seinen reichen Familienmitteln junge Studirende. Er

wirkte für die Wissenschaft und das Schulwesen dadurch, daß er mehrere Manuskripte aus Italien kommen ließ und Xenophon, Theophrast, Gregor von Nazianz ꝛc. in das Lateinische und Deutsche übersetzte. Sein Haus, dessen Gemächer die Besuchenden königlich nannten, stand mit seiner reichen Bibliothek jedem Gelehrten offen. Bei seinen glänzenden Gastmahlen sammelte sich Geist und Witz. Durch ihn wurde Nürnberg ein literarischer Mittelpunkt, und in ihm verkörperte sich der allseitige Wissens- und Bildungsdrang der Zeit. Hermann, Graf von Nuenar — sagt Strauß — wechselt Briefe mit ihm über ältere deutsche Geschichte, Erasmus, Cochläus über Theologie; Gabriel Hummelberger erbittet sich ein botanisches Buch aus seiner Bibliothek, und fordert ihn auf, auch einige der griechischen Aerzte, wie bereits den Kirchenvater Gregor von Nazianz, lateinisch reden zu machen; dazwischen legen ihm Andere verwickelte Rechtsfälle zur Begutachtung vor; Hubert Thomas von Lüttich bittet ihn um Erklärung etlicher Verse aus Hesiod. Glarean freut sich seines Vorhabens, die Geographie des Ptolemäos herauszugeben. Auch die Kunst war diesem Geiste nicht fremd. Die Musik übte er selbst als Liebhaber aus, und Albrecht Dürer war sein Hausfreund.

Auch auf Universitäten und Schulen begann sich der neue humanistische Geist zu regen. In **Heidelberg** vereinigten sich am Ende des 15. und am Anfange des 16. Jahrhunderts die bedeutendsten Männer, die durch ihr Wirken die Reformation in der Schule wie in der Kirche mit vorbereiteten. Besonders sorgte Churfürst Philipp von der Pfalz für das Aufblühen seiner Universität. Dalberg veranlaßte Rudolf Agricola nach Heidelberg zu kommen, nahm Johannes Reuchlin auf, bewirkte die Anstellung von Dionysius Reuchlin als Professor der griechischen Sprache. Neben dem Studium der alten Klassiker wurde, wie in Tübingen, zugleich ein exegetisches Studium des Grundtextes alten und neuen Testamentes getrieben. — In **Tübingen** kämpften vormals Nominalismus und Realismus heftig mit einander: Gabriel Biel lehrte daselbst als Vertreter des Nominalismus. Bald jedoch regten sich auch hier die Elemente der neuen Zeit. Der Franziskaner Paul Scriptoris, der im Einzelnen von der Kirchenlehre abwich, ein freimüthiger und geschätzter Kanzelredner war und in seinen Vorlesungen über die Kosmographie des Ptolemäos fast alle tübinger Lehrer als Zuhörer hatte, — und Summenhart, der im Gegensatz zu den theologischen Zänkereien die Praxis und das Herz in Vordergrund stellte und die Theologie auf die Bibel anwenden wollte, — lehrten, auf Anregung von Reuchlin, heb-

räisch und griechisch als Grundsprachen des alten und neuen Testaments, und Heinrich Bebel trug als Professor der Poesie und Beredtsamkeit die politiores literae, die bisher weder Sitz noch Stimme gehabt hatten, in keckem Uebermuthe vor. Seine Kampfgenossen waren Brassicanus (Kohl aus Konstanz), der Jurist Georg Simler, der Verfasser einer Weltchronik, und Johannes Stöffler, der Professor der Mathematik und Astronomie. Doch blieben diese Erhebungen der Universitäten nur vorübergehende Erscheinungen. Einerseits waren die Männer, die an ihnen eine Zeit lang wirkten, zu freisinnig, als daß sie sich in das beschränkende Formenwesen der damaligen Universitäten hätten finden können; sie strebten vielmehr, im Gegensatz hierzu, alle, auch die unentbehrlichen Formen von sich zu werfen und suchten nicht die Gegenstände ihres Fleißes mit Dem, was man bisher zu lehren gewohnt war, zu verschmelzen, so daß das Neue, das sie brachten, plötzlich und unvorbereitet sich eindrängte, damit aber das Alte in entschiedenen Kampf gegen sich wachrief. Andrerseits waren die meisten Lehrer an den damaligen Universitäten so sehr in ihrem gewohnten Formenwesen erstarrt, daß ihnen die Fähigkeit, aber auch der Wille fehlte, sich mit den neuen Fortschritten der Wissenschaften bekannt zu machen und entsagend den bisherigen angestaunten Apparat ihrer Gelehrsamkeit als unnütz von sich zu werfen. Heidelberg und Tübingen waren und blieben deshalb noch große Ausnahmen.

Neben den Universitäten Heidelberg und Tübingen war vorzüglich **die Schule zu Schlettstadt** ein Centralpunkt für die klassischen Studien. Von **Ludwig Dringenberg** gegründet und 40 Jahre hindurch dirigirt, erhielt sie bald einen bedeutenden Ruf. Sein großer Schüler war **Jakob Wimpheling** (1450—1528), der in Freiburg, Basel und Erfurt studirte. Er war zuerst Magister in Heidelberg, dann 1479 Dekan der dasigen philosophischen Universität, 1481—1482 Rector der Universität, hiernach Prediger in Speier und zuletzt wieder in Heidelberg, wo er über Hieronymus las und mehrere pädagogische Schriften verfaßte. Seine Adolescentia gibt vorzugsweise ethische Erziehungsregeln, die mit Aussprüchen der Bibel und der Klassiker belegt werden; sein Isidoneus stellt eine Methode des wissenschaftlichen, besonders des klassischen Studiums auf; in seinen Elegantiarum medulla und Elegantiae majores, sowie in seinem Compendium der deutschen Geschichte gab er Lehrbücher für den Unterricht. Für seinen Schüler Jakob Sturm verfaßte er die Schrift de integritate, worin er ihm den Weg zum Leben und Studiren zeigt und eine Mahnung zum fleißigen Lesen der heiligen Schrift zufügt. So früh als möglich, sagt er, müssen die

Knaben in nützlichen Kenntnissen unterrichtet werden. Die Aeltern können ihren Kindern keine dauerhafteren Schätze, keine gewisseren Güter erwerben, als wenn sie dieselben von Jugend an in heilsamen Künsten und Wissenschaften unterrichten lassen. Denn wer nicht schon in der Jugend zu den Wissenschaften hingeführt wird, darf in späterem Alter schwerlich noch auf genügende Fortschritte rechnen, so wie auch Derjenige, der sich in der Jugend an schlechte Sitten gewöhnt, in reiferen Jahren diese nicht ohne große Mühe ablegen kann. Den Anfang des Unterrichts muß man damit machen, die natürlichen Anlagen eines jungen Menschen zu untersuchen, um zu wissen, für welche Art der Geistesbeschäftigung er von Natur vorzüglich geschickt ist. Als allgemeiner Grundsatz muß gelten, junge Leute nie geschäftslos zu lassen und ihnen keine Beschäftigung zu gestatten, welche den Geist von einer höheren Beschäftigung abzieht. Aus diesem Grunde erfordern auch körperliche Uebungen große Beschränkung, wenn sie nicht der höheren Geistesbildung und der Milde und Anmuth der Sitten nachtheilig werden sollen. Der Zweck aller Erziehung und Unterweisung besteht darin, die guten Anlagen der Jugend auszubilden und die bösen zu unterdrücken und auszurotten. Die sechs guten Anlagen sind: Freigebigkeit, Unternehmungsgeist, Großmuth, Aufrichtigkeit, Mitleid und Schamhaftigkeit; die sechs bösen: Neigung zu Leidenschaften, Veränderlichkeit, Leichtgläubigkeit, Streitsucht, Lügenhaftigkeit und Uebertreibungssucht. Die guten Leidenschaften sollen durch die Vernunft in Schranken gehalten und auf die richtige Bahn geleitet werden. Gegen die Herrschaft sinnlicher Neigungen und Leidenschaften ist zu empfehlen: Beschäftigung mit ernsten und ehrbaren Studien, fleißiges Lesen der heiligen Schrift, Mäßigkeit in Essen und Trinken, Erinnerung an den Tod, herzliche Liebe zum gekreuzigten Erlöser, fleißiger Umgang mit tugendhaften Menschen ꝛc.; — gegen Veränderlichkeit und Wankelmuth: frühzeitige Gewöhnung an eine bestimmte feste Ordnung im Leben und Studiren; gegen Leichtgläubigkeit: stete Erinnerung, daß nicht jedem Geiste zu trauen und daß der Leichtgläubige in der Regel auch leichtsinnig ist; — gegen die Streitsucht: der Gedanke, daß dieser Fehler bei Verständigen verhaßt und verächtlich macht, daß er aus übertriebener Einbildung von sich selbst entspringt und zu Beleidigungen gegen Andere führt; — gegen die Lügenhaftigkeit: die Erinnerung an die Schändlichkeiten dieses bei Gott und Menschen verhaßten Lasters und an die Hoheit der Treue, welche die Grundlage der Gerechtigkeit ist und in der vollkommensten Uebereinstimmung der Worte und Handlungen besteht; — gegen die Uebertreibungssucht: Maß und Mittelstraße halten lernen im Scherz

und Spiel, in Eſſen und Trinken, im Reden und Schweigen ꝛc. — — Andere Schüler Dringenbergs waren **Georg Simler**, der Lehrer Melanchthons, und **Eitelwulf von Stein**, der thätige Freund Huttens; — ſein Nachfolger im Rectorate **Crato**, (Kraft Hoffmann). Zu Crato's Schülern gehörte dann **Beatus Rhenanus**. Unter Wimphelings Neffen **Johann Sapidus** zählte die Schule 900 Schüler. Allein bald nachher ſtieg Schlettſtadt, die entſchiedene Gegnerin der Reformation, von ihrem Höhepunkte herab und ward ein Schulhaus der Jeſuiten. —

Dieſe Blüthe in Süddeutſchland verdankten die humaniſtiſchen Studien zum Theil Männern aus dem Norden, die ihren Anſtoß meiſt in den Schulen der Brüder des gemeinſamen Lebens erhalten hatten. Von Zwoll zog ſchon **Johann Weſſel**. Er wurde 1419 zu Gansfort bei Gröningen geboren. Während ſeines Aufenthalts in Italien ward er mit Beſſarion bekannt und von dieſem in die griechiſche Sprache und Philoſophie eingeweiht. Er ging nach Köln und wurde dort Doctor der Theologie, dann nach Löwen, hierauf nach Paris, wo R. Agricola und J. Reuchlin ſeinen Unterricht genoſſen. In Rom, das er zu ſeinem ferneren Aufenthalte erwählte, war er beſonderer Schützling von Sixtus IV. Als Gegner der Scholaſtik, der er das einfache Gotteswort gegenüber ſtellte, hatte er vielfache Verfolgungen auszuſtehen, die ihn auch aus Rom vertrieben. Nach kurzem Aufenthalte in Baſel und Heidelberg lebte er zuletzt in Klöſtern, abwechſelnd in Zwoll, Adwert und Gröningen, wo er 1489 ſtarb. Nach ſeinem Tode verbrannte man einen Theil ſeiner Schriften; doch erhielten ſich mehrere, als Farrago rerum theologisarium, öfter gedruckt, mit Luthers Vorrede Wittenberg 1522, dann unter dem Titel: Opuscula theologica etc. von Strack, Marburg 1617; am vollſtändigſten als Wessllii opera omina von Lydius, Amſterdam 1617. Seine Verehrer nannten ihn lux mundi, ſeine Feinde magister controversiarum. Luther ſagt von ihm: „Wenn ich den Weſſelum oder ſeine Bücher zuvor geleſen hätte, ſo ließen meine Widerſacher ſich denken, Lutherus hätte es von Weſſeln geſogen und genommen; alſo ſehr ſtimmt unſer beider Geiſt zuſammen.“ Zum Lehrer war er ganz beſonders durch ſeine Geiſtesklarheit befähigt, und von ſeinem Streben zeugen ſeine Worte: „Das Wiſſen iſt nicht der höchſte Zweck, denn wer bloß weiß, um zu wiſſen, iſt ein Thor, weil er keinen Geſchmack hat an der Frucht der Wiſſenſchaft, und auch ſein Wiſſen nicht mit Weisheit zu ordnen weiß. Die Erkenntniß der Wahrheit hat eine herrliche Frucht in ſich, wenn ſie einen weiſen Pfleger

findet, denn durch dieſelbe kann er mit klarem Bewußtſein zu Gott kommen, um ein Freund Gottes zu werden, wenn er durch das Erkennen ſich mit Gott verbindet und darin allmählich fortſchreitet, ſo daß er ſchmeckt, wie freundlich der Herr iſt, und durch dieſes Schmecken noch begieriger wird, und in der Begierde entbrennt, und in dieſer Gluth Gott liebt und ihm lebt, bis er mit Gott im Geiſte Eins wird. Dies iſt die wahre, reine, ernſte Frucht der ernſten Wiſſenſchaft, welche in Wahrheit alle Menſchen von Natur mehr zu beſitzen verlangen, als die bloße Erinnerung oder das Wiſſen an und für ſich. Denn wie das ſchwankende Meinen eitel iſt ohne Wiſſenſchaft, ſo iſt die Wiſſenſchaft unfruchtbar ohne Liebe." — Neben ihm war es beſonders Thomas a Kempis, der zu Zwoll lehrte, wo die ſechs Männer gebildet wurden, denen es Deutſchland verdankt, daß es reif für die Wiedergeburt in der Reformation wurde: Rudolf Lange, Graf Moritz von Spiegelberg, Rudolf Agricola, Alexander Hegius, Ludwig Dringenberg und Antonius Liber.

1) **Rudolf Lange** wurde 1438 zu Münſter geboren, in Zwoll und auf der Univerſität Erfurt unterrichtet, hierauf von Thomas a Kempis beſtimmt, die Jahre 1460—1470 in Italien zuzubringen. Dort hörte er Filelfo, Laurentius Valla, Theodor Gaza, Georg von Trapezunt, brachte dann mehrere lateiniſche und griechiſche Klaſſiker nach Deutſchland mit und ward Rector an der Domſchule zu Münſter, die er zu einer der blühendſten Lehranſtalten in Norddeutſchland erhob, während er zugleich auch durch wohlunterrichtete, aus ſeiner Lehre hervorgegangene Männer in Hamm, Dortmund, Herford, Eſſen, Soeſt, Osnabrück ꝛc. Schulen anlegen ließ. Sein eigenes Haus war eine Freiſtätte für Gelehrte, die wegen ihrer Bemühungen um beſſeren Unterricht in den Sprachen und Wiſſenſchaften an anderen Orten verfolgt wurden. Für ſeine Lehrer war er ein vertrauter Freund und Rathgeber in ihren Studien. Seine Sitten waren fromm und einfach; ſein Lebenswandel exemplariſch. Seinem eifrigſten Studium unterlag die Bibel. Als er im hohen Alter Luthers Theſen las, rief er hocherfreut: „Die Zeit nahet, da die Finſterniß aus Kirchen und Schulen vertrieben wird, Reinheit des Glaubens in die Kirchen, reine Latinität in die Schulen zurückkehrt." Er ſtarb im Jahre 1519.

2) Mit ihm zugleich war **Graf Moritz von Spiegelberg** (ſtarb 1485) nach Italien gegangen. Er gründete nach der Weiſe von Italien und Deventer als Domprobſt zu St. Emmerich eine Schule und ſammelte die Jünglinge von beſonderer Begabung um ſich, um ſie für eine

klassisch-christliche Bildung zu gewinnen. Er war lateinischer Dichter und zeichnete sich aus durch Förderung der Wissenschaft, wobei ihm seine große Büchersammlung sehr zu statten kam.

3) **Ludwig Dringenberg** wirkte, von Agricola empfohlen, in Schlettstadt und beförderte durch Bildung von Jacob Wimpheling, Joh. Sapidus, Beat. Rhenanus, Conr. Celtes, W. Pirkhaimer, Franz Stadianus, G. Simler, H. Bebelius und J. von Dalberg die Verbesserung der Erziehung im Süden.

4) **Antonius Liber** hingegen blieb Lehrer in Kempten, Amsterdam und Alkmaar: ihm verdankten Papst Hadrian VI., Conr. Crocus und Christoph Longolius, der größte Lateiner seiner Zeit, ihre Bildung.

5) **Alexander Hegius** besaß im Griechischen wie im Lateinischen die seltensten Kenntnisse, war klarer Dialektiker, in der Mathematik und Physik bewandert, und zeichnete sich durch einen wahrhaft frommen Wandel aus, nach dem Grundsatze lebend: „Alle Gelehrsamkeit ist verwerflich, die mit Verlust der Frömmigkeit erworben wird." Er war, sagt Erasmus, von eben so unbescholtenem Leben als nicht gewöhnlicher Gelehrsamkeit, an dem Momus selbst vielleicht nur das Eine hätte tadeln können, daß er den Ruhm mehr als billig vernachlässigte und sich wenig um die Nachwelt kümmerte; schrieb er Etwas, so that ers, als wär's ein Spiel, kein Ernst, obgleich seine Schriften der Art sind, daß sie, nach dem Urtheil der Gelehrten, die Unsterblichkeit verdienen. Seine Schriften bestehen vorzüglich aus Dialogen mit kurzen und klaren Fragen und Antworten, in denen er oft auf Geometrie und Astronomie kommt, vorzüglich aber das Griechische empfiehlt, denn „wer Grammatik, Rhetorik, Mathematik, Geschichte, die heilige Schrift ꝛc. verstehen will, der lerne Griechisch; den Griechen haben wir Alles zu verdanken." Berühmter jedoch noch als durch seine Schriften ist er durch die Schüler, die aus seiner Schule zu Deventer hervorgingen und die sich fast alle durch einen Enthusiasmus für klassische Bildung auszeichnen, der selbst das Märtyrerthum nicht scheut. Es gehören zu ihnen: Erasmus, der in seinem 9. Jahre zu ihm kam; — Hermann von Busch (Busche), der sich trotz des Spottes seiner Familie als der erste seines Standes, der dem Vorbilde der Italiener nachfolgte, dem erziehenden Berufe widmete, — ein nirgends rastender Missionar für die klassische Bildung, der nach Italien reiste, in Heidelberg Magister und in Münster bei der Bibliothek angestellt wurde, nach Frankreich ging, nach Köln zurückkehrte und Hogstraten bekämpfte, flüchtig in den Städten Norddeutschlands herumwanderte, von Rostock vertrieben in Leipzig gastliche

Aufnahme fand, aber von hier verwiesen Westphalen, Holland und England besuchte, als Rector in Wesel die „Apologie der classischen Studien" schrieb und, Anhänger der Reformation, nach Wittenberg ging, um unter Melanchthon, welcher seine Vorlesungen über die Klassiker besuchte, die heilige Schrift zu studiren; — Johann Murmellius, zuerst Soldat, später Rector zu Alkmaar, wo er 900 Schüler gehabt haben soll, ein eifriger Verbreiter der klassischen Bildung und ein eben so eifriger Vertreiber der Barbarei; — Johannes Cäsarius, 1504 von den Kölnern verjagt, weil er ihre alten Lehrbücher angriff, dann von Hegius zu Lange nach Münster geführt, wo er Lehrer des Griechischen ward und die Naturgeschichte des Plinius herausgab; Conrad Goclenius, Professor in Löwen, Lehrer von Johannes Sturm, nach Erasmus ein ausgezeichneter Philolog; — Joseph Hornelius, Rector in Herford, Lehrer von Petrus Mosellanus; — Timannus Camener, von 1500 bis 1530 Rector in Münster; — Ludolf Gering in Hamm; — H. Torentius in Zwoll.

6) Der berühmteste von den Sechsmännern aus der Schule zu Deventer war **Rudolf Agricola** (Huesmann oder Hausmann), zu Baflo, in Baflo bei Gröningen 1443 geboren, — auf der Schule zu Zwoll unter Thomas a Kempis und auf der Universität Löwen gebildet, dann in Paris durch seinen Lehrer und Freund J. Wessel für die klassischen Studien angeregt und endlich in Ferrara lernend und lehrend. Er war der Erste, der dem neuerwachten Studium des Griechischen auch in den nördlich von den Alpen gelegenen Ländern eine bleibende Stätte bereitete; und noch in seinem Alter trieb er mit Hülfe eines bekehrten Juden, den Dalberg zu diesem Zwecke in sein Haus genommen hatte, eifrig die hebräische Sprache. Zu Heidelberg und Worms hat er einen großen Kreis von Schülern um sich versammelt und viel dazu beigetragen, daß die Universität Heidelberg ein Sitz klassischer Gelehrsamkeit und reinen Geschmackes wurde. Im Allgemeinen konnte ihn kein Ort fesseln. Er gefiel sich in der Unruhe des Wanderlebens, überall anregend durch Lehre und Beispiel. Die Schule hatte etwas seinem Wesen Widersprechendes. Die Griechen — sagt er — hätten sie schola, die Lateiner ludus literarius genannt, da doch nichts von Muße entfernter, nichts strenger und dem Spiele widerstrebender sei, als sie. Richtiger erhalte sie von Aristophanes den Namen *φροντιστήριον* d. i. Sorgenort. „Ich soll eine Schule leiten? Wo bliebe mir Zeit zum Studiren, wo Ruhe zum Erfinden und Ausarbeiten? Wo eine oder zwei Stunden

zum Interpretiren eines Autors? Die Knaben nähmen ja meine Zeit größtentheils in Beschlag und brächten zudem meine Langmuth so sehr in Aufruhr, daß ich die Muße nicht zum Studiren, sondern nur zum Verschnaufen und um wieder stille zu werden, bedürfte? Du sagst: Bei einer minder strengen Amtsführung könnte ich gemüthlicher leben. Freilich könnte ich das; wäre ich aber nachlässig, welcher meiner Collegen würde dann fleißig, welcher nicht auf meine Rechnung faul sein?" Doch tritt in seinen Schriften eine tiefe Einsicht in die wahren Bedürfnisse der Schule hinsichtlich der Lehrer und der Lehrbücher hervor. Mit Hegius in Deventer, mit Dringenberg in Schlettstadt ꝛc. stand er im ununterbrochenen Briefwechsel. Die Briefe sind überhaupt das Lehrreichste von seinen Schriften. Besonders beachtenswerth aber ist sein Schreiben an den Barbirianus in Antwerpen, die sogenannte epistola de formandis studiis. „Bei dem Entwurfe eines Planes zur wissenschaftlichen Bildung müssen vornehmlich zwei Dinge berücksichtigt werden: erstens auf welche Gegenstände des Wissens unsere Wahl besonders gerichtet werden muß, und zweitens, welchen Weg wir einzuschlagen haben, um in dem Fache, das wir uns erwählten, die meisten Fortschritte zu machen." „Dem Einen wird nun freilich das Fach, welchem er sich widmen soll, durch die Nothwendigkeit in Ansehung seiner Vermögensumstände oder seiner natürlichen Anlage angewiesen, der Andere kann sich nach seiner Wahl an einen Gegenstand, der ihn der Beste dünkt, anschließen. Derjenige nämlich, dem ein geringes Vermögen zu Theil wurde, erwählt sich in der Regel eine solche Beschäftigung, wobei er glaubt, am frühesten zur Befriedigung seiner Bedürfnisse zu gelangen. Und wer von Natur weniger Thätigkeit und Scharfsinn empfing, der darf, wenn er nicht ganz vergebens arbeiten will, nicht allemal das ergreifen, was er am meisten wünscht, sondern was er am sichersten leisten kann. Derjenige aber welcher ein reichliches Maß von äußeren Mitteln oder eine höhere Kraft des Geistes empfing, würde Unrecht thun, wenn er nicht mit allen Kräften nach dem Höchsten streben und in einem Verhältnisse, wo er den ersten Rang ersteigen kann, sich mit dem zweiten oder dritten begnügen wollte. So wählt sich nun Dieser das bürgerliche, Jener das geistliche Recht und ein Anderer die Heilkunde; Viele ergreifen auch die sogenannten Künste, die meistens nur im Geschwätze und hohlem Geräusche bestehen, und wenden ihre Zeit auf weitläufige und verwickelte Disputationen oder richtiger zu sagen auf Räthsel, für deren Auflösung seit so vielen Jahrhunderten sich kein Oedipus gefunden hat.

Mit diesen überladen sie dann die Ohren der unglücklichen Schüler, ja sie füllen und pfropfen sie ihnen ein und tödten dadurch bei den meisten die besseren Hoffnungen und künftigen Früchte des Geistes im zarten Alter gleichsam schon in der Knospe. Gleichwohl lobe ich alle diese Beschäftigungen und würde sie noch mehr loben, wenn sie recht und ordentlich betrieben würden. Denn ich bin nicht so thöricht, daß ich allein verwerfen sollte, was so Viele loben. Warum sollte ich auch nicht loben, wodurch sich so Viele Reichthum, Ruhm, Ehrenstellen, Ansehen und Würde erwerben? Besonders die Wissenschaften, von denen ich weiß und gern gestehe, daß sie — mit Cicero zu reden — einträglicher sind als andere, welche man unfruchtbar und trocken nennt, weil sie mehr den Geist als den Kasten bereichern. Wenn du also auf Gewinn siehst, so mußt du eine von jenen einträglicheren Wissenschaften wählen, die man treibt, um reich zu werden; aber du mußt auch wissen, daß dir dieser Ruhm, wenn du ihn erlangt, mit jedem Wucherer gemein ist. Wenn du jedoch den richtigen Gedanken fassest, daß das wahrhaft Edle um seiner selbst willen gesucht zu werden verdient, und wenn du dich überzeugst, daß bei bescheidenen Wünschen das Vermögen, das du besitzest, immer hinreicht (denn bei unbescheidenen Wünschen scheint uns auch das Geringste bei Andern zu groß und das Größte bei uns zu klein), so rathe ich dir, dich auf die Philosophie zu legen, das heißt nichts anderes, als dich zu bemühen, von allen Dingen richtig zu denken und das Gedachte gut vortragen zu können." Diese Philosophie ist zuerst Moralphilosophie, die aber nicht bloß aus Cicero, Seneca und Aristoteles, sondern auch aus Thatsachen und Beispielen der Geschichte zu entnehmen ist, so daß man zur heiligen Schrift aufsteigt, deren göttlichen, gewissen Vorschriften gemäß wir unser Leben heiligen müssen. Was uns Andere lehren, ist immer mehr oder weniger mit Irrthum gemischt; sie selbst konnten es auch nicht dahin bringen, ihren Lebenswandel ganz tadellos und nach keiner Seite abweichend einzurichten, und den wahren Zweck des Lebens kannten sie entweder gar nicht, oder ahnten ihn nur dunkel, gleichsam wie durch eine Wolke sehend, so daß sie davon mehr redeten, als überzeugt waren. Aber die heilige Schrift ist von allem Irrthum eben so weit entfernt, als ihr Urheber, Gott selbst. Sie allein führt uns auf einem sichern, festen und richtigen Wege, sie zerstreut alles Dunkel und sichert Den, der ihr folgt, vor aller Täuschung, Abweichung und Verirrung. — Es giebt aber noch andere Dinge, die nicht sowohl einer unmittelbaren Anwendung auf unser Leben fähig

ſind, ſondern deren Kenntniſſe mehr unſerm Geiſte zur Zierde und zu einem edlen Vergnügen gereichen. Dahin gehören alle Unterſuchungen über die Natur der Dinge. Sie ſind Gegenſtand der Naturphiloſophie, die nicht ſo nothwendig als die Philoſophie der Moral, ſondern mit ihrem Forſchen nur ein Bildungsmittel iſt. Zu empfehlen iſt das Studium der Geographie, das der Botanik nach Theophraſt, das der Zoologie nach Ariſtoteles ꝛc. Moral und Naturkunde aber ſollen aus klaſſiſchen Schriften entnommen werden, damit aus ihnen zugleich die Kunſt der Rede erlernt wird, — aus Schriftſtellern, die auf wiſſenswerthe Gegenſtände zugleich das Licht einer ſchönen Darſtellung verbreiten, ſo daß man mit der Kenntniß der Sachen gleichzeitig auch die Kunſt eines guten Vortrags erlernt. Die erſte Sorge beim eigenen Vortrag muß auf Richtigkeit des Ausdrucks gehen. Die Sorge für Schönheit iſt dieſer untergeordnet, denn Schönheit kann ohne Richtigkeit und Zuſammenhang der Rede nicht ſtattfinden. — Der Weg, auf dem man von den Studien den meiſten Gewinn zu erwarten hat, iſt, daß man zuerſt Das, was man lernt, richtig und deutlich verſteht, daß man dann das einmal Aufgefaßte auch richtig behält, und daß man endlich dadurch in Stand geſetzt wird, auch Etwas hervorzubringen. Zum Erſten gehört fleißiges Leſen, zum Zweiten ein getreues Gedächtniß, zum Dritten eine fleißige Uebung. Beim Leſen iſt vorzüglich dahin zu ſtreben, daß wir Das, was wir leſen, ſo vollkommen als möglich verſtehen und ganz durchſchauen, ſo daß wir uns nicht bloß mit einer oberflächlichen Kenntniß des abgehandelten Gegenſtandes begnügen, ſondern bei guten Schriftſtellern auch die Bedeutung und Eigenthümlichkeit der Worte, ihre Verbindung und die darin liegende Schönheit in's Auge faſſen, und ſowohl die Zierde als die Würde des Ausdrucks, ſowie die Schärfe, mit welcher die Sache erklärt, vorgeſtellt und gleichſam an ein helles Licht gezogen werden, bemerken. Doch ſoll man es beim Leſen nicht ſo peinlich genau nehmen, daß man über eine dunkle Stelle nicht hinwegwolle, bis man ſie ergründet; man leſe getroſt weiter; ein Tag lehrt den andern; das Dunkle wird ſchon ſpäter klar werden. Wer mit Frucht ſtudiren will, muß ſodann das Aufgefaßte feſt im Gedächtniß zu behalten ſuchen. Man muß dieſerhalb mit ſorgenfreiem Sinn und mit ungetheilteſter Aufmerkſamkeit den Gegenſtand erfaſſen und ihn von Zeit zu Zeit wieder im Geiſte mit größter Treue hervorrufen. Unter allen Geiſtesfähigkeiten iſt das Gedächtniß diejenige, welche am meiſten durch häufige Uebung vermehrt, durch Ver-

nachläſſigung und Nichtgebrauch aber geſchwächt wird. Endlich aber muß man fähig werden, ſelbſt Etwas hervorzubringen. Erzeugen wir nichts, ſo ruht alles Gelernte wie todt in uns, nicht wie ein lebendiger Same in der Erde ruht, der aufgeht und reiche Früchte bringt. Man muß alſo das Gelernte jederzeit zur Hand haben und anbringen können, und dann über das Gelernte hinaus ſelbſt Etwas zu erfinden ſtreben. Bei ſolchem Erfinden iſt es vorzüglich wichtig, einmal gewiſſe Begriffe zu haben, unter welche wir Das, was wir wiſſen, einordnen, Begriffe wie Tugend und Laſter, Leben und Tod, Weisheit und Thorheit, Liebe und Haß, und dann iſt es eine große Hülfe, wenn wir jeden Gedanken genau analyſiren und nach allen Seiten hin betrachten, ſo daß jedesmal, wenn wir an einen allgemeinen Begriff denken, auch die darunter geordneten Gegenſtände ſich uns darſtellen. Oft kann ein Gedanke oder eine Erzählung ſich unter mehrere Hauptbegriffe ordnen laſſen z. B. Est virtus placitis abstinuisse bonis unter den Begriff der Tugend, weil es eine Tugend genannt wird, Gütern, die uns gefallen, zu entſagen, oder unter den Begriff des Gutes, daß nämlich nicht alle Güter wünſchenswerth ſind, weil es zur Tugend gehört, Gütern zu entſagen, die uns gefallen, oder unter den der Entſagung, inſofern dieſe eine Tugend iſt, wenn ſie an Gütern, die uns gefallen, geübt wird. Sodann muß man bei Dem, was man lernt, die einzelnen Redetheile ſorgfältig und mit Beurtheilung unter einander vergleichen und in einem weiten Umfange erklären. Wenn man auf dieſe Art jeden Gedanken in einem weitern Umfange und in allen Verhältniſſen der darin enthaltenen Begriffe betrachtet, ſoweit die Natur eines jeden es zuläßt; ſo wird ſich ein großer Reichthum ſowohl für den Vortrag als für die eigene Erfindung darbieten. — Letzteren Gedanken hat Agricola in ſeinem Werke „de inventione dialectica“ genauer ausgeführt. Er behandelt darin die Kunſt, jeden Gegenſtand nach ſeinen verſchiedenen Beziehungen zu unterſuchen und darzuſtellen, — die allgemeinen Geſetze des Denkens, denen die Wiſſenſchaften zu folgen haben und nach denen ſie zu reſtauriren ſind.

Agricola brach in Deutſchland der klaſſiſchen Philologie Bahn, verſtand daneben franzöſiſch und italieniſch, dichtete Lieder in der Mutterſprache und ſang ſie zur Zither, und unterhielt ſich mit Weſſel über die Verfinſterung der Kirche und die Profanation der Meſſe. „Es gab — ſagt Erasmus von ihm — keine wiſſenſchaftliche Disciplin, in welcher er es nicht mit den größten Meiſtern aufgenommen hätte. Unter den Griechen war er ein Normalgrieche (graecissimus), unter den La-

teinern ein Normallateiner, als Dichter ein zweiter Maro, als Redner erinnerte er an Politianus Zierlichkeit, übertraf ihn aber an Majestät. Auch wenn er aus dem Stegreife sprach, war seine Rede so rein und ächt, daß man nicht einen Friesen, sondern einen Römer zu hören glaubte. Seiner vollendeten Beredtsamkeit hatte er eine gleiche Gelehrsamkeit zugesellt, alle Mysterien der Philosophie hatte er durchforscht. Es war kein Theil der Musik, den er nicht aufs Genaueste verstanden hätte. In seinen letzten Lebensjahren legte er sich mit ganzer Seele auf das Studium des Hebräischen und der heiligen Schrift. Nach Ruhm fragte er wenig." —

Alle diese Männer wurden jedoch übertroffen durch die Wirksamkeit von Johann Reuchlein und Erasmus von Rotterdam.

Johann Reuchlin, gräcisirt Capnion, geboren zu Pforzheim, am 28. Dez. 1455, gestorben zu Stuttgart, 30. Juni 1522, ist der eigentliche Repräsentant des Humanismus beim Wiederaufblühen der klassischen Literatur in Deutschland. Er wendete diese antike Literatur ihrem Zielpunkte in Deutschland zu — dem Erforschen der heiligen Schrift in der Ursprache, und in seinem Leben und seinen Kämpfen offenbart sich am Klarsten der Zustand der Schulen und aller Wissenschaften seiner Zeit, sowie das Stadium, in dem der Kampf des Lichtes mit der Finsterniß stand. Von Dringenberg in die Wissenschaft eingeführt, in Begleitung des Markgrafen Friedrich von Baden zu Paris und von dem Spartaner Hermonymus daselbst im Griechischen, von Joh. Wessel im Hebräischen unterrichtet, zu Basel unter Anleitung des Griechen Antronikos Kontoblakas seine griechischen Studien weiter fortsetzend und zu Orleans und Poitiers die Rechte studirend, trat er 1481 zu Tübingen als Lehrer der Rechte und schönen Wissenschaften auf, und begleitete er als der beste Lateiner den Grafen Eberhard von Würtemberg nach Rom, wo er Lorenzo von Medici besuchte und mit den berühmtesten italienischen Gelehrten bekannt wurde. Nach Eberhards Tode lebte er am Hofe des Churfürsten Philipp von der Pfalz, im Umgange mit Dalberg und seiner Lieblingsneigung fröhnend, die Heidelberger Bibliothek durch die ersten Werke der Buchdruckerkunst zu bereichern. 1499 kehrte er nach Würtemberg zurück, ward hier einer der drei Bundesrichter des schwäbischen Bundes und schrieb 1506 seine Rudimenta linguae hebraicae, „zu nutz und uffgang der heiligen geschrifft und unsern studenten zu lust und übung," als der Erste, der sich „unterstanden hat, die gantze Hebräische sprach in ein Buch zu reguliren."

Im Bewußtsein, daß er mit diesem Buche eine That vollbracht hatte, schließt er dasselbe mit den Worten: „Exegi monumentum aere perennius", und schrieb er an Amerbach: „Denn soll ich leben, so muß die hebräische Sprache herfür mit Gottes Hilf. Sterb ich dann, so han ich doch einen Anfang gemacht, der nit leichtlich wird zergon." Durch seine hebräischen Studien, die er nicht bloß als Schlüssel zum besseren Schriftverständniß pflegte, sondern zugleich im Interesse an den vermeintlichen Geheimnissen der Kabbala trieb, da ihn ein dunkler Drang nach verborgenen Tiefen zog, so daß er aus einem Verse des zweiten Buches Mosis die 72 unaussprechlichen Namen Gottes herausfand, aus dem hebräischen Worte, das 1. Mos. 1, 1 das göttliche Schaffen bezeichnet, die Dreieinigkeit herausdeutete ꝛc., — durch diese Studien mußte er in vielfachen Zusammenstoß mit der auf mangelhafter Sprachkenntniß beruhenden Vulgata kommen. Er tadelte und berichtete dieselbe in seinem Werke über die hebräische Sprache, — — die Uebersetzung der Vulgata, die in der abendländischen Kirche die Stelle des Originals vertrat und auf deren Uebersetzungsirrthümer kirchliche Lehrsätze und Gebräuche gegründet waren! Er schien daher mit der Vulgata die Kirche selbst anzutasten, und da er überdies seine Verbesserungen aus den Belehrungen und Schriften der Juden schöpfte, so war sein Christenthum bereits so verdächtig geworden, daß es nur eines äußeren Anlasses bedurfte, um über ihn herzufallen. Dieser Anlaß fand sich. Ein jüdischer Proselyt, Johann Pfefferkorn, reizte in Schriften Obrigkeiten und Unterthanen zur Verfolgung der Juden an und forderte den Kaiser auf, alle jüdischen Bücher, das alte Testament ausgenommen, zu verbrennen. Reuchlin, vom Churfürsten zu Mainz aufgefordert, ein Votum darüber abzugeben, entschied sich dahin, daß nur solche Schriften der Juden, welche direkt gegen das Christenthum gerichtet seien, konfiszirt und verbrannt werden dürften. Da schleuderte Pfefferkorn mit den Dominikanern, besonders den Kölnern, an deren Spitze Hochstraten stand, seine heftigen Streitschriften gegen Reuchlin. Er trug auf der Ostermesse 1511 sein Buch gegen Reuchlin, Handspiegel betitelt, zu Frankfurt selbst umher und verkaufte und verschenkte es: Reuchlin ward darin angeklagt, daß er sich von den Juden habe bestechen lassen, und angeschuldigt, er habe seine hebräische Grammatik nicht selbst gemacht. Zur Herbstmesse antwortete Reuchlin, „als ein Verwundeter sich selber zu arzeneien und zu heilen", mit seinem Augenspiegel, worin er die Anschuldigungen mit Entschiedenheit zurückwies. Der Augenspiegel ward jedoch vom Erzbischof zu Mainz verboten, vor

den Kirchthüren gegen ihn gepredigt, und die Kölner Theologen fanden, daß darin der jüdische Unglaube begünstigt und den Juden zu neuem Spott gegen die Christen Anlaß gegeben sei. Endlich wurde der Streit vom Papste für Reuchlin entschieden, und machte ihm 1519 Franz von Sickingen dadurch ein Ende, daß er von Hochstraten und seinen Ordensbrüdern binnen Monatsfrist eine Erklärung verlangte, ob sie sich in Zukunft aller Schmähungen gegen Reuchlin, „den bedachten, erfahrnen, frummen, kunstreichen Mann", enthalten und ihm die Prozeßkosten erstatten wollten, wo nicht, so werde er die früher in Speier gefällte, für Reuchlin günstige Sentenz vollstrecken. Da zahlten die Mönche, und Reuchlin konnte nun in Ingolstadt über hebräische Grammatik und über den Plutus des Aristophanes, später zu Tübingen über hebräische und griechische Grammatik lesen. Reuchlin war ein Mann, von schönem, stattlichem, „senatorischem" Aussehen, in würdiger, vornehmer Haltung, nur zu weich in der harten Zeit, ein Haupt der Humanisten, welches der Reform der Schule mit der Reformation der Kirche den Weg bereiten half; von Allen — wie er gegen den Schluß des Werkes de arte cabalistica sagt — der Erste, welcher das Griechische wieder in Deutschland eingeführt, auch der Erste, der der Kirche die Kunst und das Studium des Hebräischen geschenkt und übergeben hat. Aber mehr noch. Er war ein Mann, der die Lust des Lebens nicht verschmähte, sondern der, so mäßig er auch gewöhnlich war, mit Freunden bis tief in die Nacht hinein ihre Weine durchkosten konnte, der noch in alten Tagen oftmals zur Zither griff, um Sorgen und Kummer zu zerstreuen, der sich aber vor Allem durch Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit auszeichnete und ohne Phrase von sich sagen konnte: Den heiligen Hieronymus verehre ich wie einen Engel und den Nicolaus von Lyra achte ich als Lehrer, aber die Wahrheit bete ich an wie einen Gott. „Gott Lob — rief er beim Auftreten Luthers aus — nun haben sie einen Mann gefunden, der ihnen so blutsaure Arbeit machen wird, daß sie mich alten Mann wohl in Frieden werden hinfahren lassen." Und Luther schreibt an ihn: Du warest das Werkzeug des göttlichen Rathschlusses. Ich war Einer von Denen, welche Dir beizustehen wünschten, aber es fand sich keine Gelegenheit. Doch was mir als Kampfgenossen versagt war, wurde mir als Deinem Nachfolger auf's Reichlichste zu Theil. Die Zähne jenes Behemoth fallen mich an, um die Schmach, welche sie durch Dich davon getragen, wo möglich wieder gut zu machen. Ich gehe ihnen mit geringeren Kräften des Geistes und der Gelehrsamkeit entgegen als Du, aber nicht mit weniger getrostem Muthe." —

Nicht von so tief religiöser Gesinnung und von so tiefsinniger Mystik, wie Reuchlin, aber mit Spott und Sophistik den Katholicismus untergrabend und schöpferisch in der Theorie der Pädagogik, trat **Desiderius Erasmus** (der Name übersetzt aus dem Holländischen Geert, Gerhard) auf. Er war am 28. October 1467 zu Rotterdam geboren und starb zu Basel am 12. Juli 1536. Neun Jahre alt, kam er zu Alexander Hegius nach Deventer, wo sein Lehrer Johann Sintheim so mit ihm zufrieden war, daß er ihn einst umarmte und zu ihm sagte: „Erasmus, Du wirst einst den höchsten Gipfel der Gelehrsamkeit erreichen." Und als Rudolf Agricola die Handschrift, die Kopfform und die hellen Augen des zwölfjährigen Knaben sah, sprach er bedeutungsvoll: „Tu eris magnus." In niederländischen Klöstern erwarb sich dann der geistig früh entwickelte Knabe und Jüngling staunenswerthe Belesenheit in den Alten, völlige Beherrschung des lateinischen Stils und Selbstständigkeit des Urtheils. Seit 1591 aus der Klosterheit befreit, ging er an die Pariser Universität und lebte fortan abwechselnd in Frankreich, England, den Niederlanden, Italien und Westdeutschland, von vornehmen Gönnern unterstützt, als Privatlehrer hier und da thätig, aber jeder festen Anstellung, zumal an Schulen ausweichend. Als er den Großkanzler Thomas Morus besuchte, ohne sich ihm zu erkennen zu geben, ward dieser von seiner Unterhaltung so entzückt, daß er ausrief: „Ihr seid Erasmus oder ein Dämon." Mit seinem *Lobe der Narrheit* (moriae encomium) und mit seinem enchiridion militis christiani griff er tief in das Herz seiner Zeit, und beide Schriften waren deshalb von ungeheurer Wirkung. „Moria, die Tochter des Plutus, auf den glücklichen Inseln geboren, genährt von Trunkenheit und Ungezogenheit, ist die Herrscherin eines gewaltigen Reichs, das alle Stände umfaßt. Diese werden sämmtlich betrachtet, am längsten aber verweilt sie bei den Geistlichen, die ihre Wohlthaten nicht anerkennen wollen, ihr aber desto mehr Dank schulden. Sie verspottet das Labyrinth der Dialektik, in dem die Theologen sich verlaufen haben, die Syllogismen der Scholastiker, mit denen sie ihre Lehre zu stützen vermeinen, wie Atlas den Himmel, den Eifer, mit dem sie jede abweichende Meinung verfolgen und verdammen. Darauf werden die Mönche in ihrem Treiben geschildert, die Bischöfe, die sich jetzt mehr nach Geld umsehen als nach Seelen, der römische Hof und der Papst, der für sich nur das Vergnügen nehme, für sein Amt hingegen die Apostel Petrus und Paulus sorgen lassen." — Gewaltiger noch als durch sein „Lob der Narrheit", wirkte Erasmus 1516 durch *die erstmalige Heraus-*

gabe des griechischen neuen Testamentes mit lateinischer Uebersetzung („novum instrumentum"). Auf pädagogischem und didactischem Gebiete bewegten sich die seit 1500 in unzähligen Ausgaben verbreiteten Adagia (Sprichwörter), die Schriften de duplici copia und de ratione studii (1512), die Uebersetzung von Theodor Gaza's griechischer Grammatik und die institutio principis christiani (1516). Von allen seinen Büchern aber war keines so beliebt und wurde keines von der Jugend so viel gelesen, als die 1518 zuerst herausgegebenen colloquia puerilia, durch die Knaben lateinischer und besser gemacht werden sollten und die über alle Gegenstände des Lebens, über Pferdehandel, Jagd, Wirthshäuser ꝛc. mit bewundernswürdiger Leichtigkeit lateinisch reden, aber zugleich voll von Satyren auf die Mönche, auf das Klosterleben, auf Fasten und Wallfahrten sind und daneben frivol und unzüchtig Unterhaltungen zweier Weiber über ihre Männer, eines Freiers mit einem Mädchen, um welche er wirbt, ein colloquium adolescentis et scorti ꝛc. bringen, — von der Sarbonne verdammt, in Frankreich verboten, in Spanien verbrannt, in Rom der ganzen Christenheit untersagt. 1520 schrieb er die Principien des schriftlichen Unterrichts, de conscribendis epistolis; 1526 Christiani matrimonii institutio, wovon der letzte Abschnitt die Familienerziehung behandelt. 1528 verfaßte er seinen Ciceronianus, sive de optimo dicendi genere, worin er gegen die Nachäffung des Einen Cicero auftritt, und de pronuntiatione; 1529 de pueris statim ac liberaliter instituendis und 1530 de civilitate morum puerilium. Vor dieser Zeit schon war Erasmus mit Luther, der ihn anfangs als den Herausgeber des neuen Testamentes und als den Bekämpfer der Mönche und ihrer Mißbräuche für seinen Streitgenossen hielt, in Kampf getreten, indem er nur so lange mit den Reformatoren ging, als er den Kampf für einen gelehrten hielt, der gegen die Scholastik dem Siege des Humanismus gelte. Als er jedoch sah, daß Luthers Kampf ein Streit gegen die Kirche sei, wandte er sich von ihm, vertheidigte zwar Luther noch in einem Briefe an Spalatin und schrieb an Zwingli, daß er wohl beinahe Alles gelehrt habe, was Luther lehre, nur nicht so heftig und ohne jene räthselhafte, nach Extremen haschende Sprache, erklärte jedoch auch dem Papste, daß er Nichts mit den Reformatoren zu schaffen habe und verfaßte 1524 sein Buch de libero arbitrio, worin er den freien Willen insofern vertheidigt, daß zwar das Vermögen, sich frei zu bestimmen, ein Werk Gottes sei, das Wollen und Wirken selbst aber von dem eigenen freien

Willen des Menschen abhange und von Gott nur durch äußerliche Mittel befördert werde, — eine Schrift, die bei Luther, schon „nach Lesen der ersten Blätter unglaublichen Ekel erweckte." Erasmus und Luther waren zwei von Grund aus verschiedene Naturen. Luthers Thaten hatten ihre Triebfedern in den innersten Regungen seines Gewissens; Erasmus war von dem Streben nach Verbesserung der Studien, nach Läuterung des Geschmacks beseelt. Luther trat keck und rücksichtslos für die Religion und für das Volk in die Schranken; Erasmus ward durch Rücksichten der Klugheit geleitet und wollte Aufklärung in den höheren Kreisen der Gesellschaft fördern. Luthers Thaten gründen in seinem Gefühl, Erasmus Worte quillen aus seinem Feinsinne, der mehr die Seiten des Christenthums, die es mit der Weisheit der Alten gemein hat, erkannte, als daß er in das Centrum desselben hätte eindringen können. Darum stieß ihn Luther von sich ab; darum aber auch war es bei den Mönchen ausgemacht, daß „Erasmus das Ei gelegt, das Luther ausgebrütet habe." Und darum konnte er auch mit Hutten, dem Manne von leidenschaftlicher Thatkraft, nicht in Freundschaft bleiben. Hutten setzte ihn zu Rede, daß er von der Sache Luthers abgefallen: Erasmus erwiederte, er habe nie aufgehört, ein redlicher Förderer der Sache des Evangeliums zu sein; aber er sei kein Parteimann. Und so war's. Sein Feld war seiner Geistesorganisation nach nicht das der That, sondern das des Denkens, wo die Extreme sich vermitteln; und auf diesem Felde hat er mit tiefem Sinn für die Wirklichkeit zur Verbesserung des Kirchen-, besonders aber des Schulwesens beigetragen — in chaotischem Flusse die Keime fast zu allem Neuen, was in der Pädagogik auftreten sollte, in sich tragend.

Der Ehe schreibt er eine besondere Wichtigkeit wegen der Kindererziehung zu. Paulus verheißt dem Weibe die Seligkeit durch Erzeugung von Kindern, wenn sie bleiben im Glauben und in der Liebe und in der Heiligung sammt der Zucht. Die Mutter, die dies an ihren Kindern nicht leistet, ist daher nur halb Mutter. Schon in der Zeugung und Schwangerschaft sind Pflichten gegen die Kinder zu erfüllen. Es ist eine Art von Aussetzung, wenn die Mutter nicht selbst ihre Kinder säugt. Wohl geboren zu werden ist schon Etwas; allein die Erziehung übertrifft an Einfluß Alles; sie vermag die sonst so mächtige Natur in ihr Gegentheil zu verwandeln. Der Knabe ist einem Brachfelde zu vergleichen, die Lehre der Saat. Bis zum siebenten Jahre hat man nichts zu thun, als den Acker zu bestellen und zur Aufnahme der Saat vorzubereiten. Zunächst sorge man für leibliches Gedeihen,

nähre die Kinder mit Milchspeisen, halte Gewürz und starkes Getränk von ihnen fern, kleide sie weder zu leicht noch zu schwer. Namentlich versündigt sich der große Haufen der Aeltern dadurch, daß sie die zarten Kinder nach Art der Alten kleiden wodurch man den Körper verletzt, den Wuchs hemmt, Geld für nichts wegwirft und frühzeitig thörichte Eitelkeit weckt. Aeltern, die daran Vergnügen finden, sollten ihre Thorheit lieber an Puppen oder an Affen auslassen. Auch das Zimmer für die Kinder ist sorgfältig zu wählen; dumpfe, feuchte, wie übermäßig heiße Räume sind zu vermeiden, eben so Lärm und Zug; Baden und Salben ist zu empfehlen, und auf Gesellschaft fröhlicher und guter Kinder zu sehen. — Es entsteht nun die Frage, wann mit dem Unterricht zu beginnen sei. Die Alten rathen meist nicht vor dem siebenten Jahre, Aristoteles mit dem fünften, Andere bald nach dem dritten. Alle haben Recht; denn sobald das Kind lernen kann, muß ihm spielend Etwas beigebracht werden; allein die ernsthaftere Arbeit beginnt erst mit dem siebenten Jahre. Spielend und ganz früh müssen die Kinder lateinische und griechische Buchstaben schreiben und aussprechen lernen; eben so in den Sitten: die Kniee beugen beim Namen Jesu, die Hände falten, das Crucifix küssen sind schon Anfänge der Religion. Uebrigens ist in diesen Jahren zwar Ehrfurcht zu fordern, aber herbe Strenge fern zu halten. Schmeicheln, Loben, Belohnen, Versprechen wende man an statt Drohen, Schlagen und Schreien. Durch unvernünftige Grausamkeit werden Kinder von guten Anlagen verdummt. Muß aber einmal die Ruthe angewandt werden, so folge auch wieder Etwas darauf, was das kindliche Gemüth trösten kann. — Ist das siebente Jahr erreicht, so bedenke der Erzieher, daß er ein zartes, nach allen Seiten biegsames Reis vor sich hat, — weiches Wachs, feuchten Thon: er zeige sich stets als ein wackerer Künstler! Viele führen im Munde, Wenige beherzigen, was Horaz sagt: Quo semel est imbuta recens servabit odorem Testa diu. Nach intellectueller und religiös-sittlicher Seite hin ist das Kind zu erziehen, vorzüglich aber für Frömmigkeit zu sorgen. Platon und Aristoteles ziehen die öffentliche der privaten Erziehung vor; allein jene wird jetzt nur durch Schulmeister besorgt, zu denen man, statt die höchste Sorgfalt auf ihre Wahl zu verwenden, meist schmutzige und verworfene Menschen nimmt, bisweilen solche, die nicht recht gescheidt sind. Man gibt ihnen ein geringes Gehalt und ein unsauberes Local, daß man sagen sollte, es handle sich um die Erziehung von Schweinen, nicht von freien Söhnen der Bürger. Und doch setzt man hier die Zukunft des

ganzen Staates auf's Spiel. Noch schlimmer ist es mit den Knaben, die in den Höhlen gewisser Finsterlinge überaus knauserig erzogen werden: ist doch fast alles Unheil unter dem Vorwande der Religion in die Welt gekommen! — Eine der vorzüglichsten Sorgen der Aeltern für ihre Kinder ist die Wahl eines Lehrers. Meist überlassen sie den Sohn dem ersten besten Lehrer, und manche Mütter pflegen ihre Malteserhündchen sorgfältiger als ihren Sohn, und einen Pferdeknecht oder Falkenwärter miethet man theurer als einen Lehrer für die Kinder. In nichts Anderem ist der große Haufe der Fürsten und Vornehmen so unglücklich, als darin, daß sie nicht würdigen und gesinnungstüchtigen Lehrern übergeben werden. Man muß dabei nicht allein auf Gelehrsamkeit sehen, sondern vorzüglich auf gute Sitten. Hier kommt es auf ein freies und ernstes Urtheil an, nicht auf schmeichelnde Einführung oder dringende Empfehlung durch Freunde. Ist aber auch ein guter Erzieher gewählt, so lasse man nicht alle Sorge fahren, sondern führe fleißige Aufsicht. Es gehört keine geringe Kunst dazu, Elementarunterricht zu geben. Jünglinge zu bilden, erfordert vorzügliche Tüchtigkeit. Denn fast das ganze Leben der Menschen hängt ab von Lehrern, Predigern und Fürsten. Auch nicht Jeder, der gelehrt und bieder ist, eignet sich zur Jugenderziehung. Vielen fehlt Milde, Anderen Geduld; wer sich aber wirklich eignet, kann nicht zu hoch bezahlt werden. — So lange die Knaben noch klein sind, halte man sie mit einem Erzieher zu Hause. Zwar ist die Einsamkeit schädlich; allein in den großen Anstalten der Klöster ꝛc., wo oft 200 Jünglinge in einem Hause gehalten werden, ist die Gefahr der Ansteckung durch schlimme Subjecte gar zu groß, die Sorge der Lehrer zu vertheilt, die freie Wahl derselben nicht möglich. In den Collegien und Bursen aber ist das gemeinsame Uebel mangelhafter Unterricht in der Grammatik, denn einmal wird hier sogleich zu den Wissenschaften geeilt, in welcher akademische Grade ertheilt werden, sodann aber gewöhnlich aus Habsucht irgend ein neugebackener Magister von kaum 16 Jahren als Lehrer der Grammatik eingesetzt. Niemand aber kann die Grammatik ordentlich lehren, der nicht in den Schriftstellern jeder Art wohl belesen und seinen Stil geübt hat. Am Besten lasse man daher fünf bis sechs Knaben zusammen von einem Lehrer unterrichten, oder man gebe wenigstens einem Knaben, der in einem Collegium ist, noch einen besonderen Privatlehrer. Die Reichen aber sollen sich talentvoller armer Knaben annehmen und sie mit ihren Söhnen zusammen erziehen lassen, was die verdienstlichste aller Arten

von Almosen ist. — Beim Unterricht muß die Wortkenntniß der Sprachkenntniß vorangehen, denn es ist ein Fehler, der nie ungestraft bleibt, wenn man die Wort- oder Sprachkenntniß vernachlässigt, in der Meinung, desto schneller zu den Sachen zu eilen: da man die Sachen nur mittelst der Sprachen erlernen kann, so müssen aus mangelhafter Kenntniß der letzteren nothwendig auch in jenen große Irrthümer entspringen. Der erste Gegenstand des Lernens ist die Grammatik, und sowohl die griechische als die lateinische, denn in diesen beiden Sprachen ist fast alles Wissenswerthe verfaßt, und beide müssen mit einander verbunden werden, weil, wegen ihrer nahen Verwandtschaft, eine die andere wesentlich erleichtert. Die grammatischen Regeln müssen auf möglichst wenige und zwar auf die zuverlässigsten beschränkt werden, und es ist nicht zu billigen, wenn die gewöhnlichen Schullehrer ihre Schüler mehrere Jahre damit quälen, denn die wahre Sprachfertigkeit erwirbt man am Besten durch gut gewählte Gespräche und durch fleißiges Lesen guter Bücher. Unter diesen muß man zuerst solche auswählen, die neben einer reinen Sprache sich zugleich durch einen anziehenden Inhalt auszeichnen. Sobald man in der Sprache einen hinlänglichen Grund gelegt hat, muß man sich zur Sachkenntniß wenden, die am Besten aus den griechischen Schriftstellern als den eigentlichen Quellen der Wissenschaften zu schöpfen ist. Dabei muß man vor Allem auf die Ausbildung des Gedächtnisses sehen, wodurch alles Lehren erst seinen wahren Werth erhält. Die wichtigsten Stützen für das Gedächtniß sind: richtiges Verständniß der Sachen, gute Ordnung im Denken, Sorgfalt im Ergründen und Unterscheiden. Das Gedächtniß wird nicht wenig unterstützt, wenn man Das, was nothwendig aber schwierig zu behalten ist, wie die Orte in der Geographie, die Füße der Metra, Declinationen und Conjugationen, Genealogien und Aehnliches so kurz und klar als möglich auf Tabellen verzeichnet und diese an den Wänden des Schlafzimmers aufhängt, damit sie beständig auch bei anderen Beschäftigungen vor Augen stehen. Kurze und bemerkenswerthe Sätze wie Apophthegmata, Sprichwörter, Sentenzen schreibe man in Bücher am Eingange oder am Schlusse auf, Einiges werde in Ringe oder Becher eingegraben, Manches vor der Thür und an den Wänden oder auch auf den Fensterscheiben angeschrieben, damit den Augen sich überall Etwas darbiete, was die Bildung

unterstützt. Denn obgleich diese Dinge einzeln für sich kleinlich erscheinen, so bereichern sie alle vereinigt doch erheblich den Schatz des Wissens. — Das Gedächtniß darf aber nicht bloß mit Grammatik belastet werden; auch Realkenntnisse sind nothwendig, und der Lehrer darf auch in der Geschichte, Geographie, Naturgeschichte ꝛc. nicht unbewandert sein, weil diese Kenntnisse die nothwendigen Instrumente zur Interpretation der Klassiker sind. Hat der Grammatiker auch keine genaue Kenntniß dieser Dinge, so darf er in denselben doch nicht ganz unbewandert sein, wenn Du ihn für fähig halten willst, einen Jugendlehrer abzugeben. Weil der Grammatiker das Arma virumque auslegen soll, so wollen wir deshalb nicht verlangen, daß er ein Pyrrhus oder Hannibal, oder weil er Virgils Georgica interpretirt, daß er ein erfahrner Landmann sei. Wenn er des Aeneas Schifffahrt erklärt, so verlangen wir eben so wenig, daß er ein vollkommner Seecapitän, oder daß er ein Apitius sei, weil er eine Stelle über Kochkunst tractirt. Aber was wird der Grammatikus vorbringen, welcher die Gestalt und den Gebrauch der Geschosse und Maschinen gar nicht kennt, und eben so wenig die Aufstellung eines Heeres? Es würde ihm nicht wenig nützen, hätte er diese Sachen mit erlebt; ist das nicht der Fall, so mag er sie aus Büchern und aus Erzählungen von Menschen, welche bei dergleichen zugegen waren, dann aus Abbildungen, so weit er's bedarf, kennen lernen. Dasselbe gilt von den übrigen Disciplinen. Doch darf der Lehrer beim Lesen der Autoren gerade nur so viel bemerken und erklären, als zum Verständniß des Autors selbst nöthig ist, — nicht eitel bei jeder Stelle seine Gelehrsamkeit ungehörig auskramen. — Beim Erlernen der Sprachen soll die griechische Grammatik der lateinischen nur einige Schritte vorangehen. Hinsichtlich der schriftlichen Uebungen sind vorzüglich Uebersetzungen aus dem Griechischen ins Lateinische zu empfehlen, wodurch gleichzeitig das Eindringen in den Sinn der griechischen Autoren und in die Eigenthümlichkeit beider Sprachen befördert wird. Doch ist das Ziel der Grammatik nicht, rein wie Cicero zu schreiben. Die Ciceronianer verwerfen mit unerträglicher Anmaßung alle Schriften, welche nicht Cicero's Züge tragen, schrecken die Jugend vom Lesen anderer Autoren zurück und zwingen sie zur abergläubischen Nachahmung des einzigen Tullius. Es ist zu verwundern, mit welcher Anmaßung derlei Leute die Barbarei des Thomas, Skotus, Durandus ꝛc. schmähen: und doch sind diese, welche sich weder rühmen beredt noch Ciceronianer zu sein, bei Lichte besehen, mehr Ciceronianer als jene, welche nicht nur für Ciceroniani, sondern für Cicerones ge-

halten sein wollen. Abgesehen davon, daß viele Schriften Cicero's nicht auf uns gekommen, sind die überlieferten durch Schuld der Abschreiber zum Theil voller Fehler, zum Theil unächt: welche Gefahr für die Ciceronianer! Hat man sie doch öfter mit Pseudociceronianischem angeführt, das von ihnen höchlich als ächt bewundert worden ist. Die Imitatio dieser Ciceronianer ist überhaupt von oberflächlichster Art. Wörtlein, Redeformeln, Schlußweisen ꝛc. merken sie dem Cicero ab und bringen sie, wo sie nur können, an. Weil ihr Meister seine Perioden öfter mit etsi, quamquam, quum ꝛc. anfängt, so meinen sie Ciceroues zu sein, wenn sie mit denselben Wörtern ihre Perioden beginnen. Da Cicero keine Jahreszahl unter seine Briefe schreibt, so meinen sie auch das Jahr Christi unter ihren Briefen weglassen zu müssen; eben so jede Titulatur, weil sich keine bei Cicero findet. Solche bornirte Nachahmer würde sich Cicero, lebte er noch, verbitten. Jede Zeit hat einen eigenthümlichen Charakter und verlangt deshalb eigenthümliche Beredtsamkeit. Cicero's Reden würden, wie sie sind, dem strengeren Zeitalter des Ennius und Cato Censorinus nicht zugesagt haben, geschweige dem unsrigen. Es hat sich ja seit Cicero Alles geändert: Religion, Staat, Obrigkeit, Sitten, Gesetze. Wer also gegenwärtig gehörig sprechen will, den Umständen angemessen, und dies ist doch das Erste, was wir vom Redner verlangen, der muß weit verschieden von Cicero sein. Was hilft Cicero's Beredtsamkeit einem christlichen Lehrer, der zu christlichen Männern und Frauen etwa von Buße, Frucht des Gebets, Nutzen der Almosen ꝛc. reden soll, da alles Dieses dem Cicero unbekannt gewesen ist. Die ächte Aehnlichkeit eines Redners mit Cicero beruht darauf, daß er über jeden Gegenstand möglichst vollkommen spricht, wozu einmal gründliche Kenntniß des Gegenstandes gehört, dann, daß es dem Redner vom Herzen geht. So müssen christliche Redner die Geheimnisse der christlichen Religion verstehen und mit nicht geringerem Fleiße die heilige Schrift studiren, als Cicero die Werke der Philosophen, Poeten, Juristen, Historiker studirt hat. Lebte Cicero als Christ in unserer Zeit, er würde gewiß die kirchliche Sprache nicht verschmähen, er würde fides in Christum, paracletus ꝛc. sagen. Steht etwa Salomo dem Platon, die Psalmen dem Pindar nach? Unsere heidnische Gesinnung verführt den Verstand und die Ohren zu solchem Mißurtheil. Wir sind nur dem Namen nach Christen: Jesum bekennen wir mit dem Munde, aber den Jupiter optimus maximus und den Romulus tragen wir im Herzen! Das ächte Nachahmen ist eine lebendige geistige Assimilation klassischer Schriftsteller.

Du mußt alles Mannichfaltige verdauen, was Du lesend zu Dir genommen und es durch Nachdenken vielmehr in die Adern der Seele überführen, als in das Gedächtniß oder in einen Index, so daß der Geist mit aller Art geistiger Speise genährt, eine Rede aus sich selbst erzeuge, welche nicht nach diesen und jenen Blumen, Laube und Gräsern schmeckt, sondern nach dem Wesen und der Neigung Deines Gemüthes, daher der Leser in Deiner Schrift nicht etwa zusammengeflickte Fragmente Cicero's, sondern das Abbild eines Geistes erkenne, welcher mit Wissen aller Art erfüllt ist. Die Bienen sammeln den Honigstoff nicht von einem einzigen Strauch, sondern mit bewundernswürdiger Emsigkeit fliegen sie auf Blumen und Kräuter aller Art herum, auch gewinnen sie nicht fertigen Honig, sondern in Mund und Eingeweiden bilden sie ihn, erzeugen ihn dann aus sich, und man erkennt in demselben nicht Geschmack oder Geruch einzelner Blumen, welche sie gekostet. — Neben den Wissenschaften sollten reiche Aeltern ihre Kinder auch irgend eine Kunst lernen lassen, wie Malerei, Bildhauerei, Architektur. Obwohl die Philosophen Dies nicht billigen, so kann es uns doch nicht verächtlich sein, die wir Christum, der ein Sohn des Zimmermanns genannt wird, verehren. Während sie Dies lernen, meiden sie den Müßiggang; verläßt sie das Glück, so haben sie ein Zehrgeld, wo nicht, so bleibt das Sprichwort wahr, daß Kunst keine Bürde ist. — Am Wichtigsten ist die religiöse Erziehung und also auch der religiöse Unterricht. Die erste religiöse Unterweisung lehre, daß Gott über Alles zu fürchten und zu lieben sei, der allgegenwärtige und allwissende Gründer und Erhalter des Alls; dieser habe durch seinen Sohn Jesus Denen, die an ihn glauben und seine Gebote halten, das ewige Leben gegeben; und beide wohnen durch den heiligen Geist in den Herzen der Frommen. Gott belohne die Guten und bestrafe die Bösen. Der Name Jesus werde den Herzen der Kinder so eingeprägt, daß er ihnen so liebenswürdig als möglich erscheine. Man bringe ihnen auch die Ueberzeugung bei, daß immer Engel zugegen sind, die Alles vernehmen, sogar die Gedanken. Demnächst ist die höchste Ehrfurcht vor der heiligen Schrift als einem beständigen Orakel Gottes einzuflößen, und zwar dadurch, daß man mit dem Beispiele einer solchen Ehrfurcht vorangeht und das Kind gewöhnt, das Evangelium zu küssen. Dann lerne der Knabe die Pracht des Himmels betrachten, die Fülle der Erde, die sprudelnden Quellen, die gleitenden Flüsse, das unermeßliche Meer, die zahllosen Arten der Thiere und wie dieses Alles zum Dienst der Menschen geschaffen sei, damit

der Mensch wieder seinem Schöpfer diene. Er lerne auch die Wohlthaten kennen, welche Gott insbesondere seinen Auserwählten durch seinen eingebornen Sohn gespendet hat und durch den heiligen Geist noch täglich spendet. Endlich, welcher Lohn die Frommen, welche Strafe die Gottlosen erwartet. Er werde an sein Taufbündniß gemahnt und an die Gemeinschaft aller Christen, vermöge welcher Christus selbst in seinen Gliedern gepflegt oder verletzt wird. Er lerne, daß Niemand elend sein kann, der in Christo bleibt, was ihm auch immer zustoße. Im Unglück müsse man Gott danken, daß er uns um unseres Heils willen züchtigt, im Glück seine Güte anbeten. Man mahne ihn an seine Pflichten gegen Jedermann und lasse ihn wissen, daß Gott das Geleistete mit Wucher erstatten werde. Beispiele der Tugend gebe man ihm zunächst aus dem Leben Christi, sodann Anderer, besonders Derjenigen, deren Heiligkeit durch das Zeugniß der heiligen Schrift festgestellt ist. Wenn Dies und Anderes der Art dem zarten Kinderherzen eingeflößt wird, wird es einst treffliche Frucht tragen. Für ganz besonders wichtig ist die Zeit vom 14. Jahre an zu halten. Das wichtigste Mittel gute Sitten in einem Knaben zu fördern ist das eigene Beispiel, da die Knaben einen vorzüglichen Hang zur Nachahmung haben. —

Gleiches gilt auch für *Mädchen*. Ja, das heranwachsende Mädchen verlangt noch mehr Sorgfalt als ein Knabe. Die Verführung ist geschäftiger, der Geist schwächer, die Schande eins Fehltrittes größer. *Die erste Sorge sei, ihr Gemüth mit heiligen Gefühlen zu erfüllen; die zweite, sie vor Ansteckung durch Schändliches zu bewahren; die dritte, sie vor Müssiggang zu hüten.* Die Unschuld leidet am meisten durch böses Beispiel. Ganz besonders sind daher die Aeltern zu ermahnen, daß sie in Gegenwart ihrer auch noch so kleinen Tochter nichts Unziemliches vornehmen. Manche halten die Erziehung der Mädchen für vollendet, wenn sie dieselben bis zur Hochzeit eingeschlossen und fern vom Anblick der Männer halten, während sie indessen von den einfältigen Weibern, unter denen sie leben, mehr verdorben werden, als wenn sie mit Männern umgingen. Es ist freilich schon viel, die Züchtigkeit der Jungfrau unverletzt zu erhalten; allein recht züchtig ist erst Die, die da weiß, was Züchtigkeit ist, und wie sie erhalten werden kann. Der große Haufe hält es für thöricht, die Mädchen wissenschaftlich zu bilden; die Verständigen aber wissen, daß nichts zur Erhaltung edlen und keuschen Sinnes vor-

theilhafter sein kann. Doch möge Jeder hierin seinem Urtheil und seinen Umständen folgen. —

Die vorzüglichste Erziehung, der Grund aller Erziehung für Knaben wie für Mädchen, muß im Hause gelegt werden. Die Summe aller Erziehung besteht darin, daß die Aeltern wissen, was sie lehren sollen, die Kinder aber gehorchen. Doch darf die älterliche Zucht nicht zu streng sein. Der Phryger wird, wie man sagt, durch Schläge gebessert. Aber ein Freigeborner, den weder Gottesfurcht noch Ehrfurcht vor den Aeltern, weder Scham noch Gewissen bewegt, wird auch durch Schläge nicht besser. Davor aber müssen die Väter sich hüten, daß sie nicht in Leidenschaft schlagen oder schelten. Das Weib, weil seine Gemüthsbewegungen heftiger sind, muß sich des Schlages gänzlich enthalten. Der Apostel mildert die väterliche Autorität im Kolosserbriefe mit den Worten: Ihr Väter, erbittert eure Kinder nicht, auf daß sie nicht muthlos werden. Es gibt nämlich Väter, die durch beständiges Zürnen und Schelten den Sohn dazu bringen, daß er entflieht, und entweder in Kriegsdienste tritt, oder in ein Kloster geht, oder in einen anderen Abgrund stürzt. Die Herrschaft des Vaters muß mit Ueberzeugung verbunden sein. Die jungen Leute fehlen meist aus Unwissenheit oder Unbedachtsamkeit. Gegen erstere dient *παιδεία*, gegen letztere *νουθεσία*, der die *ἀθυμία* widerspricht. Es gibt jedoch auch eine verkehrte Milde, wie sie sich an dem Beispiele Eli's und seiner Söhne zeigt. Den Brutus aber, der seine Söhne hinrichten ließ, bewundern die Meisten, loben nur Wenige. Vor Allem muß Fehltritten durch gute Lehren vorgebeugt werden. Ganz besonders müssen sich die Aeltern hüten bei der Berufswahl die Kinder zu Etwas zu zwingen, wozu sie nicht geneigt sind, namentlich zum Klosterleben. Dasselbe gilt von der Art der Studien und den unzähligen anderen Einrichtungen des Lebens. Denn in der Regel geht Das am Glücklichsten von Statten, wozu man von der Natur geneigt ist. —

Desiderius Erasmus verband das klassische Alterthum und das Christenthum in seinem Geiste zu einer Einheit — nicht indifferent gegen die großartigste Erscheinung der Weltgeschichte, wie die italienischen Humanisten, obschon mit dem antiken Sinne für heiteren Lebensgenuß beseelt. Es war das allgemeine Urtheil, wenn Hutten ihn und Reuchlin die beiden Augen Deutschlands nannte, denn sie vertraten den ächt deutschen Geist, der über der schönen Form und über dem Geiste

der Wissenschaft die im Gefühl gründenden Fundamente des Christenthums nicht vergißt. Doch war Erasmus zu scharfer und vorwiegender Verstandesmensch und von zu fein besaitetem Nervensystem, als daß er die bestehende Religion und Kirche anders als mit nur demonstrirendem Finger hätte angreifen, und als daß er dem reformatorischen Kampfe und der Aufregung der Massen, die seine gelehrte Muße störte, hätte beipflichten können. Ja es war für ihn und bei ihm nicht widernatürlich, daß er zuletzt aus einem furchtsamen Freunde der Reformation ein entschiedener Gegner derselben wurde und deshalb von dem großem Standpunkte der Reformation aus als ein Held, den Feigheit und Servilismus zieren, erscheinen mußte, der das Zusammentreffen mit Hutten vermied, weil die Nachricht davon nach Rom an den Papst gelangt sein würde, nach Spanien an den Kaiser, nach Brabant, wo er eifrige Ankläger habe, und nach England, wo es nicht an Leuten fehle, die ihn, er möge wollen oder nicht, zum Lutheraner machten. —

Ganz anders der edelste der Humanisten jener Zeit, der 1488 zu Stackelberg am Rhein geborne **Ulrich von Hutten** — ein Heros voll Genialität und Wissen, wie voll umfassender Einsicht in die Schäden und Bedürfnisse seiner Zeit, — Leier und Schwert zugleich in der Hand von Herder der deutsche Demosthenes genannt. Ein unruhiger Geist hat er sein ganzes Leben hindurch die Welt durchwandert, um überall, wohin er kam, mit Wort und Schrift, mit Rath und That für die staatliche und kirchliche Reform seines Vaterlandes zu wirken. Er war ein Patriot, und mit Feuereifer kämpfte er deshalb gegen das Erpressungs- und Bevortheilungssystem, das die Päpste gegen Deutschland in Anwendung brachten. Schmählich fand er es, „daß, während unsere Vorfahren es für unwürdig hielten, den Römern, die damals das kriegsgewaltigste Volk waren und die Welt bezwungen hatten, zu gehorchen, wir nun diese Weichlinge, Sklaven der Wollust und Völlerei, ein faules, weibisches, muth- und markloses Gesindel, nicht blos dulden, sondern auch, um ihnen ihr Wohlleben möglich zu machen, selbst schmählich darben, ihnen, gleichsam als hätten sie uns im Krieg überwunden, Tribut bezahlen, und unsere Erbgüter an sie verschwenden." Rom überhaupt ist der Gegenstand seines innersten Hasses. „Drei Dinge erhalten Rom bei seinen Würden: das Ansehen des Papstes, die Gebeine der Heiligen und der Ablaßkram. Drei Dinge sind ohne Zahl in Rom: gemeine Frauen, Pfaffen und Schreiber. Drei Dinge dagegen sind aus Rom verbannt: Einfalt, Mäßigkeit und Frömmigkeit. Drei Dinge begehrt Jedermann zu Rom: kurze Messen, alt Gold und

ein wohllüstiges Leben. Von dreien hingegen hört man daselbst nicht gern: von einem allgemeinen Concil, von Reformation des geistlichen Standes, und daß die Deutschen anfangen klug zu werden. Mit drei Dingen handeln die Römer: mit Christo, mit geistlichen Lehen und mit Weibern. Mit drei Dingen sind sie zu Rom nicht zu sättigen: mit Geld für Bischofsmäntel, Papstmonaten und Annaten. Drei Dinge macht Rom zu Nichte: das gute Gewissen, die Andacht und den Eid. Drei Dinge pflegen die Pilger aus Rom zurückzubringen: unreine Gewissen, böse Mägen und leere Beutel. Drei Dinge haben bisher Deutschland nicht klug werden lassen: der Stumpfsinn der Fürsten, der Verfall der Wissenschaft und der Aberglaube des Volkes. Drei Dinge fürchten sie in Rom am meisten: daß die Fürsten einig werden, daß dem Volke die Augen aufgehen, und daß ihre Betrügereien an den Tag kommen. Und nur durch drei Dinge wäre Rom zurechtzubringen: durch der Fürsten Ernst, des Volkes Ungeduld und ein Türkenheer vor seinen Thoren." Und wie der Herr, so der Knecht. „Die alten Theologen ließen sich durch das Gewissen leiten: heute sind es lauter Schmeichler und Wohldiener, die, wenn sie einmal ihr Amt thun wollen, entweder über leere Possen Aufhebens machen, oder, den Mächtigen zu Gefallen, ehrliche Leute in Haß, Gefahr, bisweilen selbst in das Verderben stürzen. Was läßt sich auch Unwürdigeres denken, als die leichtfertige, muthwillige und bösartige Behandlung, welche den Schriften rechtschaffener Männer schon mehr als ein Mal von Solchen widerfahren ist, die nicht aus Irrthum, sondern aus Neid und Bosheit Dasjenige verdammten, was sie, wenn man ihr Gewissen befragen wollte, die Ersten sein müßten, zu behaupten und zu billigen? Dabei gebärden sie sich als Helden, wenn sie zu Gunsten des römischen Bischofs oder seiner Legaten die Stacheln ihres Unheils gegen Diejenigen kehren, welche bestrebt sind, mit dem Zeugniß evangelischer Wahrheit den Aberglauben aus den Gemüthern der Gläubigen auszurotten und die wahre Religion von jeder Schminke zu befreien. Hingegen wider die schädlichen Curtisanen, die abscheulichen Simonisten und die gottlosen Ablaßkrämer entweder vor dem Volke zu predigen, oder eine Schrift herauszugeben, oder im Rathe sich freimüthig vernehmen zu lassen, hat bis jetzt noch keiner von jenen Theologen den Muth gehabt." — Daß dieser Hutten ein Freund der Reformation sein mußte, war seiner Natur gemäß. Er nannte Luther den unüberwindlichen Prediger des Evangeliums und seinen heiligen Freund. „Seht ihr nicht, — ruft er den Bischöfen ꝛc. zu Worms

zu, — daß die Luft der Freiheit weht, daß die Menschen des Gegenwärtigen überdrüssig, einen neuen Zustand herbeizuführen suchen?" Auch „ich werde stacheln, spornen, reizen und drängen zur Freiheit. Die mir nicht sogleich beifallen, werde ich durch unabläßige Ermahnung besiegen, durch nothwendige Beharrlichkeit zwingen. Dabei habe ich keine Sorge noch Furcht vor Mißgeschick, sondern bin auf Beides gefaßt, entweder euch den Untergang zu bereiten zum großen Vortheil des Vaterlandes, oder mit gutem Gewissen ehrlich zu unterliegen. Und damit ihr sehet, mit welcher Zuversicht ich eure Drohungen verachte, erkläre ich, so lange ihr Luther oder Jemand seines Gleichen verfolgen werdet, mich als euren abgesagten Feind. Das Leben könnt ihr mir rauben; aber daß mein Verdienst um das Vaterland nicht daure, diese gute That sterbe, werdet ihr nicht bewirken. Was im Lauf ist, möget ihr vielleicht zum Stillstande bringen, was geschehen sollte, verhindern: was aber gethan ist, werdet ihr nicht ungeschehen machen, denn unmöglich ist, mit dem Leben zugleich auch das Andenken des Lebens zu vernichten. Wisset, daß es noch viele Luther, viele Hutten gibt. Und wenn uns Etwas widerfahren sollte, so droht euch um so größere Gefahr von Anderen, weil sich dann mit den Verfechtern der Freiheit die Rächer der Unschuld verbinden werden.

„Die Wahrheit ist von Neuem geborn,
Und hat der Betrug sein Schein verlorn.
Des sag Gott Jeder Lob und Ehr,
Und acht nit fürder Lügen mehr.
Ja, sag ich, Wahrheit war verdruckt,
Ist wieder nun herfür geruckt.
Des soll man billig gnießen lon,
Die dazu haben Arbeit gthon. . .
Ach, fromme Deutschen, halt ein Rath,
Da's nun so weit gegangen hat,
Daß nit geh wieder hinter sich.
Mit Treuen hab's gefördert ich,
Und bgehr des weiter kein Genieß,
Dann, wo mir gschäh deßhalb verdrieß,
Daß man mit Hülf mich nit verlaß;
So will ich auch geloben, daß
Von Wahrheit ich will nimmer lan,
Das soll mir bitten ab kein Mann,
Auch schafft, zu schrecken mich, kein Wehr,
Kein Bann, kein Acht, wie fast und sehr
Man mich damit zu schrecken meint;
Obwohl mein fromme Mutter weint.

Da ich die Sach hätt gfangen an:
Gott wöll sie trösten, es muß gahn;
Und sollt es brechen auch vorm End,
Wills Gott, so mags nit werden gwendt,
Darum will brauchen Füß und Händ.
Ich habs gewagt." —

Zu diesen Kämpfen des Humanismus, dem sich als Genosse die Volksopposition gegen die kirchlichen Mißbräuche zugesellte, wie sie schon im 13. Jahrhundert in den bäurischen Schwänken des Pfaffen Amis laut geworden war, wie sie sich in dem zuerst 1483 im niedersächsischen Dialekt niedergeschriebenen berühmten Volksbuche „Tyll Eulenspiegel" offenbarte und wie sie 1498 in dem in niederdeutscher Sprache und im satyrisch-reformatorischen Zeitgeschmack erneuten Thierepos vom „Reineke Fuchs" sich aussprach, — konnten die Rückwärtsmänner nicht länger still sein. Die alten Professoren an den Universitäten hielten fest an der vom Selbstdenken lossprechenden Scholastik, und mit den Mißbräuchen in der Kirche kamen zugleich auch die fetten Pfründen in Gefahr. Darum erhoben Professoren, Geistliche und Mönche aller Farben ein wüthendes Geschrei. Die Universität Köln mit ihrem Ketzermeister Hogstraten und Ingolstadt mit seinem Disputirkünstler Johann Eck wurden die Mittelpunkte, von denen aus in die Welt posaunt ward, daß Religion und Moral in Gefahr seien und daß der Humanismus alles Heilige und Ehrwürdige umzustürzen drohe. Da ging aus dem Kreise der Humanisten die großartigste aller Satyren aus — die „Briefe der Dunkelmänner" (epistolae virorum obscurorum), deren erster Theil, welcher 1516 erschien und wahrscheinlich Johann Crotus und als Mitarbeiter Peter Eberbach und Hermann von Nuenar zu Verfassern hat, ein schallendes Gelächter in Deutschland hervorrief, worauf 1517 schon die Fortsetzung folgte, zu der wahrscheinlich Hutten beigesteuert hat. Die Briefe, welche zum Siege der Humanisten über die Scholastiker unendlich viel beitrugen, sind ihrer Form nach angeblich von Anhängern des alten Systems an einen Professor der Theologie zu Köln, Ortuin Gratius, in klassischem Küchenlatein geschrieben: „ego amo unam virginem, Margaretham cum nomine", „invitavit me ad convivalitatem", „sitivit me", „ego nihil teneo de Erasmo", „habet bonam sperantiam", „valete tam diu, donec unus passer ponderat centum libras", — „Domine M. Ortuine, est in Erphordia in quodlibetis mota una quaestio, multum subtilis in duabus facultatibus Theologicali et Physicali. Quidam dicunt, quando Judaeus fit Christia-

nus, pro tunc renascitur sibi praeputium, et illi sunt de via Theologorum et habent prae se Magistrales rationes, de quibus est una, quod alias Jndaei facti Christiani in extremo judicio putarentur esse Judaei, si essent nudi in ipsorum membro virili, et sic ipsis fieret injuria. Idcirco precor dominationem vestram humiliter et devotarie, quod velitis vestra decisione determinare rei veritatem et interrogare uxorem Doctoris Joh. Pfefferkorn, ex quo cum ea bene statis, et illa non verecundatur dicere vobis quaecunque vultis propter illam amicabilem conversationem quam habetis cum viro suo. Dicatis, domina mi, non peto inhonestum a vobis, sed ut manifestetis mihi rei veritatem; utrum maritus vester habet praeputium vel non, dicatis audacter sine verecundia. Verum ego nolo vos docere, vos melius scitis, quomodo debetis vos habere cum mulieribus quam ego. Datum raptim ex Erphordia.“ Dem Jnhalte nach ſind die Dunkelmännerbriefe eine Perſiflage auf die ſcholaſtiſche Theologie mit ihrer Unwiſſenheit, ihrem gelehrten Unſinn und ihrer offenen und heimlichen Sittenloſigkeit. Dieſen Jnhalt, ſowie den Zweck und die Anlage hat Strauß alſo vortrefflich dargelegt: Jm erſten Briefe legt unter Citaten aus Ariſtoteles und der heiligen Schrift der Theol. Baccalaureus Thomas Langſchneider ſeinem ehemaligen Lehrer Ortuin Gratius eine Streitfrage zur Entſcheidung vor, die kürzlich bei einem Magiſterſchmaus in Leipzig aufgeworfen ſei. Als ſich daſelbſt nämlich die Doctoren, Magiſter und Lizentiaten auf Koſten der neuen Magiſter mit gebratenen Hühnern, Capaunen und Fiſchen, Malvaſier und Rheinwein, Einbecker, Torgauer und Neuburger Bier gütlich thaten, begannen ſie ſchulgerecht von wichtigen Fragen zu reden, unter Anderem, ob Einer, der Doctor der Theologie d. i. Magister noster zu werden im Begriff ſtehe, Magister nostrandus oder noster Magistrandus zu nennen ſei. M. Warmſemmel, ein feiner Skotiſt, entſcheidet ſich für das Letztere. Denn, ſagt er, magistrare iſt ein verbum, ſ. v. a. magistrum facere, und dann kommt magistrandus; dagegen nostro, nostrare iſt nicht gebräuchlich und ſteht nicht im Wörterbuch. Hiergegen hält M. Delitſch, Artiſt, Mediziner und Juriſt zugleich, den Widerpart. Es ſei gar nicht einerlei, ob noster vor oder nach Magister ſtehe: Magister noster bezeichne herkömmlich einen Doctor Theologiae, noster Magister aber könne nach Umſtänden jeder Meiſter in irgend einer freien oder unfreien Kunſt genannt werden; alſo könne nur Magister nostrandus das Richtige ſein. Daß ein Verbum, nostrare, nicht gebräuchlich, ſtehe Dem nicht im Wege, da es ja nach Horaz (Ars poetica

erlaubt sei, neue Worte zu bilden. Welche von beiden Ansichten nun die Richtige ist, bittet der Briefsteller, möge Ortuin entscheiden, und ihn auch in Kenntniß setzen, wie es mit dem Kriege zwischen ihnen und dem Doctor Reuchlin stehe, denn er habe gehört, daß dieser Schuft immer noch nicht widerrufen wolle. — Aehnliche Streitfragen und ähnliche Beantwortungen wiederholen sich unaufhörlich. So hatte Ortuin einmal von einem gewissen Magister noster den Ausdruck gebraucht, er sei ein Glied (membrum) von 10 Universitäten. Aber der scharfsinnige Doctor Klorbius macht ihn aufmerksam, wie unstatthaft es sei, von einem Gliede mehrerer Körper zu sprechen, da wohl ein Körper mehrere Glieder haben, aber nicht ein Glied mehreren Körpern angehören könne. Jenen Magister noster statt eines Gliedes vielmehr Körper von 10 Universitäten zu nennen, ginge aber auch nicht an, da ja dann die Universitäten seine Glieder, also ihm untergeordnet, und er mehr sein müßte, als 10 Universitäten: welches für diese verkleinerlich, und selbst für einen Magister noster, der ja immer noch Mensch sei, zu viel wäre. Was bleibt also für ein Ausweg? Wer auf 10 Universitäten immatriculirt ist, entscheidet Dr. Klorbius, welcher solche Weisheit zu Löwen gelernt hat, der kann sagen, ich bin Glieder (membra) von 10 Universitäten; wobei die Incongruenz des Numerus so wenig schadet, als wenn Virgil den Einen Alexis delicias seines Herrn nennt. — Neben solchem Scharfsinne offenbaren die Männer der epistolae virorum obscurorum die größte Unwissenheit in Sprachen- und Alterthumskenntniß. Sie klagen, daß Reuchlin, auf Hebräisch Capnion genannt, und ein Anderer, Namens Proverbia Erasmi, ein neues Latein in die Theologie einführen wollen. Sie halten Griechisch und Hebräisch für unnütz; denn 1) sei die heilige Schrift schon genügend übersetzt, und 2) dürfe man die ungläubigen Juden und die schismatischen Griechen nicht dadurch stolz machen, daß man ihre Sprachen lerne. Die Frage wird aufgeworfen, ob es zur ewigen Seligkeit nothwendig sei, daß die Scholaren die Grammatik aus weltlichen Dichtern, wie Virgil, Cicero, Plinius ꝛc. lernen? Sie wird verneint, da nach Aristoteles Metaph. I. die Dichter viel lügen, und wer lügt der sündigt, und wer sein Studium auf Lügen gründet, der gründet es auf Sünden, was aber auf Sünden gegründet ist, das ist nicht gut, sondern wider Gott, der den Sünden feind ist. Magister ist bei ihnen zusammengesetzt aus magis und ter, weil er drei Mal mehr wissen muß, als ein Anderer, oder aus magis und terreo, weil er seinen Schülern schrecklich sein soll. — Neben dieser Persiflage auf die Dummheit der Dunkelmänner geht dann in den Briefen der ernste

Tadel ihres Unwesens her. Am kaiserlichen Hofe zu Innsbruck hört M. Wilhelm Lamp auf der Durchreise laute Beschwerden über das Curtisanenwesen und das Wandern des deutschen Geldes nach Rom; bei einem Gastmahl zu Worms ein Anderer scharfe Reden gegen die Häufung der Pfründen, das Wohlleben und die anstößigen Sitten der höheren Geistlichkeit. Dem Bruder Jacob, der auf der Kanzel gesagt habe, was in den Ablaßbriefen stehe, sei so wahr wie das Evangelium, und wer dieselben empfange, sei so vollständig absolvirt, als hätte Christus selbst ihn von seinen Sünden losgezählt, habe der Prediger an der Hauptkirche zu Würzburg, Johann Reiß, öffentlich mit den Worten widersprochen: „Nichts ist mit dem Evangelium zu vergleichen, und wer recht handelt, wird selig. Wenn Einer hundert Mal jenen Ablaß empfängt und nicht gut lebt, so wird er verdammt, und der Ablaß hilft ihm nichts. Dagegen, wenn Einer rechtschaffen lebt, oder, falls er gesündigt, Buße thut und sich bessert, siehe, dem verkündige ich, daß er ein Bürger des Himmelreichs sein wird, ohne andere Hülfsmittel nöthig zu haben." In Frankfurt a. O. muß sich Magister Klingefor von Einem, der ihm immer Widerpart hält, die Weissagung Zephan. 1, 12: Zur selbigen Zeit will ich Jerusalem mit Laternen durchsuchen und will heimsuchen die Leute, die auf ihren Hefen liegen ꝛc. — so interpretiren lassen: „Ich will Jerusalem durchsuchen", spricht der Herr, d. h. ich will meine Kirche untersuchen, um sie zu reformiren und die Irrthümer zu entfernen, die sich in dieselbe eingeschlichen haben; und das will ich thun, „mit Laternen" d. h. durch gelehrte Männer, dergleichen in Deutschland Erasmus von Rotterdam, Johann Reuchlin ꝛc. sind; „und will heimsuchen die Männer" d. i. die Theologen, „die liegen" d. h. hartnäckig beharren, „auf ihren Hefen" d. h. auf einer schmutzigen, finstern und widersinnigen Theologie, welche sie seit einigen hundert Jahren aufgebracht haben, mit Abweichung von jenen alten und gelehrten Theologen, die im wahren Sinne der Schrift gewandelt hatten, während sie selbst weder Latein, noch Griechisch, noch Hebräisch verstehen, um die Schrift auslegen zu können. — Doch solche Strafpredigten nehmen die Dunkelmänner nicht allzu schwer. Sie schwelgen in Luft- und Liebesfreuden. Die eheligen zwar sind ihnen, insofern sie dem geistlichen Stande angehören, durch ihre Gelübde untersagt, und die außerehelichen gelten für sündhaft. Aber sagt denn nicht der Prediger Salomon 11, 9: Freue Dich, Jüngling, Deiner Jugend? und 3, 12: Es sei nichts Besseres, als daß der Mensch sich freue zu seinem Werk? und 4, 11 — Wenn zwei bei einanderliegen, werde ihnen warm, Einer für sich aber könne nicht warm werden?

So ist der Wandel Simson's zur Delila und Salomo's Kebsweiber ohne Zahl bekannt, und doch ist über den Ersteren nachmals der heilige Geist gekommen, und der Letztere ist, nach der allgemeinen Annahme der Doctoren, selig geworden: mithin kann jene Sünde nicht so groß sein. „Ich bin nicht stärker als Simson," schreibt M. Conrad von Zwickau, „und bin nicht weiser als Salomo: folglich muß man bisweilen eine Freude haben, denn Das, sagen die Aerzte, ist gut gegen die Melancholie. Nachher beichten wir dann, und Gott ist barmherzig, und wir dürfen auf Gnade hoffen. Ist man doch kein Engel, sondern ein Mensch, und jeder Mensch irrt. Ja, wenn Gott die Liebe ist, so kann die Liebe nichts Schlimmes sein: widerleget mir diesen Beweis! — Ortuin selbst hart ein zartes Verhältniß zu der Frau seines judenchristlichen Bundesgenossen, aber Pfefferkorn, meint ein Briefsteller, solle deshalb nicht eifersüchtig sein, nach dem Spruche, daß zwischen Freunden Alles gemein sein müsse. Davon wollen zwar Einige die Weiber ausgenommen wissen; allein es komme hinzu, daß Ortuin keine Frau habe, und Denen, die nicht haben, sollen wir mittheilen. — Durch all' diese Geschichten hindurch zieht sich wie ein rother Faden die Angelegenheit Reuchlin's. Bald hoffen die Dunkelmänner, daß Reuchlin's Mittel durch die Proceßkosten erschöpft werden und die Sache für sie einen guten Ausgang gewinnt; bald schweben sie in Furcht, denn auch dem Hochstraten geht das Geld aus, ein besuchender Magister sieht seine Kappe liegen und findet sie voller Läuse, was den guten Menschen bis zu Thränen rührt. Endlich wird ein Einblick in das Studirzimmer Reuchlin's selbst gegeben: Wie ich in sein Haus kam, erzählt ein Baccalaureus, da sagte er zu mir: Willkommen, Herr Baccalaureus, setzet euch. Und er hatte einen Brill (unum brillum) auf seiner Nase und ein Buch vor sich, das war wunderbarlich geschrieben, und ich sah gleich, daß es weder Deutsch, noch Böhmisch, auch nicht Lateinisch geschrieben war. Und ich sagte zu ihm: Vortrefflicher Herr Doctor, wie nennt man sothanes Buch? Er antwortete: es nenne sich der griechische Plutarchos und handle von der Philosophie. Da sagte ich: So leset es in Gottes Namen! und daher glaube ich, daß er wundersame Künste versteht. Dann sah ich ein kleines Buch, neugedruckt, unter der Bank liegen, und sagte zu ihm: Vortrefflicher Herr Doctor, was liegt denn da? Er antwortete: Es ist ein anstößiges Buch, das mir kürzlich ein Freund aus Köln geschickt hat, es ist gegen mich geschrieben und die kölner Theologen haben es verfaßt und sagen nun, Joh. Pfefferkorn habe solches Buch gemacht. Da sagte ich: Was thut Ihr dagegen? wollet Ihr Euch nicht rechtfertigen? Antwortet er:

Nichts weniger; ich bin schon hinlänglich gerechtfertigt, ich kümmere mich nichts mehr um diese Thorheiten, meine Augen reichen kaum noch hin, Das zu studiren, was mir nützlich ist. Das Büchlein aber war betitelt: Defensio Jo. Pfefferkorn contra famosas. —

Aus den Briefen gegen die Dunkelmänner wird sichtbar, wie der Boden unterwühlt und Alles schlagfertig war, den großen Kriegen gegen das Papstthum zu beginnen, und wie es nur noch des Genius bedurfte, durch den der Geschichtsgeist das Wort aussprechen konnte, das als Panier auf die Fahne des Kampfes gepflanzt werden mußte. — —

Auf die Universitäten und Schulen in Deutschland konnte dieser Sturm und Drang der Humanisten nicht ohne Einfluß bleiben. Zuerst strebten sie die barbarischen Lehrbücher der Latinität wegzuschaffen. Bernhard Berger, Professor in Wien, versuchte zunächst das Doctrinale zu verdrängen: er bearbeitete deshalb vor 1488 eine grammatica nova nach Nicolaus Perottus. Und während in der Niederlande Johannes Sintius, Hermann Buschius ꝛc. zu demselben Ziele strebten, führten des Bebelius Schüler in Tübingen, Jacob Heinrichmann und Alex. Brassicanus gleiche Aufgabe aus. Auch Johann Aventinus gab eine neue lateinische Grammatik heraus, die in Oberdeutschland großen Beifall erhielt. Durch das vereinigte Bemühen dieser Männer gelang es, daß in Deutschland noch vor 1525 das Doctrinale verachtet und vergessen wurde, weil von da ab endlich nach hartem Kampfe die Schüler des Humanismus gesiegt hatten. — Dasselbe Schicksal traf auch die Wörterbücher. Unter ihnen hatten der Mammotrectus, Teutonista, Gemma Gemmarum, Florista, Gemma Vocabulorum, Grăcismus und Papias den allgemeinsten Beifall. Sie waren fast alle im 14. Jahrhundert durch Bettelmönche entstanden und bezogen sich auf die Erklärung der Wörter in der Vulgata, sowie der aus der griechischen Sprache entlehnten Wörter und Redensarten. Auch gab es Wörterbücher für Juristen, für Prediger ꝛc.: vocabularius utriusque Juris 1481, vocabularius praedicantium etc. Reuchlin erwarb sich auch hier große Verdienste, indem er ein Wörterbuch — breviloquus — schrieb, das fast überall eingeführt so lange herrschte, bis ein Jahrhundert nachher Basilius Faber seinen thesaurus herausgab. — Mit gleichen Schwierigkeiten, wie Grammatik und Lexicon, hatte die Einführung der römischen Klassiker in die Schulen zu kämpfen. Man zog immer noch den Prudentius und den Ligurinus von Günther, oder die in Hexameter gezwungene Geschichte Otto's von Freisingen den klassischen Dichtern vor. Endlich setzten die

von Universität zu Universität ziehenden und daselbst mit Enthusiasmus die römische Literatur lehrenden Poeten die Lectür der Klassiker durch. Auch in den Schulen zu Augsburg, Nürnberg, Frankfurt a. M. ꝛc. wurden die römischen Dichter gelesen. — Am Langsamsten waren die Fortschritte der griechischen Literatur in Deutschland. Die Theologen hielten es lange Zeit für eine Ketzerei, Griechisch zu wissen, weil die Griechen Ketzer wären, und das neue Testament war seinem Urtexte nach so unbekannt, daß man glaubte, es sei in einer neuen Sprache geschrieben, weshalb man es als ein neues Buch, „voll Steine und Ottern" verschrie. Auch die Juristen fanden es sehr lästig, daß sie besser Lateinisch schreiben und sogar Griechisch verstehen sollten. Man hielt die griechische Sprache für zu schwer und dazu für nutzlos; viele verwirrte Köpfe lernten griechisch und prahlten nur damit; die Wissenschaften verlören ihre Achtung und die Philosophie besonders würde ganz vernachlässigt. Zur Pflicht wurde das Studium der griechischen Sprache den Theologen erst zur Zeit der Reformation gemacht und in die Schulen noch später eingeführt. Es fehlte daher noch lange an guten Abdrücken von griechischen Schriftstellern, und als die Baseler das Studium der Griechen zu befördern begannen, war der Mangel an griechischgelehrten Deutschen noch so groß, daß Ammerbach an Reuchlin schreiben konnte: Du bist der einzige Deutsche, der die griechische Sprache versteht. Erasmus erst hat die griechische Sprache in Deutschland allgemeiner gemacht. Er empfahl überall das Studium des Griechischen, wirkte mit diesen Empfehlungen an Höfen, auf junge Gelehrte, auf die Geistlichkeit, besorgte die Ausgabe des neuen Testamentes, stiftete das Collegium Buslidianum in Löwen und schickte Richard Crocus und Petrus Mosellanus nach Sachsen. Um 1520 endlich war keine deutsche Universität mehr, auf welcher nicht über griechische und römische Klassiker, über das neue Testament, den Cicero, verschiedner Dichter, den Demosthenes, Isokrates, Plutarchos, Aristophanes, Euripides ꝛc. wäre gelesen worden, obschon die Exemplare noch so selten waren, daß sich oft die Studenten das des Lehrers abschreiben mußten. — Später noch, als in die Universitäten, drang das Griechische in die Gymnasien ein. Zwar fingen einzelne Lehrer, die in Cöln, Löwen ꝛc. studirt hatten, nach 1515 an, einigen ihrer Schüler Unterricht in der griechischen Sprache zu ertheilen: so Simmler, der Lehrer Melanchthons; eben so in Straßburg, in Nürnberg ꝛc. Allein das Griechische war immer nur eine Privatlection, und die meisten Gelehrten, welche mit Luther wirkten, erlernten wie Luther selbst die griechische Sprache erst auf der Universität. —

Die hebräische Sprache hatte vor der Reformation nur wenige Freunde. Reuchlin ist mit seiner Grammatik der Wiederhersteller dieses Studiums, und Kapito in Straßburg, Johann Böschenstein († 1543), Johann Forster († 1556), Sebastian Münster († 1552), Pellicanus und Fagius folgten ihm mit hebräischen Sprachlehren und Wörterbüchern. Auch war Joh. Böschenstein in Wittenberg 1518 und 1519, darauf in Heidelberg 1521 der erste Professor der hebräischen Sprache, wie es Reuchlin in Ingolstadt war.

Diese Veränderungen in den Studien konnten nicht ohne Einfluß auf die Schulen bleiben, obschon er hier früher dort später und nur nach und nach erst bemerkbar wurde. Zuerst zeigte sich der Einfluß des Humanismus an den Lehrern, wozu man seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, als die Universitäten häufiger besucht wurden, Männer nahm, die wenigstens die unterste akademische Würde erhalten hatten. Diese lasen in manchen Schulen schon den Terenz, Cicero's Schriften über die Pflichten, über die Freundschaft ꝛc., Einzelnes von Seneca, den Virgil und Boëthius. Doch war auch in vielen Gegenden Deutschlands bis zur Reformation noch keine Spur von Humanismus in die Schulen eingedrungen: in vielen wurden immer noch die Eclogen des Theodulus und des Johann Baptista Mantuanus ꝛc. tractirt. Als Trotzendorf 1515 von der Universität Leipzig nach Görlitz zurückkam, unterrichtete er den Rector und die übrigen Lehrer im Griechischen und Lateinischen, indem er ihnen Plutarchs Buch über die Erziehung und die Officien des Cicero erklärte. In der Mark Brandenburg wurden die Schüler noch bis in die Reformationszeit oft bis zum 30. Lebensjahre in grammatischen Kleinigkeiten unterrichtet; die Lehrer daselbst sahen einen Menschen, der Griechisch lesen konnte, für einen Wundermann an, und es verstehen, war unter ihnen unerhört.

Wie mit den Wissenschaften, so traten auch mit dem Lehrerstande, sowie mit den Schülern und mit der Schulzucht durch den Humanismus wesentliche Veränderungen ein. An freies Denken gewöhnt und der Unwissenheit des verderbten Clerus entschieden abgeneigt, fingen die humanistischen Lehrer an, die unteren geistlichen Grade zu verschmähen und sich damit gegen alle die Geschäfte zu erklären, welche den Rector bisher an den geistlichen Stand geknüpft hatten. Einige von ihnen — Johann Sapidus bald nach 1500, Glandorp, Eobanus Hessus — verheiratheten sich sogar. Indem so die Schule von der Kirche losgerissen ward, verlor die Schule auch die Ein-

künfte, welche die Kirche gab, und es blieb den Lehrern fortan keine andere Einkommensquelle, als das Schulgeld und das Notariat. Die Stadträthe mußten deshalb hier hilfreiche Hand reichen. Die früheste Spur einer Besoldung, die in Deutschland der Stadtrath dem Rector ertheilte, kommt zu Nördlingen 1443 vor, wo derselbe 32 Fl., jedoch nur als bloße Verehrung, die im folgenden Jahre nur die Hälfte betrug, erhielt; erst 1464 wurde daraus ein fixirter Gehalt von 32 Fl. Als Wilhelm Nesenius, Melanchthons Freund, zu Frankfurt a. M. „etwas Verehrung begehrt ein Vierteljahr die Jungen in Poesie zu lehren", wird von Rathswegen beschlossen, „ihm jetzt zwei Gulden zu geben, und wo er sich ehrlich hält, wollte der Rath nach Gelegenheit handeln." 1519 bekam er, als im Barfüßerkloster eine lateinische Schule angelegt wurde, das Rectorat, 50 Fl. jährlichen Gehalt und freie Wohnung. Doch war die Besoldung nur an wenigen Orten eingeführt. In den Schulordnungen kommt nie eine fixirte Besoldung vor; in der Schulordnung von Stuttgart 1501, Durlach 1536 ꝛc. wird der Rector immer allein auf das Schulgeld und einige Emolumente hingewiesen. Daher die Elegie über das Elend des Schullebens von Eobanus Hessus: „Welcher Lohn wird uns für unsere Mühen? Fasten, Auszehrung, Verdruß, Krankheiten, immerwährender Kummer. Jede andere Arbeit nährt ihren Mann; den Schullehrer drückt schreckliche Armuth, und der übermüthige Stolz Anderer schlägt ihn vollends nieder. Jeder gemeine Schreiber, Rabulist, Bettelmönch hat oder fordert den Vorzug. So übereilt uns mitten im Lenze unserer Jahre das bleiche Alter! O lieber den Tod, als diesen Stand!" — Die Schulanstalten waren im Inneren und Aeußeren immer noch nach mönchischer Art eingerichtet. „Fast überall ein großes Gebäude mit kleinen Zellen, worin die Lehrer und Schüler, besonders die fremden, wohnten, durchaus dem Tone und den Beschäftigungen angemessen, die darin herrschten, eben so winzig und finster: — die Kirche nahm beiden alles Licht!" An vielen Orten wurde dieser beengende Anblick noch düstrer durch die Tracht der Lehrer und Schüler, die lange Zeit hindurch überall in schwarze Gewänder oder doch in dunkle Mäntel gehüllt und mit Kutten versehen, der Welt schon abgestorben zu sein schienen. „Welch' eine Augenweide für die andächtig frommen Einwohner, ihre Kinder so früh dem Herrn sich weihen zu sehen! Aber welch' ein Aergerniß nachher für sie, als der Kleiderluxus, welcher schon lange in den Städten herrschte, gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts auch allmählich in diese Gesellschaften eindrang und Kleidertrachten einführte, die gar nicht „schülerisch" waren." Die Schüler traten, besonders in Süddeutschland, als ausgemachte Weltkinder auf, tanzten in öffentlichen

Häusern, erschienen mit Degen und trugen „spitzige, schnepelter Schuhe, kurze ritterliche Röcke, kleine Käppchen und kleine schmale Hütchen.“ Zwar wurde es an vielen Orten den Rectoren aufgegeben, diese schädlichen Neuerungen zu unterdrücken und die „neuen Farben“ an den Kleidern der Schüler eben so wenig zu dulden, als ihre „gekräuselten Haarlocken“; — aber trugen doch Rector und Lehrer selbst kein Bedenken, in die Wirthshäuser zu gehen und zu „zechen“, sowie die Rollen „der Platzmeister auf Hochzeiten“ zu übernehmen. — Welcher Kontrast zu alle Dem die Schule und ihre Disciplin an vielen Orten! Im Sommer wurde schon um 5, im Winter um 6 Uhr zu den Klassen geläutet, welche mit Gesang anfingen und endeten. Gewöhnlich Vormittags dann zwei oder drei Unterrichtsstunden, weil das Hochamt, die Messen ꝛc. einen großen Theil der Vormittagszeit wegnahmen; Nachmittags vier Stunden Unterricht. Die eine Klasse las — und diese Uebung dauerte oft bis zur Secunda —, die andere schrieb, die dritte lernte den Cisi-Janus, die grammatischen Paradigmen, Regeln und Ausnahmen, scandirte ꝛc., eine andere expouirte den Terenz, Boëthius ꝛc., „die der Lehrer nach den subtilsten Regeln seiner Grammatik, Rhetorik und Dialektik meist so zerlegte und auflöste, daß die Schriftsteller in dieser neuen Gestalt sich selbst nicht wieder erkannt hätten.“ Gleich nach Tische war die Musikstunde. In Prima wurde alle acht Tage bis drei Wochen öffentlich disputirt. Der ganze Unterricht war Gedächtnißübung, wobei drohend die körperlichen Strafen standen. Es war, sagt Ruhkopf, fast unerhört, daß ein Lehrer gegen seine Schüler höflich war und die Kunst besaß, ihre Achtung und Liebe zu gewinnen, indem er ihnen die seinige bewies. — In dieses despotische Reich drang nur Spannung des Geistes und Neugierde ein, wann bei Beginn eines neuen Cursus zu Ostern oder Michaelis die Wiedertaufe vorgenommen ward. Denn die deutschen Namen hatten für das fein gebildete griechische Ohr zu viele Consonanten, klangen zu hart, zu rauh, zu barbarisch, als daß man den Ton von Schwarzerd, von Hausschein, von Reuchlin ꝛc. ertragen mochte: viel klassischer und eleganter lautete Melanchthon, Oekolampadius, Kapnion. Da trat denn der Lehrer nach der Ankunft der neuen Schüler in den vor Neugierde brennenden Haufen, um Mann vor Mann ganz oder halb zu latinisiren und zu gräcisiren, — und der fortan klassisirte Jüngling zählte sich selbst zu den hochgepriesenen Griechen und Römern! — —

Der Humanismus hatte die vorreformatorischen Schulen im Allgemeinen nur oberflächlich berührt. Die Geister seufzten in den Schulen unter dem Drucke und Zwange des seltsam und zweckwidrig aus römischen und verderbten christlichen Vorstellungen zusammengesetzten Unterrichtsstoffes, und selbst nur der kleinste Theil der Nation nahm an diesem Unterrichte Theil, indem für den Adel sowie für Diejenigen, die nicht in den aufgeklärten Städten lebten, nichts gethan wurde, was ihre Anlagen entwickelte und zweckmäßig ausbildete, und die meisten von ihnen gemeiniglich weder lesen noch schreiben konnten, sondern sich begnügten, den Glauben, das Vaterunser und einige Ceremonien gelernt zu haben. Die Eroberungen des Humanismus wurden erst von der Reformation für die Schulen ausgebeutet. —

Rückblick auf die Geſchichte der Pädagogik von Chriſtus bis zur Reformation.

29.

Chriſtus iſt der Wendepunkt der Zeiten. Er iſt der vollſtändige Menſch in Gott. Was der Menſch ſein ſoll: das iſt Chriſtus, — im Denken, Fühlen und Handeln die Einheit mit Gott. — Damit iſt auch der Erziehung ihr abſolutes Ideal geſetzt. Jeder Chriſt ſoll nach den ihm von Gott verliehenen Anlagen auf ſeine Weiſe ein Chriſtus werden d. h. durch Ueberwindung ſeiner Natürlichkeit und Selbſtſucht in ein freies, perſönliches Verhältniß zu Gott treten: die chriſtliche Erziehung ſoll dieſem Werden den naturgemäßen Weg zeigen, auf dieſem Wege, der zum Ziele führt, vorwärts leiten, die Hemmniſſe, die dabei auf- oder davon abhalten könnten, abzuwenden ſuchen.

Mit der Erſcheinung Chriſti iſt alle nationale Aufgeblaſenheit und Ueberhebung aufgehoben; denn Chriſtus gehört keinem beſtimmten Volke, ſondern der Menſchheit an, und in ihm ſind nicht Einzelne, iſt nicht irgend ein Volk, ſind Alle, die an ihn glauben, mit Gott verſöhnt; mit dem Gedanken der Gottmenſchlichkeit ſind die antiken Begriffe von Grieche und Barbar, von Bürger und Sklav gebrochen: darum hat von nun ab die Erziehung den Menſchen als Menſchen in ſeiner unendlichen Bedeutung und in ſeinem ewigen Werthe zum Gegenſtand ihrer Thätigkeit. Die Völker ſtehen nicht mehr iſolirt neben einander; ſie treten zuſammenhandelnd als Glieder Eines Organismus auf und beziehen ihr Denken und Thun in der Kirche auf das Leben Gottes und im Staate auf das Leben der Menſchheit: ſo ſoll die chriſtliche Erziehung das

Leben ihres Zöglings um den ewigen Welt- und Menschheits-Mittelpunkt, um Gott, centriren lassen, damit von da aus Denken und Sinnen in ihm seine Richtung erhält. Das Christenthum kennt nur Ein Erziehungsgesetz: die Entwicklung der Ebenbildlichkeit Gottes im Einzelnen und des daraus hervorgehenden Bewußtseins der wesentlichen Einheit des wahrhaft Menschlichen und Göttlichen; es fordert vom Kinde Gehorsam, von den Aeltern ernste Zucht mit liebevoller Milde gepaart. Dahin zielen die Aussprüche von Jesus über die Erziehung; das sind die Grundlagen auch der neutestamentlichen Pädagogik.

Die im neuen Testamente niedergelegten Grundsätze über Erziehung waren bei den ersten Christen unmittelbar christliche Sitte und Lebensordnung: — die Praxis der ersten christlichen Jahrhunderte. Zu Christus führten die Aeltern ihr Kind. Alle menschliche Weisheit schien gering vor der ewigen Weisheit, die den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit war, — alle menschliche Kunst in der Erziehung nichtig vor dem Einen Herrn, an dessen Hand das Kind werden muß, was es werden kann und soll. — Naturgemäß mußte diese Erziehungs-Praxis bald der Reflexion unterworfen werden, da die Predigt als Darlegung der christlichen Weltanschauung nothwendig auch an die Führung der Kinder zu Christus erinnern und zugleich dabei auseinandersetzen mußte, worin diese Führung bestehe und wie sie zu bewerkstelligen sei. So beschäftigten sich die Kirchenväter in ihren Predigten mit dem Thema der Erziehung, ohne dadurch eine eigentliche Erziehungskunst zu schaffen. Die Reflexionen, die sie anstellten, wurden nicht zu einem Systeme zusammengebaut; sie bestanden aus einzelnen Forderungen und Erläuterungen über Gegenstände der Erziehung, die von jedem Christen in seinem Kreise erfüllt werden konnten und sollten; sie bezogen sich namentlich auf Erziehung in der christlichen Religion, weil diese den ganzen Geist der Begeisterten einnahm, und daher alle weltliche Wissenschaft und Kunst von ihr aus als werthlos erschien. Doch empfanden Viele aus dem Heidenthum Herübergekommene und von der heidnischen Bildung Genährte auch auf christlichem Boden noch das Bedürfniß, das Christenthum mit der heidnischen Wissenschaft zu vermitteln, indeß die Anderen Christenthum und Heidenthum schroff gegenüberstellten und alles Heidnische verdammten.

Mit dieser theoretischen Anschauung ging die Praxis im Unterricht parallel. Ursprünglich bestand das Erziehungs- und Unterrichtswesen, wie es sich im römischen Reiche unter dem Einflusse heidnischer Sitte und Gelehrsamkeit gebildet hatte, neben den Ein-

richtungen fort, welche für die Christen in der christlichen Kirche zur Regulirung ihres Unterrichts und ihrer Erziehung getroffen wurden, und namentlich ward die höhere wissenschaftliche Bildung auch unter ihnen auf Instituten erlangt, die außer der Kirche standen. Je mehr sich jedoch das Christenthum im Innern entwickelte und im Aeußeren Geltung verschaffte, um so mehr wurde das Bedürfniß nach Errichtung christlicher Schulen rege und erfüllt: es entstanden christliche Volksschulen. Und mit der Idee einer Priesterzunft und einer Kirche entwickelte sich zugleich auch die Forderung, daß die Repräsentanten der Kirche, die Geistlichen, die Bildung der Zeit in sich aufnähmen: die Katechetenschulen entstanden, Bildungsanstalten für Geistliche; auch theologische Seminarien, indem die Bischöfe einen Kreis von Jünglingen und Männern um sich sammelten, die den Dienst in der Kirche zu ihrem Berufe wählten und die hier zu diesem Berufe mehr durch Umgang und Beispiel, als durch regelmäßige und systematisch geordnete Vorträge vorbereitet wurden. Die Katechetenschulen wirkten jedoch nur in kleineren Kreisen, blieben wenige und hatten keine lange Dauer; und die Vorbereitung in Seminarien war der subjectiven Willkür der Männer überlassen, die an der Spitze des Clerus einer Gemeinde standen, förderte deshalb je nach der Individualität derselben oft viel, oft wenig, oft weniger als wenig. Es fehlte also fort und fort noch an der allgemeinen wissenschaftlichen Vorbildung selbst zum geistlichen Stande, geschweige zur höheren Cultur der Laien, und wer eine wissenschaftliche Bildung erwerben und sich dadurch für den höheren Staatsdienst befähigen wollte, mußte gleich vielen Männern, die sich dem Dienste der Kirche weiheten, die Lehranstalten besuchen, die aus der heidnischen Zeit in die christliche herübergekommen waren und die noch unter den ersten christlichen Kaisern mit heidnischen Lehrern besetzt wurden.

Mit dem immer weiteren Siege des Christenthums mußten die heidnischen Schulen und Bildungsanstalten immer mehr der christlichen Cultur weichen. Da kam die Völkerwanderung, und unter der Noth der Zeit sanken die Schulen der Grammatisten, Grammatiker und Rhetoren in den Staub, ja selbst die von den Kaisern gegründeten Institute schleppten nur ein kümmerliches Dasein fort. Der Clerus allein noch blieb im vierten, fünften und sechsten Jahrhundert Träger der Bildung. Dadurch aber nahmen auch die Schulen einen theologischen Charakter an: der Unterricht ward einseitig fast nur auf theologisches Wissen berechnet; die anderen Wissenschaften wurden nach dem sogenannten Kirchenglauben gemodelt und geregelt — die Wissenschaft

war die Magd der Theologie und verlor damit ihre Freiheit und ihre Würde. —

Im byzantinischen Reich und in der orientalischen Kirche blieb die Bildung und Erziehung auf diesem theologischen Standpunkte stehen. Die Sorge für die Erziehung und den Unterricht der Massen trat ganz hinter die wissenschaftlichen Bestrebungen der von den Kaisern Begünstigten zurück, und diese wurden nicht vom schaffenden wissenschaftlichen Geiste getrieben, sondern meist durch einseitiges und leidenschaftliches Vertreten kirchlicher Dogmen bestimmt. Aber doch ist die orientalische Kirche mit ihren Klöstern, Bibliotheken und Schulen die Aufbewahrerin der antiken wissenschaftlichen Schätze gewesen, um dieselben dem in sich erstarrten Abendlande zur selbsteigenen Verarbeitung zu übergeben. — Mit der Bildung der orientalischen Kirche arbeiteten gleichzeitig die wissenschaftlichen Bestrebungen der Araber der Bildung im Abendlande vor. Von den arabischen Akademien in Spanien aus, die im 11. Jahrhundert von den Christen des Occidents besucht wurden, erhielten diese den Anstoß zur Vertiefung in die Philosophie, Mathematik und Medizin, — den Anstoß überhaupt zu erneutem Leben. —

Das Abendland ist der eigentliche Träger des geistigen Fortschritts in der vorreformatorischen Zeit. Der Repräsentant desselben ist der germanische Geist, der in der Völkerwanderung die primitivste Stufe seines Daseins durchlebte, dann im Gefühl seiner Kraft einen Platz in der Geschichte sich erkämpfte und politische und sociale Formen sich schuf, um hierauf den idealen Mächten des Daseins sich zu öffnen und zwar zunächst der Religion und ihren Einflüssen sich hinzugeben, hernach auf die Kunst seine ganze Energie zu verwenden, indeß er in der Wissenschaft nur in der Wiederherstellung des klassischen Alterthums seine ersten selbstständigen Versuche machte. Diesen welthistorischen Entwicklungsgang, den das griechische Volk rein und klar in seinen Lebensepochen darlegte, konnte jedoch der germanische Geist, weil er nicht völlig selbstwüchsig war, sondern weil von Anfang an die Kirche mit den anerkannten Voraussetzungen der antiken Cultur, also mit Religion, Kunst und Wissenschaft zugleich auf ihn eindrang, nicht in geordneter Reihenfolge nach einander ausleben. Er konnte zur bestimmten Zeit nur mehr auf Religion, zur anderen mehr auf Kunst und Wissenschaft reagiren, aber den Geist nicht ausschließlich mit einem von diesen Objecten beschäftigen: hierin der Grund, daß der vorreformatorische Geist weder Religion noch Kunst, die doch seine wahren Lebenselemente waren, zu einem absoluten Ab-

schlusse bringen konnte, da neben der Religion zu gleicher Zeit auch die Kunst und neben beiden, wenn auch in geringerem Grade, die Wissenschaft seine Thätigkeit in Anspruch nahm. Die Aufgabe des germanischen Geistes in der vorreformatorischen Weltepoche war, seine ursprüngliche Kraft mit der römisch-christlichen Bildung zu verbinden. Christliche Kirche und kaiserliche Macht setzten sich deshalb als die beiden Mittelpunkte fest. Beide, der kirchlich-religiöse und der politisch-nationale Mittelpunkt, wollten die Einheit: die Kirche die ideale, der Staat die reale. Aber beide erreichten nur die Einerleiheit, nicht die Einheit: daher die Reaction der Einzelnen, die von der abstracten Allgemeinheit absorbirt wurden, — der einzelnen Fürsten und des einzelnen religiösen Gemüthes. Und weil auch die beiden Centren unter sich nicht zu einer organischen Einheit gelangten: daher das Bestreben des Papstthums, die Fürsten vom Kaiser zu lösen, und das des Kaisers, die Bischöfe gegen den Papst zu schützen. — Die geistlich-scholastische Erziehungsperiode ward vom überwiegenden Papst- und Kirchenthum bestimmt. In ihr war die Wissenschaft kirchlich und gehörte sie der Kirche. Die Kirche führte die unbedingte Herrschaft über das Geistesleben. In ihr herrschten die Schulen der Geistlichen, in denen die Wissenschaften zu den artes liberales zusammengeschrumpft waren, indem man die aus dem Alterthum überkommenen sechs disciplinas liberales, Grammatik, Rhetorik, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie, und die drei disciplinas philosophicas, nämlich Logik, Physik und Ethik auf sieben Wissenschaften reducirte, da die Physik zu sehr an das Heidenthum erinnerte, als daß man sie der Aufnahme werth erachten konnte, die Ethik durch die sacra pagina, den Dekalog und die Lehren des Christenthums vollkommen ersetzt zu sein schien und die Logik als Dialektik ein Glied des Ganzen bildete. Diese artes wurden nur um der Theologie willen betrieben und nur als die ancillae derselben angesehen. Die meisten Schulen begnügten sich sogar mit Ueberlieferung der elementarsten Kenntnisse, des Lesens, Singens, Rechnens und der Grammatik; nur in den bedeutenderen ward der Cursus (das Trivium und Quadrivium) unverkürzt und vollständig (studium ad plenum) durchgearbeitet, daneben die heilge Schrift gelesen und erklärt (sacra pagina), und je nach der Bildung der Zeit und der Persönlichkeit des Lehrers das Studium der lateinischen, selbst der griechischen Klassiker mit der Grammatik verbunden. So namentlich in vielen Klosterschulen des heiligen Benedictus, vorzüglich in Irland, Schottland und England ꝛc. Die fränkischen Schulen regelte Chrodegang nach dem Muster der von Benedict getroffenen Ein-

richtungen: er wurde dadurch der Gründer der Dom- und Stiftsschulen, in denen unter der Oberaufsicht des scholasticus vom Rector und Cantor, gewöhnlich Vormittags von 7—10, und Nachmittags von 12—4 Uhr die Schüler im Trivium und Quadrivium, sowie in der Theologie (zu Paderborn wurden unter Imad 1051—1076 Horaz und Virgil, Sallust und Statius, Mathematik, Physik, Astronomie ꝛc. gelehrt) Unterricht erhielten. Doch gelangten nur die wenigsten Kloster- und Domschulen zu solchen Höhen, — zu den Höhen, auf die sie Karl der Große emporheben wollte. Karl der Große suchte die Macht seines Staates auf die Sittlichkeit und Intelligenz seiner Bürger zu bauen und rief deshalb die ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, Petrus von Pisa, Paulus Diakonus, Alcuin ꝛc. an seinen Hof. Mittelst ihrer Hülfe wurden im ganzen Reiche Schulen für Solche errichtet, die sich fortdauernd in untergeordneten Kreisen des Lebens bewegen wollten, also Bürger- und Volksschulen, — dann höhere Bildungsanstalten, deren älteste im fränkischen Reiche die Hofschule war, — endlich Seminarien für Gesang und Kirchenmusik, zunächst in Metz und Soissons. Karl der Große war der Schöpfer einer wahrhaft christlich-nationalen Bildung, einer Bildung, die auf dem lauteren Worte Gottes ruhen, von den Klassikern des Alterthums genährt werden und in den Landessprachen ihren stets neu belebenden Oden haben sollte. — Der Eifer, den die Geistlichkeit bei Ausführung von Karls Plänen bewiesen hatte, erkaltete jedoch sehr bald unter Karls schwachen Nachfolgern. Eben so erging es den Bemühungen Lothars in Italien. Auch Frankreich ward durch das lebendige Interesse Karls des Kahlen an allen wissenschaftlichen Bestrebungen nicht gefördert, und nur erst durch Gerbert wurde für die Wissenschaften ein neuer Aufschwung genommen. Am meisten trugen die Saaten Karls des Großen in Deutschland Frucht, und im neunten und zehnten Jahrhundert hatte kein anderes Land so viele wissenschaftlich gebildete Aebte und Bischöfe aufzuweisen. Nur England stand ihm unter Alfred dem Großen würdig zur Seite: Alfred's Sorge erstreckte sich auf die Bildung aller Schichten der Gesellschaft; er ließ die für die allgemeine Bildung der Laien geeigneten Schriften aus dem Lateinischen in's Englische übersetzen; er legte Schulen nicht bloß zum Unterricht in der lateinischen Sprache, sondern auch solche an, in denen Alle englisch lesen und schreiben lernen und aus englischen Büchern unterrichtet werden sollten; unter Alfred's Regierung blühten Volks- und Klosterschulen zugleich. — Bald jedoch verfielen die Kloster-, Dom- und Stiftsschulen. Die Klosterschulen wurden reich, die Mönche träge und üppig, der wissenschaftliche Sinn

entwich. Die Domherrn verzehrten ihre Präbenden, wo es ihnen behaglich war, und bestellten statt des Scholastikus einen Rector, statt des Cantor einen Succentor, bis sie endlich zuletzt die Schulstellen verkauften. Zu diesem Verfall trugen daneben die Schulen der Franziskaner und Dominikaner bei, die in ihren Klöstern nicht blos Lehranstalten für die Zöglinge ihres Ordens errichteten, sondern auch scholas canonicas hatten, deren Besuch ganz frei gegeben war, — obschon auch diese Schulen der Bettelmönche nie tieferen Anforderungen der Bildung entsprochen haben. Doch sind in den Kloster- und Domschulen, indem sie sich in gemeine Schulen, in denen das Trivium, und in hohe, in denen das Quadrivium und die geistliche Wissenschaft (schola ad plenum) gelehrt wurde, die ersten Ansätze zu den Gelehrten- und zu den Hochschulen gegeben, und da die Parochialschulen die ersten freilich noch fast unkenntlichen Grundsteine zu den Volksschulen sind: so waren bereits in der geistlich-scholastischen Erziehungsperiode die Grundrisse zu der Schuleintheilung gegeben, die sich bis in die Neuzeit erhalten hat. —

Eine neue wissenschaftliche Entwicklung wurde angebahnt, als das Germanenthum über das Papstthum die Herrschaft erhielt, — mit den Kreuzzügen. Von nun ab vegetirten die Bildungsanstalten der mittelalterlichen Geistlichkeit nur noch fort; der Fortschritt der Geschichte lag in den Erziehungsanstalten, die vom Laienthum ausgingen. Die Probleme der Wissenschaft und die Methode ihrer Behandlung blieben zwar zum Theil noch dieselben, wie in der geistlich-scholastischen Periode; aber es machte sich eine neue Kraft, das Princip des individuellen Denkens, geltend, das innerhalb und umschlossen von den früher aufgebauten Geistesmauern eigenthümliche und abenteuerliche Vermittlungsschöpfungen erzeugte, die von den bestehenden Mächten anerkannt wurden, ohne daß man sich den Abfall von den bisherigen Principien eingestand. Der Ritter nahm seine geistige Bildung auch noch aus den geistlichen Unterrichtsanstalten; aber er hatte neben oder über den sieben artes seine sieben probitates (daher probus homo, prend homme) und führte das gymnastisch-kriegerische Treiben der Edlen, das sich unter den germanischen Stämmen schon vor Bekanntschaft mit christlichen Völkern entwickelte, dann durch den Einfluß des Christenthums in den Gefolgschaften geregelt und an den Höfen der Fürsten und Könige ausgebildet war, zur höchsten, kunstgerechten Vollendung. Doch verfiel die ritterliche Bildung mit dem Ritterthum selbst, weil ihr die selbstbewußte und wissenschaftliche Basis fehlte. = Neben ihr traten seit dem zwölf-

ten Jahrhundert mit dem Aufblühen der Städte unter der Autorität der Magistrate die Stadtschulen auf, die jedoch im steten Kampfe mit der Geistlichkeit, die in ihnen Morgenluft witterte, in Methode wie in Materialien des Unterrichts (in den Schulen zu Breslau, dem 1267 und 1293 gestifteten Magdalenaeum und Elisabethanum, vereinbarte der päpstliche Legat Guido mit dem Bischof Johann von Breslau als Lehrcursus: 1) Donatus, 2) Doctrinale, 3) Symbolum apostolicum, 4) Septem Psalm. poenitent., 5) Uebung der Kirchengesänge. Alles auswendig zu lernen. Dann 6) Catonis disticha, 7) Ecloge Theoduli, 8) Regulae pueriles —) nicht weit über die Kloster-, Dom- und Stiftsschulen, die ihnen zum Muster dienten, hinauskamen, und in ihrer äußeren Verfassung vom Innungswesen der Städte, das auf sie übergetragen war, gedrückt wurden. Doch waren sie, besonders in ihren Schriftscholen, die ersten Emancipationsversuche der Schulen von der Herrschaft der Geistlichkeit und ihrer Unterrichtsfächer, wie die Universitäten, so sehr sie auch einerseits vom städtischen Innungswesen beherrscht und andrerseits ihre besten Kräfte von ritterlichen Abenteuern, d. i. von Kämpfen ohne Zweck und Ziel, aufgezehrt wurden, die ersten freien Sitze der Wissenschaft waren, an denen neben den scientiis, deren Vertreter die theologische, juristische und medizinische Facultät bildeten, Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Mathematik, Physik, Methaphysik und Moral vorgetragen wurden. — .

Die Stadtschulen hingen noch mit der Geistlichkeit zusammen und waren in ihrer Methode scholastisch. Die Universitäten repräsentirten Ritterthum und zunftmäßiges Bürgerthum in Einem und standen gleich beiden mit dem Einen Fuße noch tief im Mittelalter und seinem Formalismus. In der Versumpfung der Kirche, in der „Schändung des menschlichen Geistes" waren sie ein Nothschrei und Zeichen des Strebens, aus dem Alten herauszukommen: doch konnten sie sich geistig noch nicht emancipiren von der „geliebten und gehaßten" Vergangenheit. Da stieg das vom mittelalterlichen Christenthume verstoßene und verachtete Heidenthum zur Verjüngung der Menschheit aus dem Grabe empor. Die klassischen Alten lehrten zuerst wieder die Menschheit sich menschlich fühlen und vertraten die Schönheit und Geltung des Lebens gegenüber den Abstractionen des Scholasticismus und der Kirche. Mit der Wanderung in die antike Welt warf der Geist die bisher ihm angelegten Fesseln der Kirche und Scholastik ab, um sich auf das bereits vorbereitete und eingeleitete neue Princip, auf die Innerlichkeit des Geistes, zu stellen. Die Geistesdespotie des Mittelalters ward durch sie zuerst in Italien gebrochen. Hier begann schon im 14. Jahrhundert in

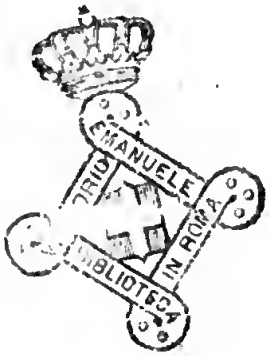
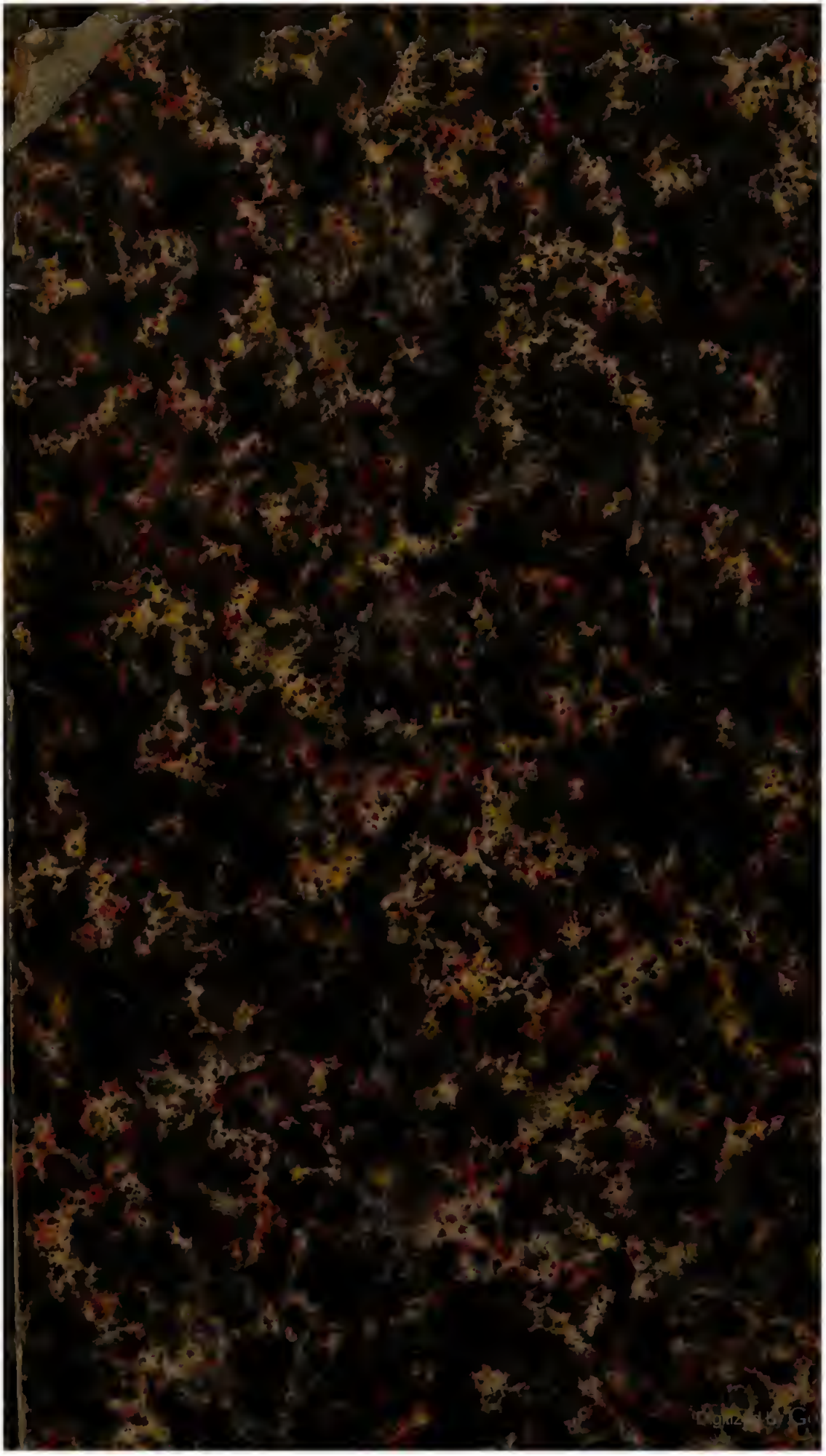
Petrarca und Boccaccio (während in Dante die mittelalterliche und klassische Bildung noch vereint waren) der Kampf der schönen antiken Welt mit der Scholastik des Mittelalters. Die Fürsten und Oberhäupter der freien Städte, das Haus der Mediceer, Collucio Salutati, der Kanzler von Florenz, Galeazzo Visconti, Herzog von Mailand ꝛc. waren Verehrer und Beförderer der klassischen Wissenschaft, und die bei dem Sturze Constantinopels flüchtig gewordenen Griechen fanden in Italien bereits einen empfänglichen Boden. Nun wurden die Fesseln zerrissen, welche Kirche und scholastische Philosophie der Wissenschaft angelegt hatten. Bei richtigem Verständniß der Alten ward das Auge zum wahrhaften Anschauen der göttlichen und menschlichen Dinge geöffnet. Der Geschmack ward geläutert durch Verbreitung antiker Muster. Oft aber wurde man auch im Enthusiasmus über das alte Neue und über die neuen Alten ungerecht gegen die älteren Generationen: man verkannte die Tiefe, die Wahrheitsliebe und die Berechtigung der Scholastiker und ergab sich, vom Zauber des Antiken umstrickt, dem Heidenthum. — Anders in Deutschland und in den Niederlanden, wo die Hieronymianer bereits gegen den Scholasticismus kämpften und das Volk mit der Bibel bekannt zu machen suchten. In Deutschland stellten sich die Humanisten nicht gegen die Religion, sondern in Dienst der Religion: für die Kirche verwendeten sie, was sie durch Auslegung der Griechen und Römer erworben hatten. Reuchlin brach mit seiner hebräischen Grammatik der alttestamentlichen, Erasmus mit seiner Ausgabe des neuen Testaments der neutestamentlichen Exegese Bahn. Durch dieses Quellenstudium wurden die Fundamente der scholastischen Theologie erschüttert, damit aber auch die Vertreter des Alten, die Theologi, auch Artisten geheißen, zum Kampf auf Leben und Tod gegen die Neuerer, die von ihnen Poeten, auch Juristen, genannt waren, aufgerufen. In die Schulen drang fortan die neue, die klassische Lehrweise; man suchte nach tüchtigen Lehrern und verständigen Lehrbüchern. Doch waren diese Lehrer noch selten, und die besten mußten selbst noch lernen und waren selbst nur Anfänger, die sich zum Theil noch, wie Hegius von Agricola, über Bedeutung griechischer und lateinischer Wörter und über Syntaktisches belehren lassen mußten, zum Theil Alles verachteten, was nicht im ciceronianischen Latein auftrat und einseitig in ihren Idealen befangen, selbst ihre Namen — Capnion, Sapidus, Brassicanus, Oekolampadius ꝛc. — in lateinische und griechische umtauften. Auch die Zeit des Wiederaufblühens klassischer Studien war noch eine Uebergangsperiode: sie bewegte sich in Extremen und schaute mit dem Einen Auge in die Vergangenheit, die sie nur

ſtatt „Scholaſtik“ „Alterthum“ nannte, indeß das andere vorwärts in die Zukunft blickte. Sie war eine Vorbereitung auf das große Werk der Reformation, denn durch die klaſſiſchen Studien wurde der gebildete Theil der Nation für Wiſſenſchaft und für Geiſtesfreiheit gewonnen. Dieſes ihr Verdienſt war aber auch ihre Grenze. Ihr Streben war nur auf das Erringen und Verbreiten einer gelehrten Bildung gerichtet; und wenn ſie ſogar hier nicht zum Abſchluß gelangte, ſondern Melanchthon erſt den gelehrten Schulen eine feſte Organiſation zu geben vermochte, ſo konnte ſie noch viel weniger in die allgemeine Erziehung des Volkes eingreifen. Die Anfänge des Volksunterrichts waren nur die Bemühungen einzelner Männer, wie Gerhards von Zütphen ꝛc.; von den Humaniſten ſelbſt ward nichts für Volkserziehung gethan, wie auch von ihnen die Mutterſprache nicht in ihre Rechte eingeſetzt war — das nothwendige Erforderniß, wenn von einer Volkserziehung die Rede ſein ſoll. Und neben dem nationalen Element fehlte auch das andere Moment einer wahrhaft allgemeinen, einer Volkserziehung. Das Chriſtenthum war den Schulen ganz abhanden gekommen. Ariſtoteles war an die Stelle von Chriſtus getreten. Erklärte doch zu Melanchthons Studienzeit ein Lizentiat zu Tübingen, daß man den eigentlichen Inhalt der Bücher des alten und neuen Teſtamentes, auch wenn dieſe Bücher ſämmtlich verloren gegangen, aus der Ethik des Ariſtoteles vollſtändig herſtellen könne. Schärfte doch Biſchof Johann VI. von Saalhauſen 1504 den Rectoren der Schulen und ihren Geſellen ausdrücklich ein, daß ſie in ihren Schulen die Bücher der heil. Schrift nicht erklären, ſondern ſich mit den Studien der freien Künſte beſchäftigen ſollten. Weder die Stadtſchulen noch die Univerſitäten und die Humaniſten hatten eine Regenerirung des geſammten Schulweſens zu ſchaffen vermocht. Die Schule war mit der Kirche und die Kirche mit der Schule gefallen und verfallen. Beide konnten nur im Verein von Neuem geboren werden, und dieſe Wiedergeburt konnte nur im volksthümlichen Element vor ſich gehen. Luther begann ſie in und mit ſeiner Reformation und mit ſeiner Bibelüberſetzung, die im Verein mit dem lutheriſchen Katechismus das Lehr- und Lernbuch der Volksſchule ward, — der Volksſchule, die auf die Bibel und auf das apoſtoliſche Bewußtſein gegründet wurde, daß die Aufgabe der chriſtlichen Pädagogik für beide Geſchlechter, für alle Stände und für alle Zeiten dieſelbe ſei. — Zu dieſer Entwicklung hatte neben dem klaſſiſchen Alterthum, das den Geiſt gewöhnte, eine abgeſchloſſene Welt objectiv und innerlich zugleich zu faſſen, die Myſtik beigetragen, welche die Einigung des Subjects mit Gott in der Liebe erſtrebte. Es hatte dazu

beigetragen die Anwendung des Schießpulvers auf den Krieg, wodurch das kriegerische Laienthum gebrochen ward. Es hatte beigetragen die Buchdruckerkunst, welche das gelehrte Laienthum aufhob, indem sie zwischen Gelehrte und Laien die Klasse der Gebildeten setzte und das Bewußtsein erzeugte, daß der Einzelne seine Bedeutung nicht mehr in der Abgeschlossenheit eines angebornen oder angenommenen Standes habe, sondern sie durch sich selbst darthun und bethätigen müsse. Es hatte dazu beigetragen vor Allem das erste Siegeszeichen des neuen, auf sich selbst sich stellenden Geistes, die Entdeckung der neuen Welt. Da konnte derselbe Geist des Selbstvertrauens und der Selbstbethätigung in und durch Luther das religiöse Laienthum brechen und damit auch der Erziehung ihr eigenstes und wahrstes Ziel vorzeichnen. —

Die vorreformatorische Erziehung hatte also das Ziel selbst noch nicht erreicht, das ihr mit und in der christlichen Geschichte gesteckt war. Wie die Geschichte von Christus bis zur Reformation im Allgemeinen und Großen die Aufgabe hatte und löste, die auf ihrer Bühne auftretenden romanischen und germanischen Völker durch die strenge Zucht der Kirche in die Sittlichkeit der christlichen Welt einzugewöhnen und durch vielfache Geistesexercitien ihren Verstand zu kräftigen, sowie die wilden Ranken, die das Geistesleben überwucherten, abzuschneiden, damit sie frei und vernünftig die Mannesthaten der Menschheitsgeschichte durchzuführen vermöchten: so hat auch die Erziehung der vorreformatorischen Zeit ihren historischen Werth in den Experimenten, die sie macht und mit denen sie der Zukunft einestheils zeigt, wie sie es nicht machen soll, andrerseits aber zugleich auf die Wege hindeutet, auf denen es dem Erziehungsziele zugeht. Ein Kind ihrer Zeit hat sie gleich dieser Zeit, vom Geistlichkeitsscheine geblendet, den wirklichen Menschen wie die wirkliche Welt noch nicht zu finden zu vermocht. Sie erfaßt den Menschen als Bürger einer übersinnlichen und nicht der erscheinenden, realen Welt. Sie kennt noch nicht die Natur im Menschen, noch den Menschen in der Natur: es fehlt ihr demnach noch die Einsicht in die Natur des menschlichen Seins und Werdens, der ganze leibende und lebende Mensch, wie die eine ganze Hälfte der Bildungsmittel für den menschlichen Geist, — die Natur und ihre Wissenschaft, die Naturwissenschaft. Aber dennoch hat sie zugleich viele und wahrhafte Elemente und Momente gesetzt, welche der Erziehung alle Zukunft dienen. Sie hat im Laufe ihrer Entwicklung alle die Anstalten geschaffen, in denen zum Ziele der Bildung emporgestiegen wird: Parochialschulen, lateinische Schulen, Universitäten. Sie hat wesentliche Unterrichtsobjecte in die

Erziehung hereingezogen und deren Werth erprobt: die Religion, die altklassischen und zum Theil auch (im Ritterthum) die modernen Sprachen. Und wenn sie zuerst auch nur den Geistlichen, nachher den Ritter als Object betrachtete und also eine Erziehung ad hoc war, so ist sie zuletzt doch beim einzig wahren Erziehungssubject, beim Menschen, angelangt. Es hat die vorreformatorische Erziehung wie diese Zeit überhaupt ihre Aufgabe erreicht, als sie die Romanen und Germanen durch deren Lehr- und Wanderjahre hindurch geführt und fähig gemacht hatte, dem Ziele der Humanität mit selbstbewußter Freiheit zuzusteuern.



V. E. 209115